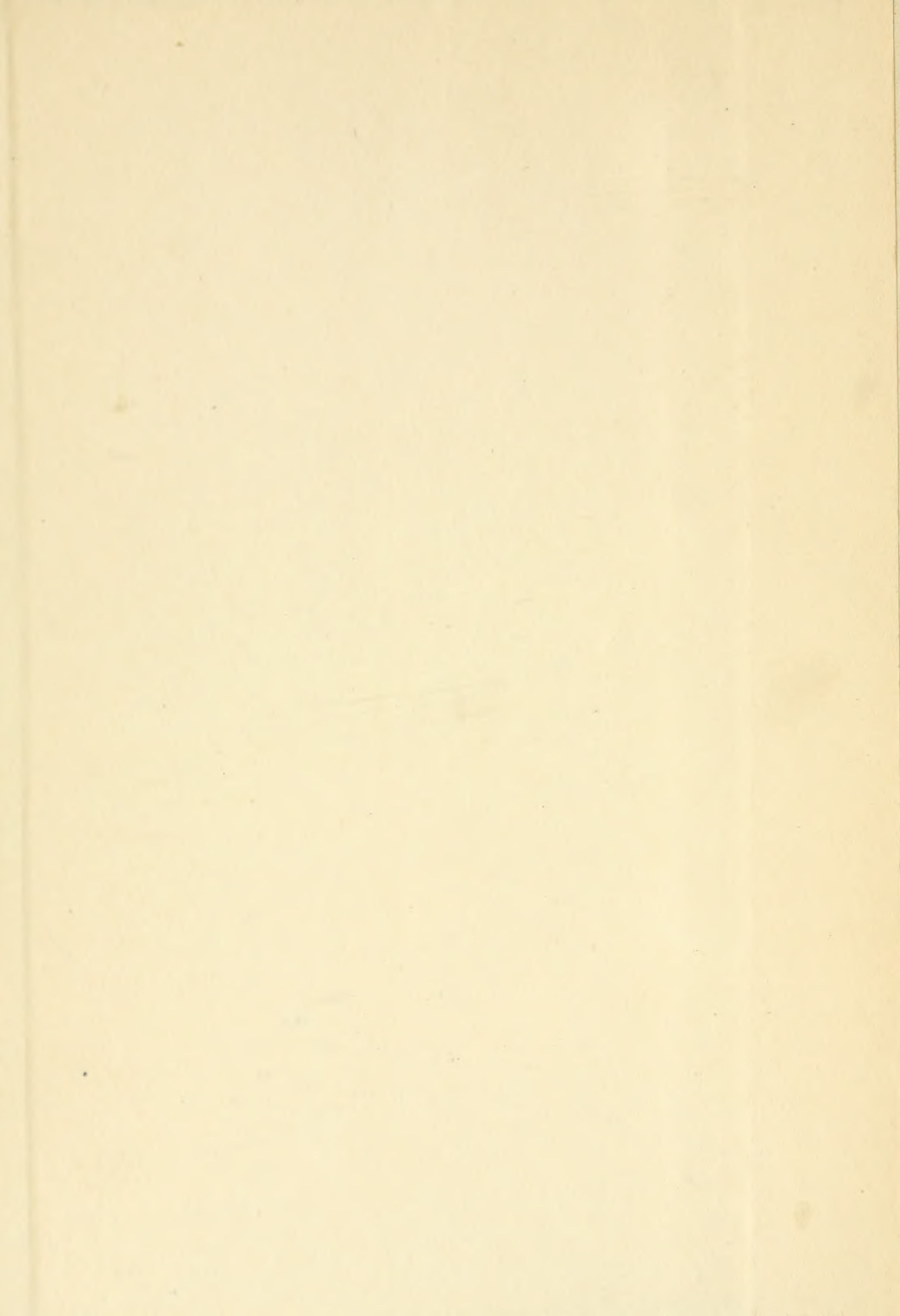
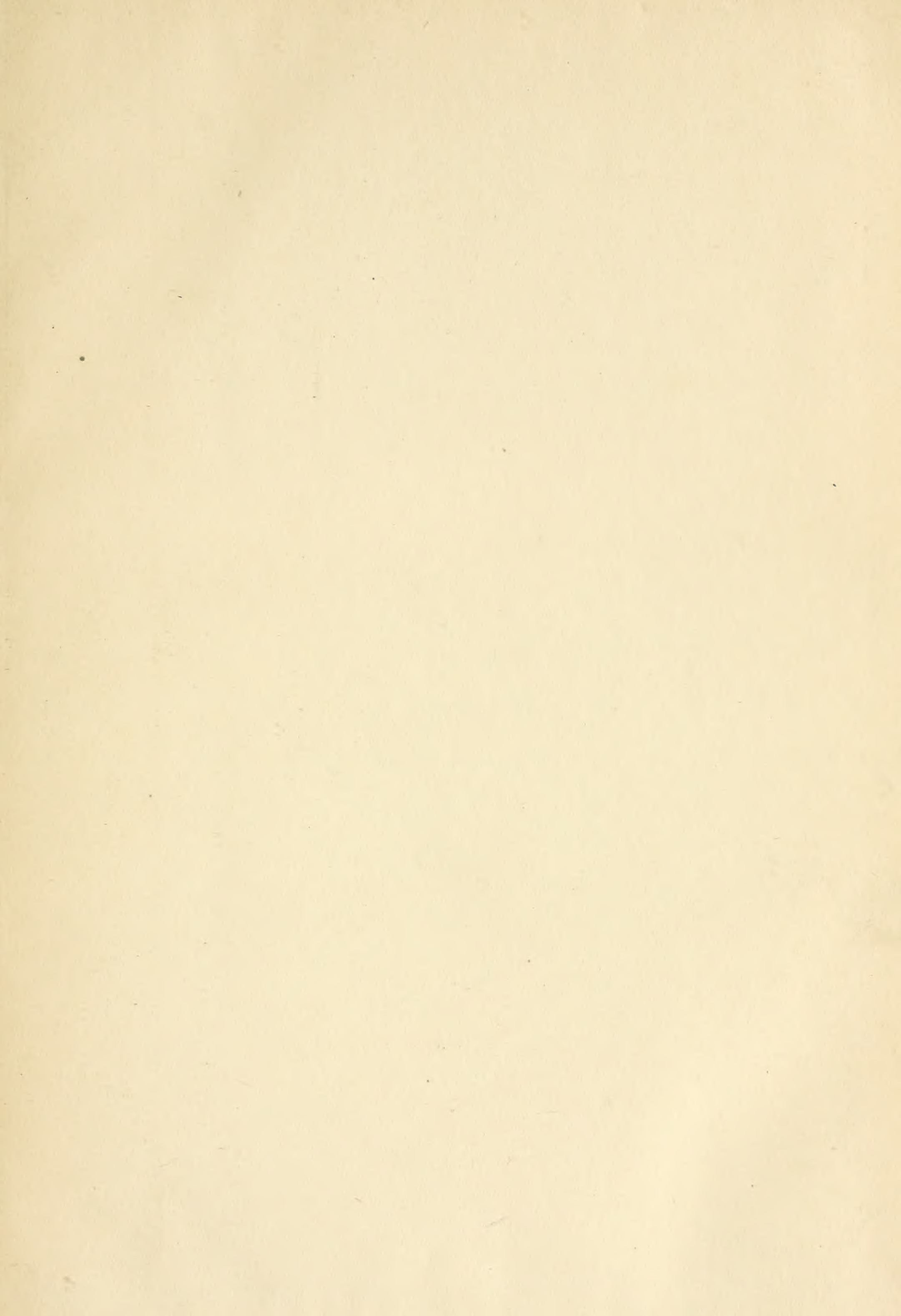
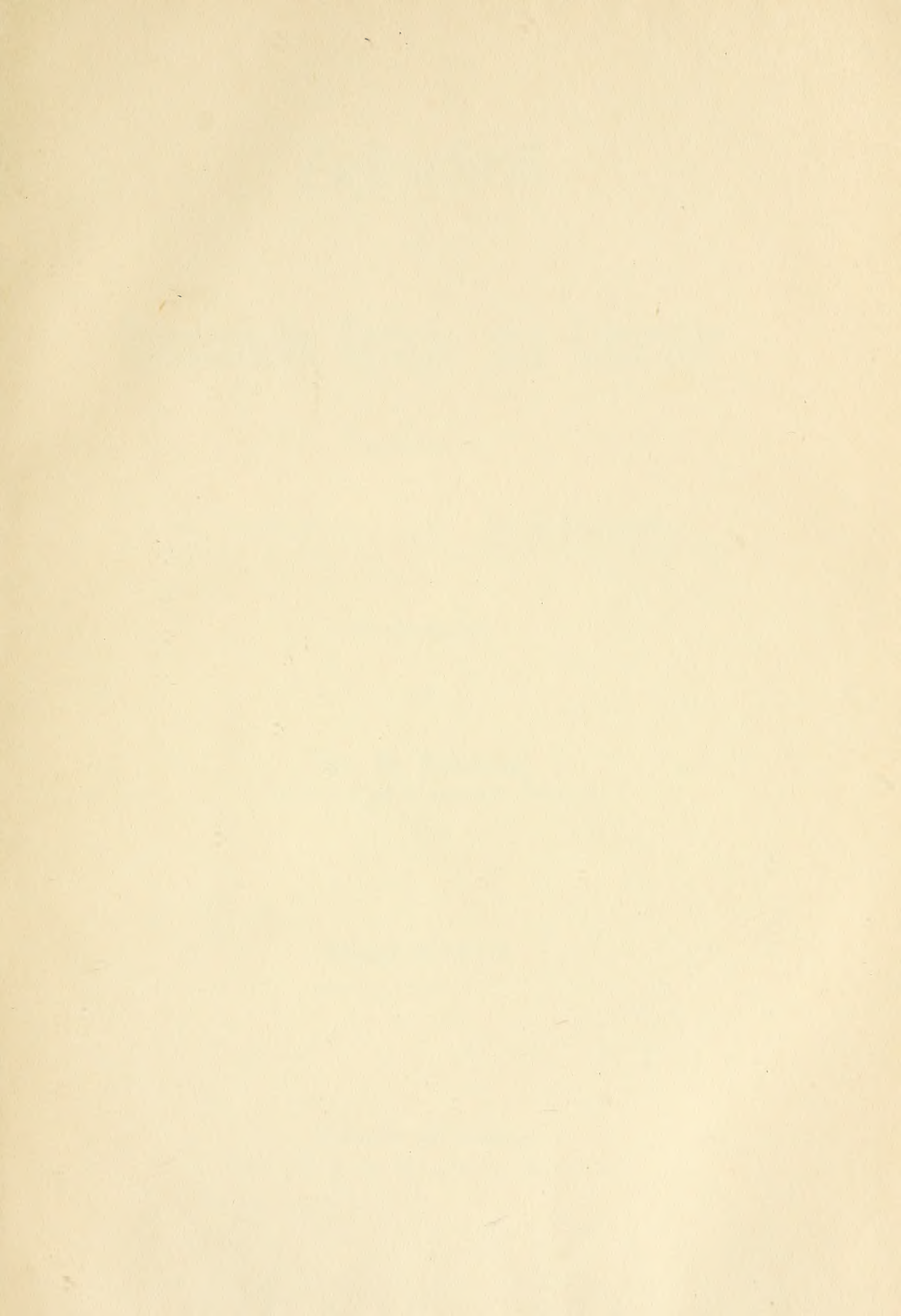










Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting
Professor a. d. Universität z. Kiel

und

Dr. E. Koschwitz
weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XXXVI.

Chemnitz und Leipzig.
Verlag von Wilhelm Gronau.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel — weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XXXVI.
Abhandlungen.

Chemnitz und Leipzig.
Verlag von Wilhelm Gronau.

INHALT.

Abhandlungen.



Sprachliche Untersuchung der französischen Werke John Gowers.[1]

Einleitung.

Mit Recht bemerkt Spieß in seinem Aufsatz: *Bisherige Ergebnisse und weitere Aufgaben der Gowerforschung*, Engl. Stud. 28, 161: „Gegenüber dem Eifer, mit dem sich die wissenschaftliche Forschung seit dem Aufblühen der Anglistik der sprachlichen und literarhistorischen Würdigung Chaucers gewidmet hat, ist sein Zeitgenosse und Freund John Gower bisher

[1]) Verzeichnis der häufig benutzten sprachlichen Abhandlungen und der Abkürzungen:

F. Apfelstedt, Lothringischer Psalter des 14. Jahrhunderts. Altfranz. Bibl. 4.

F. Auler, Der Dialekt der Provinzen Orléanais und Perche im 13. Jahrh. Diss., Bonn 1888.

R. Aust, Beiträge zur französischen Laut- und Formenlehre nach den Dichtungen des Guillaume de Machault, Eustache Deschamps und der Christine de Pisan, I. Der Vokalismus. Diss., Breslau 889.

D. Behrens, Zur Lautlehre der französischen Lehnwörter im Mittelenglischen. Franz. Stud. 5, Heft 2.

E. Burghardt, Über den Einfluß des Englischen auf das Anglonormannische. Studien zur engl. Philol., hrsg. von L. Morsbach, 24.

E. Busch, Laut- und Formenlehre der anglonorm. Sprache des 14. Jahrhunderts. Diss., Greifswald 1887.

B. Eggert, Entwickelung der normandischen Mundart im Département de la Manche und auf den Inseln Guernesey und Jersey. Zs. f. rom. Phil. 13, 353.

E. Goerlich, Der burgundische Dialekt im 13. und 14. Jahrh. Franz. Stud. 7, Heft 1. — *Die nordwestlichen Dialekte der Langue d'oïl. Bretagne, Anjou, Maine, Touraine.* Franz. Stud. 5, Heft 3. — *Die südwestlichen Dialekte der Langue d'oïl. Poitou, Aunis, Saintonge und Angoumois.* Franz. Stud. 3, Heft 2.

O. Knauer, Beiträge zur Kenntnis der französischen Sprache des 14. Jahrh.'s. Lemckes Jahrbuch: 8; 10; 12; 14.

J. Kraus, Beiträge zur Kenntnis der Mundart der nordöstlichen Champagne im 13. und 14. Jahrh. Diss., Gießen 1901.

A. Küppers, Über die Volkssprache des 13. Jahrh.'s in Calvados und Orne mit Hinzuziehung des heute dort gebräuchlichen Patois. Diss., Halle 1889.

nur recht stiefmütterlich bedacht worden." Aber auch die Romanisten haben Gower, bez. dessen französischen Werken noch lange nicht die gehörige Beachtung zuteil werden lassen. Hierauf macht schon 1886 Stengel in seiner Ausgabe der Balladen und des *Traité de mariage* Gowers aufmerksam, indem er sagt: „In den neueren Untersuchungen über anglonormannische Sprache und Verskunst ist Gower mit Stillschweigen übergangen, und doch dürfen seine anglonormannischen Verse nach diesen Seiten ein ebenso lebhaftes Interesse wie nach der literarischen beanspruchen." Jetzt, nach der Auffindung und Veröffentlichung des *Mirour de l'omme* durch Macaulay, ist eine eingehende Beschäftigung mit den nunmehr gesamten französischen Werken dieses Autors nur um so mehr zu wünschen.

In vorliegender Arbeit soll nun eine ausführliche Darstellung der Lautlehre der französischen Dichtungen Gowers gegeben werden.

Besonderer Wert ist in folgender Untersuchung darauf gelegt worden zu zeigen, welche Stellung des Dichters Sprache gegenüber dem gleichzeitigen Anglonormannisch und Continentalfranzösisch einnimmt; deshalb wurden die bei Gower vorkommenden lautlichen Erscheinungen beständig einerseits

G. Mann, Die Sprache Froissarts auf Grund seiner Gedichte. Zs. f. rom. Phil. 23.

E. Metzke, Der Dialekt von Ile de France im 13. und 14. Jahrh. Herrigs Archiv 64 und 65.

R. Röhr, Der Vokalismus des Francischen im 13. Jahrh. Diss., Halle 1888.

A. Schulze, Der Konsonantismus des Francischen im 13. Jahrh. Diss., Halle 1890.

A. Stimming, Der anglonormannische Boeve de Haumtone. Bibl. Normannica 7. Stimming hat in seiner vorzüglichen Arbeit zu den im Boeve vorkommenden lautlichen Erscheinungen außer den meisten von mir berücksichtigten anglonorm. Denkmälern noch die folgenden zum Vergleich herangezogen: *Adamsspiel*, *Adgarlegenden*, *Brandan*, *Cambridger Psalter*, *Computus*, *Katharinenlegende*, *Les Quatre Livres des Rois*, *Saint Laurent*, *Tristram* des Thomas, *Vie de Saint Gilles*, *La Vie de Saint Grégoire le Grand*, *Vie de Saint Thomas de Cantorbery*. Ich habe mich daher bei meiner Vergleichung der Sprache Gowers mit dem Anglonormannischen meist darauf beschränken können, auf Stimming zu verweisen.

M. Wilmotte, Etudes de dialectologie wallonne. Romania 17 (*Le dialecte Liégeois au XIIIe siècle*).

Gowers Werke wurden benutzt in der Ausgabe von

G. C. Macaulay, The complete works of John Gower, I. The French works. Oxford 1899.

Es bedeuten: D = Dedication, B = Ballade, T = Traité de mariage, ρ = Reim.

Bezüglich der angewandten diakritischen Zeichen sei bemerkt, daß ein unter einen einzelnen Vokal gesetztes Häkchen (˛) diesen als silbezählend kennzeichnet: Saųl (2silb.) neben Saul (1silb.).

mit denen anglonorm. Denkmäler des 14. und auch des 13. Jahrhunderts verglichen, andrerseits mit denen kontinentalfranzösischer Texte, und zwar nicht nur des Zentrums, sondern auch sämtlicher nördlichen Dialekte, sofern Untersuchungen aus dem 14. oder in Ermangelung solcher aus dem 13. Jahrhundert vorhanden waren. Ferner wurden zur Vergleichung die lautlichen Verhältnisse derjenigen festländischen Denkmäler herangezogen, deren sich Gower als Quellen zu seinen Werken bedient hat, und deren Französisch ihn daher beeinflußt haben oder für ihn vorbildlich gewesen sein konnte; in Betracht kamen hierbei vor allem der Roman de Troie von Benoît de Sainte More (vgl. Eichinger, *Die Trojasage als Stoffquelle für die Confessio Amantis*, Diss., München 1900) und der Roman de la Rose (s. Elfreda Fowler, *Une source française des poèmes de Gower*, Thèse, Paris 1905; die Verfasserin sucht in ihrer Arbeit nachzuweisen, daß Gower in seiner Abhandlung über die Tugenden und Laster im *Mirour de l'omme* und in der *Confessio Amantis* eine sich der *Somme le Roi* des Frère Laurent nähernde, uns aber unbekannte *Somme* als Quelle benutzt habe).

Das gleichzeitige Englisch hat nur wenig berücksichtigt werden können, da sich die englischen Einflüsse auf das Anglonorm. mehr auf syntaktischem als auf lautlichem Gebiet geltend machen; vgl. die Schrift Burghardts: *Über den Einfluß des Englischen auf das Anglonormannische* (Studien zur englischen Philologie, herausgegeb. von L. Morsbach 24.)

Über die einzige, sehr deutlich und wohl unter der Aufsicht Gowers geschriebene Hs. des *Mirour*, über die Hss. und Drucke der Balladen und des *Traité de mariage*, ferner über die Zeit der Abfassung aller dieser Dichtungen handelt in ausführlicher Weise Macaulay, Einleitung S. XXXIV ff.; zu vgl. ist hierzu Spieß, *Engl. Stud.* 28, 179. Hinzugefügt sei, daß sich für die Datierung der Balladen, die nach der Meinung der einen Gelehrten in der Jugend des Dichters entstanden sind (Warton, *History of English Poetry*, ed. 1871, III, 35; Wülker, *Gesch. der engl. Lit.*[2] I, 144), nach der anderer im Alter (Suchier, *Lit.-Gesch.* S. 245; Macaulay, Einleitung S. LXXII), aus einer Vergleichung der Sprache dieser Dichtungen mit der des *Mirour* keine wesentlichen Anhaltspunkte ergaben; auffällig war nur der häufige Gebrauch der anglon. Form *jeo* in den Balladen gegenüber der allein auftretenden Form *je* im Mirour. Es geht jedoch aus einem dem englischen Herausgeber Macaulay bei der Festsetzung der Entstehungszeit der Balladen entgangenen Artikel Koeppels: *Gowers franz. Balladen und Chaucer*, Engl. Stud. 20, 154 deutlich hervor, daß die Balladen aus Gowers Jugend stammen. Möglicherweise beziehen sich folgende Verse im Mirour, die auch Macaulay, Einl. S. LXXII anführt, auf diese und ähnliche Jugenddichtungen:

27337 *Jadis trestout m'abandonoie*
Au foldelit et veine joye,
Dont ma vesture desguisay
Et les fols ditz d'amours fesoie
Dont en chantant je carolloie;
aber: *Mais ore je m'aviseray*
Et tout cela je changeray....
Un autre chançon chanteray
Que jadys chanter ne soloie.

Ein Verzeichnis aller der Stellen, wo Macaulays Ausgabe der franz. Werke Gowers kritisiert ist, findet sich *Engl. Stud.* 32, 252 (Spieß); hierzu sei noch hingewiesen auf die Besprechung von Vising, *Krit. Jahresbericht der rom. Phil.*, hrsg. von Vollmöller, VI, I, 358 und auf einige Bemerkungen über Gowers Französisch in Visings Arbeit: *Franska språket i England* III in Göteborgs Högskolas Årsskrift 8, 16; s. auch Vising, *Krit. Jahresber. der rom. Phil.* VII, II, 195.

Vokalismus.

Lat. a.

1. Freies betontes *a* wird 1. *e* (in den meisten Fällen): 17 (= Vers 17 des *Mirour*) *enamouré*, 242 *degré*, 578 *porter*, 2148 *mere*, T (= *Traité*) 6, 2 *pere;* 2. *ee* (verhältnismäßig selten): 2467 *meer (mare)*, 5437 *ées (apis)*, 7869 *nees (nasum)*, 8702 *preetz*, 20594 *seel (sal);* vgl. ferner *-atum* > *-ée* (s. *a* 3). Die Schreibung *ee* soll nach Stimming (*Boeve* S. 175) den geschlossenen Laut des *e* andeuten; Stimming (S. 175) belegt sie für Boeve und eine Anzahl anglonormannischer (agn.) Denkmäler; im Continentalfranzös. findet sie sich nie; 3. *ie* (ziemlich häufig): 196, 1412 *piere (patrem)*, 206 *hiet*, 1451 *sciet*, 1494 *clief*, 7762 *mier (mare)*, 8182 *nief (navem)*, 18787 *pier*, 23108 *bier (baro);* vgl. noch *talem* > *tiel* (s. *a* 17, 3). Dieses *ie* steht sehr oft in agn. Texten, s. Stimming S. 176; Suchier (*Afr. Gram.* S. 23) gibt dafür eine Erklärung, zu der Stimming S. 176 zu vergleichen ist. Im Continentalfr. kommt *ie* „sporadisch auf dem ganzen nordfranzösischen Sprachgebiete vor" (Goerlich, *Burg. Dial.* S. 12); öfters jedoch begegnet *ie* auf dem Festlande nur in den aus *talem* und *qualem* entwickelten Formen. Belege zu *ie* bringen Goerlich (S. 12 aus nordwestlichen, S. 21 aus südwestlichen Texten der langue d'oïl, S. 12 aus burgundischen Denkmälern) und Metzke (65, 80 aus centralfr. Schriften); 4. *io*: 8964 *sciovont;* vgl. Burghardt S. 91. — Der aus betontem freien *a* entstandene Laut

ist stets ein geschlossener: ẹ; er reimt: 1. mit sich: 1774 *clere: appiere*, 7909 *souper : resouper : disner*, 8336 *acomparer : avaler;* 2. mit *ie*, bez. *e* aus freiem betonten *ĕ*: 2001 *compiere : derere*, 2369 *amiere : derere*, 2474 *amere : fiere*, 3452 *frere : fiere*, 23379 *mere : maniere*, 29184 *mere : misere*. Nach diesen unter 2 angeführten Beispielen könnte man glauben, ẹ vor Konsonant habe die moderne, offene Aussprache angenommen, vgl. Suchier, *Gram.* S. 24. Und in der Tat finden sich auf dem Festlande zur Zeit Gowers schon solche Reime. Zwar macht Metzke (64, 401) noch auf einige „Ausnahmen der von G. Paris aufgestellten Regel von der Trennung des *é* und *è* in den Reimen altfranz. Dichter" aufmerksam, indem er mehrere Beispiele aus den Dichtungen G.'s de Coincy, G.'s von Provins, Chast.'s de Coucy und aus dem Rom. de la Rose anführt und hierzu bemerkt: „Die meisten Ausnahmen von dieser Regel bilden Wörter gelehrter Abkunft mit betontem *ĕ* in offener Silbe, in denen also *ĕ* = *é* gesprochen wurde", aber Mann (S. 4) bezeugt für Froissart die offene Aussprache des ẹ vor *le*, *l*, *re* und in einem Falle vor *r;* ebenso kommt Aust (S. 19) zu dem Ergebnis, daß „in den männlichen und den weiblichen *e*-Reimen, in denen *e* vor kurzer oder langer Konsonanz steht, *e* (= lat. *a*) auf unzweifelhaft offenes *e* reimt." Daß Gower jedoch dieses *e* geschlossen sprach, und daß man daher annehmen muß, *ie* ist bei ihm zu ẹ vereinfacht worden (ein wichtiges Kriterium für das Agn.!), erhellt daraus, daß er wohl ẹ mit dem im Agn. geschlossenen *e (ie)* aus freiem betonten *ĕ* vor Konsonant wie auslautend bindet (vgl. noch 577 *fier : porter*, 1374 *amé : piée*, 18708 *charité : sée*, s. *ĕ* 1), daß er es aber aufs strengste von dem offenen *e (ę)* aus lat. gedecktem *ĕ* und ebenso von dem aus *a* + *ị* kontrahierten ę scheidet; den zu seiner Zeit im Continentalfr. aufkommenden Brauch, ẹ vor gesprochenem Konsonanten offen zu sprechen (s. o.), kennt er sicher nicht, und deshalb finden wir bei ihm auch keine Reime wie *tel : chatel* (Metzke 64, 401), *royel : bel* (Mann S. 4), *telle : belle*, *pere : plere* (Aust S. 19), *fer (ferrum) : veer* (Groeneveld, *Die älteste Bearbeitung der Griseldissage in Frankreich*, Stengels *Ausg. und Abh.* 79, XXIV).

Wegen *ie*, *e* aus *a* nach Palatal : ẹ, wegen *e* aus freiem betonten *ē* : ẹ, wegen *ue* aus fr. bet. *ŏ* : ẹ s. die betreffenden Vokale.

2. Die Endung *-atem* ergibt 1. *-é* (meistens): 1515 *enfermeté*, 2396 *dureté*, 4282 *malvoisté*, 8310 *Saunté;* 2. *-ée*: 2521 *enfermetée : sauntée : envenimé*, *ospitalité : refusé :* 6671 *parentée*, B (= Ballade) 17, 1 *durtée : loialté;* im Innern des Verses zählt dieses *-ée* stets nur eine Silbe: 3606 *nuetée*[c], 5392, 9958 *estée*[c]. Vor folgendem *s* steht *-és* und *-ées*: 1342 *vanités : occupiez*, B 42, 3 *mutabilitées : subtilitées : engendrez : brisetz* (Imperat). Zum Agn. s. Belege bei Busch S. 15; zum Continentalfr. vgl. *a* 3, a.

3. Die Endung *-atum*, *-atus*, das Part. Perf. Passivi der 1. schwachen Konjugation: *-atum (us)*, *-atam (as)*: a) *-atum* erscheint 1. als *-é*, das, wie im Agn. üblich, mit *-ée* reimt: 1012 *gré : degré : Les filles furont née*, *desfamée* : 2688 *gré*, 5822 *pré : sa pensée;* 2. als *-ée*: *hée*: 3767 *grée*, 7107 *grée : estée*, 7494 *blée : commandé*, B 7, 2 *le prée : sa pensée;* im Innern: B 9, 5 *bon grée^c*; vor flexivischem *s*: 11144 *bleedz : averetz*, 14527 *bledz*. Stets mit *-ée* begegnet: 5785 *dées : volentés*, B 42, 1 *dées : falsetés*, 14306 *au dée quarré*. Wegen *-é : -ée* im Agn. s. Suchier, *Auban* S. 5, Stimming S. L, Uhlemann, *Über die agn. Vie de Saint Auban*, Rom. Stud. 4, 564. Im Continentalfr. finden sich solche Schreibungen undBindungen nie. — b) *-ata* wird 1. *-ée*, das zu *-é* reimt (s. o.): 918 *costée : vin envessellé*, 4189 *espée : enfermeté*, 8416 *une année : faculté;* im Innern des Verses: 17522 *De la costée d'Adam*, 22136, B 3, 2 *renomée^c*, B 5, 3 *La destinée^c*, B 37, 2 *l'entrée^c;* 2. *-é*: 15125 *espé^c*, 22147 *Renomé^c*, T 10, 2 *pensé vileine; -atas* ergibt *-ées*: 28026 *costées : pensées : commencez; -éz*, *-és*: 3078 *pensés : volentés*, 7323 *contrés : doublez*, 9415 *pensés : travailez*, 28339 *journés : privez;* im Innern des Verses: 9849 *les entrées*, 17985 *les costés*, B 4, 1 *toutes autrez néez;* 3. *-eie* (selten): 2786, 4908, 11871 *espeie^c*, 14404 *penseie^c*, B 27, 4 *faie*: *esmaie* (vgl. neuengl. *fairy*); bei folg. *s*: 10117 *pareies (paratas) : pareies : veies : journeies : moneies*. Über diese agn. Texten eigentümliche Bildung s. Stimming S. 175; *-eie* ist in weiter Verbreitung auch im Continentalfr. anzutreffen; Goerlich belegt es (S. 10) für die nordwestl. Dial., (S. 18) für die südwestlichen, (S. 12) für den burgund. Dial., Apfelstedt (S. VIII) für den lothr. Psalter, Wilmotte (S. 554) fürs Wallonische; s. auch Meyer-Lübke, *Gram.* I, 203; doch ist zu bemerken, daß in all diesen Mundarten auch freies *a* zu *ei* wird, was bei Gower nie der Fall ist.

4. Die Imperfektendung der Verba der 1. Konjugation findet sich nur in der continentalfr. Form *-oie*: 4022 *amoye : soie : voie*, 29 *quidoit : sembleroit : doit*, 2271 *desdeignoit : oignoit.* Zum Agn. des 14. Jahrh.'s vgl. Busch S. 64, wo nur vereinzelt *-oue*, *-out* belegt ist; s. daselbst auch Angaben über andere agn. Texte, so über Auban, der wie Gower ebenfalls kein *-oue* aufweist.

5. Das Suffix *-abilem* wird stets *-able*, dies ist die in England wie im Centralfr. übliche Lautung; eine zu *-avle*, *-aule*, *-ole* entwickelte Form, wie sie im Norden und Nordosten Frankreichs vorkommt (s. Meyer-Lübke, *Gram.* I, 217), oder eine solche zu *-auble*, wie sie Goerlich (S. 31) fürs Burgundische und Wilmotte (S. 555) fürs Wallonische belegen, begegnet bei unserm Dichter nie: 1105 *nounstable : reprovable : abhominable : coupable : amiable :*

nounvaillable. Diabolum wird 136 *de̯able*, in der Inhaltsangabe *diable*, 217 *deble*.

6. Freies betontes *a* ist erhalten 1. in gelehrten Wörtern: 2236 *estat : prelat : elat : debat*, 3088 *primat*, 6882 *dissipat*; 2. in: 7449, 9354 *Car*; beruht auf Angleichung 3. in: 15722 *lave* (3. Pers. Sing. Praes. von *laver*) und in folgenden auch auf dem Festlande früh gebräuchlichen Verbalformen: 9298, 10383 *valt*, 15792 *vale*, 1542 *valont*, 851 *salt*; nach Palatal in: 1704 *chalt*, 7223 *chault* (vgl. hierzu Foerster, *Aiol* S. 444).

7. Gedecktes betontes *a* bleibt; in der Schrift steht 1. *a*: 889 *lass : pass : solas*, 2234 *abat : estat*; 2. *aa* in: 7313 *aas* (*assem*) *: fallas*, 24226 *ambesaas : tu as*. Für diese dem Agn. eigentümliche Schreibweise s. Belege bei Busch, S. 12 und bei Stürzinger, *Orthographica Gallica* (Altfranz. Bibl. 8, 40); aus normann. Urkunden bringt Küppers (S. 18) einige Beispiele.

8. *a* + *i*-Element erscheint inlautend 1. als *ai*: 85 *forsfait*, 275 *naistre*, 567 *attraire*, 949 *affaire*; 2. als *ei*: 2821 *Malveise*, 5347 *suffreite*, 13867 *eir*, 24714 *Meistre*; 3. als *oi* in: 4858 *voit* (neben 149 *vait*), 14783 *manoie*, 29003 *malvois*; 4. als *e*: 176 *plere*, 178 *affere*, 7027 *mestre*, 13816 *Pes*; 5. als *ee*, *ea*, *ae*: 2417, 2675 *fees* (*fascem*), 3069 *pees* (*pacem*), 1485, 8878 *peas*, 3879 *aese*, 5134, B 13, 1 *ease*, 15682 *desease*, 6329 *plee* neben 2961 *plait*, 10487 *fees* (*factum*). Vortonig: *ai* : 2568 *paisible*, 3806 *paiis* neben 3789 *païs*, 7627 *flairant*, 10876 *raisoun*; *ei*: 446 *eietz*, 3846 *abeissa*, 8816 *meisoun*, 9910 *meistrie*; *oi*: 22168 *Troian*; *e*: 267 *nescance*, 638 *tresoun*, 2051 *treter*, 4016 *serment*, 18869 *plerra*.

Zu diesen Schreibungen ist folgendes zu bemerken: Neben *ai* findet sich *e* ebenso oft, *ei* weniger häufig und *oi* sowie *ee*, *ea*, *ae* nur in den angeführten Wörtern. In den agn. Denkmälern herrscht bezüglich dieser Schreibungen fast das gleiche Verhältnis, s. Stimming S. 193. Ein für *ai* eintretendes *oi* (sehr selten bei Gower der Fall) begegnet auch in anderen agn. Texten, vgl. Busch S. 31 und Uhlemann S. 580, wo ebenfalls *palois* und *mauvois* belegt werden, zwei Wörter, die in dieser Form für das Agn. überhaupt charakteristisch sind, s. Goerlich, *Die beiden Bücher der Makkabäer*, Rom. Bibl. 2, XLIV. Was das Continentalfr. anbelangt, so ist hier *ei*, *e* für *ai* vor Konsonant ebenfalls ganz gewöhnlich, vgl. Auler S. 36, Metzke 65, 57, Mann S. 10; für *oi* sind die Belege nicht zahlreich, s. Auler S. 37, Mann S. 11, Goerlich, *Burg. Dial.* S. 37. Die Schreibung *ee* etc. für *ai* ist hier nicht anzutreffen. — Der Lautwert des *ai*, dessen vor Konsonant erfolgte Monophthongierung zu *e* die zahlreichen Schreibungen bezeugen, ist ę: dieses reimt: 1. mit ę aus lat. gedecktem ĕ: *terre : querre :* 175 *contrere : plere*, 18349 *tere* (*tacĕre*): *terre : faire*, 18723 *la pees : apres*, 29641 *nestre : flestre : mestre : terrestre*; 2. mit dem aus lat. gedecktem ē und ĭ entstandenen e, das im Agn. seit dem 12., im Continentalfr. seit dem 13. Jahrh.

eine offene Aussprache angenommen hatte (Suchier, *Gram.* S. 21): 16573 *frele : belle : ycelle*; 3. mit *ei*, *e* aus freiem vulgärlat. ẹ, das im Agn. zu *ai* wurde und dann vor Konsonant die gleiche Behandlung wie *ai* aus *a* + i̯ erfuhr, d. h. zu ę (*e*, *ei*, *ai* geschrieben) überging, s. Suchier, *Gram.* S. 49: 4467 *desfere : affere : terre : rere*, *estreite : deceite* : 6305 *contrefeite : souffreite : coveite.* Das oben erwähnte *malvois* reimt Vers 3795 mit *trois*, *Rois* und *palois* Vers 28241 ebenfalls mit *Rois.* Reime der letzten Art belegen Busch (S. 31) (z. B. *moy : ploy (placitum)*) und Stürzinger (*Orth. Gall.* S. 52) (so: *Gray : quoi*). Zum Continentalfr. sei bemerkt, daß auch hier, wo der Diphthong *oi* zu *oę* bez. ę (s. Auler S. 59: „also *oi* = *ei* = ę") geworden war, Bindungen von *ai* : *ai* aus fr. bet. ē vorkommen, s. Auler S. 56 (*soi (se) : soi (sai)*), Metzke 65, 65 (*moi : esmai*, *poire : faire*), Mann S. 11 (*esmoi : moi* neben *esmay : may*); 4. mit ẹ in dem Worte *remes* (vlt. *remasu)*: 10321 *pes : remes*, 10482 *malves : engres : remes.* Diese beiden Reime sind als Ausnahmen anzusehen, wie sie sich im Agn. zuweilen finden, vgl. Stimming S. LIV.

9. *a* + i̯, *a* + i̯ + *e* im Auslaut werden, abgesehen von einer Ausnahme, stets diphthongisch geschrieben; sie reimen außer mit sich selbst mit *ai* aus freiem betonten lat. ē: 387 *vengeray : tuerai : say : essay*, 853 *dirray : array : maii* (man beachte die zwei *i*), 1237 *gay : array : esmay : suhgenay : maii : essay*, B 10, 4 *esjoierai : viverai : ai*, B 36, 1 *Maii : Papegai : assai : Nai*, T 10, 1 *Menelai : gai : wai*; B 27, 3 *manaie : attraie : allaie.* Einmal tritt *oie* für *aie* ein: *joye* : 744 *menoie.* Wir haben hier eine agn. Eigentümlichkeit, auslautendes *ai* und *aie* nicht zu monophthongieren, vor uns, vgl. Stimming S. VIII und S. 193. Im Continentalfr. ist im Gegensatz zum Agn. und zu Gower *ai* im Auslaut monophthongiert worden, regelmäßig zu ẹ in der Verbalendung *ai.* Meyer-Lübke, Gram. I, 208; Auler (S. 36), Foerster (*Chevalier as deus espees*, Halle 1877, S. XXXV) und Aust (S. 20) bringen hierfür zahlreiche Beispiele), sonst zu ę (s. Belege bei Mann S. 11). Zweifel betreffs der diphthongischen Aussprache des *ai* bei Gower könnte der einmal vorkommende Reim T 10, 3 *Mai : plai* neben *forsfait* : 2961 *plait* erregen. *Ai* für auslautendes, unbetontes *e* findet sich in dem Eigennamen T XIII, 1 *Sarrei* neben 11432, 17423 *Sarre.* Stets mit *ée* geschrieben und im Reim nur mit ẹ gebunden begegnet das Substantiv *hée* und die einmal zu belegende Verbalform *je hée*: 3766 *en hée : grée*, 4002 *en hée : pecché*, *trové* : 4404 *en hée*, B 17,3 *parlée : jeo hee.* Daß für Gower auslautendes *ai* und ẹ verschiedene Laute sind, geht aus B 17 hervor, wo beide im Reim geschieden werden: *durtée—blamerai—loialté—serviray : ai—eslongé—escuseray—doné.*

10. Für *ai* steht zuweilen *a*: B 26, 1 *fare*, B 47, 1 *falsera* (1. Pers.): *amera* (3. Pers.). Stimming (S. 195) gibt ähnliche Beispiele aus agn. Denkmälern. Auf dem Continent be-

legen diesen Lautvorgang Goerlich (S. 24) für den burgundischen Dialekt, Apfelstedt (S. XXIX) für den lothring. Psalter, Wilmotte (S. 555) fürs Wallonische und Foerster (S. XXXIII) für den *Cheval.*; der zuletzt genannte bringt weitere Literatur.

11. Das Suffix *-arium*, *-aria* ergibt 1. *-aire* (gelehrt) = *ęre*: *attraire :* 570 *adversaire : plaire*, 673 *necessaire : repaire : contraire : secretaire : affaire : retraire*, 12517 *essamplaire : maire*; *-ere:* 23065 *debonnere : guerre : surquere : contrere : affere : requere.* Zum Continentalfr. sei bemerkt, daß Mann (S. 11) für Froissart in dieser Endung noch *ai* (nicht *ę*) annimmt, da *aire* nie mit *-ęre* gebunden werde; s. indessen bei Auler S. 38: *doaire : viaire : mere : faire*; 2. *-er*, *-ęre*: 295 *tresorer : chamberer : boteller : mestier*, 1770 *manere : derere*, 1783 *destrer : parler*, 2537 *chivaler : porter*, *celer* (*celare*) *:* 7814 *celer* (*cellarium*), 8162 *rivere : guidere : maniere : compiere*; *-ier*, *-iere*: *conter :* 35 *plenier*, 193 *maniere : primere : piere (patrem)*, 884 *millier : redouter : sentier*, 1993 *maniere : liere (latro)*, 5175 *litiere : oreillere : chiere : clochiere : priere : frere.* Auch hier zeigt sich wieder die agn. Eigentümlichkeit *ie* in der Aussprache zu *ẹ* werden zu lassen; 3. *-ari* nur in 28730 *Calvarie*: das im Agn. gebräuchliche *-ari* (s. Busch S. 30) ist also aus Gowers Sprache ganz geschwunden. Zum Agn. und Continentalfr. vgl. die zahlreichen Literaturangaben bei Uhlemann, *Auban* S. 567.

12. *a + cca*, *a + pį* wird fast stets zu *ach:* B 25, 2 *sache;* vort.: 383 *sachiez*, B 7, 1 *sachetz*, 3448 *vacherie;* wegen 9020 *sace* s. *p* 4. In einem Worte wechselt *ach* mit *ech* 15723 *tache*, 9255 *tachous*, aber 2717 *teche*, 13135 *tecche*, 8344 *entecché : pecché*, 9254 *techelée; teche* belegt Vising (*Etude sur le dialecte anglonormand du XIIe siècle*, Diss., Upsala 1882, S. 91) für Gaimar, Moisy (*Glossaire Anglo-Normand*, Paris 1895, S. 950) für Benoît. Beachtenswert ist, daß bei Gower keine einzige von den auf dem Continente überaus häufig vorkommenden Formen wie *taiche*, *saiche* anzutreffen ist, vgl. Auler S. 33, Metzke 65, 59, Aust S. 14.

13. Das Suffix *-aticum* entwickelt sich durchgängig zu *-age*: *rage:* 278 *lignage: salvage: putage: menage: oultrage*, 1647 *age: corage: sage*, 26031 *tavernage: mariage: visage: sage: ymage: voisinage.* Die in continentalfr. Texten oft begegnende Form *-aige* findet sich nie; vgl. die zahlreichen Belege bei Auler S. 34, Metzke 65, 59, Foerster, *Chevalier* S. XXXIII, Mann S. 2, Aust S. 11, Apfelstedt S. XIII, Goerlich, *Burg. Dial.* S. 29, Wilmotte S. 555, Goerlich, *Nordwestl. Dial.* S. 19, Eggert S. 376. Im Agn. steht *-aige* nach Busch (S. 11) nur in Urkunden (die man ja in gutem Französisch abzufassen sich bemüht) und zwar seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrh.'s. Gower befindet sich also auch hier ganz auf dem Boden des heimatlichen Französisch.

14. Die Endung *-ationem* erscheint 1. als *-eison*, *-eson* : 2972 *disputeisoun*, 4693 *troubleisoun*, 6359 *destourbeisoun*, 8645 *assembleisoun*, 16735 *aresteisoun*, B 21, 2 *veneisoun*, T 12, 3 *vengeisoun;* 2791 *enchesoun*, 25948 *enchesonant*, 10372 *captivesoun*. Diese Formen kommen sowohl im Agn. wie im Continentalfr. vor; 2. als *-isoun*: 2721 *comparisoun* (neuengl. *comparison*), 10208 *orisouns*. Belege hierzu bringen fürs Agn. Busch (S. 29), fürs Altengl. Behrens (S. 132), fürs Continentalfr. Knauer (8, 403), Foerster (*Chev.* S. XXXIX), Wilmotte (S. 557), Goerlich (*Burg. Dial.* S. 40); 3. als *-acioun* (gelehrt): 687 *contemplacioun: tribulacioun: Temptacioun: collacioun: delectacioun: elacioun*, 1670 *abhominacioun: dampnacioun: elacioun: reclamacioun: Ymaginacioun.*

15. Palatal + *a* ergibt 1. *ie:* 247, 460 *chiere*, 4509 *coroucié*, 5218 *touchiés*, 9914 *congié;* 2. *e*, in den meisten Fällen: 291 *enginer*, 1214 *travailler*, 1414, 11764 *chere*, 1514 *acompaigner*, 10348 *congé*, 10543 *pité*, 20140 *affaitez;* 3. *ée*: *Jolietée:* 14706 *malvoistée*, B 17, 4 *pitée: recomandé;* wegen der Schreibung *ée* s. *a* 1, 2. — Der in Rede stehende Laut wird mit *ie (e)* aus fr. bet. *ĕ* und *ẹ* aus fr. bet. *a* gebunden; er ist also *ẹ*: 16 *Pecché: enamouré*, 27 *deliter : terminer*, 327 *aider : entrejurer*, *destinés:* 3083 *eshalciez*, 4393 *amisté: maluré*, 4887 *pité: celé*, 5341 *coroucié: pecché : piée : osée : degré : tendreté.*

Belege fürs Agn. sind nicht nötig, da hier die Vereinfachung des *ie* zu *ẹ* die Regel ist. Auch im Continentalfr. begegnet ja zu unseres Dichters Zeit schon öfters *e* für *ie*, vgl. Auler S. 29, Metzke 65, 70, Aust S. 7, Knauer 8, 396 und Mann (S. 12), der jedoch *e* neben *ie* nur in *pité*, *amisté* (s. Suchier, *Gram.* S. 45) belegen kann, sonst ist bei Froissart „in der Verbalflexion und hinter *ch* und *g e* für *ie* noch nicht eingedrungen."

16. Palatal + *ata* wird 1. *-ée*, das auf *é* reimt: *controvée :* 14 *ma ditée : Pecché;* 915 *chivalché* (Part. Perf. Fem.): *costée : vin envesselé;* 2. *-íe*: 9819 *mesnie: envaïe*, dass. Wort 13465 *ϱ*, 25010 *ϱ*; 18553 *baillie*: *tresorie*, dass. Wort 26992 *ϱ*. — Bei Gower finden wir wie im Agn. meist *-ée; -íe* nur in den genannten Substantiven. Auch das Centralfr. kennt in den Part. Perf. Pass. der Verben der 1. schw. Konj. nur *-iée*, *-ée* (Metzke 65, 70); der Rosenroman weist sowohl *-iée* wie *-íe* Formen auf (Auler S. 29); bei Froissart wird *-iée* ausnahmslos zu *-íe* (Mann S. 11); ferner haben wir *-íe* im „Osten, Nordosten bis in die Normandie" (Meyer-Lübke, *Gram.* I, 227; s. noch die Belege für *-íe* bei Foerster, *Chev.* S. XXXVII, Groeneveld, *Griseldissage* S. XXIV und XXXI, Aust S. 9, Wilmotte S. 556, wo weitere Literatur, Goerlich, *Burg. Dial.* S. 16, Apfelstedt S. XI.

17. Freies *a* + *l* bleibt 1. *al*: 147 *mortal*: *especial parigal : origenal : causal : mal*, 709 *espirital : superflual : aval : ostal : cordial : natural*, 8569 *causal : infernal : mortal : especial :*

val: origenal. Malum ergibt stets *mal: chival:* 2847 *mal: mortal: desloyal: journal, metall:* 25528 *mal.* S. zum Agn. gleiche Bsp. bei Busch S. 17, zum Continentalfr. bei Stock, *Phonetik des Roman de Troie und der Chronique des ducs de Normandie*, Rom. Stud. 3, 445, Auler S. 31, Mann S. 4 („überwiegend *al*" wie bei Gower); wird 2. *el*: 178 *naturel*, 3914 *hostell*, 4057 *tele*, 9293 *telle;* Reime s. u.; *el* findet sich sowohl im Agn. (vgl. Busch S. 17) wie im Continentalfr. (s. Auler S. 31, Mann S. 4; im Centralfr. scheint es die herrschende Form zu sein, vgl. Metzke 64, 400 und besonders Röhr S. 19); 3. *iel*: 162 *mortiele*, 681 *tiel*, 7375 *temporiele*, 8633 *tielles*, 9369 *tieles; iel*, ziemlich häufig in unserm Texte auftretend, ist eine hauptsächlich dem Agn. eigentümliche Schreibweise, vgl. *a* 1, 3. Der Lautwert dieses *e*, bezw. *ie* ist *ẹ*, denn es reimt außer mit sich: a) mit *ie*, *e* aus fr. bet. *ĕ*, für das wir eine geschlossene Aussprache annehmen mußten: 14547 *celestiel: mortiel: ciel: temporiel: espiritiel*, 18493 *mortiel: tiel: ciel: droituriel: quiel: naturiel.* Zum Agn. vgl. Stimming S. IX, Busch S. 17; b) nur in einigen wenigen Fällen mit *ę* aus gedecktem *ĕ* und *ē*: *appell: oisel:* 5044 *cruel* (aus **crudalis*, vgl. 3800 *crualtés*)*: naturel: charnel: fel* (germ. **fillo*), *fardell: sachell: flaiell:* 9833 *catell (capitale): chastell: novell.* Reime dieser Art, in denen *ẹ* mit *ę* gebunden wird, sind für das Agn., das beide *e* streng auseinanderhält, incorrect und nur vereinzelt wie in unserem Autor anzutreffen; Stimming (S. LIV) hat solche Ausnahmefälle zusammengestellt; besonders hinzuweisen ist auf Suchier, *Gram.* S. 25, wonach „*ẹ* vor *l* im Agn. zur offenen Aussprache hinneigt." Vom altfranz. Standpunkt aus sind diese Bindungen auch fürs Continentalfr. nicht zu billigen, doch finden sie sich zu Gowers Zeit, zu der, wie schon erwähnt, *ẹ* vor Kons. eine offene Aussprache anzunehmen begonnen hatte, nicht selten, und ich glaube deshalb, daß, während man auf dem Festlande schon *ę* sprach, man im Agn. an *ẹ* weiterhin festhielt; zum Continentalfr. s. *a* 1; c) mit *oe* = *oẹ́* gesprochen = *oi*, vgl. *ŏ* 3, in: 3733 *mortiel: Michel: oel (oculum): fraternel: viel: perpetuel;* dieser Reim ist daher auch als Ausnahme zu betrachten; 4. *eu*, *ieu*: 202, 359, 556 *tieu*, 7942 *itieu*, 619, 8540 *queu.* Wegen der Vokalisierung des auslautenden *l* s. *l* 5. Gleiche Formen führen aus agn. Texten an Busch (S. 16) und vor allem Stürzinger (*Orth. Gall.* S. 39 und S. 50). Reime fehlen.

18. Freies *a* + *l* + *s* ergibt 1. *als*, das mit gedecktem *a* + *l* + *s* sowie mit *als* aus *a* + *l̯i* + *s* und *ē* + *l̯i* + *s* gereimt wird: *fals: sauls: travals:* 8 *desloials: mals: consals*, 63 *principals: infernalx: mals: travals: desloyals: consals*, 627 *governals: desloyals: mals: fals: infernals: journals*, 6121 *universals: temporals: espiritals: mortals: animals: ribalds: vassals*, 27109 *governals: animals: parigals: mortals: mals: celestials.* Fürs Agn.

belegen *als* Vising (*Le dial. agn. du XIIe siècle* S. 67), Uhlemann, (*Auban*, S. 593), Busch (S. 17 nur *als*, aber *al*, *el*). Zum Continentalfr. s. u. 2.; 2. *els*, *ieux*: 9533 *charnels*, 4615 *tieus*, 20303 *tiels*, 9261 *Queux*, 14129 *queux*, sonst nur in: *cieux* : 62 *espiritieux: mortieux: celestieux: lieux: dieux*, *dieux:* 5018 *crueux: cheeuz: feruz: batuz: us.* Im Agn. scheint *els*, *eus* (abgesehen von *teus*, *queus*) wie bei Gower nicht häufig vorzukommen. Unser Dichter hat meist *als*; dies ist für seine Stellung zum Continentalfr. sehr beachtenswert, denn in den von mir zur Vergleichung herangezogenen lautlichen Untersuchungen finde ich fast ausschließlich *(i)eux*, auch *és;* öfters belegen *als* nur Mann (S. 4) und Goerlich (*Nordw. Dial.* S. 16). — Gereimt wird dieses *(i)eux* aus $a + l + s$ mit dem gleichen aus $\breve{e} + l + s$, $\breve{o}cu + s$, $\breve{e} + u + s$, $\bar{u} + s$ entstandenen Laut (s. o.). Im Continentalfr. werden ja dieselben Gruppen mit Ausschluß von $\bar{u} + s$ mit einander gebunden; der ihnen hier zu Grunde liegende einheitliche Laut ist *ö*. Da bei Gower noch $\bar{u} + s$ hinzukommt, muß dieses entweder wie *eux* geklungen oder alle jene Gruppen müssen sich zu $\bar{u}$ entwickelt haben; letzteres ist aber, wenn wir $\bar{u} = ü$ ansetzen, ganz unmöglich und auch nirgends anzutreffen; da ferner unser Dichter $\bar{u}$ sicher nicht wie *ou* sprach (s. $\bar{u}$ 1), so bleibt nur die erste Möglichkeit: $\bar{u}$ klang wie *eux*, und dieses kann nur wie *ö* gelautet haben. Welcher Art dieser *ö*-Laut war, werden wir bei $\bar{u}$ sehen, wo ich weitere Stützen für meine Annahme bringe. Fürs Agn. verweise ich hier nur auf Uhlemann (S. 587), der zu Auban bemerkt, daß in diesem die Wörter „auf *eus* = *-al-s* wie *ueus* 1466, *leus (= legalis)* 1471, *teus (= talis)* 1472 usw. mit Worten auf $-\breve{e}l + s$ wie *cels (= *caelos)* 1482 mit ursprünglichem *eu* in *Deus* 1473 reimen.“ Zum Continentalfr. s. Auler S. 32 *(tieux : diex)* und S. 34 *(diex: tiex : espiritiex : mortiex)*, Metzke 65, 80 *(tieulx : cieulx)*, Mann S. 16 *(tels : auctorités)*.

19. Gedecktes $a + l$ erscheint 1. als *au*: 247 *autre*, 10293 *sauf*, 26036 *jaune*, T 10, 1 *haut*: *l* ist also vokalisiert; 2. als *aul*: 949 *hault*, 2128 *saulf*, 7565 *aultre*, 11294 *Ribauld*. Vortonig: *au*: 2126 *faucon*, 4953 *autier*, 5227 *chaucier*, 8411 *aumosniers*; *aul*: 1227 *chaulçure*, 6317 *faulsine*, 20386 *aultier; al*: 15423 *Almosne*, 20442 *altier*, B 6, 2 *haltesse.* — Geschwunden ist *l* in 949 *as (= a les)*, 18988 *chivacher*, 2714 *ascuny*, 25562 *ascunefois*, B 19, 2 *ascunement* neben 485 *aucunement*, 504 *aucune.* Belege für diese im Agn. nicht seltene Erscheinung des Schwundes eines *l* s. bei Stimming S. 211. Zahlreiche Beispiele fürs Burgundische bringt Goerlich (S. 102, wo weitere Literatur).

20. $a + l\underset{\circ}{i}$, $a + \underset{\circ}{i} + l$ entwickelt sich zu *aill*, *ail* und reimt mit $\bar{e} + l\underset{\circ}{i}$, das „im späteren Agn. wie *ei*, *l*, *ai*, *l* lautet“ (Suchier, *Gram.* S. 21): *oraille: consaille: repparaille:* 557 *faille: defaille: resaille*, 1467 *contrevaile: faile: bataile: consaile: divinaille*, 8365

vitaille: taille: mervaille: vaille: faille: entraile, 15637 *semaille: vaille: maile: baille: myaille: vitaille.* Vortonig: 371 *faillir*, 4456 *aillours*, 11881 *vaillable*, T 11, 1 *bataillous:* 13567 *vailable*, B 40, 2 *ailours*, T 16, 1 *vailantz.* Wie schon oben angedeutet, ist in allen diesen Wörtern Verlust der Mouillierung oder vielmehr Auflösung des *l'* in *il* anzunehmen, vgl. Stimming S. 212 und Busch S. 30, wo aus agn. Texten des 14. Jahrh.'s viele gleiche Reime zu finden sind. *Aill: eill* belegen fürs Continentalfr. Metzke (65, 62), Aust (S. 10), Goerlich (*Burg. Dial.* S. 35).

21. *a + l̯i + s* wird *als*, *auls*, das mit dem gleichen Laut aus *ē + l̯i + s* (s. vlt. *ẹ* 9) und *a + l + s* (s. *a* 18) reimt: *tals : sauls :* 7 *travauls : desloiauls : mals : consals, loyals :* 10694 *travals : principals.* Beispiele für *als* im Agn. bringt Harseim (*Vokalismus und Konsonantismus im Oxforder Psalter*, Rom. Stud. 4, 278), im Continentalfr. Auler (S. 40), Mann (S. 15).

22. Freies *a* vor Nasal ergibt *ain*, *ein*, das mit *ain* aus fr. bet. *ē* + Nas., *a + n̯i*, *ē + n̯i* reimt: 603 *haltaines: paines: acompaines: compaines: restraines: certaines*, 711 *main: darrein: capitein: mondein: soulein: humein*, 1311 *haltein: mein: vein: certein: vilein: desdeign, chamberleine: pleine: pleigne: procheine:* 4632 *seine, compains:* 6194 *germains: bargains: gains: mains: prochains*, 8367 *lendemein: mein: vilein: certein: desdein: plein.* Im Agn. finden sich die gleichen Schreibungen und Reime wie bei Gower, s. Stimming S. 196, Busch S. 48. Wegen *n: n'* s. *a* 24. Auch im Continentalfr. werden *ain* und *ein* miteinander gereimt, vgl. Auler S. 30, Metzke 65, 61, Mann S. 14.

a statt *ai* begegnet in: 1842 *pupplican*, 5801 *amont (amant).* Belege zu dieser Erscheinung, die vereinzelt in agn. Denkmälern anzutreffen ist, s. bei Stimming S. 197. Im Continentalfr. kommen analoge Formen vor im Rom. de la Rose (*clament*, *ament* Auler S. 30), zuweilen auch in centralfr. Texten (Metzke 65, 61) und im Burg. (Goerlich S. 18).

23. Die Endung *-i̯anum* wird fast stets *i̯en*, das mit gedecktem *e* vor Nasal reimt: 4729 *ancien*, 5364, 10344 *cristi̯en*, 11020 *Babiloni̯ens: Assiri̯ens: dolentz: temps*, 12269 *Egipci̯ens*, 16717 *Quintili̯ens*, aber 14502 *meene (mediana);* erwähnt sei noch: 12225 *terrene* neben 7472 *terri̯ene.* Nach Busch (S. 16) ergibt obige Endung im Agn. des 14. Jahrh.'s ebenfalls *ien*, werde jedoch nur mit *e* (frz. *ie*) + *n* gereimt. Merkwürdiger Weise sind auf dem Festlande gleiche Reime wie bei Gower anzutreffen, so belegt Vollmöller (S. XXXII) aus dem Münchener Brut: *Troiens : tens* und verweist auf andere derartige Beispiele bei Benoit und in der Voyage de Charl.; vgl. auch Aust S. 24 (*temps: physiciens*) u. S. 38.

24. *a* + *n* + *i̯* erscheint als *aign*, *eign*, *ain*, *ein*; es reimt mit *ē* + *ni̯* und fr. *a* und *ē* + *n*; s. *a* 22: *humaine:* 370 *acompaigne: estraine*, *meine: humeine: estreine: capitaine:* 766 *pleigne: demeine*, *demeine: chamberleine: pleine (plena):* 4625 *pleigne: procheine: seine*, *demeine (mĭnat): peine:* 8791 *compleine: estreine: enseigne: certeine*, 13287 *gaign: pain: certain: soulain; restreindre:* 23202 *pleindre: greindre: feindre: meindre*, 29103 *compleignte: meinte: teinte: destreinte: seinte: enceinte.* Vortonig: 4716 *acompaigner*, 11904 *greigneur*, 25152 *gaigné*.

Alle die erwähnten Schreibungen sind in agn. Texten des 14. Jahrh.'s gebräuchlich, s. Busch S. 48. Was nun die Reime anbelangt, so zeigen sie deutlich den im Agn. üblichen Verlust der Mouillierung; s. Stimming S. 219. Daß Gower kein *n'* sprach, darauf weisen ferner folgende Formen mit umgekehrter Schreibung hin: *desordeigne : (-ĭnat) : ordeigne : meine :* 2321 *semeigne: desdeigne: peine*, 6741 *Soudeigne* neben 2447 *soudaine*, 12992 *fontaigne* neben 4917 *fonteine*, B 3, 3 *halteigne: atteigne.* — Auch für diese Erscheinung haben wir auf dem Festlande Parallelen: so glaubt Auler (S. 39 und S. 102) auf Grund von Reimen, z. B. *compaine : Espaine : semaine* für den Roman de la Rose eine Vereinfachung des mouillierten Lautes annehmen zu müssen; sodann sieht Metzke (65, 87) es als eine Eigentümlichkeit des Dialektes von Ile de France an, daß dieser „in den Silben *egn*, *oign* und *aign* den einfachen, dentalen *n*-Laut zu substituieren pflegt für das mouillierte *n*"; bei Froissart begegnet etwas Ähnliches; Mann (S. 21) bemerkt zur Sprache dieses Dichters, daß *g* in *dragme*, *benigne*, *signe*, *orine*, *benin* stumm sei; vgl. auch Meyer-Lübke, *Gram.* I, 393; über auslautendes *n'*, das bei Gower ebenfalls zu *n* reimt, sagt derselbe Grammatiker, daß die festländischen Dichter noch im 14. Jahrh. *n'* und *n* auseinander hielten; weiter sei erwähnt, daß ein Übergang von *n* zu *n'* und umgekehrt ganz gewöhnlich im Burg. (Goerlich S. 107) und nicht selten in den nordw. Dialekten (Goerlich S. 61) ist; sodann bringt Beispiele der Erweichung des *n* zu *n'* Foerster (*Rich. li biaus* S. IX) und Neumann (*Zur Laut- und Flexionslehre des Altfranzös.*, Heilbronn 1878, S. 49); s. noch Aust S. 10. Wenn nun auch der Schwund der Mouillierung dem Festlande nicht fremd ist, wie wir sahen, so können wir ihn bei Gower, dessen Sprache sich in so vielen wesentlichen Punkten von der der genannten Dialekte unterscheidet, daß eine Anlehnung oder Beeinflussung ausgeschlossen ist, nur als ein weiteres Merkmal seines heimatlichen Französisch, des Agn., ansehen.

25. Gedecktes *a* vor Nasal ergibt *an*, *aun*, das streng von *en* geschieden wird; wegen *-ĕntia* > *ance* und *-ent* (Part. Praes.) > *-ant* s. *ĕ* 8: 1 *amant: desirant: enfant: attendant: joyant: avant*, 111 *nepourquant: avant: estant: toutpuissant*

mangant: tant, 2785 *resemblant: trenchant: mesdisant: detrahant: alquant: passant*, 7923 *observance: sustienance: pitance: penance: oubliance*, 12435 *demoustrance: desobeissance: contenance: honourance: uniliance;* 6621 *auns*, *ordinance:* 11730 *pardonaunce*, B 24, 2 *graunt*.

Die Schreibung *aun*, agn. Texten eigentümlich, findet sich öfters in unserm Denkmal, obwohl sie nach Busch (S. 13) „gegen Ende des 14. Jahrh.'s mehr und mehr außer Gebrauch gekommen zu sein scheint"; ob ihr bei unserm Autor auch eine lautliche Bedeutung beizumessen ist, läßt sich wegen Mangels an beweisenden Reimen nicht erkennen; jedenfalls wird Gower ein dumpfes *a* (= ϱ) gesprochen haben, wie wir es fürs Agn. annehmen müssen; vgl. Busch S. 13: *Flondres*, *diamond*. — Daß in Frankreich, wenigstens in einigen Gebieten, eine ähnliche Aussprache herrschte, zeigt folgender Reim bei Deschamps: *ont-ce : ance* (Aust S. 15) und eine Bemerkung bei Küppers S. 19, wonach „zur Zeit Péletier's (1549) in der Normandie das *a* vor *m* wie *aun* gesprochen worden sein soll." Für die Schreibung *aun* auf dem Festland habe ich einen einzigen Beleg bei Neumann, *Zur Laut- u. Flexionslehre des Afr.* S. 14 gefunden. — Wie ich schon oben erwähnte, scheidet Gower *an* streng von *en*; dies ist eine weitere, wichtige Eigentümlichkeit des Agn. und zugleich ein wesentliches unterscheidendes Merkmal vom Centralfr., wo *en* wie *an* gesprochen wird (s. Metzke 64, 396); zu den übrigen (nördl.) Dialekten Frankreichs s. *ĕ* 8. In einem Worte ist bei Gower gedecktes *a* vor *n* durch *e* wiedergegeben: 10921 *vente (vanitat): jovente* neben 1780 *vante*, 1968 *vantance*. Über derartige, nur ganz vereinzelt in agn. Texten vorkommende Ausnahmen vgl. Stimming S. 174. — Vortonig steht wie haupttonig *an*, *aun*: B 9,4 *santé*, 2522 *sauntée*, 8310 *Saunté*, B 35,4 *chançoun*, B 40,3 *chaunçon*, 17610 *dauncer*. *En* begegnet in: 18637 *Costentin : en fin* neben 13921 *Constantin*, 23055 *Constant : servant*; 9633 *condempnée*, auch haupttonig 4932 *Condempne* (neuengl. *condemn*) neben 1536 *dampnacioun* und hauptt. 4929 *dampnont*. In 3865 *Malencolie*, 3918 *Malencolien* liegt wohl Metathese von Vokalen vor. Belege für vortoniges *en* statt *an* aus agn. Denkmälern s. bei Stimming S. 174.

Bemerkt sei hier, daß *au* statt *a* vor einem anderen Kons. als Nasal nur in einem Worte vorkommt: 4286 *Naufré*. Zum Agn. s. weitere Beispiele bei Stimming S. 173.

26. Vortoniges *a* bleibt 1. *a*: 157 *amer*, 2454 *larrons*, 5451 *arer*, 28241 *palois*; nach Palatal ist *a* öfters erhalten, oder es wechselt mit lautgerechtem *e*: 77 *chaoir*, B 20,3 *Chaoit*, 2481 *chaiere*, 3821 *chalour*, 6315 *Chalenge*, 17589 *Charir* neben 127 *cheeuz*, 600 *cheeus*, 1865 *cheable*, 428 *chery*; 109 *Chacun* neben 6596 *chescun*; auch sonst herrscht Schwanken zwischen *a* und *e*: 472 *ascoulte*, 2736 *Escoulte*, 11924 *raconte*, 9890 Reconte, 26091

Garnache, 7815 *Gernache*; wird 2. *o*: 2465, 3748 *espoentable*, 2674 *espoentez*, 6255 *noer*; 3. *i* (im Agn. beliebt): 2847 *chival*, 902 *chivalcha*, 9144 *chivauchier*, 18988 *chivacher*, 844 *Enchivalchant*, 7331 *chiminez* neben 28048 *chemine*; 8221 *chitoun*, 1046 *gisoit*, 18050 *gisir* (dieses vort. *i* wohl durch Beeinflussung der stammbet. Formen), 7864 *ipotecaire*, 11979 grisile neben 12634 *gresil*; 5821 *grisilons* (nfr. *grésillons*); 4. *u*: 11491 *lusard* (neuengl. *lizard*). S. hierzu die zahlreichen Belege aus agn. Texten bei Stimming S. 176.

27. Das S u f f i x - *a t o r e m* wird 1. *-ẹour* (das *e* ist stets auch durch das Versmaß gesichert; man beachte zugleich fr. bet. *ō*, das, mit einer Ausnahme, stets *ou* wird): *verrour :* 671 *tricheour*, *Flatour :* 1382 *enchanteour : seignour : jour*, *ly derisour : tour :* 1678 *Juggeour : mockeour*, *le paintour : estour :* 1948 *Vanteour*, 3150 *peccheour : peiour : sojour*, *jour : conquerour : cultefiour :* 5386 *soldeour*, 6974 *Robbeour*, 8947 *veneour : entour*, 14955 *peccheour : creatour : honour : amour*, *ordinour :* 23624 *Empereour*; 2. *-our*: 1464 *emperour*, 1565 *mirour*, 1568 *venour*, s. ferner die Besp. u. 1.; 3. *-eiour*, mit dem Gleitlaut *i*, vgl. *a*3 b: 11288 *guerreiour*, 16107 *courteiour*, 23327 *soldeiours*; 4. *-eur* in einem Falle: 8570 *pescheur*. — Auffällig an den Formen unter 1 ist vom Standpunkte des Agn. das oft zu belegende unbetonte *e* in *-eour*, das sich vielleicht aus einer gewissen Anlehnung Gowers an die Sprache der continentalfr. Dichtungen erklären läßt, die er als Quellen zu seinen Werken benutzte; *-our*, das häufig in unserm Texte vorkommt, ist eine a g n. Bildung. Auf dem K o n t i n e n t haben wir zu Gowers Zeit fast nur die zwei Formen: *-eur* und *-eour*; *-eur* kann ich bei Gower in den 32000 Versen nur einmal belegen: auch hier zeigt sich wieder deutlich der Gegensatz, der zwischen der Sprache unsers Dichters und der des Festlandes besteht.

28. N a c h n e b e n t o n i g e s *a* ist erhalten 1. als *a* und *e*: 2224 *Malachie*, 6345 *Malechie*, 6872 *orphanin*, 8733 *orphelines*, 10279 *Magdaleine*, 2272 *Magdeleine*, 22989 *vassallage*, 5504 *vasselage*; nur als *e* in dem gelehrten Wort 7478 *consecré*, 20724 *consecracion*; 2. als *e*: 6453 *serement*, aber 4016 *serment*. — A u s l a u t e n d e s *a* fällt in 4756 *narils (narīclas)*, 7832 *lamprey*[v] neben 4453 *lampreie*[v], oft in der 3. Pers. Sg. Ind. Praes. der 1. schw. Konj.: 259 *gart*, 6678 *port : remort*.

29. *a* i m H i a t bleibt 1. *a*: 663 *Paour*, 11119 *paourous*, 23451 *Paons*, 4891 *saoulé*, 18888 *saouler*, aber 1804 *sauler*, 6 *sauls : travauls*, 4386 *saulera*; wird 2. *e*, welches a) metrisch zählt: 127 *cheeuz*, 182, 4936, 16776 *eeu*, 4681 *freour*, 9288 *reont*; b) metrisch nicht zählt; daneben steht gewöhnlich dasselbe Wort ohne dieses unsilbische *e*; überhaupt ist der Hiat in den meisten Fällen getilgt: 4295 *enfleures*, 5092 *enflure*, 1231 *vesture*, 10714 *alure*, 11147 *beneurez*, 4193 *benuré*, 245 *maluré*, 549 *malurez*, T 10,

pourgeu, 9063 *pourgue*, 181 *eust*, 505 *ust* (eine für das Agn. charakteristische Schreibweise), 29774 *eussetz*, 3759 *ussetz*, 29782 *eussont*, 29778 *Ussont*, 3785 *pleust*; erwähnt sei noch: 25553 *treine : constreigne*, 25745 *treine : peine.*

Lat. ĕ.

1. Freies betontes *ĕ* entwickelt sich 1. zu *ie*: 351 *fiere*, 2495 *requiert*, 3177 *grief*, 5863 *affiert*; 2. zu *e*: 780 *arere*, 1070 *derere*, 1192 *quert*, 5134 *queront*, 13404 *fere*, 18119 *perre (pĕtra)*, 18343 *pere*; 3. zu *iée*, *ée*: 1308 *le see*, 5344 *piée: osée*, 10722 *pées*, 28015 *pée*; weitere Bsp. s. beim Reim. — Zur Schreibung *ie* und *e* ist zu bemerken, daß *ie* sich öfter als *e* findet; dies hängt damit zusammen, daß Gower sich bemüht seine Sprache dem Continentalfrz. anzupassen; ein gleiches Bestreben zeigt sich ja auch bei den Schreibern der königlichen Kanzleien in England: Busch (S. 33) führt Urkunden an, die überhaupt kein *e* aufweisen; *ée*, das nach Stürzinger (S 40) die Länge des *e*-Lautes andeuten soll, steht selten; Belege aus a g n. Texten s. bei Stimming S. 202. Reime: *ie*, *e* wird gebunden: 1. mit *ie* oder *e* aus fr. bet. *ĕ* oder *a* nach Palatal; 2. mit *e*, *ie* aus fr. bet. *a*: 577 *fier: porter, piere (patrem):* 770 *maniere*, 891 *derere: costiere: litiere: piere: maniere: chere*, 1767 *piere (pĕtra): manere: derere: matiere: clere: appiere, degré:* 2548 *le sée: pecché*, 4777 *refiere: miere (matrem)*, 5344 *piée: osée, clief:* 11312 *brief: chief*, 15571 *piés: responetz, liberté:* 15821 *lée*, 18525 *pié: privé*, 25705 *lée (laetum): lée (latum)*, 28015 *pée: clareté*, 13733 *je: desmesuré*, B 7, 3 *Estée: lée*; 3. mit ę in einem Falle: *jammes:* 29135 *tu es*; 4. mit *ue*: 27910 *quier: cuer.* — Da *ie*, *e* einerseits regelmäßig mit ẹ gebunden und andererseits streng von ę geschieden wird (in 32000 Versen eine Ausnahme, s. *ĕ* 3), so geht hieraus klar hervor, daß wir bei Gower für jedes *ie* ẹ zu setzen haben: dies ist ein Punkt, der allein schon genügt, die Sprache unseres Dichters als agn. bezeichnen zu müssen. Wegen der Ausnahme unter 3, s. *a* 8, Reim 4; wegen des Reimes unter 4. s. *ŏ* 1,1. Zum Continentalfr. vgl. *a* 1, Reim 2.

Freies betontes *ĕ* + *e* ergibt *ée*, nie *íe*: *pensées: commencez:* 28030 *leez*, aber 15518 *lée chere.* Zum Agn. und Continentalfr. s. *a* 16.

2. Freies betontes *ĕ* + *u* wird 1. a) *ieu*: *jeeu: ëeu perdu:* 185 *dieu: lieu: corrumpu*, 1083 *dieu: tollu: vẹeu*, 2379 *dieu: Machabieu: vencu; despourveu: lieu (*legutum):* 11069 *Judieu: dieu: eeu, hebru: esmu: vertu:* 22017 *Caldieu*, 27785 *dieu: vertu;* b) *eu*: 3110 *Phariseu: veu: dieu: venu*, 4933 *hebreu: feru: ceu: neveu (fr. ō), contenu: dieu:* 6451 *hebreu: mestru*, 17103 *hebreu: pourveu: veeu: parcru: lieu: dieu;* c) *u*: 5659 *hebrue: vencue:* 22009 *hebru: esmu;* vortonig: 7408 *duesse.* Vor folg. *s*: *cieux: mortieux: celestieux: lieux:* 72 *dieux*, 5017 *dieux: crueux:*

cheeuz; resçuz: 29320 *Greus: Caldeus: Hebreus: confuz; truis: perduz:* 1660 *Hebrus: us;* 2. *iée*, *ée*: *grée:* 7112 *diée*, *alé:* 8192 *dée*, 10822 *dée: continué*, 15332 *dée: degré*, 29941 *dée: renommée*, B 42,1 *dées: falsetés*, 4894 *dampnedée: espoenté*, 18977 *dameldée: sée: cristieneté; celée:* 10214 *Helisée: secré*, 11077 *Mardochée: doubtée*, 18805 *pharisée: monté, levé:* 22022 *Caldiée: dée (datum);* im Innern des Verses: 11069 *Mardochée*^{c}, 12686 *Mardoche*^{c}. — Wir haben hier eine doppelte Entwickelung des *ĕ* + *u* vor uns: Zunächst unter 1. zu *ieu*, *eu*, *u*: der diesen Gruppen zugrunde liegende, gemeinsame Laut ist *ö*, vgl. *ū* I. Was die Schreibungen und ihr Vorkommen im Agn. anbelangt, so findet sich *ieu* in diesem Dialekt sehr selten; Stimming (S. 203) belegt es mehrere Male für die eine Hs. des Boeve; *ieu* in unserm Texte beruht deshalb auf Anlehnung an continentalfr. Denkmäler; *eu* steht im Agn. öfters; Bsp. s. bei Vising, *Ét. sur le dial. agn.* S. 86, Harseim, *Oxf. Ps.* S. 282, Uhlemann S. 587, Stimming S. 203, im *Altengl.* bei Behrens S. 161; *u* begegnete mir sonst nirgends: es liegt einfach analoge Schreibung zu *ū* vor, womit ja der in Rede stehende Laut beständig gebunden wird. — Im Reime scheint *eu* im Agn. nicht beliebt zu sein; Belege s. bei Vising S. 86 *(feu: Deu)* und bei Uhlemann S. 587. — Die Entwickelung des *ĕ* + *u* zu *ẹ* ist für das Agn. charakteristisch, vgl. Stimming S. X, S. LIV, S. 203. Auch auf dem Festlande ist *ẹ* anzutreffen, jedoch meist nur in *dé*; s. Belege bei Auler S. 43, Settegast, *Benoît de Sainte More*, Breslau 1876, S. 14, Mann S. 8, Goerlich, *Burg. Dial.* S. 44, *Nordw. Dial.* S. 25.

3. Gedecktes betontes *ĕ* bleibt; der Lautwert ist *ę*: 171 *terre: querre: contrere: plere: affere: trere*, 675 *apres: jammes: pes: pres: decess: ades*, 23066 *guerre: surquere: contrere: affere: requere. Ie* für *e* begegnet bei Gower in der auf dem Kontinente ebenfalls geläufigen Form 250 *tierce*, 3655 *tiers*. Zu *a* ist gedecktes *ĕ* geworden in 11491 *lusard* (Angleichung?), zu *ei (= ę)* in 18 *deceipte*, 6304 *deceite: contrefeite*, 6507 *Deceipte*, 25627 *receipte; ei* steht vereinzelt auch in anderen agn. Denkmälern, s. Stimming S. 175, ebenso in festländischen Texten; so wird nach Metzke (64, 402) im Centralfr. *e* aus lat. *ĕ*, *ē*, *ĭ* in Position „ziemlich häufig durch *ei* wiedergegeben“.

4. *ĕ* + *i*-Element entwickelt sich zu *i*: *devis:* 954 *pris*, 2635 *pris: vis, ris:* 17934 *pitz*, 124 *despit: eslit: s'assit, s'esjoÿt:* 2483 *despit, ensi :* 818 *parmy; *ĕbrium* wird 4918 *yvre*, 8233 *yvere; integrum* erscheint als 2958 *entier : endoctriner*, 10566 *entier : amer*. Vortonig: 2252 *peiour*, 3849 *peytrine*, 2922 *noiez*, 9954 *noyer*, 9010 *poitrine*, 23365 *proisé* neben 905 *prisa*, 25217 *priser*, 2467 *issoit*, 5390 *issir* (dieses *i* ist aus den stammbetonten Formen eingedrungen); stets *meene (mĕdiana)*. — *ĕ* + *i* zu *i* ist die im Agn. übliche Entwickelung, vgl. Stimming S. 187, Busch S. 22. Auch im Centralfr. haben wir *i* (s. Metzke 64, 406), ebenso

im Rom. de la Rose (s. Auler S. 46) und bei Froissart (s. Mann S. 13). Der im Ostfranz. gebräuchliche Diphthong *ei* [vgl. Suchier, *Zeitschr. f. r. Ph.* II, 276, Wilmotte S. 556, Goerlich, *Burg. Dial.* S. 52, Kraus S. 12 (*ei* und *i*), s. auch Goerlich, *Nordwestl. Dial.* S. 32 *(ei, i)*] findet sich bei Gower in Substantiven nicht, nur zwei Verben zeigen in ihren stammbetonten Formen Schwanken zwischen *i* und *oi (ei)* (Übertragung aus den endungsbetonten Formen): *proie (praeda) :* 3353 *proie (prĕcat)*, 7017 *proie : monoie*, B 3,3 *proie : voldroie* und 4013 *reneye*, *joye :* 5795 *renoie*, 9502 *renoie : joye* neben 361 *pri : amy*, *ensi :* 12674 *pry*, 16326 *denye : guye.* Busch (S. 22) kann *prier* im Agn. des 14. Jahrh.'s nur mit *i* belegen; Uhlemann (S. 582) bemerkt zum Auban, daß die Verben auf *ĕgare* nur *i*, die auf *ĕcare*, *ĭcare* stammbetont *i*, endungsbetont meist *ei* zeigen. Im Continentalfr. tritt bei *prier* ein gleiches Schwanken wie bei Gower zutage, s. Auler S. 46, Metzke 65, 63, Foerster, Chev. XXXIX.

5. Das Suffix *-erium*, *-eria* wird 1. *-ier(e)*, *-er(e)* = *ẹr(e)*: *parler :* 652 *mestier*, 2017 *mester : parler*, *engendrer :* 4458 *mestier : coroucer : moster*, *parler :* 28469 *mestier*, 1072 *moster*, 24349 *Westmoustier : mestier : monter*, 1770 *manere : derere : matiere : clere.* Die continentalfr. Formen haben sich also Eingang verschafft, allerdings ist ihr *ie* regelmäßig nach agn. Weise in der Aussprache zu *ẹ* geworden; zum festländischen Franz. s. Auler S. 48, Metzke 65, 72, Mann S. 3; 2. *-ire*: in 1809 *empire : dire*, 3569 *empire : sire*, 13382 *empire : dire;* nach Schulzke, *Betontes ĕ + i in der norm. Mundart* haben wir **empīrium* anzusetzen. Im Continentalfr. begegnet im Gegensatz zu Gowers Sprache *-ire* ziemlich häufig, s. Settegast, *Benoît* S. 16, Auler S. 48, Metzke 64, 405, Mann S. 3; 3. *-eire*: 10752 *misteire*, 18302 *Valeire;* 4. *-eri*: 8748 *Avolterie* (neuengl. *adultery*), 16131 *presbiterie* (gelehrt), 20124 *misterie.* Sehr häufig kommen Neubildungen mit dem Suffix *-erie*, *-ie* vor: 145 *tricherie : trahie*, 707 *erbergerie*, 855 *queinterie*, 1119 *ymagerie : signefie*, 7528 *mangerie : amye*, 1372 *Flaterie*, 1443 *Surquiderie*, 1826 *vanterie*, 2981 *vituperie*, 7604 *beverie*, 15603 *almoisnerie*, 24492 *navie*, 24617 *justicerie*, 26099 *novellerie.* Zahlreiche Belege hierzu bringen Uhlemann (S. 567) und Busch (S. 21).

6. Freies *ĕ* vor Nasal erscheint als *ien*: 37 *tient : revient : contient : sovient : partient : fient*, 913 *sovient : vient : tient : avient : survient : partient*, 15781 *biens : riens : soviens : viens : detiens : riens*; zu beachten ist: *nient :* 1262 *retient*, *:* 7410 *tient*, *:* 11720 *avient.* *E* steht nur in 11032 *cremont* neben 11006 *criemont.* Zu dem oben im Reim vorkommenden *fient* s. Suchier, *Gram.* S. 75, zu *nient* ebenda. Vortonig erscheint öfters *ie*: 1843 *contienoit*, 6475 *appartienant*, 6929 *retienance.* — An den angeführten Beispielen ist vom Standpunkt des Agn. aus die fast regelmäßig auftretende Schreibung *ie* auffällig, allein wir

müssen zunächst das zu *ĕ* 1, 1 Gesagte bedenken und dann, daß man in den agn. Denkmälern franz. *ie* vor Nasal überhaupt häufiger geschrieben zu haben scheint als vor oralen Konsonanten, vgl. Stimming S. 203. Auf dem Festlande belegt Foerster (Chev. S. XXXVIII) einige Male *e* statt *ie* vor einfachem Nasal.

7. *ĕ* + *ni̯* wird 1. *in*: 313 *engine (ingĕni̯at): falsine : celestine*, 12703 *engin : cristin*. Aus diesen Reimen erkennen wir wieder den schon mehrfach erwähnten, dem Agn. eigentümlichen Schwund der Mouillierung; 2. *iegn*, *ien* in den auf Angleichung an die 2. und 3. Pers. Sing. Ind. Praes. beruhenden Formen: 11 *tiegne*, 1148 *tiene*, 7269 *viegne*, 4097 *viene*.

8. Gedecktes *ĕ* vor Nasal bleibt 1. *en*: 15 *voirement : vilement : gent : diffinement : talent : present*, 51 *commencement : sagement : inspirement : comprent : soulement*, 601 *entendre : ascendre : descendre : attendre : prendre : reprendre*, 4059 *tence : sentence : presence : science : pense : offence*, 7215 *gent : argent : indigent : repaiement : commencement : finement;* vgl. noch folgende Strophe, in der *ent* von *ant* geschieden ist: *prophetizement : gent* | *amant* | *doublement : brievement* | *devant : appartenant : nepourquant* | *present* | *gardant : meintenant* | *proprement*. — Wie aus den Beispielen ersichtlich, trennt Gower nach agn. Weise (siehe Stimming S. 184, Busch S. 13) *an* streng von *en*. Hierdurch unterscheidet sich seine Sprache wiederum in einem wesentlichen Punkte vom Centralfr. (s. *a* 25), vom Lothringischen (Apfelstedt S. XIX), vom Burgundischen (Goerlich S. 55) von den nordwestlichen Dialekten (Goerlich S. 30), von der Sprache Froissarts (Mann S. 13), wo *en* = *an;* das Pikardische (Suchier, *Aucassin et Nicolette*[6] S. 73) und das Wallonische (Wilmotte S. 555), sondern ja *en* ebenfalls von *an*, aber unsers Dichters Sprache ähnelt diesen beiden Dialekten sonst so wenig, daß Gower auch hier nur dem heimatlichen Franz., dem Agn., gefolgt sein kann; zum Normannischen, das *en* von *an* scheidet, jedoch bei vielen Wörtern zwischen *en* und *an* schwankt, s. Suchier, *Reimpredigt*, Bibl. Norm. 1, 69; 2. wird *an* in 173, 2758 *viande*, 12955 *viandour*, in 1087, 1657 *essample* und in den Ableitungen: 3335 *essamplement*, 4856 *essamplaire;* solche Ausnahmen werden aus verschiedenen agn. Texten von Stimming (S. 185) belegt. Wirkliches Schwanken zwischen *en* und *an* fand ich nur in 846 *orient : primerement*, 18206 *orient : haltement* neben einmaligem 13336 *oriant : espant*, ferner in 3510 *apparence : experience* neben *semblance :* 14802 *apparance;* zu *orient* bemerkt Suchier (*Gram.* S. 67), daß es zu den Wörtern gehöre, die am häufigsten in norm. (also auch agn.?) Texten schwanken.

Das Suffix *-entia* erscheint 1. in Lehnwörtern als *-ence*, 2. in Erbwörtern als *-ance*: *-entia* > *-ence*: 349 *audience : commence : offense : science : prudence : pense*, 1167 *credence*

: reverence : despense : conscience : tence, 10491 *pestilence : semence : commence : contrepense : science : evidence, ensense :* 11070 *resistence : conscience : violence : reverence : offense*; *-entia* > *-ance*: 8149 *chance : romance, variance :* 12211 *creance : puissance : desobeissance : mescreance, lance :* 13838 *malvuillance : nuisance : abondance : vaillance : alliance*, 14325 *plaisance : errance*, 14422 *pourvoiance : sufficance*, 14806 *vuillance : ordinance*, etc.; *an* findet sich ferner in allen Part. Praes , sowie in 6221 *sergant ϱ*, 7308 *ardant ϱ*, 10131 *vailante ϱ*, 15634 *tontpuissant ϱ*. Die zuletzt genannten Wörter können nicht als Ausnahmen angesehen werden: ihr *-ant* ist analog den häufig vorkommenden Formen auf *-ant* gebildet. — Im Agn. haben nach Busch (S. 13) „die lat. Part. Praes., sowie die Substantiva auf ursprünglich *-entia* schon seit ältester Zeit *an*". Fürs Continentalfr. verweise ich auf die ausführliche Zusammenstellung der hierher gehörigen Fälle und Ausnahmen bei Steffens, *Lieder des Perrin von Angicourt*, Rom. Bibl. 8, 149 und auf die Diss. von Haase, *Das Verhalten der pikardischen und wallonischen Denkmäler in Bezug auf a und e vor gedecktem n*, Halle 1880. — Vortonig begegnet *an* in 11275 *rançonné*, 23681 *rançoner* (neuengl. *ranson*), B 43, 2 *Pantasilée*.

9. Freies *ĕ* + *l* ergibt *iel*, *el* = *ęl*: 4278 *feel (fĕl)*, 6689 *fiel : ciel : espiritiel*, 12855 *mel*, 28445 *mell*, 20593 *ciel : seel (sal) : tiel;* weitere Bsp. s. u. *a* 17, 2; gleiche Reime aus agn. Denkmälern s. bei Stimming S. IX, Busch S. 17.

10. Freies *ĕ* + *l* + *s* entwickelt sich zu *ieux* in: 61 *cieux : espiritieux*. Zum Agn. und Continentalfr. vgl. wegen des Reimes *a* 18, 2, wegen der Schreibung *ĕ* 2, 1 a.

11. Gedecktes *ĕ* + *l* wird 1. *el*: 17379 *bell : morell : grisell : favell : repell : jovencell, appell :* 23486 *pell : bell : oisell : drapell : merell;* der Lautwert dieses *el* ist *ęl;* wegen eines Reimes mit *ęl* s. *a* 17, 2. Erwähnt sei noch *male :* 9119 *aignale* neben B 48, 3 *aignelle;* 2. *eal, eau*: 928 *manteal*, 8724 *peal*, 10452, 11144 *beal*, 15125 *healme*; 919, 12082 *beau cop.* — Bei folgendem *s* ergibt sich: *eals, eaus, eaux*; Reime fehlen: 635 *beals*, 884 *culteals*, 3577 *oiseals*, 3640 *chastealx*, 4495 *vaissealx*, 6752 *chameals (*camĕllus)*, 8403 *tonealx*, 14059 *marteals*, 21090 *aigneals*, 28145 *drapeals*. Vortonig: 1254 *beauté*, B 4,2 *Bealté*, 17010 *bęalté*, 3770 *beuté*. — Zu diesen Schreibungen ist folgendes zu bemerken: *Eu*, das sich bei uns nur einmal (vortonig) findet, ist in anderen agn. Texten häufiger anzutreffen; indes sprechen die Formen mit Gleitlaut (in unserm Denkmal meist vor flex. *s*) nicht gegen das Agn., da hier „die Einfügung des Gleitlautes *a* das durchaus gebräuchliche ist" (Stimming S. 174). Im Continentalfr. sind die Formen mit Gleitlaut ebenfalls die üblichen, sehr oft aber wird *iau* geschrieben, was bei Gower nie begegnet, vgl. Auler S. 52, Röhrs S. 39, Metzke 65, 76 (*iau* ist in „überwiegender

Anzahl" vorhanden), Kraus S. 11, Mann S. 15, Aust S. 16, Goerlich, *Burg. Dial.*, S. 48, *Nordwestl. Dial.* S. 35, Suchier, *Auc.*, S. 74; auch wallonisches *eaz (beaz)* (s. Wilmotte S. 556) fand sich nicht.

12. *ĕ* + *i̯* + *l* erscheint als *iel* = *ẹl*: 3741 *viel : perpetuel*; *evangĕlium* entwickelt sich zu 17148 *evangile : compile*, 3285 *evangeile*. — Vor folgendem *s* erhalten wir: 588 *mieux*, 1198 *Mieulx*, 1510 *meux*, 7674, 9306 *meulx*, 2416 *viels*. Zum Agn. vgl. Stimming S. 212 *(Boeve: meuz, veuz)*, zum Continentalfr. Auler S. 46, Metzke 65, 80, Mann S. 18. — Vortonig: 7385 *meillour*, B 11, 4 *Meilour*.

13. Vortoniges *ĕ* wird 1. *e*: 531 *lever;* 6101 *sermon;* 2. *e*, *ie* in Verbalformen und Ableitungen von *tenir* und *venir*: 1637 *contenance*, 8318 *contienance*, 5461 *retenance*, 6929 *retienance*, B 16, 2 *sustenance*, 5532 *sustienance*, B 43, 3 *contenoit*, 966 *contienoit*, 29280 am Rand *avenement*, 9079 *avienement;* 3. *a*: 123 *aparçut*, 5614 *parfait*, 6512 *marchant*, 6955 *marchandie*, 10413 *inparfait*, B 36, 1 *assai* (vgl. Koschwitz, *Vòyage de Charlemagne* S. 24, wo auch Belege für continentalfr. Texte); *a* und *e* wechseln in: 1640 *parfit*, B 26, 2 *perfit*, 3159 *parigal*, 964 *perigal*; 4. *o*: 8159 *ovele*, 12795 *ovel*, 4722 *ovelement*, 19089, 26391 *provost*, 19117 *provoire*, 15105 *oliphant* neben 8533 *Elephantz;* 5. *i*: 849 *lïoun*, 12296 *lyons* neben 4210 *lẹon*, 8848 *lẹoun*. Zum Agn. s. *a* 26. Nachnebentoniges *ĕ* wird *a* in B 43, 2 *Pantasilée; o* in B 43,3 *Partonopé*, T 6,3 *Penolopé; i* in 151 *parigal*, 15105 *oliphant*.

14. *ĕ* im Hiat ist 1. gewahrt: 480 *lẹesce*, 2550 *sẹoir;* 2. geschwunden: 1647 *age*, 2132 *precher*, 4948 *rembre (rĕdĭmere)*, 10654 *rançon*, 15640 *maile;* bemerkenswert ist noch 32, 34 *nient*, 1261 *nient : retient;* 2744, 3827, 6164 *neis*, stets einsilbig, 22354 *nes*.

Lat. ē, ĭ.

1. Freies betontes vlt. *ẹ* ergibt 1. *oi*: 36 *doit*, 303 *voloir*, 311 *decevoir*, 1925 *monoie*, 2459 *conçoit;* 2. *ei*: 2541 *heir*, 4453 *lampreie*, 10120 *veies*, 12634 *neif;* 3. *ai*: 1238 *array*, 4926, 8556, 9914 *poair*, 25302 *craie* (neufr. *craie*), 13763 *volait*, 17247 *solait*, T 13, 2 *poait* neben gewöhnlichem 176 *voloit*, 726 *soloit;* 4. *e*: a) = *ę*: 4261 *verre*, 4474 *crere;* b) = *ẹ*: 487 *apparer*, 1252, 3344, 4600 *poer*, 28328 *pover*, B 2, 2 *Saver*.

Zu obigen Schreibungen ist zu bemerken, daß sich *oi* am meisten findet; *ei*, *ai*, *e* begegnen verhältnismäßig selten; dies ist natürlich auf continentalfr. Einfluß zurückzuführen, der sich gerade in bezug auf dieses *oi* im Agn. sehr bemerkbar macht, vgl. Busch S. 31, wo Urkunden angeführt sind, die überhaupt nur *oi* haben; auch im Boeve erscheint oft *oi* (s. Stimming S. 198), ebenso im Auban (s. Uhlemann S. 581). — Gereimt wird der in Rede stehende Laut: 1. mit sich selbst: 531 *moy : toi : avoi*

: loy : coi : effroy, 1935 *estoit : soit : doit : loeroit : parferroit : oseroit*, 5665 *nounchaloir : savoir : pooir : voloir : devoir : avoir;* 2. mit *ai*, *oi*, *e* aus *a* + *i̯*, s. Reime u. *a* 8: sein Lautwert ist daher *ę*. Dies ist die für das Agn. zu erwartende Entwickelung, vgl. Stimming S. VIII und S. 197. Hierzu kommen Reime mit aus *-oria* und *au* + *i̯* entstandenem *oi*, dessen Lautwert *oę́* ist, s. *ŏ* 3, *ŏ* 4, *au* 2: 736 *convoie : voie : joye : menoie*, 3073 *Roy : croy : desroy : recoy : soy : poy*, 5427 *soy : recoy : poy : coy : quoy*, *histoire :* 16418 *boire : memoire : notoire : voire : croire*. Solche Reime sind dem Agn. keineswegs fremd, vgl. Boeve, wo *voie* (*via*), *amoye* mit *joie* gebunden werden (Stimming S. IX), ferner *voie : joie* in Chardrys *Josaphaz* (Koch, Altfranz. Bibl. 1, XXVIII), s. auch die Bsp. bei Uhlemann S. 585. Wegen dieser Reime eine doppelte Aussprache des *oi* (aus *ē*) anzunehmen, wie Koch (S. XXVIII) will, ist nicht nötig; Gower bindet *ę : oę́*. Zu *oi : ai* s. Suchier, *Gram.* S. 51, Steffens, *Perrin von Ang.* S. 153. — Vor *r* trat im Agn. nach Suchier (*Gram.* S. 49) *ẹ* neben *ę* ein; auch bei Gower finden sich eine Anzahl Reime, die auf eine derartige Aussprache des aus fr. bet. *ē* entwickelten Lautes hinweisen: 1252 *poer : bealparler*, *trover :* 3344 *poer*, 13762 *poer : fourmer*, 28816 *apparer : moustrer*, 28962 *poer : aider*. In einem Worte haben wir auch im Auslaut *ẹ*: B 17,2 *fée (fidem) : abandonné*. Belege hierzu s. bei Stimming S. LIV. — Im Continentalfr. wird z. Zt. Gowers und schon früher für *oi* ebenfalls zuweilen *ai*, *e* geschrieben, in der Aussprache war es zu *oę́*, *ę* geworden, s. Auler S. 56 (z. B. *voire : faire* aus dem Rom. de la Rose), Metzke 65, 66 („Im allgemeinen wird *oi* ... in der Schrift unserer Dokumente wiedergegeben durch *ai (ei, e)*, und umgekehrt“), Aust S. 33 („*oi* lautet *è* oder *oè*“); in der zuletzt genannten Arbeit sind einige bemerkenswerte Reime *oi : ẹ* < *a* angeführt: *avoir : endurer*, *procurer : -oir* (Deschamps), *demoroir (= demorer) : voloir* (Machault); Aust nimmt wohl mit Recht in diesen Fällen keinen Übertritt zur 1. schwachen Konj. an, denn da sich einerseits das *e* in *durer*, *demorer* bei Desch. und Mach. zu einem offenen Laut entwickelt hat (s. *a* 1) und andrerseits *oi* wie *ę* klang, so reimen diese Dichter einfach gleiche Laute; anders ist es bei Gower, der *e* aus *a* geschlossen spricht und mit diesem Laut das sonst offene *e* aus *ē* in den oben angeführten Infinitiven bindet: hier liegt gewiß eine „Formübertragung“ vor; vgl. Suchier, *Gram.*, S. 50.

2. *ē* in Lehnwörtern ist geschlossen zu sprechen, also *ẹ*: 2191 *decrée : pensée*, 3382 *decrés : pecchés*, 5458 *decré : porté*, 8744 *secrée : renomée*; s. Suchier, *Gram.* S. 22. — Offen ist das *e* der lat. Endung *ēs*: *deces :* 2414 *Moyses : fetz*, 10479 *Moyses : malves*, 7713 *Ingluvies : deces*, 8473 *Ingluvies : mess*; s. Suchier, *Gram.* S. 19. *Prophete* und ähnliche gelehrte Wörter reimen nur unter sich: 3145 *prophete : inquiete : quiete : mete : complete*

: *dyete*, 9037 *mete : planete : implete : replete : prophiete*, 11125 *prophete : mete : diete : replete : complete : quiete.*

3. Gedecktes vlt. *ẹ* wird *ę*: 4627 herce : *enherce : adverse*, 11449 *soubmette : cornette : voiette : forsmette : nette.* Zum Agn. und Continentalfr. s. Suchier, *Gram.* S. 21; vgl. auch *a* 8, Reim 2.

4. Vlt. *ẹ* + *ị* entwickelt sich zu *oi*, *e* = *ę*, s. *ē* 1: 536 *loy : coy, victoire* : 1560 *noire*, 3126 *loy : effroy : annoy, desrois* : 7370 *Rois : lois : gregois : malvois : dois (discum); decess : reless* : 202 *encress : pes, apres:* 3026 *encres : jammes* neben 16028 *encroiss : loys; estre* : 7030 *acrestre : pestre*, 9941 dass. *ọ*, *apres* : 8477 *dess : ades : pres.* Vortonig: 3243 *veisin*, 6888 *Neircir*, 9527 *refreidant*, 1304 *voisin*, 6886 *ennercira.* Zum Agn. und Continentalfr. s. *ē* 1. — Bei den Verben auf *ĭco*, *ĭgo* herrscht Schwanken zwischen *oi (ai)* und *i*-Formen: B 15,2 *ploie : porroie*, 8114 *multeploie* *ọ*, 14323 *ploie : apploie : voie*, 15052 *reploiont : comploiont : envoiont, esgaie* : 10103 *desplaie, haie* : 23728 *desplaie : plaie*, 1924 *mestroie : monoie*, 3123 *ottroy : loy*, 8944 *desloie : dirroie; i*: B 10,1 *plie : complie*, 6223 *applie : mye*, 7575 *desplie : applie*, 12337 *lie : deslie : felonnie.* Vortonig: 1440 *escoleier*, 18880 *applier.* Zum Agn. vgl. *ĕ* 4.

5. Das Suffix *-ĭtia* erscheint als *-esce*, *-esse*, *-ice*, *-ise*: 469 *noblesce : largesce : promesse : richesse*, 1789 *richesce : confesse : leesce : tristesce : promesse*, 10621 *haltesce : oppresse : voeglesce : destresce : noblesce : blesce*, 2514 *justice : vice, artefice* : 25502 *justice : encherice*, 596 *franchise : aprise.*

6. Freies *ē* + *l* ergibt *ęl* in: *chandelle (*ell)* : 1133 *concelle (concēlat) : elle, Camele (*ĕll) : maisselle* : 4420 *concelle : celle : querelle (*ēlla)*, 7157, 11353 *concele* *ọ*. Zu erwähnen ist ferner 22208 *veilles (*vēlas) : pareilles*, 28760 *voill*, 12631 *estoille*: die Schreibung dieser Wörter deutet auf Erweichung des *l* hin, und in der Tat begegnet *veille* im Rom. de Troie (Settegast S. 33) und *estoille* im Adamsspiel (Grass S. LV) mit *l'*.

7. Gedecktes vlt. *ẹ* + *l* wird *ęl*, s. *ē* 3 : *dammoiselles* : 9378 *celles : pucelles : belles.* — In den auf *illos*, bez. *ĕcce illos* zurückgehenden Fürwörtern haben wir bei Gower meist *eau*, *eu*, selten *au*, *eo*: B 34, 1 *eaux*, 287 *ceaux*, 874 *eux*, 25952 *eulx*, 1022 *ceux*, 7181 *aux*, 301, B 35,3 *ceos.* Fürs Agn. belegen Stimming (S. XXIV) und Busch (S. 57) nur *eu.* Im Centralfr. findet sich regelmäßig *eux*, *ceus* (Metzke 65, 79, Röhrs S. 13), im Pikard. *ciaus* und *ceus*, im Wall. *eaz*, *ceaz* (Wilmotte S. 565), in den nordwestl. Dial. (Goerlich S. 71) und in der Normandie überwiegend *ceus*; *ceos* herrscht im Lothring. (nach Ganzlin, *Die Pron. demonstr. im Altfrz.*, Diss., Greifswald 1888, S. 50 ff.).

8. Vlt. *ẹ* + *lị*, *ẹ* + *ị* + *l* entwickelt sich zu *eill*, *eil*, *aill*, *ail*, das mit *a* + *lị* reimt, s. *a* 20: 553 *oraille : consaille*

: repparaille : faille : defaille : resaille, 1474 *consaile : divinaille*, 3178 *oreile*, 5209 *esveile : merveille : oreille : conseille : teille : appareille;* diese Reime *eil : ail* sind regelmäßig im Agn. anzutreffen, s. Busch S. 30. Im Continentalfr. weist Metzke (65, 62) *eil : ail* für G. de Paris, Deschamps, Ch. d'Orléans und Al. Chartier nach; die im Osten (Champagne, Lothringen, Franche-Comté, Burgund) übliche Entwickelung zu *oil* (s. Foerster, *Cliges* S. LXIV) kennt Gower nicht. Vortonig: 287 *conseila*, 754 *conseilla*, 335 *consailler*, 12044 *consailement*.

9. Vlt. *ę + li̯ + s* ergibt *als*, das mit *als* aus *a + l + s* (s. *a* 18 und aus *a + li̯ + s* (s. *a* 21) reimt: *fals : sauls : travauls : desloiauls : mals :* 11 *consals*; weitere Reime s. unter *a*. Fürs Agn. belegt gleiche Formen Harseim (S. 278), fürs Continentalfr. Metzke (65, 80), Mann (S. 16), Aust (S. 25).

10. Freies vlt. *ę* vor Nasal wird *ein*, eign, ain, das mit dem gleichen Laut aus fr. *a + Nas.*, *a + ni̯*, vlt. *ę + ni̯* reimt: *haltaines :* 606 *paines : acompaines : compaines : restraines : certaines*, *capiteine : primereine : enseigne : chamberleine :* 1053 *pleine : enseigne*, 2317 *desordeigne : ordeigne : meine : semeigne : desdeigne : peine.* Die Schreibung *ain* für *ein* findet sich oft im Agn., s. Stimming S. 200. Beachtenswert sind obige Reime noch dadurch, daß *n* mit *n'* gebunden wird. — Anch im Continentalfr. wird *ain* für *ein* geschrieben, s. die Belegstellen bei *a* 22. — Zweimal begegnet *en* für *ein*: 27634 *menont*, 16043 *demesne (dominium)* neben *pleigne:* 767 *demeine*, 1606 *demaine : maine.* Nach Busch (S. 28) kommt eine solche Schreibung nur in Denkmälern aus dem östlichen und südöstlichen England vor, wo „wenigstens fakultativ im 14. Jahrh. monophthongische Aussprache eingetreten war". Fürs Continentalfr. bringen derartige Beispiele Auler (S. 62) und Metzke (65, 61). Vortonig: 35 *plenier*, B 45, 3 *pleiner*, 4841 *Manace*, 1832, 3416 *manaça*; vgl. Stimming S. 185. — Folgende Wörter mit vortonigem vlt. *ę* vor Nasal seien noch angeführt: 633 *anemy*, 2631 *anemys*, D 1, 1 *anemis* neben 28937 *enemys*; 731 *amender*, 2914 *amendement*, 11396 *amendant*, 3128 *annoy*, 3360 *annoye* (neuengl. *annoy*). Zu diesem nicht selten im Agn. für vortoniges *en* eintretendem *an* s. Stimming S. 185.

11. Vlt. *ę + ni̯* erscheint als *eign*, *ein*, *ain*, das mit fr. vlt. *ę* + Nas., fr. *a* + Nas., *a + ni̯* reimt: *primereine :* 1048 *enseigne*, 2030 *constreine : peine*, 610 *restraines : certaines*; weitere Bsp. s. u. *ę* 10, *a* 22, *a* 24. Zum Agn. und Continentalfr. s. *a* 24. Erwähnt sei hier: 26294 *cines (cy̆cnum) : quisines*, ebenfalls mit Verlust der Mouillierung, und 18238 *venque* neben 6215 *veint.*

12. Gedecktes vlt. *ę* vor Nasal bleibt *en*, das nur auf ged. *ĕ* vor Nas. reimt: 1879 *cendre : prendre*, 2719 *sovent*

: gent, enfantement : 3947 *fent, tendre* : 4261 *fendre*. Zum A g n. und C o n t i n e n t a l f r. s. *ĕ* 8. V o r t o n i g: 1406 *Semblable*, 5009 *vengante*. — *An* findet sich in 875 *langues*, 1198 *langage* (vgl. Suchier, *Gram.*, S. 69) und in 16465 *qarante*, 17091 *oitante*, 19403 *Septante*; *an* in diesen Zahlwörtern erklärt sich wohl durch Anlehnung Gowers an seine continentalfr. Vorbilder.

13. Für v o r t o n i g e s und n a c h v o r t o n i g e s v l t. *ẹ* stehen öfters andere Vokale als *e*: 1. *oi*, *ei* neben *e*: 6183 *Covoitise*, 6812 *Covoitour*, Inhaltsverz. *Covetise*, 3556 *deceivement*, 7692 *deceivant*, 1791 *decevable*, 6554 *decevance*, 20764 *aparceivant*, 2697 *aparcevant*, 7956 *ordeignement*, 13561 *ordeinement*, 2110 *desordener*; 2. *i*: 1553 *histoire*, 1023 *estoire*, 3797 *diffamacioun*, 2877 *desfamacioun*, 3890 *discort*, 22966 *discord*, 10391 *descord*, 12713 *virtuosement*, 12281 *vertuousement*, 19320 *disaise*, 17300 *desaise*; oft wechseln *i* und *e* in nachnebent. Silbe: 1092 *glorifiant*, 1064 *glorefie*, 1123 *ypocrisie*, 1189 *Ipocrisie*, 1059 *Ipocresie*, 3118 *multiplie*, 7822 *multeplie*, 10349 *edifier*, 14669 *edefie*, 12217 *sacrifia*, 16352 *sacrifise*, 7740 *sacrefie*, 4563 *sacrefise*, 12461 *plentivouse*, 29922 *plentevouse*, 25020 *magnifie*, 3391 *magnefie*, T 9, 1 *signifie*, 860 *signefie*, T 11, 2 *seintifie*, 7206 *saintefiez;* vor Nasal: 6846 *Raviner*, 15547 *ravener*, 13525 *original*, 152 *origenal*, 20051 *desordinez*, 2110 *desordener*. Zu erwähnen ist noch: 27930 *conciveras*, 18447 *cristiene*, 12283 *cristieneté*. Über diese oft in a g n. Texten belegte Eigentümlichkeit s. Stimming S. 177; 3. *a*: 184 *darrein*, 346 *darreinement*, aber 6347 *derrain;* 8762 *jalous*, 17581 *jalouser*, 16104 *arundelle*, 22131 *arondelle*, 5748 *desparacioun (spēro)*. Zum A g n. s. Belege bei Busch S. 19 und bei Stimming S. 176; 4. *u*: 5405 *busoign*, 14578 *busoignable*, 25194 *busoignera*. — Die E n d u n g *-ĭ t a t e m* erscheint in dreifacher Gestalt: als *-ité*, *-eté*, *-té*: 252 *adversité*, 504 *adverseté*, 8328 am Rand *Superfluité*, 8342 *Superflueté*, 14945 *egalité*, B 17, 2 *egalté*, 19322 *dignités*, 1169 *dignetés*, 29945 *chastité*, 9171 *chasteté*, 28196 *chiereté*, 6298 *chierté*.

14. V l t. *ẹ* i m H i a t bleibt 1. *e*, das silbisch ist: 11598, 11614 *vẹoir*, 1090, 15813 *vẹeu*; 2. *e*, das metrisch nicht zählt: 559 *seur*, 4403, 12362 *seurement*, 16741 *asseurance*, 948, 3917 *reule*, 15238 *reuler*, 21461 *desreulé*, 4914 *conceu*, 6587 *deceu*, 24569 *desceu*, 8582 *resceu*, 27974 *conceustez*, 3112 *veu*, 14098 *pourveu;* vgl. noch: 3786 *feist*, 18702 *Feissemus*, 655 *feissont* (Konj. Praet.), 8574 *Preis* (2. Sg. Praet.), 16880 *meist* (Konj. Praet.). Meist fällt dieses stumme *e* auch graphisch: 1088, 2782 *reçu*, 6669 *rescuz*, 6728 *conçuz*, 3071 *duist*, 2142 *duissont*. Also fast regelmäßig ist in der Aussprache Schwund des im Hiat stehenden *e* (auch des *e* aus *a*, s. *a* 29) eingetreten, das ja das A g n. mit Vorliebe fallen läßt. Gewiß weist hierfür das F e s t l a n d ebenfalls Beispiele auf, aber lange nicht in dem Maße wie Gower; so sagt Knauer (14, 411) zu den Part. Perf. der 3. stark. Konj.: „Offenbar überwiegen die Formen mit bewahrtem Stammvokal,“ bei Gower

hingegen kommen fast nur kontrahierte Formen vor; Mann (S. 28) bemerkt zu *avoir* bei Froissart: „*Avoir* hat schon mehrere kontrahierte Formen, doch ist ihre Zahl noch gering," unser Dichter aber kennt außer dem Part. Perf. *eeu* wiederum nur kontrahierte Formen. — Lateinischer Hiat in Lehnwörtern ist meist gewahrt: 24 *bestialité*, 349 *audience*, 7349 *curiouse*, 10344 *cristien*, 3397 *nacioun : Ambicioun : condicioun : Circumvencioun : ymaginacioun*; getilgt ist er in: 136, 14996 *deable* (*diabolum*), 1570 *deables*, 703 *deablerie*, 9497 *deblesce*, 20092 *deans* (neuengl. *dean*), 20021 *deacne*.

Lat. ī.

1. Freies und gedecktes *i* bleibt; $\bar{\imath} + \underset{\wedge}{i}$ wird *i*.

2. Freies $\bar{\imath} + l$ wird *il*, das mit $\bar{\imath} + \underset{\wedge}{li}$ reimt: 4441 *ville : reville : fille : exile : reconcile*, 6289 *avile : affile : guile : soubtile*, 12541 *gentil : Mill. : vil : il : peril : fil.* Vor folgendem *s* findet sich *ils*: 6394, 7129 *soubtils*, D 1,4 *gentils*; Reime fehlen, aber es ist anzunehmen, daß das *l* geschwunden ist; im Auban reimt *gentils* mit *-is* (Uhlemann S. 595), wird allerdings auch da regelmäßig mit *l* geschrieben; Boeve hat *is* (Stimming S. 211); zum Continentalfr. vgl. Auler S. 97 *(is)*, Mann S. 16 *(is, ieus)*.

3. $\bar{\imath} + \underset{\wedge}{li}$ entwickelt sich zu *ill*, *il*, das mit $\bar{\imath} + l$ reimt: es liegt also der für das Agn. charakteristische Verlust der Mouillierung vor, s. Stimming S. 212: 208 *file : vile*, 9085 *file : affile : vile : avile : famile : reconcile*, *revile :* 8181 *famile : enperile*, 25246 *famile : nobile*, 26670 *peril : soubtil;* 3916 *familie*[v], *nommer :* 17042 *familier* ist lat. Schreibung, vgl. hierzu 12519 *umilie*[v], aber 1831, 12530 *umilera*; 5126 *accidie*[c], 255 *Accide*[c], 4182 *pluvie*[c], 6409 *Perjurie*[c]. Zum Continentalfr. sei bemerkt, daß bei Froissart nach Mann (S. 21) in *fille*, *julle*, *peril* „*l'* in *l* übergegangen zu sein scheint." Wegen des Reimes *peril : il*, der auch bei Christian von Troyes vorkommt, s. Foerster, *Cliges* S. LXXI. — Vor folgendem *s* erhalten wir: 4756 *narils*, 15684 *perils*, 16852 *lys : assis*, 27728 *lys : amys*, 186 *fils : toutdis*, 28095 *fils : compris*, 958 *fitz* (eine dem Agn. eigentümliche Schreibweise): *avis*, 2011 *fitz : malditz*, 10333 *fitz : fis*, 12244 *fitz : avis*. Zum Agn. s. Stimming S. 212, zum Continentalfr. Auler S. 97, Groeneveld S. XXV, Mann S. 16: meist *is*, Wilmotte S. 565 („*ius*, aussi bien wallon que picard"), *ius* hier und da noch in den nordwestl. Dial. (Goerlich S. 59) und im Burg. (Goerlich S. 103).

4. $\bar{\imath}$ vor Nasal ergibt *in*: 22791 *fin : vin : fin : engin : divin : cristin.* Beachtenswert ist 17326 *gardein : vilein* neben 18279 *gardin : engin*; dieses *ei* begegnet zuweilen im Agn., vgl.

Stimming S. 188, ist aber auch auf dem Festlande anzutreffen, s. Belege bei Foerster, *Chev.* S. 418.

5. $\bar{\imath} + n\underset{\frown}{i}$ wird *in*, das nach agn. Weise auf $\bar{\imath} + n$ reimt: 2530 *line : ruine*, 5125 *line : alline : covine : vine (vinea) : devine (divina) : orine*, 13359 *lyne : vermine*, 15579 *line : ravine*.

6. Vortoniges $\bar{\imath}$ ist geschwunden in 411 *droit*, 2999 *drescer*; erhalten ist es, im Gegensatz zum Continentalfr., wo es *e* wird, in 243 *primere*, 366 *primeraine*; es wechselt mit *e* in 1034 *divise*, 595 *devise*, 1147 *espirit*, 2551 *esperit*, 634 *infernals*, 1011 *enfernals*, mit *ui* in 3924 *estorbillon*, 1346 *estorbuillon*, mit *ei* in 4355 *amisté*, 501 *ameisté* (s. Stimming S. 188), mit *u* in 1854, 4662 *debriser*, 3933 *debrusé* (s. Busch S. 22). — Lat. y ist in einigen Fällen durch *u (=* $\bar{u}$, denn es steht dafür nie *ou)* wiedergegeben: 16674, B 30, 2 *Uluxes*, 2377, 22034, 22333 *Surrie* neben 22017 *Sirien*. Gower mag hier durch die gleichzeitige engl. Orthographie beeinflußt sein, die ags. *y* (= umgelautetes $\bar{u}$) durch (franz.) *u* ersetzte, vgl. Kaluzza, *Hist. Gram. der engl. Sprache* II, 43, ten Brink, *Chaucers Sprache* S. 28 und besonders Morsbach, *Mittelengl. Gram.* I, 174, wo auf Schreibungen wie *mirîe*, *merîe*, *murîe (i = e = u = ö*, s. $\bar{u}$ 1*)* bei Chaucer hingewiesen wird, — Erwähnt sei noch *i* in 10506, 24224 *isnele*, 5429 *chambirlein*, 4001 *caitifs*, 1140 *chaitivelle*, ferner in 1623 *chacuny : puny*, 370 *icelles*, 3073 *Itiel* neben denselben Formen ohne *i*. — Zu *y = i* ist zu bemerken, daß es in unserm Denkmal zwar nicht selten angewandt ist, *i* jedoch bedeutend öfter; beliebt ist es am Versende: 1777 *soy : buffoy : recoy : quoy : coy : poy*, 5137 *dy : norry : ensy : luy : endormy : ensevely*, 26773 *porray : trouveray* etc. Zum Agn. vgl. Stimming S. 186 und Busch (S. 21), nach dessen Meinung „*y* im Laufe des 14. Jahrh.'s dem *i* mehr und mehr weichen muß", zum Continentalfr. Metzke 64, 412: „*y* wird für *i* an jeder beliebigen Stelle eines Wortes gebraucht."

Lat. ŏ.

1. Freies betontes *ŏ* wird 1. *ue*, das mit *ę* gebunden wird: 2036 *puet*, 16133 *estuet*, 23207 *pueple*, *loer :* 12239 *cuer*, 13129 *cuer : curer*, *jugger :* 15824 *cuer*. Zur Schreibung *ue*, die meist in unserem Texte zu finden ist, s. Belege fürs Agn. bei Stimming S. 207, fürs Continentalfr. bei Metzke 65, 73 und bei Mann S. 17. Zum Lautwert *ę* des *ue*, einer Eigentümlichkeit des Agn., s. Stimming S. X und S. 208. Im Continentalfr. lautet *ue* wie *ę* und *ö*; ersteres bezeugt ein Reim wie *vair : cuer* bei Froissart, letzteres ein solcher auf *eu*: *cuer : douleur* bei demselben Dichter (Mann S. 17), s. auch Auler S. 71: „*ue* hat den Laut *ö*;" 2. *oe*: 26 *coer*, 42 *estoet*, 841 *soer*, 2122 *poet*, 7747 *boef*, 8688 *joefne*, 15379 *moebles*, 15567 *oeps*, 23157 *poeple*. Für *oe*, das in unserm Denkmal ziemlich häufig geschrieben

wird, s. Belege zum A g n. bei Stimming S. 207, Menger, *Notes on the history of free open ŏ in Anglonorman* in *Mod. Lang. Notes* 18, 109, zum C o n t i n e n t a l f r. bei Auler S. 71, Metzke 65, 74, Goerlich, *Burg. Dial.* S. 80, *Nordw. Dial.* S. 45, Küppers S. 11, Eggert S. 368; 3. *o*, besonders vor Labial: 1106 *Reprove*, B 40, 1 *provont*, 1407 *covere*, 1553 *trove*, 8725 *jofnes*, 10817 *overe*, 27902 *ovre*, 16750 *esmovent*, 24728 *owes*; 316 *Hors*, 45633 *Fors*, 16647 *poot*, 26913 *poont*, 28294 *poent*, 10942 *roe*[c], B 20, 1 *Roe*[c] (vgl. Suchier, *Gram.* S. 40); s. weitere Bsp. u. ŏ 6. Über die Erhaltung des ŏ im A g n. s. Stimming S. 207; im C o n t i n e n t a l f r. belegen *o* für *oe*, *ue*, allerdings meist nur vereinzelt, Auler (S. 71), Goerlich (*Burg. Dial.* S. 82, *Nordw. Dial.* S. 45), Küppers (S. 12), Eggert (S. 368); 4. *u* (sehr selten): 6134, 8060, 11363 *pus (pŏtes)*. Vgl. zum A g n. Stimming S. 207, Menger S. 108; auf dem F e s t l a n d e findet sich *u* im B u r g. (Goerlich S. 79); s. auch Wilmotte S. 558; 5. *eo*: 2196 *aveoc*, 7590 *illeoc*, 20228, 27595 *illeoques*. Über *eo*, das nach Suchier (*Gram.* S. 41) nur a g n. Hss. kennen, vgl. Stimming S. 207, Menger S. 111, Burghardt S. 91; 6) *e*: 18006 *Avec*, 9525 *avesques*, 6533 *ovesque*. Weitere Beispiele aus a g n. Denkmälern bringt Stimming (S. 207), Busch (S. 35), Menger (S. 109); im C o n t i n e n t a l f r. weisen *e* nach in *avec*, *illec* Auler (S. 71), Metzke (65, 74), Wilmotte (S. 559), in noch anderen Wörtern Goerlich (*Burg. Dial.* S. 79, *Nordwestl. Dial.* S. 44), Küppers (S. 12), Eggert (S. 368); 7. *ou*, *eu*, *u* in: 159 *demure* (Subst.): *forsfaiture*, 937 *demeure : heure : Nature*, 2434 *demure : disconfiture*, 10711 *demure* (Verb.) *: hure*, 1859, 3452 *devoure*, 8526 *Devore*, 7719 *devoure : onoure : rescourre*. Die eben genannten Formen gehören zu zwei im Franz. bekannten Ausnahmen (mit ō statt ŏ), vgl. Foerster, *Schicksale des lat. ŏ im Franz.*, Rom. Stud. 3, 182; bemerkenswert ist jedoch 3834, 20928 *demoert* (mit ŏ), s. Belege bei Busch S. 24 und bei Suchier, *Gram.* S. 14; ebenfalls ọ hat: *mouche :* 9972 *vouche (vŏcat)*, vgl. Suchier, *Gram.* S. 14. — Undiphthongiert ist ŏ in 9977 *rose : prose : chose*, *close :* 18762 *rose : desclose*, *choses :* 27189 *roses : gloses*.

2. G e d e c k t e s b e t o n t e s ŏ bleibt *o* = ǫ: 255 *morte : porte : apporte*, 385 *Mort : remort*, *enclos :* 4590 *dos*. Gower scheidet ǫ streng von ọ, wie das A g n. (s. Stimming S. 189) und das C o n t i n e n t a l f r. (s. Auler S. 75, Metzke 64, 411, Mann S. 2). — ọ liegt vor in 925 *atour : tour : amour*, *onour :* 2769 *entour : destour*, 26727 *destourne : adourne : morne : tourne*, 1487 *Tornent*; v o r t o n i g : 68 *Tornant*, 730 *retorner*, 3171 *Tournant*, 5754 *Rettourner*, s. hierzu Foerster, *Rom. Stud.* 3, 183; ferner in 9944 *destourt : plourt : sourt*, 18595 *tourt : court : onourt : retourt*, *court* (Verb.): *court* (Sbst.): *socourt :* 20265 *tourt : destourt*; sodann in 10407 *aillours : rebours : doctours*. — Gedecktes ŏ ist diphthongiert in 2223 *Reproeche* neben 2937 *reprouche*, vgl.

Suchier, *Gram.* S. 17; in 10094 *noeces*, 11316 *noece* neben 946 *noces*, s. Schwan-Behrens, *Gram.*[7] S. 23.

3. *ŏ* + *i*-Element entwickelt sich 1. zu *ui*: 5433 *Huy*, 9269 *uy*, 5610 *pluie*, 10427 *vuide*. Dies ist bei Gower die gewöhnliche und für ihn zu erwartende Entwickelung, da er zu den agn. Schriftstellern gehört, die *ou* von *u (= ū)* trennen; s. *ū* 1; vgl. Suchier, *Gram.* S. 59. — Gebunden wird dieses *ui* genau so wie *ui* aus *ū* + *i̯*: 1000 *nuyt : deduyt*, 10263 *nuytz : perduz*, weitere Reime s. u. *ū* 2; wegen *uy : u* im Agn. und Continentalfr., wegen 7840 *quit : delit*, 18765 *quire : dire* s. ebenda; 2. *oi* (sehr selten): B 16, 2 *voide* neben oft belegtem *ui*: 36 *vuide*, 7728 *vuid*; *monoye : 3360 annoye*, 3128 *annoy : soy* (neuengl. *annoy*): vortonig in 17091 *oitante*. Hierzu sei bemerkt, daß derartige Ausnahmen, *oi* für *ui*, im Agn. selbst in den Texten nicht selten sind, die, wie unserer, *ou* von *ū* trennen (s. o.), vgl. Stimming S. 210 und Suchier, *Gram.* S. 59. Auf dem Continente begegnet ebenfalls öfters Schwanken zwischen *oi* und *ui*, so in den nordwestl. Dial. (Goerlich S. 49), namentlich aber im Osten, vgl. Aust. S. 33, Foerster, *Chev.* S. XLIII, Kraus S. 21, Goerlich, *Burg. Dial.* S. 87, Wilmotte S. 560. 3. *oe*: 17302, B 11, 3 *noet*; Inhaltsangabe *oetisme*. Auch Stürzinger (*Orth. Gall.* S. 46) belegt aus dem Ende des 14. Jahrh.'s *oept (octo)* aus Kent, *oeptisme* aus Suffolk; auf dem Festlande bringen schon aus dem 13. Jahrh. Belege für *oet* Küppers (S. 13) und Goerlich (*Nordw. Dial.* S. 49); der zuletzt Genannte erklärt diese Formen aus der Aussprache des *oi*, das, ganz gleich welcher Herkunft, durchgängig seit dem Ende des 13. Jahrh.'s zu *oę*, *ę* geworden sei; in *oet*, *oele (= huile)*, *net (= nuit)* sieht er daher phonetische Schreibungen. Nehmen wir nun an, Gower hat in den beiden in Frage stehenden Wörtern zwischen *ui* und *oi* geschwankt *(oitante* ist ja belegt), so läßt sich *oe* in unserm Texte, in dem *oi* aus *ē* wie *ę* und *oi* aus *au* + *i̯*, *ori̯* wie *oę́* gesprochen wird, gleichfalls als phonetische Schreibung des *oi* ansehen. Hierher gehört noch 3698 *proesme* neben 12885 *prosme*, s. Suchier, *Gram.* S. 60.

4. Das Suffix *-oria* ergibt stets *-oire*: *gloire :* 1550 *memoire : histoire : croire : victoire : noire*, 11497 *memoire : pourgatoire : noire : croire : espoire : consistoire*, 16417 *histoire : boire : memoire : notoire : voire : croire.* Die agn. Form *-orie* fehlt also vollständig. Auch Auban (s. Uhlemann, S. 585) hat nur *-oire*. Wegen der Aussprache s. *ŏ* 3.

5. *ŏ cum* wird *ieu*, *eu*, *e͜eu*, *u;* es lautet *ö*, wie *ū* (s. *ū* 1), und reimt in derselben Weise wie dieses: 320 *lieu : perdu*, *dieu : retenu :* 4450 *lieu*, 11152 *lieu : devenu : dieu*, 11773 *lieus : plus*; *confondu :* 4812 *jeu*, *retenu :* 21299 *jeu;* 3954 *fu : conu*, 13647 *fu : commu : pru;* 181 *jeeu : ęeu : perdu*; weitere Reime s. u. *ū* 1, *ĕ* 2; vortonig: 5779 *juer*, B 32, 2 *jeuer*. — Die Schreibungen: Meist

steht *ieu*. Busch (S. 35) erwähnt diese Form als „sehr häufig, besonders in den Year Books (Kanzleien! Vgl. *ĕ* 1) vorkommend“: in beiden Fällen liegt das schon mehrmals beobachtete Bestreben vor, das heimatliche Französisch dem des Continents anzupassen. *Eu*, *u* wird belegt von Uhlemann (S. 572) und Busch (S. 35), *u* von Stimming (S. 204). — Im Reime mit *ū* weisen diese Formen nach Stimming (S. 204), Busch (S. 35), mit *ū* und *ou* Uhlemann (S. 572). Reime der letzten Art, mit *ou*, sind nur in nordagn. Denkmälern möglich, wo sich *ŏcu* wie die andern hierher gehörigen Gruppen zu *ou* entwickelte, s. *ū* 1. — Betreffs der Entstehung dieser Formen s. Suchier, *Gram.* S. 56. — Zum Continentalfr. vgl. Eggert S. 373 *(ui, u, eu, iu, ieu)*, Küppers S. 13 *(ieu, eu)*, Auler S. 74 *(ieu, eu : fr. ō)*, Mann S. 12 und 13 *(fu, ju : ū* oder *feus, jeus : -eus*, aber stets *lieu : -ieu)*, Aust S. 32 *(ieu)*, Goerlich, *Burg. Dial.* S. 84 *(eu, ieu)*; besonders hingewiesen sei auf die große Anzahl von Belegstellen für *fu, ju : ū* bei Steffens S. 175.

6. Freies *ŏ + l* ergibt 1. *ol*: 72, B 10, 3 *volt*, 3177, 8598 *dolt*, 1517 *solt*; 2. *oel*: 11927 *voelt*, 12951 *doelt*, 13644, 17662 *voels*; 3. *oe*: 10, 643, 2028 *voet*, 448, 10988 *voes*; 4. *eo*: 2358 *veot*. — Im Reime begegnet keine dieser Formen. Wegen der verschiedenen Darstellungen, die sämtlich im Agn. vorkommen, vgl. *ŏ* 1. Zum Continentalfr. s. Stock, *Phonetik des Roman de Troie*, *Rom. Stud.* 3, 456 (noch *volent*), Auler S. 71 (*vuelent*, *veulent*, hier bereits die *ö*-Aussprache des *ue*, die bei Gower vollständig fehlt), Metzke 65, 74, Mann S. 18 *(voes : poes, veuls : euls)*. — Stets undiphthongiert ist *ŏ* in *vole (vŏlat)*, s. *Rom. Stud.* 3, 179, ferner in *mole (mŏla)* und in folgenden Wörtern, über die Suchier, *Gram.* S. 17 zu vgl. ist: *parole : chanterole : russinole :* 4112 *vole : escole : gaiole, parole : sole : fole : frivole : citole :* 10391 *vole*, 14606 *vole ǫ*, 19412 *revole*, 2921 *mole, parole :* 510 *escole : citole : mole : fole, parole : vole : frivole :* 14609 *escole : rigole : mole*; wegen des *ǫ* in *sole (sōla)* s. *ọ* 4.

7. Gedecktes *ŏ + l* wird 1. *ŏl*: *parole : citole :* 514 *mole : fole*, 3530, 23148 *mole ǫ*; 2. *o* in: 919, 4236 *cop*, 1947, 9834 *cops*. Diese Formen ohne *l* sind sowohl im Agn. (s. Stimming S. 211) als auch im Continentalfr. (s. Auler S. 75, Mann S. 15) bekannt. Vortonig: 1060 *vorroit* neben 25778 *volroit*, 7558 *Veuldra*, 7175 *veuldroit*. — *ọ* hat *mouche : touche :* 9969 *couche (cŏllŏca) : vouche*.

8. *ŏ + lị* entwickelt sich 1. zu *uil (l)*: 15, 71, 204 *vuill*, 437 *vuil*, 1498, 9247 *fuill*, 2439 *Orguil*, 5047 *acuilt*, 15597 *cuillont*, 15086 *acuillont*. Vortonig: 1093 *orguillouse*, 16879 *orguillant*, 24177 *orguillour*, 23900 *enorguillie*, 3607 *despuillez*, 5524 *malvuillance*, 10742 *cuillette*, 29123 *muilloies*, 29124 *muilloit;* 2. zu *oil(l)*, sehr selten: 3541 *oile (ŏlea)*, 7551, 11145, 17003 *oille*, 8132 *moille; ŏculum* ergibt 1064, 1113, 2998 *oill*, 2997 *oil*, bei

folg. *s*: 3238 *oils;* vortonig: 165 *despoiler;* 3. *oel* in: 3736 *oel : fraternel*, 1343, 3135 *doel;* bei folg. *s*: 2258, 14120, 19958 *oels*. Wegen der Schreibungen s. ŏ 3; zu dem dort Gesagten sei hinzugefügt, daß, wie bei Gower, so im Agn. vor *l'* die Diphthongierung des ŏ weniger beliebt gewesen zu sein scheint als vor den anderen Konsonanten, so im Boeve (Stimming S. 207) und im Auban (Uhlemann S. 573).

9. Freies ŏ vor Nasal wird *on*, *oun*, das mit dem gleichen Laut aus fr. ọ vor Nas. reimt: 412 *soun : resoun*, 11451 *soun : regioun*, 12738 *sonne : desresonne : coronne*, 15431 *bonne : coronne*, *donne :* 16013 *estonne; fuisoun :* 17722 *on*, 6998, 7196 *om*, B 4, 2 *l'en*. Eine einzige diphthongierte Form findet sich: 1827 *soens*, 2678, 3108 *soen*. Zum Agn. s. Stimming S. 209. Vortonig: 1217 *honourer*, 27121 *honeuré*, 1426 *sonant*, 1925 *monoie*, aber 1606 *demaine : te maine*, 2604 *demeine (dŏminium)*.

10. Gedecktes ŏ vor Nasal bleibt; in der Schrift steht *on*, *oun*, das mit fr. und ged. ọ vor Nas. reimt: *abonde : rebonde :* 1212 *responde*, *Salomon : Persumpcioun :* 1600 *respoun : resoun*, 26616 *Respoune*, 5604 *sounges*, 6137 *songe*, *sont :* 10010 *somont : font : confont : paramont : serront;* 315 *omme*, T 3, 1 *homme;* vortonig: 395 *responderay*, 5148 *soungera*, 8317 *bounté*. — In einigen Wörtern begegnet *a*: 4168 *Danz Socrates*, 5266 *danz Catouns*, 4894 *dampnedée*, 18977 *dameldée*, 84 *dame*, *entame :* 25164 *dame*, *almes :* 26856 *dames*, 1059 *damoiselle*, 2102 *danter*, 9446 *danture*. Vgl. Stimming S. 192.

11. ŏ + *n̯i* ergibt *oign* wie ọ + *n̯i*: 1959 *essoigne : busoigne : tesmoigne : doigne : enpoigne: vergoigne* , *tesmoigne :* 11966 *busoigne : Vergoigne : essoigne : moigne : coigne*, 185, 567 *loigns* neben 1746 *longe*, 5220 *longue;* vortonig: 2135 *loigntain* neben 2784 *longtain*. — Die Entwickelung von ŏ + *n̯i* (und ō + *n̯i*) zu *oign* ist die im Agn. übliche; wenigstens belegen Stimming (S. 205) und Busch (S. 36) fast nur diese Schreibung. Nur eine auch von Stimming (S. 205) angeführte und von Suchier (*Gram.* S. 75) besprochene Ausnahme kommt vor: 927 *queinte : restreinte*, 5293 *aqueinte : queinte : feinte* neben 6393 *quointes;* vortonig: 26021 *aqueintement*, B 10, 1 *aqueintai* neben 4580 *aquointement*,, 7268 *quointer*.

12. Vortoniges ŏ in offener Silbe wird *o*, *ou*, *u*: 30 *dolour*, 380 *porrai*, B 9, 1 *porroie*, 689 *morra*, 726 *soloit*, 1499 *movoir;* 9031 *mourra*, 18440 *souloit*, B 11, 1 *pourront*; 2460 *purra;* im Hiat: 2557 *pǫesté*, 9060 *pǫons*, 3396 *bǫele*, 8598 *bouelle*.

Lat. ō, ŭ.

1. Betontes freies vlt. ọ wird 1. *ou*, das außer mit sich nur mit gedecktem ọ reimt: 663 *Paour : folour : dolour : clamour : verrour : tricheour*, 1093 *orguillouse : celestiouse : maliciouse*

: viciouse : graciouse : perillouse, nous : 2193 *orguillous : malurous*, 2727 *plusour : amour : courteour : seignour : honour : losengour, jour :* 6921 *devorour : lour, acourt :* 7402 *honourt : labourt*, 9946 *plourt : sourt*; 2. a) *eu*: 4941 *neveu : rendu, retenu :* 26552 *preu*, 77 *Leur*, 858 *fleurs*, 7134 *pluseurs*, 8876 *piteus*, 12018 *honteus*, 27000 *joyeuse*; b) *u*: 164 *ure (hōra) : creature*, 729 *hure : pure, nature :* 996 *hure*, 1169 *onure : destrure, pure :* 29519 *onure*, 1744 *prus : conus*, 12930 *pru : dieu*, 23869 *prus : Arthus : truis, tue :* 5075 *tue (tŭa), drue :* 29732 *tue*; c) *oeu*: B 19, 3 *proeu*. — *Hōra* hat ǫ in 37 *ore*, 3896 *Ore . . . ore*, vgl. Busch S. 24, Koschwitz, *Voyage de Charl.* S. 28; ǫ liegt ferner vor in 5156 *glose (glōsa) : pose*, 15933 *glose : parclose*, 9981 *prose : chose*. — Zu den Darstellungen ist folgendes zu bemerken: Freies bet. *ō* hat sich in den meisten Fällen zu *ou* entwickelt, continentalfr. *eu (u, oeu)* findet sich viel weniger; dies ist eine Erscheinung, die bei der Beurteilung der Sprache Gowers nicht unberücksichtigt bleiben darf, denn nach Metzke (64, 410) ist „am Ende des 13. und Anfang des 14. Jahrhunderts im Dialekt von Ile de France neben der älteren Bezeichnung *o* und *ou* für diesen Laut bereits in überwiegender Mehrzahl *eu* eingetreten." An zwei Fällen sei das Verhältnis von *ou* und *eu* bei Gower und im Continentalfr. näher gezeigt: Metzke (64, 411) sagt: „*Eu* ist um das Jahr 1300 der durchaus herrschende Laut in dem lat. Suffix *-atorem*, das noch in zweisilbiger und einsilbiger Form nebeneinander besteht, und in der lat. Adjektivendung *-osus*"; und Mann (S. 5) bemerkt zur Sprache Froissarts, daß die *-eour* sich zu den *-eur*-Formen wie 1 : 3 verhalten, und daß von den Endungen *-ous, -ouse* und *-eus, -euse* die ersteren sehr selten, die letzteren ganz allgemein seien. Bei Gower wird *-atorem* ein einziges Mal zu *-eur* (s. *a* 27) und *-osum (a)* in sehr wenigen Fällen zu *-eus(e)*. Zum Agn. s. Stimming S. 190 und Busch S. 23, wonach im 14. Jahrh. *u (= ou), o, ou* nebeneinander begegnen, *ou* aber, wie in unserm Texte, bevorzugt wird; auch *eu* ist bekannt, s. Belege an den eben genannten Stellen. — Wie aus den Reimen ersichtlich, liegen bei Gower zwei verschiedene, aus fr. *ō* entwickelte Laute vor: die Reime unter 1. weisen auf den im Agn. üblichen *ou*-Laut hin (s. Stimming S. 190); sie sind am häufigsten anzutreffen; die unter 2. zeigen, daß unserem Dichter die continentalfr. Entwickelung des ọ zu *eu* (= *ö* gesprochen, s. Auler S. 84, Metzke 64, 410, Suchier, *Gram.* S. 30) nicht unbekannt war, da er dieses *ö* mit dem gleichen *ö*-Laut in *ū* bindet (s. *ū* 1); aus dieser Gleichheit ist auch die Schreibung *u* für *eu* zu erklären.

2. Gedecktes vlt. ọ ergibt meist *ou*, selten *o, u*, das mit *ou* aus fr. bet. *ō* reimt: 1256 *tour (turrem) : creatour, valours :* 1931 *jours*, 7400 *acourt : honourt, onoure : laboure :* 7726 *rescoure : socoure*, 872 *purpre*, 28722 *pourpre*, 2125 *Urse*, 9894 *urce*, 20302 *ours : pastours*, 17882 *turtre*, 18584 *acurront*, B 15,2

supple, 17600 *souple*, B 46, 3 *rugge*, 7002 *rouge*; Bel. für *o* s. u. *ŏ* 2; zum Agn. s. *ọ* 1. Fürs Continentalfr. belegt alle drei Schreibungen Metzke (64, 409).

3. Vlt. *ọ* + *i̯* wird 1. *oi*, das mit *oi* aus *ē*, *ē* + *i̯* reimt: 2453 *crois, ainçois : surcrois : descrois :* 25270 *crois : fois*, 28995 *crois : ainçois : trois : fois : vois (vōcem) : malvois*, 670 *conoistre*, 2273 *boiste*; vortonig: 5800 *oiceus*, 6077 *conoiscance*, T 11, 3 *poison*; 2. *ui* in 4624 *buiste*. Im Agn. wird wie bei Gower „meist *oi* geschrieben, selten *ui*" (Busch S. 36), s. auch Stimming S. 204; 3. *u*, in vortoniger Silbe, im Boeve beliebt, in anderen agn. Texten wenig gebräuchlich wie bei uns: 8234 *conuscance*, 8236 *desconuscance*; s. Stimming S. 205.

4. Freies vlt. *ọ* + *l* erscheint als *ọl* in 2701 *sole (sōla) : parole : fole, citole :* 7661 *sole : vole*, 10386 *sole : folle* und in *affole :* 3537 *tribole : primerole, mole :* 19892 *tribole : rigole : parole*; sonst: 1918 *goule*, 3730 *geule*, 7789 *Gule*.

5. Vlt. *ọ* + *li̯*, *ọ* + *i̯* + *l* entwickelt sich zu *ull* in 10503 *genulle*; vortonig: 1224 *genuller*. Stimming (S. 213) belegt gleiche Formen aus Boeve *(genula, agenulez, orgulos)* mit *u* und mit Verlust des *i* (franz. *l'* war ja im Agn. zu *il(l)* geworden, s. Stimming S. 212, wie *n'* zu *in* (vgl. engl. *Spain*, *mountain*; s. Stimming S. 219)). **Muliērem* ergibt 17236 *muler*, 27560 *mulier : apporter; li* in diesem Wort dürfen wir wohl mit Uhlemann (*Auban* S. 592, wo die gleiche Schreibung begegnet) als Anlehnung an die lat. Form betrachten. Erwähnt sei noch 3876 *buillie*. — Vor folgendem *s* erhalten wir *oils*: 28665 *genoils* (stets in dieser Form). *Genoilz* belegt Uhlemann (S. 595) aus Auban. Zum Continentalfr. vgl. Auler S. 94 *(genous : nous)*, Mann S. 15 *(genouls : nous)*: hier ist vollständiger Schwund der Mouillierung eingetreten; bei Gower hingegen ist das *i* des zu *il* aufgelösten *l'* erhalten; s. Suchier, *Gram.* S. 78.

6. Freies *ọ* vor Nasal wird *on*, *oun* (sehr oft), das mit dem gleichen Laut aus fr. und ged. *ŏ* vor Nas. reimt, s. *ŏ* 9, 10: 409 *noun : Temptacioun : soun : resoun : baroun : garisoun, Salomon :* 1598 *Presumpcioun : respoun : resoun : noun : doun*, 2401 *maison : noun : Contradiccioun : nous lison : fuisoun : perroun, nous lison :* 7922 *religion : contemplacioun*. Zum Agn. vgl. Busch S. 24 *(on : oun : un)*, Stimming S. 191. Reime für die Endung der 1. Pers. Plur. s. ebenfalls bei Busch S. 25 *(-ums : ouns)*. Im Continentalfr. haben wir durchgängig *on*.

7. Gedecktes *ọ* vor Nasal erscheint 1. als *on* (in den meisten Fällen): *font :* 2798 *confont*, 8680 *confonde : responde : monde : blounde*, 10009 *sont : somont : font : confont : paramont : serront*, 20293 *sont : absentont*; 2. als *oun* (selten): 2886 *rounge*, 7300 *soumme*; 3. als *un* (selten): 1650 *humble*, 3450 *Runge*, 7350 *corrumpe*, 9114 *Corrumpt*, 13339 *secunde*, 13408 *Columb*,

26769 *umbre*, 27039 *undes*. V o r t o n i g: 537 *rompis*, 716 *mondain*, 14667 *noncier*; 7190 *nounciée*; 2458 *plungoit*, 2566 *fundament*; auch in Eigennamen: 18557 *Lumbardie*, 25432 *Lumbardz* neben 23233 *Lombardie*, 23257 *Lombardz*; n a c h v o r t o n i g: 1904 *confundus*, 3461 *confondus*, 16104 *arundelle*, 22131 *arondelle*. Zu erwähnen ist noch: 144, 4935 *volenté*, 1692 *volentiers*, 1933 *volenters*. Zum A g n. s. die bei fr. *ọ* vor Nas. angegebenen Belegstellen. Im C o n t i n e n t a l f r. findet sich ebenfalls zuweilen *un*, vgl. Auler S. 74, Wilmotte S. 560, Cloetta S. 79, Goerlich, *Burg. Dial.* S. 96, *Nordw. Dial.* S. 54, Eggert S. 367.

8. V l t. *ọ* + *ni̯* wird stets *oign*, *oin*: 859 *poign*, *busoigne* : 1963 *tesmoigne : doigne : enpoigne : vergoigne*, 2273 *oignt*, 10827 *conjoint : desjoint : joynt : point*. Beachtenswert ist die auch in anderen Texten vorkommende Form 6346 *chalenge* neben (vort.) 15879 *chalanger : manger*, *estranger* : 25433 *chalanger*. V o r t o n i g: 590 *conjoigntement*, 1798 *poignant*, 12966 *conjoyntement*. Zum A g n. s. *ŏ* 11.

9. V o r t o n i g e s v l t. *ọ* ergibt (frei und gedeckt): 1. *o*: 73 *solein*, 13042 *plorant;* 2847 *Corant*, 10723 *corrant;* 2. *ou*: 718 *soulein*, 881 *Soulaine*, 10534 *plourement;* 13495 *souffrance;* 3. *u* (selten): 2039 *suffrir* (neben B 14, 1 *soeffrir*), 3409 *currour*, 7628 *gustant*, 7897 *burgoiserie;* öfters wechseln *ou* und *u* in den mit lat. *pro* und *sub* zusammengesetzten Wörtern: 331 *purpos*, 3354 *pourpos*, 1858 *purfent*, 12989 *pourfendi*, 27401 *purpensé*, 15619 *pourpense;* B 42, 3 *subtilitées*, 1020 *soutileté*. — In n a c h v o r t o n i g e r S i l b e steht meist *ou*, daneben *o*, *u*: 2581 *seignourie*, 23101 *honourable;* B 25, 3 *seignorie;* 27878 *honurable*, D 2, 5 *seignurie;* das *u* in diesen Formen könnte auch *eu* sein, vgl. *ben u ré* : 27121 *hon e u ré*, 1377 *seigneurie*. — Zu *e* ist *ọ* geschwächt in: 6992 *parcener*, 7803 *Gloutenie*, 14537 *dolerous* neben 8408 *parçoniers*, 258 *Glotonie*, 6944 *dolourous*.

10. V l t. *ọ* i m H i a t wird *o*, *ou*: 574 *dọaire;* 3728 *prọuesce*. Der Hiat ist getilgt in 5164, 5250 *suef*, B 50, 2 *suef : relief*, 2543 *assuage*, 1852 *moel*.

Lat. ū.

1. F r e i e s b e t o n t e s *ū* erscheint 1. als *u*: 87 *desconvenue: nüe (nuda): nue (*nuba): issue: perdue: value*, *demure (*fr. bet. *ō): 162 forsfaiture: dessure: ure (hōra): creature: menure*, 721 *figure: creature: nature: mesprisure: hure: pure*, 1239 *aventure* ρ, *truis (trŏvo):* 1658 *perduz: Hebrus: us: jus: conclus*, *truis: destruis:* 3460 *us: confondus: exclus: confus*, 10707 *nature: mesure: demure (demōrat): hure: alure: figure*, 18363 *creature: onure*; v o r t o n i g: 7666 *user*. Zur Schreibung *u* ist weder fürs A g n. noch fürs C o n t i n e n t a l f r. etwas zu bemerken; 2. als: *ui*: B 4,3 *pluis en pluis*, B 39,3 *pluis: venuz*, oft in Verbalformen:

63 *fuist (fuit)*, 12549 *fuismes*, B 35,3 *fuisse*, 17111 *Fuissont*, 3071 *duist*, 2142 *duissont*; vortonig: 16883 *fuissietz*, B 9,4 *fuissetz*. *ui* für *u* findet sich häufig in agn. Denkmälern, vgl. Stimming S. 193. Auf dem Kontinent erscheint *ui* öfters im Burg. (Goerlich S. 98), im Champ. (Kraus S. 24), seltener in den nordwestl. Dial. (Goerlich S. 57); 3. als *eu*: 127 *cheeuz*, 600 *cheeus*, *dieux: crueux:* 5020 *cheeuz: feruz: batuz: us*, *plus: penduz: dessus:* 10952 *cheeuz: desuz: huiss*, *jeeu (jocum):* 182 *eeu: perdu: dieu: lieu (lŏcum): corrumpu*, *cremu: despourveu: lieu (*legūtum): Judieu: dieu:* 11076 *eeu*, *dieu: tollu: entendu: reçu:* 1090 *veeu: perdu*, *tenu: lieu (lŏcum): lieu (*legūtum): pourveu:* 15813 *veeu: dieu*, B 39,3 *pluis: venuz: veeuz: concluz*. Wie wir sehen, handelt es sich hier um Part. Perf. mit einem im Hiat stehenden *e*, das ja im Agn. verstummt war, wenn es auch noch oft geschrieben wurde; in obigen Fällen zählt aber das *e* metrisch, und Gower hat deshalb, um dies zu betonen, noch ein *e* angefügt. Belege für diese orthographische Eigentümlichkeit des Agn. s. bei Stimming S. 180 und bei Busch S. 10; 4. als *ieu*: *deçu: vendu: dieu: estru : lieu (locum):* 3671 *eslieu (*exlegutum)*, 4451 *eslieu p*, 25293 *vieue (*vīdūta*; neuengl. *view)*; vortonig: B 18,4 *dieurté*. Sonst kann ich diese Schreibung nirgends nachweisen: für *ū* ist einfach das gleichlautende *ieu* in Wörtern wie *dieu*, *lieu* eingesetzt; 5. als *ou* (ganz vereinzelt) in dem Lehnwort 15197 *jouste*, 20885 *jouste: engouste*, 23065 *joust* neben 737 *juste*, 1650 *just*; einmal vor Nasal: 23408 *flom* neben 7623 *flum*; vortonig in 15622 *espourger* neben 8352 *espurge*; 11498 *pourgatoire* neben 10364 *purgatoire* (gel. Wort). Also nur sehr selten steht *ou* für oder neben *ū*; sonst begegnet nie ein Wechsel von *ou* und *u* in Wörtern, in denen lat. *ū* zugrunde liegt: von einer gleichen Aussprache von *u* (= *ū*) und *ou* kann daher keine Rede sein. Erwähnung möge hier noch finden die im Agn. übliche Form B 5, am Rand *jesqes*, B 12,3 *jesq'* neben 1336 *Jusques*, 5214 *jusqus*, vgl. Stimming S. 193. — Wie klang nun dieses *ū (ui, ieu, eu)?* Zunächst zeigen uns die Schreibungen und Reime, daß Gower *ū* streng von *ou* aus lateinischem *ō* auseinanderhält; Reime wie *revenuz: trestuz*, *tenuz: touz* bei *Langtoft* (Busch S. 25) oder *pendu: u* bei *Hugo von Lincoln* (Behrens S. 122, wo auch weitere Belegstellen) fehlen vollständig bei ihm; für unsern Dichter ist indes diese scharfe Scheidung von *ū* und *ou* nicht auffällig, da bekannt ist, daß er aus Kent stammt (s. Wülker, *Gesch. der engl. Lit.*[2] I, 143), und daß im Südagn. und deshalb ebenfalls in den franz. Lehnwörtern des südlichen Altenglisch frz. *ū* nicht *ou* geschrieben und gesprochen wird, vgl. Behrens S. 123, Suchier, *Gram.* S. 12 und *Literaturblatt für germ. und roman. Phil.* 1888, S. 176. Aus den Reimen sahen wir ferner, daß Gower *ū* mit dem aus *ĕ* + *u*, *ŏcu* und freiem *ō* entstandenen Laut bindet. Hierzu ist Behrens (S. 161) zu vergleichen, der zu *eu* aus betontem

freien *ō* sagt, es entwickele sich in den ins Altengl. gedrungenen Lehnwörtern wie franz. *ü* in offener Silbe und sodann bemerkt: „Wie *eu* = lat. *ō*, so hatten die auf älteres *ĕ* + *u*, *ŏcu* Voc. (siehe Neumann, *Rom. Zs.* VIII, 385 ff.) zurückgehenden französischen Laute im Englischen gleiches Schicksal mit franz. *ü*.“ Genau dieselbe Entwickelung liegt bei Gower vor, wie wir aus den oben angeführten Reimen (fr. bet. *ō* : *ĕ* + *u* : *ŏcu* : *ū*) erkennen, und wie wir es bei den betreffenden Vokalen noch im einzelnen bestätigt finden.

Wie klang aber *ū?* Schon unter *a* 18 waren wir zu dem Schluß gekommen, daß es nur ein *ö*-Laut gewesen sein könne. Eine weitere Stütze erhält nun diese Annahme dadurch, daß wir wissen, daß Gower *ū* in den franz. Lehnwörtern wie ö sprach. Wir gehen daher einmal auf das Altengl. ein: Fahrenberg hat in *Herrigs Archiv* 89, 389 ff. die Sprache der *Confessio Amantis* untersucht und sie mit der von des Dichters Freund, Chaucer, verglichen; bei der Besprechung der franz. Vokale erklärt er, daß sich keine wesentlichen Unterschiede ergeben. Nun stellt ten Brink in seiner *Untersuchung der Sprache und Verskunst Chaucers* zunächst fest (2. Aufl. S. 51), daß dieser Dichter ebenfalls *ou* und *ū* auseinanderhält und meint dann, daß der dem franz. *ū* im Altengl. bei Chaucer entsprechende Laut einem *ö*-Laut nahe stand und S. 52, daß er „einem ohne Lippenrundung gesprochenen *ö*-Laut...entsprach.“ Einen solchen Laut haben wir für *ū* bei Gower anzusetzen. Eine gleiche Ansicht betreffs dieses Lautes vertritt auch Morsbach (*Mittelengl. Gram.* S. 174).

Bis jetzt habe ich das C o n t i n e n t a l f r. unberücksichtigt gelassen: hier finden sich ebenfalls Reime von *ū* zu fr. bet., jedoch auch zu gedecktem *ō*, aber nur sehr vereinzelt: so belegt Cloetta (*Poème morale*, Rom. Forschungen 3,81): *mut (multum): vertut*, ferner führt Wilmotte (S. 558) eine Anzahl solcher Reime an, ebenso Vollmöller (Einleitung zum *Münchener Brut* S. XXVI), Tobler (*Li dis du vrai aniel*, Leipzig 1871, p. XXXIII), Richter (*Versuch einer Dialektbestimmung des Lai du Corn* und des *Fabliau du Mantel Mautallié* p. 17): überall ist hier *ū* = *ou*. Anders verhält es sich bei den von Foerster (*Venus la Deesse d'amour*, Bonn 1880, S. 50) zusammengestellten Reimen, wo wie bei Gower *ū* nur mit f r e i e m *ō* gebunden wird, weshalb dieser Gelehrte ebenfalls *ū* = *ö* ansetzt; derselbe weist auch darauf hin, „daß in einem Teil der heutigen Pikardie lat. *ū* = frz. *ü* wie *ö* gesprochen wird, und daß vielleicht die aus dem 13. Jahrh. herangezogenen ähnlichen Reime die ersten Spuren der beginnenden Lautwandlung zeigen.“ Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß die pikardische Aussprache des *ū* auf das Südagn. von Einfluß gewesen ist. Erwähnt sei noch, daß Aust (S. 31) ebenfalls einige Reime *u: eu* aus fr. bet. *ō* belegt und darauf aufmerksam macht, „daß in den heutigen Patois

der Champagne sehr oft *eu* für frz. *u* und umgekehrt eingetreten ist (vgl. Tarbé, *Rech.*) an Stellen, wo man nicht irgendwelche Analogiewirkung annehmen kann, und daß von den Patois der Umgegend von Blois das gleiche zu gelten scheint (vgl. Darmesteter *Rom.* V, 394)"; s. auch Tobler, *Vom franz. Versbau*, 3. Aufl., S. 171.

2. *u + i*-Element wird 1. *ui*: *aparçuit: estuit:* 628 *deduyt* (mit *ū* von *dūco*, Suchier, *Gram.* S. 34)*: suyt*, *truis:* 3458 *destruis: us: confondus*, *uiss:* 5258 *pertuiss: plus*, *confus:* 27388 *destruis: truis: sus: resçuz*, *plus: cheeuz:* 10955 *huiss (*ūstium)*, *cure: escripture: lettrure:* 20228 *construire: luxure: hure (hōra)*; vortonig: 2409 *fuisoun*; 2. *u*: *demesure: onure (honōrat):* 1173 *destrure: lesure*, *deçu: vendu: dieu:* 3668 *estru (exstrūctum): lieu: eslieu*, 14343 *estrure: dure*, 7587 *pertus: reclus*, 13542 *huss: plus*, 19418 *construs: truis: puis: vertus*; vgl. noch 9761 *je su* neben 772 *suy*, 7915 *sui*, B 9,5 *suis*; vortonig: 10702 *luter*, 11369 *futis*, 13090 *menusera*. — *u* statt *ui* ist besonders im Agn. beliebt, s. Suchier, *Gram.* S. 35 und die Belege bei Stimming S. 209; im Continentalfr. findet es sich im Lothringischen (Apfelstedt S. XXXV), oft im Burgundischen (Goerlich S. 99) und in den nordwestlichen Dialekten (Goerlich S. 57). — Eine weitere agn. Eigentümlichkeit ist uns in den Reimen entgegengetreten: Gower betont *ui* noch regelmäßig auf dem *u*, wovon ja die häufige Kontraktion zu *u* Zeugnis ablegt; im Continentalfr. verschob sich aber schon seit dem 12. Jahrh. der Akzent von dem *u* auf das *i*, siehe Suchier, *Gram.* S. 35; zwar belegen Schulzke (*Betontes ĕ + i und ŏ + i in der normannischen Mundart*, Diss., Halle 1879, S. 13 ff.), Auler (S. 81), Metzke (65, 69) noch *ui: u* neben *ui: i*, aber Mann (S. 9) und Groeneveld (*Griseldissage* S. XXIV) führen nur Reime mit dem Tone auf dem *i* an. — Wie aus den Reimen ersichtlich, wird *ui (u)* mit dem aus *ĕ + u*, *ŏ + i̯*, fr. bet. *ō* und *ū* entwickelten Laut gebunden, für den wir eine *ö*-Aussprache anzunehmen genötigt waren (s. *ū* 1). Derartige Reime (in nordagn. Denkmälern kommen noch solche zu *ou* (aus ged. *ō*) hinzu) begegnen oft im Agn.: ich verweise auf Stimming S. IX und S. LVII und besonders auf die zahlreichen von Uhlemann (*Auban* S. 586) angeführten Beispiele (so: *Iu: eu: fu: hu*, *curt: destrut)*, ferner auf die bei Stürzinger S. 46 (so: *tutes: destrutes*). — In einigen Fällen reimt auch bei Gower *ui: i*: fast regelmäßig in *luy*: 423 *luy: y*, 825 *luy: anemy*, *parmy: autry:* 1631 *luy*, *auci:* 1649 *celluy: autri*, *ensi:* 2646 *celuy: detrahy: luy*, sonst sehr selten: *delice:* 10524 *anguisse*, *service:* 14064 *anguisse*. *Ui: i* belegen fürs Agn. Uhlemann (S. 586), Busch (S. 36): meist jedoch nur wie bei Gower in Formen wie *luy*, *autry*; s. noch Stimming S. 210.

3. *u + l + s* ergibt *uls* (= *us*): 9, 1711, 3081 *nuls*, *nudz:* 23393 *nuls: vertus*. Der Schwund des *l* ist in diesem Falle sowohl

im Agn. (vgl. Uhlemann S. 595, Stimming S. 211), als auch im Continentalfr. (s. Auler S. 98, Mann S. 15, Goerlich, *Burg. Dial.* S. 103) üblich.

4. *u* vor Nasal reimt nur mit sich und erscheint in der graphischen Darstellung unverändert (s. *ū* 1): 6637 *une: commune: adune: aucune: prune*, 13863 *lune: une: ascune: pune: rancune: commune*; vortonig: 5544 *juner*, 20573 *unir*. *u* ist zu *e* geworden in dem gelehrten Wort: 9418 *escoumengez (excommūnicatus)*, 18774 *escomengons*, 19399 *escumengé*.

Lat. au.

1. Freies betontes *au* erscheint 1. als *ǫ*: 507 *parole : escole : citole : mole : fole, fortz :* 1466 *tors : corps : lors : Boors : sortz*, 15925 *chose : dispose : close : desclose : glose*, 21721 *repos : depos : desclos : enclos : doss : pourpos;* 2. als *ou* in 12618 *loue (laudat);* 2. als *oo* in 23901 *loos (laudes)*, 8052, 9146 *Je loo.* — Vortonig: 18291 *loa*, 27457 *louer : loer.* — Lat. *aut* wird meist *ou*: 1975, B. 9, 3; *u* 11459. Das Agn. hat wie Gower gewöhnlich *o*, vgl. Stimming S. 189; s. daselbst auch einzelne Ausnahmen; das Continentalfr. kennt ebenfalls fast nur *o; ou* belegen Auler (S. 83), Metzke (64, 411), Goerlich (*Burg. Dial.* S. 101, *Nordw. Dial.* S. 57). In Lehnwörtern *au*: 100 *cause*, 154 *causal*, 349 *audience*, 3558 *auditour*, 5640 *laudes*, 10651 *augst*, 18295 *August.* Erwähnt sei noch: 13403 *jouwe*, 3386 *Esaü : dieu : deçu*, 4857 *Esȩau : desplu*, 4899 *Sąoul*, 12979 *Sąul.*

2. *au* + *į* entwickelt sich zu *oi*: der Lautwert dieses *oi*, das auf *oi (= ę)* aus *a* + *į* und fr. vlt. *ẹ* reimt, ist *oé*, vgl. *a* 8, Reim 3; *ẹ* 1; s. auch *ŏ* 3: *voie :* 741 *joye : menoie, ploie : voie :* 9336 *joye, coy :* 1788 *poy*, 5431 *poy : arroy, malvois : moys : ainçois :* 29494 *chois. Auca* wird 5511 *oue*, germ. *blau* 25329 *bloy : foy.* Vortonig: 7644 *joious*, 20569 *choisir* neben B 20, 3 *chosi.*

Konsonantismus.

Nasale.

1. *m, n* vor Konsonant: 1. Vor Labial bleibt *m*, *n* wird *m;* nicht selten jedoch tritt bei Gower *n* für *m* ein: 3953 *Inpacience*, 3961 *Inpacient*, 11299 *enbu*, 16749 *enportont*, 23047 *inpunie*, 23316 *inpunitz*. *m* neben *n* findet sich in: 1136 *empire*, 24816 *enpire*, 7034 *embat*, 5707 *enbatu*, 8117 *emploie*, 10583 *Enploie*, 14909 *emplastres*, 14906 *enplastre*, B 32, 2 *embrace*, 5241 *Enbrace*.

B 42, 2 *empeinte*, 935 *enpeinte*. Zu dieser im Agn. oft begegnenden Erscheinung s. Stimming s. 215, Burghardt S. 108; im Continentalfr. belegen sie Schulze (S. 30) und Knauer (8, 40). — Gefallen ist *n* vor *v* in: 622 *covoitoit*, 6183 *Covoitise*, 6229 *covoitous*, 123 *covenance*, 27877 *covenable* (neuengl. *covenable*), B 34, 1 *covenir*, aber 25771 *convenient*. Weitere Beispiele aus agn. Texten s. bei Stimming S. 217. — 2. *m'n*, *mn* wird *m*, *mm*, einmal *mn*: 239 *nomant*, B 24, 1 *nomer*, 3242 *damages*, 15066 *damage*, 225 *ome* neben 410 *nommer*, 4243 *nommant*, 540 *dammage*, 24901 *dammagée*, 315 *omme*; *mm* neben *m* ist überhaupt beliebt: 251 *jammais*, 647 *jamais*, 9338 *dammoiselle*, 1059 *damoiselle*, 24349 *coustumme*, 7452 *coustume*. Zum Agn. s. Belege für *mm* bei Stimming S. 239, zum Continentalfr. bei Schulze S. 31; *mn* findet sich in B 43, 2 *femme;* zu *n'm* sei genannt 392 *alme*. — 3. Vor Dental und Spirans ist *n* geblieben (wegen *n* vor *s* vgl. u.), *m* zu *n* geworden; etymologisches *m* ist aber öfters eingeführt: *honte : accompte :* 1505 *conte : surmonte*, 3790 *Prodons*, 4168 *Danz Socrates*, 10273 *Dans Helchana*, *tient :* 20940 *prient (prĕmit);* B 46, 3 *compte : honte*, *belle conte :* 1747 *acompte : amonte : reconte : surmonte*, 4414 *temps : vengemens*, 6282 *temps : sens*. 4. Vor *s* ist zuweilen *n* erhalten (gelehrt): 4238 *demonstrance*, 12435 *demoustrance*, 14267 *pensantie*, 1290 *Pesance*, B 12, 3 *Monstrez*, 640 *moustré*, 958 *mostra*; vor flexiv *s*: 9896, 9908 *corns*, 11587 *verms*; 3922 *vers*.

2. Inlautender einfacher Nasal wird öfters verdoppelt und inlautender Doppelnasal vereinfacht: 432 *onneur*, 10008 *honeur*, 3745 *resonnable*, 9542 *resonnablement*, T 1, 1 *resonable*, 592 *resonablement*, 1508 *personne : coronne : descoronne*, 20208 am Rand *persones*, 3919 *honneste*, 1351 *honeste*; 1143 *comun*, 489 *commun*. Zum Agn. s. ähnliche Belege bei Stimming S. 239, zum Continentalfr. bei Knauer 8, 24.

3. Mouilliertes *n* ist im Agn. geschwunden, vgl. Stimming S. 219. Wie wir bei den einzelnen Vokalen sahen, ist für Gowers Sprache ebenfalls Verlust der Mouillierung anzunehmen.

4. *m*, *n* im Auslaut: Auslautendes *m* ist zu *n* geworden: 409 *noun (nomen) : Temptacioun*, 10192 *noun : Oreisoun*, 17722 *on : aresteisoun* neben 37 *om*. Sowohl im Agn. (siehe Stimming S. 215) wie im Continentalfr. (s. Schulze S. 30, Metzke 65, 87, Knauer 8, 40, Goerlich, *Burg. Dial.* S. 108) findet sich diese Entwickelung. — *n* nach *r* ist im Auslaut meist geschwunden: 260, 368 *char*, 926 *tour : amour*, 3822 *four : jour*, 14481 *yver*, aber: 185 *enfern*, 5450 *yvern*, 22143 *corn*.

5. Gleitlaute: 1. *m'l* ergibt *mbl*: 417 *ensemble*, 1708 *assemblée*, 723 *trembler*, 6367 *tremblera*, 1650 *humble*, B 38, 4 *omble*. Im Agn. scheint der Übergangslaut *b* nicht überall regelmäßig vorhanden zu sein, s. Busch S. 37; im Continentalfr.

fehlt er im Pikardischen (Suchier, *Auc.* S. 68), im Wallon. (Wilmotte S. 566). — 2. *mn*, *m'n* wird *mpn* in: 1536 *dampnacioun*, 3673 *dampnable*, 4929 *dampnont*, 4932 *Condempne*, 4894 *dampnedée*, aber 18977 *dameldée*; 5135 *Sompnolence*, 5222 *sompnolent*, 840 *solempnement*, 17161 *solempne*, 23635 *Sollempneté*. Ein solches euphonisches *p* belegen fürs Agn. Stimming (S. 219) und Burghardt (S. 109), fürs Continentalfr. Stock (S. 487), Schulze (S. 28), Metzke (65, 85 (sporadisch)), Knauer (8, 32) und Goerlich (*Burg. Dial.* S. 110; *Nordw. Dial.* S. 61). — 3. *mr* wird *mbr*: 532 *Remembre*, 2416 *remembra*, 4958 *rembre (redīmere)*, 7280 *chambrelein*, 5173 *chamberlain*, B 18, 3 *marbre*. Dieses *b* steht allgemein im Agn. — 4. *nr* wird *ndr*: 301 *engendre : gendre : prendre*, *ascendre* : 1367 *cendre*, 1647 *meindre*, 4261 *tendre : fendre*, 6330 *vendra*, 28456 *vindrent*. Im Agn. fehlt *d* offenbar sehr selten; Busch (S. 41) führt nur ein Beispiel ohne *d* an; anders verhält sich hierzu das Continentalfr.: nach Metzke (65, 83) „überwiegen die Formen mit euphonischem *d*" im Centralfranz., s. auch Schulze S. 11; ferner zeigt sich in den von Knauer (8, 392) behandelten (in ihrer Sprache etwas pikardisch gefärbten) Texten Schwanken, sodann im Burg. (Goerlich S. 111) und in den nordwestl. Dial. (Goerlich S. 62); *d* fehlt vollständig im Pik. und Wall. (Suchier, *Auc.* S. 68) und im Lothr. (Apfelstedt S. XXXIX).

6. Einzelheiten: 1. *n* vor *r* ist nicht selten zu *r* assimiliert: 809, 2567, 5376 *dorra*, 12838 *dourray*, 6327 *merra*, 11216 *remerra*, aber B 21, 1 *menerai*. Belege zum Agn. s. bei Stimming S. 214. — 2. *n* ist zu *l* geworden in 8733 *orphelines* neben 6872 *orphanin*, 15377 *orphanine*. — 3. *n* ist eingeschoben n: 1208 *cheventeine* neben 22067 *chevetein*, s. Burghardt S. 105.

Liquide.

l.

1. Intervokalisches *l* bleibt; zuweilen tritt dafür *ll* ein: 2037 *aleine*, 19004 *eles;* 17709 *parolle*, 5123 *hostellement*, 8378 *hosteller*. *ll* erscheint in der gleichen Stellung als *ll* und *l*: 1205 *elle*, T 8, 3 *ele*, 6833 *gelline*, 1982 *geline*, 7185 *cella*, 106 *cela*, 17815 *Sollempnes*, 23635 *Sollempneté*, 17161 *solempne*, 840 *solempnement*. *ll* steht gern am Versende: 4765 *appell : reppell : bel : feel : flaiell*, 9829 *fardell : sachell : flaiell : catell : chastell : novell*, 11281 *appell : chastell : revell : qernell : penouncell : quarel*, 23485 *appell : pell : bel : oisell : drapell : merel* neben 999 *revel*, 5804 *sachel*, 8724 *peal*. Belege für *ll* s. bei Stimming S. 239 und bei Knauer 8, 25.

2. Vokal + *l*, Vokal + *l* + *s* habe ich schon bei den einzelnen Vokalen behandelt. Noch einige Wörter mögen hier genannt werden: 392, D 1, 3 *alme*, 26853 *almes : dames*, vgl. Schwan-Behrens, *Gram.* S. 105; 18977 *dameldée* neben 4894

dampnedée, 28942 *palmas* (s. Stimming S. 210) neben 29023 *pasmas*.

3. Mouilliertes *l*: Wie wir bei den Vokalen aus den Reimen ersahen, haben wir für Gowers Sprache den dem Agn. eigentümlichen Verlust der Mouillierung anzunehmen.

4. *l* wird *r* in: 49 *apostre*, 62 *angres*, 79 *angre*, 3734 *archangre* neben 1150 *angle*, 10702 *angel;* 7483 *tistre*, 27192 *tistres* neben 4590 *title;* 11054 *epistres*, 20152 *chapitre*. Gleiche Belege fürs Agn. s. bei Stimming S. 212 und bei Uhlemann S. 595, fürs Continentalfr. bei Settegast, *Benoît de Sainte More* S. 33, Auler S. 98, Neumann, *Zur Lautlehre* S. 69, Metzke 65, 85, Goerlich, *Nordw. Dial.* S. 61 und *Burg. Dial.* S. 103.

5. $l + r$ entwickelt sich meist zu *ldr*, seltener bleibt *lr*: 381 *faldray*, 7310 *fauldront*, B 4, 3 *faldra*, 7558 *Veuldra*, 8871 *vouldra*, 20174 *voldras*, B 25, 3 *voldrai*, 5514 *valra*, 11626 *volra*, 25778 *volroit*, 646 *vorra*, 1060, 1898, 4684 *vorroit*. Stimming bringt zu dem eben erwähnten Lautvorgang keine Angaben zum Agn., doch sind unter den hierher gehörigen Formen des Futurs, die er (S. 211) und Busch (S. 47) anführen, nur solche mit *d*. Im Continentalfr. zeigt sich Schwanken, vgl. Auler S. 98, Schulze S. 10, Knauer 8, 392, Goerlich, *Burg. Dial.* S. 105, Cloetta, *Poème morale* S. 95; im Pik. und Wall. fehlt *d* überhaupt (s. Suchier, *Auc.* S. 68).

6. Auslautendes *l* bleibt meistens; zu *u* vokalisiert ist es in 202, 556 *tieu*, 619 *queu*, in 51, B 9, 1 *au* (= *a le*), *du* (= *de le*) 27, B 1, 3, (= *de la*) B 20, 3. Vgl. hierüber Uhlemann S. 593, Stimming S. 212 und besonders Stürzinger S. 50. — Einzelfälle: *refroidera : 7116 mal. le* ist umgestellt in 7442 *angel* neben 79 *angre*, 1150 *angle*. Beachte auch 5519 *parlesy* (neuengl. *palsy*, von *paralysis*); vgl. Burghardt S. 105.

r.

1. Inlautendes *r* ist erhalten; in der Schrift steht *r* und *rr*: 187 *demourer*, 13377 *demorrer*, 2406 *iré*, 4826 *irré*, 4853 *feru*, B 27, 1 *ferru*, 5396 *marine*, 16394 *marrine*, B 9, 1 *verai*, 1056 *verray;* sehr beliebt ist *rr* im Fut. und Cond.: 12 *dirray*, 6169 *dirras*, 808 *dirra*, 7434 *dirrons;* 839 *ferray*, 2856 *ferra*, 3432 *ferront;* 1337 *Tu encherres*, 5016 *cherra;* 5157 *plerra*, 8035 *plairra;* 7177 *lirroit*. — Inlautendes *rr* bleibt meistens, selten steht dafür *r*: 8492 *courroie*, 5792 *couroie*, 10019 *Rescourre, laboure : 7726 rescoure*. Diese Vertauschung von *r* mit *rr* und umgekehrt findet sich in agn. Denkmälern sehr oft, vgl. Stimming S. 213; aus Texten des Festlandes belegen sie Schulze (S. 26) und Knauer (8, 25).

2. Unorganisches *r* ist in einer Reihe von Wörtern angefügt; daneben begegnen Formen ohne *r*: 1813 *philesophre*, 7633 *philosophre*, 9530 *philosophes*, 9979 *sophistre*, 3590 *sophistrie*,

ancestre : terrestre : 17352 *celestre*, *deshonneste :* 5068 *celeste : terreste : moleste*, 27986 *baptistre*, 28430 *baptist;* erwähnt sei noch: 3578, 8132 *frestelle (fistula)*, *descrire :* 6158 *litargire* neben 26485 *litargie : seignourie.* Die in Rede stehende Erscheinung ist im Agn. ziemlich oft anzutreffen, s. Stimming S. 215, aber auch im Continentalfr. ist sie nicht selten, vgl. Auler S. 100, Schulze S. 24, Metzke 65, 86, Wilmotte S. 565, Goerlich, *Burg. Dial.* S. 106, *Nordw. Dial.* S. 63. — Ausgefallen ist *r* in *feste :* 974 *terreste*, *deshonneste : celeste :* 5069 *terreste* neben *senestre :* 9948 *terrestre.* S. hierüber Stimming S. 215. Nicht unerwähnt möge bleiben das *r* in 1963 *varlet* neben 8644 *vallettoun* und in 10935 *myre : sire*, 12317 *mire : souffire.*

3. Umstellung des *r* ist sehr beliebt, besonders von *re* zu *er*: 1112 *burny*, 4286 *Naufré*, 5173 *chamberlain*, 5429 *chambirlein* neben 7280 *chambrelein;* 12188 *presterage*, 25697 *presteresse* neben 2742 *Prestre;* 15561 *parenterdit* neben 18624 *entredit;* 25302 *fourmage*, 28704 *venderdy;* 18725 *pernons*, 21681 *pernont*, 28275 *Pernetz*, 11698 *poupernant*, 27419 *Enpernetz;* 2467 *parfonde*, 29465 *parfondesse*, 3354 *pourpos* (neuengl. *purpose*). In agn. Texten stößt man auf diese Umstellung überaus häufig (s. Stimming S. 213), sie ist aber auch im Continentalfr. wohlbekannt, vgl. Auler S. 100, Schulze S. 25, Metzke 65, 86, Goerlich, *Nordw. Dial.* S. 62, Suchier, *Auc.* S. 72.

4. Auslautendes *r* sprach Gower noch: 157 *amer (amarum) : primer : excuser*, 1213 *mer (mare) : travailler : eshalcer*, 2467 *meer (mare) : adverser*, *nommer :* 1518 *Noli me tangere.*

Verschlußlaute und Spiranten.

Dentale.

t.

1. Inlautendes *t* ist geschwunden; erhalten ist es in Lehnwörtern; als *d* findet es sich in der in agn. Denkmälern oft begegnenden Form 11144 *bleedz : averetz*, 14527 *bledz* neben 2565 *blé* (*bled* belegt jedoch auch Metzke (65, 83)). — Doppelkonsonant neben einfachem Kons. treffen wir bei *t* öfters an: 167 *Atteinte*, 3662 *ateint*, 3123 *ottroy*, B 9, 5 *otroie*, 5754 *Rettourner*, 730 *retorner*, 10666 *rettour*, 1675 *retour*, 29106 *goutte*, 3827 *goute.* Gleiche Belege zum Agn. s. bei Stimming S. 240, zum Continentalfr. bei Schulze S. 10, Knauer 8, 25.

2. Auslautendes nachkonsonantisches *t* ist verstummt; zuweilen ist es auch graphisch gefallen: 2531 *tanqu'* 3024 *Tant*, 3122 *tancomme*, 15658 *Tantcomme*, 5098 *tansoulement*, 562 *Tantsoulement*, 26 *Quanq'*, 6329 *plee (placitum)*, T 10, 3 *plai : verai*, *forsfait :* 2961 *plait : vait*, 7100 *doi (digitum).* Stimming (S. 222) hat aus agn. Texten weitere Beispiele zu-

sammengestellt; fürs Continentalfr. haben dies getan Stock (S. 480), Schulze (S. 9), Metzke (65, 83), Wilmotte (S. 564) und Goerlich (*Burg. Dial.* S. 113). — Erwähnt sei noch die für das Agn. charakteristische und bei Gower oft angewandte Form 109, 8762 *ad (habet)* neben 7109 *a: refroidera.*

3. *t + s* wird 1. *tz* (sehr oft): 1465 *fortz : tors : corps : lors : Boors : sortz, soubgis : espris : fitz (filius) :* 2012 *malditz : apris : avis, folours :* 2155 *courtz : rebours,* 7887 *gentz : amendementz : festoiementz : presentz : dentz : despens;* 2. *z*: 1335 *eshalcez : serres : avilez : doctrinez : vanités : occupiez, seintz :* 9918 *atteinz : humeinz : meinz : vileins : compleins;* 3. *s*: 903 *toutdis : assis : toutdis : mis : dis (decem) : replenis,* 4407 *maltalens : pourpens : gens : parens : temps : vengemens,* 6279 *commandemens : temps : sens : bargaignemens : janglemens : sacremens.* Aus den angeführten Reimen geht deutlich hervor: *tz* = *z* = *s*. In diesem Punkt unterscheidet sich unsers Dichters Sprache weder vom Agn. noch vom Continentalfr., zu ersterem vgl. Stimming S. 229, zu letzterem Auler S. 104 („*t + s = s*"), Metzke 65, 83, Goerlich, *Burg. Dial.* S. 113; das Pikardische kennt ja überhaupt nur *s* (vgl. Foerster, *Chev.* S. LIII).

4. *T i̯* ergibt 1. intervokalisch: *is*: 28241 *palois : Rois,* 14426 *oiseuse,* aber 5800 *oiceus;* wegen *ĭti̯a* s. *ē* 5; 2. nachkonsonantisch: *c, sc, ss, s* (selten): 3166 *Chançon,* B 13, 1 *Marsz,* 2914 *Redrescer, umblesse:* 27755 *redresse,* 2812 *mensonge,* 19337 *commensaille;* vgl. noch *-enti̯a, ĕ* 8. Im Agn. und im Continentalfr. (abgesehen vom Pik., s. Suchier, *Auc.* S. 71) liegt die gleiche Entwickelung vor. — Bemerkenswert ist 11246 *huissher (*usti̯arium),* vgl. Behrens S. 190.

d.

1. Inlautendes *d* ist geschwunden; erhalten ist es in gelehrten Wörtern: 349 *audience,* 3558 *auditour,* 2864 *odible;* Doppelformen haben: 90 *nu,* B 43, 2 *nud,* 27331 *consirer,* 660 *considerer,* 27683 *aourer,* 18738 *adourer.*

2. Auslautendes nachkonsonantisches *d* wird im Altfrz. *t*, Gower setzt aber dafür vielfach etymol. *d*: 124 *grant,* 667 *grand,* 226 *acort : resort,* 1428 *acord,* 3890 *discort,* 10391 *descord,* 9591 *reguart : art,* 11839 *regard,* 18018 *chalt,* 3031 *chald,* B 9, 1 *tart,* 5202 *tard;* regelmäßig steht *t* nur beim Verb: 1368, 8122 *pert,* 2886 *mort : mort* neben 2645 *Mordt; part :* 3632 *art, assent :* 833 *prent,* 1206 *Despent, ensement :* 2145 *defent,* 6471 *tent.* Fürs Agn. bringt Stimming (S. 221) zahlreiche Beispiele mit auslautendem *d* statt *t;* im Continentalfr. findet sich meist *t;* einzelne Ausnahmen s. bei Schulze S. 11, Metzke 65, 83, Knauer 8, 29, Staehle, *Über die Sprache des Herzogs Karl von Orléans,* Prgr., Parchim 1868, S. 9. — Nicht selten, besonders nach Nasal, fällt nachkons. *d*: 582 *Aguar,* 13635 *Guar,* 137, 7704

pren, 445, 19110 *enten*, 1600 *respoun : resoun*, 3768 *Respon*, 15572 *responetz*, 5214 *Atten*, 15941 *Despen*. Dieser Ausfall des *d* ist oft in a g n. Denkmälern zu beobachten, s. Stimming S. 222, Uhlemann S. 600, Busch S. 41; vgl. noch *t* 2; er begegnet auch auf dem F e s t l a n d e , s. Schulze S. 11.

3. *d* + *s* wird 1. *s*: 2874 *Bernars*, 6138 *pers (perdis) : sers (servus)*, *depars :* 7391 *Renars*, 25441 *Lombars;* 2. *ds*: 9631 *Bernards*, 24981 *ribalds : vassals;* 3. *dz*: 23392 *nudz : nuls*, 25432 *Lumbardz*, 23257 *Lombardz*, 5497 *Coardz;* auch hier ist *dz* = *ds* = *s*.

4. E i n z e l h e i t e n: Zu *d̯i* sei 14072 *gleyve* erwähnt, s. Schwan-Behrens S. 15. Unorganisches *d* findet sich in *Lombardie : 23234 tirandie* neben 15566 *tirannie : guarnie*, vgl. Busch S. 41.

s.

1. A n l a u t e n d e s *s* erscheint 1. als *s*: 1395 *silence*, 22017 *Sirien;* 2. als *c*, *sc*: 16637 *scilence*, 10314 *Ciriens*, 18852 *Cezile*, 1147 *ce*, B 18, 3 *c'* (= *se*); 541 *scies*, 1451 *sciet*, 1623 *Scievont*, 20 *scieussetz*, aber B 7, 1 *sachetz*, B 28, 2 *savetz*. Knauer (8, 36) vermutet bei dem zuletzt genannten Worte Anlehnung an *scire*. — Anlautendes *sc* wird andrerseits zu *s*: 9583 *septre*, 10959 *sintelle*. — N a c h K o n s. zeigt sich ein gleiches Schwanken in der Orthographie: *s* (meistens, wie auch anlautend): 728 *vers*, 352 *offense : science; c*: *obedience :* 2016 *offence*, *commence :* 9305 *defence : pense*, 910 *bources*, 9894 *urce*, 29321 *Perce* (12999 *Perse*). Die Schreibungen *c*, *sc* neben gewöhnlichem *s* sind öfters im A g n. zu belegen, s. Stimming S. 225, Busch S. 42, aber auch in c o n t i n e n t a l f r. Texten kommen sie vor, vgl. Schulze S. 16, Knauer 8, 36.

2. *s* v o r K o n s o n a n t ist verstummt; es wird aber noch oft geschrieben: 7995 *feste : beste : deshoneste : apreste : preste*, 15759 *pestre : estre : fenestre : destre : ancestre;* nicht selten begegnen die gleichen Wörter mit und ohne *s* nebeneinander: Inhaltsangabe *blasmer*, 2719 *blamer*, 975 *ascune*, 1445 *acun*, 4793 *hisdour*, 10002 *hidour*, 10541 *desmeine*, 444 *demener*, 11792 *desmesure*, 1165 *demesure;* ferner bezeugen Reime das Verstummen des *s*: 15423 *Almosne : personne;* vgl. sodann folg. Verbalformen: *esjoït : 398 promist : enquist : dist : respondist : tramist*, *despit (despectum) :* 1639 *fist*, *escript :* 10243 *fist : gist*. Sowohl im A g n. (s. Stimming S. 225, Busch S. 43) als auch im C o n t i n e n t a l f r. (s. Auler S. 106, Metzke 65, 84, Knauer 8, 393) liegen die gleichen Verhältnisse vor. — Zuweilen wird *s* geschrieben, wo es etymologisch nicht berechtigt ist: 18205 *mesna*, 303 *Mener*, 16043 *demesne*, 767 *demeine*, 23500 *esvangiles*, 24885 *ewangelis*, T 5, 3 *lisre : dire*, 1127 *lire;* überaus häufig erscheint unorganisches *s* in der Perfektendung *ist* statt *it* und *ust* statt *ut*: 1840, 2432 *perdist*, 4239, 9751 *vist*, 28635 *Vendist*, 15764 *scieust*, 22065 *Morust*, 23020 *parust*, 28196 *receust*, sehr oft *fuist* (= *fuit*): 63, 67, 28191, B 50, 2. Belege für diese besonders in a g n. Denkmälern vor-

kommende graphische Eigentümlichkeit s. bei Stimming S. 228; Beispiele aus festländischen Texten bringen Schulze (S. 20), Metzke (65, 84), Neumann (S. 110, wo weitere Literatur).

3. Inlautendes *s* bleibt: 13 *chose;* ganz vereinzelt steht dafür *c*: 17876 *decert* (Verb.), 10195 *decerte* (Subst.) *: deserte.* Inlautendes *ss* bleibt: 413 *message*, 5444 *Passer.* Inlautendes stimmloses *s* wird zuweilen durch *sc*, *c* wiedergegeben: 2659 *blesce : oppresse*, 2070 *blesceure*, 2999 *drescer;* 90 *auci*, 5241 *Enbrace*, 8104 *enbracier.* Stimming (S. 224) verweist auf die gleiche Erscheinung im Boeve und in anderen agn. Denkmälern.

4. *si̯* ergibt *is*: 412 *noise*, 19478 *noyses.*

5. Auslautendes *s* ist verstummt und geschwunden in: 1202, 1483 *sen (sensus)*, 7283 *mein : demein* neben 2700 *meinz*, öfters in der 1. Pers. Plur.: 2330 *nous lison : Pharaon*, 2405 *nous lison : fuisoun*, *addicioun :* 18480 *soion*, ferner in 7889 *troi* (Acc.): *quoy* neben B 49, 2 *trois.* S. analoge Fälle des Schwundes des auslautenden *s* fürs Agn. bei Stimming S. 227.

6. Prosthetisches *e* findet sich meistens: 510 *escole*, 4189 *espée*, 10506 *isnele pas;* es fehlt in 7108 *il sta*, T 4, 1 *de stouppes* neben 1822 *esta*, 3971 *estouppe;* bemerkenswert ist 23895 *Espruce (la Prusse).* Nach Busch (S. 9) steht in den agn. Hss. des 14. Jahrh.'s ebenfalls gewöhnlich prosthetisches *e.* Auf dem Festlande fehlt es im Wall. (Wilmotte S. 564) und zuweilen im Burg. (Goerlich S. 114).

7. *z (ts)* bei Gower ist wie im Agn. (s. Stimming S. 230) und auf dem Continent (s. Metzke 65, 83, Mann S. 24) zu *s* geworden, mit dem es daher reimt (vgl. *t* 3, *d* 3), und an dessen Stelle es öfters gesetzt wird: 2188 *autrez*, *acceptables :* 4494 *refusablez : abhominablez* etc., 948 am Rand *lez* (Artikel), B 1, 3 *mez.* — *z* ist graphisch auch in 2553 *prophetizé*, 4570 *prophetize : juise*, *ça :* 20462 *prophetiza*, 26570 *prophetizement*, 21477 *baptize : covoitise*, 28428 *baptize : aprise.* Belege zum Agn. s. bei Stimming S. 228.

8. *s-r* in der 3. Plur. Ind. Perf. ergibt stets *str*: 159, 28721 *pristront*, 18270 *Enpristront*, 11959 *distront*, 12297 *soubmistront*, aber immer 4938 *firont.* Dieses *str* findet sich regelmäßig im Agn., ebenso die genannte Ausnahme, vgl. L. Czischke, *Die Perfektbildung der starken Verba der si-Klasse im Französ.* (XI.—XVI. Jahrh.), Diss., Greifswald 1888, S. 12. Auf dem Festlande kommt die Endung *-strent* häufig in den nordw. Mundarten vor (s. Czischke); im Centrum herrscht Schwanken zwischen *-strent* und *-rent*, Knauer (14, 407) jedoch „sieht sich in seinen Quellen vergeblich nach einer Form wie *distrent* um“; ganz unbekannt ist *-strent* im Pik., Wall. und Lothr. (Suchier, *Auc.* S. 72).

Labiale.

p.

1. Anlautendes *p* ist erhalten; geschwunden ist es in 12452 *Tholomé*, vgl. Goerlich, *Makk.* S. XXIV.

2. *p* vor Konsonant: 1. *p* vor *l* wird *b*: 12325 *treble*; vor *r v*: 4228 *oevres*, *vivre* : 6480 *escrivre* neben 8889 *escrire : contredire*.— 2. Vor allen anderen Kons. als *r*, *l* ist *p* geschwunden, wird jedoch in Anlehnung an die lat. Form oft geschrieben: 121 *escrit : dit*, *ascoulte* : 1336 *route*, 6304 *deceite : contrefeite* neben 18 *deceipte*, 2468 *escript*, 10242 *escript : fist*, 5647 *apt*, 9895 *Sept.* Ein solches etymologisches *p* wird belegt fürs Agn. von Busch (S. 37), fürs Continentalfr. von Schulze (S. 28), Metzke (65, 85), Knauer (8, 31). — Vor flexiv. *s* ist *p* meist beibehalten: 987 *hanaps*, 16301 *hanaps : pas*, 2464, 3735 *apocalips*, 7578, 15567 *oeps*, 25718 *draps : pas; pas* : 6941 *dras*, 11408 *dras : fallas*, 7441 *apocalis : oïs*, 19345 *ées : resemblez*. — 3. Auch in interkonsonant. Stellung ist *p* öfters wieder eingesetzt: 93, 5026 *corps*, 1468 *corps : lors*, 1504 *acompte : conte*, 4411 *temps : vengemens*, 9056 *temps : offens*, 9114 *Corrumpt.*

3. Inlautendes *p* wird *v*: 4941 *neveu;* es bleibt in gelehrten Wörtern: 4838 *vapour;* geschwunden ist es in 4914 *conceu*, 6728 *conçuz*, 24569 *desceu*, etc. — Gemination neben dem einfachen Kons. ist auch bei *p* nicht selten: 1221 *apparailler*, 22211 *apareilles*, 1380 *repplie*, 1421 *replie*, 1535 *appent*, 2612 *apent*, 2213 *attrapperoit*, 3562 *attrapé*, B 15, 2 *supple*, 17600 *souple*.

4. *pi̯* ergibt regelmäßig *ch* (auch *sch* geschrieben): 1820 *sachont*, 5135 *sachies*, 7877 *sache*, 2223 *Reproeche*, 5426 *prochein*, B 14, 2 *procheine*, 4554 *procheins*, 8549 *proschain*, B 48, 3 *proschein;* nur in einer Form haben wir *c*: 9020 *sace : place*, 12675 *sace : face*, *manace* : 27912 *sace.* Nach Stimming (S. 234) wird *pi̯* im Agn. zunächst nur *c*, aber bald findet sich hier continentalfr. *ch*, so daß schon Boeve nur *ch* kennt; *c* in *sace* (bequemes Reimwort) scheint sich im Agn. besonders lange gehalten zu haben. Übrigens weisen auch continentalfr. Texte, in denen sich *pi̯* sonst zu *ch* entwickelt, *sace* auf, so der Roman de Troie (Settegast S. 35: *sace : chace*) und der Rosenroman (Auler S. 112).

5. Lat. *ph* wird gewöhnlich durch *ph* wiedergegeben: 6872 *orphanin*, 3502 *phesant : fesant;* zuweilen steht das gleichlautende *f*: 1062 *fantasie*, 11855 *fantosme*, B 35, 2 *fenix*, einmal auch *p*: 3663, 3671 *Josep* neben 12247 *Joseph.*

b.

1. *b* vor Konsonant außer vor *r*, *l* ist geschwunden, wird jedoch oft geschrieben: 1341 *doubte : toute*, 273 *soubgit*, 4980 *sougit*, 1382 *soubtil*, 823 *soutil*, 7069 *Soubtilement*, 421 *soutilement*, 3647 *obscures*, 6813 *oscurs*, 9929 *Soubz*, 13884 *pardessoubz.* Belege

für diese etymologische Schreibung s. zum Agn. bei Busch S. 37, zum Continentalfr. bei Auler S. 109, Metzke 65, 84, Knauer 8, 31.

2. Intervokalisches *b* ist zu *v* geworden: 12406 *feve;* in gelehrten Wörtern ist es erhalten; vor *u* ist es geschwunden in 505 *ust*, 9491 *deust*, 26511 *deussent*, nach *u* in 91, 2968 *nue* (**nuba*). — Gemination des *b* ist nicht beliebt, nur wenige Beispiele haben wir: 6927 *Robberie*, 6974 *Robbeour* (neuengl. *robber*), 9138 *Abbes*, 20901 *Abbacie*, 18090 *adoubbement* neben 12115 *Abesse*, 15131 *adoubé. Bb* belegen aus agn. Texten Stimming (S. 247), Busch (S. 37), aus continentalfr. Schulze (S. 29), Knauer (8, 31).

3. *bį* wird *g*, selten *gg*: 277 *rage : lignage*, 530 *rage : ymage*, B 37, 1 *ruge*, B 46, 3 *rugge*, 21109 *loggieront.*

4. Auslautendes nachkons. *b* ist gefallen in 897, 1115 *plom.*

f.

1. Anlautendes *f* bleibt; zu *h* ist es geworden in 316 *Hors*, 2407 *Egipte hors*, 1123 *pardehors* neben 1365 *Fors*, 8287 *forschacez*, 22980 *forsbannie.*

2. Frz. *f* vor flexivischem *s* ist sehr oft bewahrt, resp. nach Analogie wieder eingetreten: 2417 *griefs*, 4732 *serfs*, 8624 *niefs*, 9907 *chiefs*, 14016 *meschiefs*, 10916 *niefs*, 11438 *caitifs*, 14386 *cliefs*, 15219 *briefs*, 24981 *baillifs*, B 9, 3 *vifs : faillis* neben: 3784 *sultis : Denys*, *avis :* 5678 *caitis*, *pris :* 11368 *caytis : futis*, 26303 *oes (ovus).* Im Agn. ist der in Rede stehende Laut, obwohl stumm, häufig zu finden, s. Stimming S. 220; das Continentalfr. schwankt gleichfalls, vgl. Knauer 10, 6.

3. Geminiertes *f* ist nicht selten: 117 *deffendi*, 6986 *defendi*, 2849 *souffler*, 1347 *soufler*, 5101 *diffine*, 2630 *difinant;* 14064 *Soffrir*, 28771 *suffrance*, 25015 *offrendour*, etc. Zum Agn. s. Belege bei Stimming S. 240, zum Continentalfr. bei Schulze S. 29, Knauer 8, 25.

v.

1. Anlautendes *v* ist *f* geworden in 13790 *foitz.*

2. *v* vor Konsonant außer vor r, *l* ist geschwunden: 8512 *moet*; *-ivus* wird *-is*: 1222 *poestis : soubgis*, 3784 *sultis : Denys.* S. indessen auch 3696 *ara*, 22907 *aront.*

3. Intervokalisches *v* bleibt: 443 *vivant*; im Agn. tritt dafür zuweilen *w* ein (s. Busch S. 38, Burghardt S. 100); dies ist bei uns der Fall in 24885 *ewangelis* neben 29798 *evangelis.* Geschwunden ist *v* in 173 *viande*, 12955 *viandour*, 2465 *espoentable*, 6878 *espoentablement*, 23451 *Paons*, 23527 *paoun*, 17893 *jolyettes* neben 9278 *jolivettes*; 3866 *hastie : die* neben 4639 *hastive : maltalentive.*

4. *vi̯* erscheint 1. als *g*: 2833 *leger : archer*, 664 *sergant*; 2. als *gg*: 1516 *agregge*, 4295, 10210 *allegger*, 10367 *alleggement* neben 29909, B 13, 4 *allegance;* 8072 *negge (nivia)*, 13736 *negge* (Verb.), 19448 *plegge*, 24943 *plegger*.

5. Festländisches *vr* wird bei Gower oft zu *ver*; das eingeschobene *e* ist 1. silbebildend: 3371, 14252 *overaigne*, 4531 *recoverir*, 8125 *beveresse*, 8281 *Yveresce*, 25662 *enpoverir*, B 9, 3 *Descoverir*; 2. nicht silbebildend: 1407 *covere*, 12034 *coeveront*, 10014 *recòvere*, 14902 *Descoverir*, 2782 *lieveres*, 5613, 10432 *oevere*, 12377 *oeveres*, 16870 *overage*, 23504 *povere*; daneben natürlich auch: 6225 *povre*, 8259 *yvre*, 25620 *ovraigne*. Häufig findet sich ein solches *e* im Futur und Cond.: 3879 *vivera*, 4790 *descriveray*, 5768 *movera*, 9318 *desceivera*, 19931 *avera*, 20702 *deveroit*; *e* zählt nicht: 9228 *deveroient*, 13077 *avera*, B 8, 2 *saveroit*; daneben: 7072 *savra*, 7641 *vivra*, 17773 *avra*. Diese Erscheinung der Einschiebung eines *e* ist oft in agn. Denkmälern anzutreffen, siehe Stimming S. 179, Burghardt S. 102; daß ein derartiges *e* im Agn. wie bei Gower auch Silbenwert haben kann, darüber s. Uhlemann S. 566; Belege zum Continentalfr., speziell fürs Futurum, s. bei Bröhan, *Die Futurbildung im Altfranz.*, Diss., Greifswald 1889, S. 39, hauptsächlich aus Texten des Ostens; die Denkmäler des Nordwestens und Südwestens weisen diese Eigentümlichkeit nicht auf.

w.

Germanisches *w* ist nur in wenigen Wörtern geblieben: 5425 *warder*, 15611 *rewardie*, 16313 *rewarde*, B 51, 3 *rewardise*, 24281 *Westmoustier*. Nach Busch (S. 39) begegnet *w* wie bei uns so auch im Agn. des 14. Jahrh.'s „verhältnismäßig selten"; im Continentalfr. findet es sich vereinzelt im Burg. (Goerlich S. 117), öfters im Champ. (Kraus S. 33), allgemein im Pik. (Suchier, *Auc.* S. 78), Wall. (Wilmotte S. 563) und Lothr. (Apfelstedt S. XLV). — Meist wird *w* zu *gu*, *g* (auch vor *i*), ebenso im Agn., s. Stimming S. 236, Busch S. 39: 547 *garde*, 1037 *guarde*, 1906 *gaign*, T 17, 1 *guain*, 1399 *gaigner*, 6353 *guaigner*, 2216 *garant*, 6220 *guarant*, 8464 *degastant*, 8532 *deguaste*, 21394 *gile*, 213 *guile*.

Palatale.

c, g vor a, au.

1. *c vor a*. 1. *c* vor *a* ergibt a) *ch* (in den meisten Fällen): 7433 *chaça*, 11251 *chace*, 13 *chose;* b) *ch*, *c*: 3033 *cheitif*, 7974 *chaitif*, 4001 *caitifs*, 5678 *caitis*, 6904 *Achat*, 7430 *achatant*, 6956 *acat*, 7456 *acatant*, 25806 *acatement*, 8849 *charboun*, 6888 *carbouns*, 15415 *chapoun*, 7746 *capoun*, 4952 *esrachera*, 15016 *esrace : chace;* c) *c*: 21774 *mance : romance*. Über die Entwickelung des *c* vor *a* im Agn. handelt Stimming (S. 235); nach seinen Angaben

steht im älteren Agn. regelmäßig *c*, das aber *ch* weichen muß, so daß *ch* im Boeve und ebenso im Agn. des 14. Jahrh.'s fast ausschließlich herrscht. Auf dem Continent hat das Pik. bekanntlich nur *c*. d) „Bei frühzeitig erfolgter Syncope des Vokals der Pänultima" (Schwan-Behrens, *Gram.* S. 89) *g*: 387 *vengeray*, 3281 *vengement*, 6111 *juges*, 8597 *jugier*, 24787 *adjugé*, B 47, 1 *manger;* T 5, 3 *vengeance;* 118 *mangant*, 1880 *vengance*, 5009 *vengante*; *gg*: 1504 *adjugger*, 1616, 6211 *jugge*, 6212 *juggement*, 15823 *jugger*; die gleiche Entwickelung liegt im Agn. vor, s. Busch S. 42, Stimming S. 237. *ch* haben wir in 20567 *berchiers*, 21031 *bercheresse*; Stimming (S. 237) belegt diese Form auch fürs Agn.; auf dem Festlande begegnet sie im Pik. und in anderen Dialekten (s. Foerster, *Chev.* S. LIV); 2. *cc* vor *a* wird meist *cch*: 3 *pecché*, 2131 *pecchant*, 3150 *peccheour*, 12495 *succhе*, 7550 *sucher*, 17901 *secches*, 9472 *sech*; germ. *kk*: 263 *Leccherie*, 8827 *leccherouse;* 15844 *lechiere*. Auf dieses *cch* stoßen wir öfters in agn. Denkmälern, vgl. Stimming S. 236; 3. *sc* vor *a* ergibt meist *sch*: 1783 *mosche*, 5871 *mousche*, 9964 *mouche : touche*, 8475 *Seneschal*, 16077 *Seneschalcie*, 10111 *Mareschals*, 10700 *eschiele*, 17941 *fresche*, B 31, 4 *Tresfressche*, vgl. auch die mit den Präfixen *dis*, *ex*, *mis* zusammengesetzten Wörter, in denen, soweit sie erhalten sind, auch noch im Neuengl. das Präfix gesprochen wird: 7685 *descharitant*, 8657 *deschargez*, 767 *eschape*, 7040 *eschiet*, 4268 *escherra*, 4451 *eschange*, 126 *mescheance*, 3256 *meschief*.

2. *g* vor *a* wird *j*: 4542 *jardin;* daneben erscheint *g*: 17326 *gardeins*, 18279 *gardin*. Belege aus agn. Denkmälern für *g* s. bei Stimming S. 237; im Continentalfr. findet es sich im Pik. und Norm. (Suchier, *Auc.* S. 68) und im Wall. (Wilmotte S. 562).

c, g vor e, i.

1. *c*, *g* vor *e*, *i* im Anlaut: 1. *c* wird *c*, *s*: 1693 *centz*, 2945 *cent*, B 41, 2 *sent*, 14937 *cerchant*, 712 *Serchant*, 4550 *sercher*, 11531 *serche*, 18758 *cire : sire*, B 42, 3 *sil*(= *cil*); *sc* bei den Verben auf -**cipĕre*: 9318 *desceivera*, 24569 *desceu* neben T 7, 3 *deceu;* 10992 *rescevoir*, 15359 *Resceivre* neben 501 *recevoir*. Stimming (S. 233) bringt aus Boeve und andern agn. Denkmälern Belege für die Schreibung *s* statt *c*. 2. *g* wird *g*, *j*: 29937 *gemme*, 13403 *jowe*, einmal *gh*: 180 *ghemissement*, 5082 *ghemir*, 14625 *ghient*. Behrens (S. 177) belegt *gh* fürs Altengl.; im Continentalfr. ist es im Wall. (Wilmotte S. 562) anzutreffen.

2. Intervokalisches *ce*, *ci* entwickelt sich zu *is*: 467 *plaisirs*, 1304 *voisin*, 2633 *tesant*, 10135 *taiçante*.

3. *c̯i* ergibt intervokalisch *c*, im Auslaut *s*: 1778 *face*, 15021 *face : pourchace*, 16219 *solace : sace*; *Sathanas :* 6180 *solas*, 9925 *bras : tu porras*, 21705 *bras : sercheras*.

4. Nachkonsonantisches *ce*: hier ist zu erwähnen: 9961 *douche : bouche* neben 511 *doulce*; ein gleicher

Wechsel von *ch* und *c* begegnet in: 7673 *niche : desriche*, 24858 *nice : chevice : malice.*

g vor *e*, *i* bietet zu keiner Bemerkung Anlaß.

c, g vor o, u.

1. *c* u n d *g* v o r *o*, *u* i m A n l a u t bleiben; für *c* steht gern, besonders wenn *u* folgt, *q*: 1448 *quide*, 1456 *quider*, 1633 *Surquidance*, 1453 *Surquiders* neben 8830 *cuidance*; 18765 *quire*, 26296 *quisines*; regelmäßig wird *qu* geschrieben in 925 *queinte*, 14697 *quointise*, 26020 *queintement.* Zu *q*, einer in a g n. Texten öfters vorkommenden Schreibweise, s. Stimming, S. 231; zum C o n t i n e n t a l f r. s. einige Belege bei Knauer 8, 39.

2. I n t e r v o k a l i s c h e s *c* und *g* v o r *o*, *u* schwinden: 559 *se͜ur*, 4403 *se͜urement*, 1792 *Se͜urté*, 14295 *Se͜urtés*, 948 *re͜ule*, 15238 *re͜uler*, 4681 *fręour* neben 6973 *segur*, T 14, 1 *segeur*, 14173 *secur*, 14132 *reguler.*

c, g vor Konsonant.

1. *c*, *g* v o r K o n s. ist zu *i̯* vokalisiert; s. die einzelnen Vokale.

2. S c h w u n d d e s *g* ist eingetreten in: 2139 *sourdre, plourt :* 9947 *sourt*, 3627 *espart : part*, 9595 *espart : art*, 4746 *fouldre.*

3. D i e P a l a t a l e a u s l a u t e n d n a c h K o n s.: *c* bleibt: 597 *franc*; *g* sollte *c* werden, aber: 5691, 29010 *long*; *c* und *g* wechseln in folgenden Lehnwörtern: 18230 *estanc* (*stagnum*), 24480 *estang*; im Innern nach Vokal: 701 *necligent*, 13317 *necligence*, 6072 *Negligence*, 28753 *eclips*, B 13, 3 *eglips.* V o r f l e x i v i s c h e m *s* bleibt meistens auslautendes *c*, resp. wurde nach Analogie in der Schreibung wieder eingeführt: 14450 *clercs : divers*, 2549 *ducs*, 7387 *marcs : sept ars*, 7844 *Coecs*, 7903 *flancs*, 11348 *porcs*, 22762 *Francs* neben: 3016, 3709 *clers*, 21772 *clers : pers.* Belege für Erhaltung dieses Stammauslauts s. bei Uhlemann S. 610, bei Knauer 10, 7.

4. G e m i n a t i o n d e r P a l a t a l e: 1. *cc*, sehr oft: 255 *Accide*, 2778 *accru*, B 16, 2 *accruz* neben 7030 *acrestre*; 2. *ck*, selten, wie *k* überhaupt: 1679 *mockeras*, *mockeour*, 2022 *frocke* neben 20999 *frocque;* 4860 *Rebecke*, 14742 *clocke* neben 21162 *clocque.* Zum A g n. s. Stimming S. 240; 3. *gg*: s. die Bsp. u. *b* 4, *v* 4, *c* vor *a* 1, 1 d.

j, ch, qu.

1. *j*: Für anlautendes *j* steht *jh* in 9079, 12306 *Jhesu*; *g* in 1564 *getté* neben 6546 *jetter*, s. *g* vor *a* 2; inlautend in 7699 *mageste.*

2. *ch*: Lat. *ch* sprach Gower wie *k*: 1911 *Crist*, 6721 *Antecrist*, 6805 *Crisostomus*, 3725 *Colcos*, T 8, 1 *Colchos*, 20040 *Zakarie*, 6482 *Zacharie.*

3. *qu*: Lat. *qu* ist zu *k* geworden, *q*, *qu* geschrieben, 1. anlautend: 14805 *Qant*, 14885 *qantz*, 16465 *qarante*, 28189 *quarante*,

1704 *qoi*, 853 *quoy*; 2. inlautend nach Kons.: 2793 *alqant*, 856 *unques*, B 18, 2 *unqes*, 12256 *aulqes*, 899 *aulques*. In älteren agn. Texten wird oft *k* geschrieben, das aber im 14. Jahrh. zugunsten von *qu* wieder sehr zurücktritt, s. Stimming S. 234, Busch S. 50; dieses *k* begegnet bei uns in 1014 *Cink*. Erwähnt sei noch: 1416 *lange* (ebenso im Auban, Uhlemann S. 611) neben 875 *langues*, 1930 *langue*, 6944 *language*. — *Qu* zwischen Vokalen: hier haben wir die gleichen Formen wie im Continentalfr.: *aqua* wird 2410 *eaue*; *sequor* zeigt regelmäßig *ui* (desgleichen im Boeve, Stimming S. 204): *deduyt*: 629 *suyt*: *poursuit*, 3335 *ensuient*, 8120 *suiont*.

Hauchlaute.

1. Lateinisches *h* ist geschwunden: 37 *om*, 225 *l'ome*, 713 *l'ostal*, 1023 *l'estoire*, 14210 *abit*, 26286 *ier;* 3804 *Orace*, B 43, 1 *Ercules*; oft wird es geschrieben: 1134 *hom*, 972 *hostal*, 1553 *nulle histoire*, 15989 *large habit*, 11698 *hier*.

2. Germanisches *h* bleibt und wird gesprochen in: 416 *sẹ hastera*, 4774 *lẹ hastoit*, 512 *harpe*, 22967 *harpera*, 575 *unẹ haire*, 13679 *happer*, 14201 *dẹ hardiesce*, 15125 *Dẹ healme*, 18279 *fortẹ haie*, 26001 *lẹ haterell*. Nicht gesprochen wird es in: 707 *l'erbergerie*, 4579 *prendre herbergement*, 1295 *seculere haltesce*, B 6, 2 *vostre haltesse*, 4483 *tiele hatine*, T 7, 2 *espouse haoit*, aber 4611 *lẹ herra*.

3. Etymologisch unberechtigtes *h* steht in: 1507 *habandonne*, 546 *abandona*, 5326 *habondance*, 3346 *habonder*, 1205 *abonde*, 4462 *huiss*, 11246 *huissher*, 12597 *Helye*, 17466 *Hester*, T 9, 3 *Horestes*. Inlautend sei *h* erwähnt in: 146 *trahie*, B 42, 1 *trahi*, 2647 *detrahy*. Unorganisches und hiattilgendes *h* belegt fürs Agn. Stimming (S. 239), fürs Continentalfr. Knauer (8, 34) und Goerlich (*Burg. Dial.*, S. 117).

Resultat.

Aus der vorliegenden Untersuchung, in der beständig die Sprache Gowers mit dem gleichzeitigen Agn. und dem festländischen Französisch, und zwar nicht nur mit dem Centralfranz., sondern auch mit dem Franz. sämtlicher nördlichen Dialekte verglichen wurde, ist, wie ich glaube, zur Genüge hervorgegangen, daß sich unser Dichter in seinen franz. Werken nicht irgend einer continentalen Mundart bedient, sondern daß er im wesentlichen das Französisch schreibt, das zu seiner Zeit in seiner Heimat, in Südengland, gesprochen wurde. Um dies noch einmal in einer kurzen Übersicht zu zeigen, habe ich in folgendem die wichtigsten lautlichen Erscheinungen angeführt, die sich in den zur Vergleichung herangezogenen festländischen Dialekten, wenn

auch nicht regelmäßig, so doch häufig finden, und in denen Gowers Sprache von ihnen abweicht:

1. Das Centralfranzösische: *-actium* > *-aige*, bei G(ower) nur *-age*, s. *a* 13; *-alem* + *s* > *-eus*, bei G. fast nur *als*, s. *a* 18; *-atorem* > meist *-eur*, bei G. einmal, s. *a* 27; fr. *ĕ* + *u* > *ieu*, *eu*, bei G. öfters *é*, s. *ĕ* 2; *en* = *an*, bei G. strenge Scheidung, s. *ĕ* 8; *ĕll* + *s* > *iaus* neben *eaus*, bei G. nur *eaus*, s. *ĕ* 11; fr. *ŏ* > *ue*,*oe*, *eu*, Aussprache *ö*, bei G. *ue* : *ę*; fr. *ǫ* > meist *eu*, bei G. meist *ou*, s. *ǫ* 1; *ū* + *i̯* > *uí*, bei G. fast nur *úi*, s. *ū* 2; mouilliertes *n* (s. *n* 3) und mouilliertes *l* (s. *l* 3) sind inlautend erhalten, bei G. geschwunden.

2. Das Pikardische: Pal. + *ata* > *-íe*, bei G. *-ée* : *é* s. a 16; *ī* + *l̯i* + *s* > *ius*, bei G. nur *is*, s. *ī* 3; *ml*, *nr* erhalten keinen Gleitlaut, bei G. steht regelmäßig ein solcher, s. *n* 5; *t* + *s* > *s*, bei G. *tz*, *z*, *s*, s. *t* 3; germ. *w* bleibt, bei G. wird es meist *gu*, *g*, s. *w*; *c* vor *a* bleibt, bei G. meist *ch*.

3. Das Wallonische: Fr. *a* > *ei*, bei G. *é*, s. *a* 3; *-abat* > *-evet*, s. Wilmotte S. 566, bei G. *-oit*, s. *a* 4; *-abilem* > *-auble*, bei G. *-able*, s. *a* 5; Pal. + *ata* > *-íe*, bei G. *-ée*, s. *a* 16; *ĕ* + *i̯* > *ei*, bei G. *i*, s. *ĕ* 4; *ĕll* + *s* > *eaz*, bei G. *eals*, s. *ĕ* 11; *ī* + *l̯i* + *s* > *ius*, bei G. *is*, s. *ī* 3; *ml*, *nr* bekommen keinen Gleitlaut, bei G. *mbl*, *ndr*, s. *n* 5; germ. *w* bleibt, bei G. meist *gu*, *g*.

4. Das Champagnische, Lothringische, Burgundische: *-aticum* > *-aige*, s, Kraus S. 16, Apfelstedt S. XIII, Goerlich S. 29, bei G. *-age*, s. *a* 13; Pal. + *-ata* > *-íe*, s. Kraus S. 15, Apfelstedt S. XI, Goerlich S. 16, bei G. *-ée*, s. *a* 16; *en* = *an*, s. Kraus S. 9, Apfelstedt S. XVI, Goerlich S. 55, bei G. strenge Scheidung, s. *ĕ* 8; fr. *ē* vor Nas. > *oi*, s. Kraus S. 8, Apfelstedt S. XXI (seltener), Goerlich S. 63, bei G. *ei*, *ai*, s. *ē* 10; *ĕ* + *i̯* > *ei*, *i*, s. Kraus S. 12, Apfelstedt S. XXXI, Goerlich S. 53, bei G. nur *i*, s. *ĕ* IV.

5. Die nordwestlichen Dialekte: Fr. *a* > zuweilen *ei*, Goerlich S. 87, bei G. *é*, s. a 3; *-aticum* > *-aige*, bei G. *-age*, s. *a* 13; *en* und *an* sind seit der Mitte des 13. Jahrhunderts vermischt, bei G. geschieden, s. *ĕ* 8; *ĕ* + *i̯* > *ei*, *i*, bei G. nur *i*, s. *ĕ* IV.

6. Als wichtigste agn. Eigentümlichkeit, die sich in keinem continentalen Dialekte findet, ist der regelmäßige Übergang des Diphthonguen *ie* aus fr. bet. *ĕ* in *ę* zu bezeichnen.

Trotz aller Abweichungen vom Continentalfrz. aber müssen wir mit Suchier, *Lit.-Gesch.* S. 246 anerkennen, daß Gowers Französisch „im ganzen besser ist als das Französisch der meisten seiner Landsleute“; insbesondere trat bei unserm Dichter öfters das Bestreben hervor, seine Sprache der des Festlandes anzupassen; continentalfrz. Dichtungen, vor allem die, die er als Stoffquellen zu seinen Werken benutzte, wie der Rosenroman, waren ihm hierbei vorbildlich.

Formenlehre.

I. Deklination der Substantiva. **1.** Feminina: 1. Die Fem. der 1. Klasse haben im Sing. kein Flexionszeichen, die der 2. Klasse fast nie eins; im Plur. steht regelmäßig *s*: Nom. Sing.: 17350 *chose;* 385 *Mort : remort*, 12445, 12457, 12475, 12495 *humilité*, 13321, 13327, 13351 *charité*, 13825, 13827, 13831, 13833 *vertu*, merkwürdigerweise aber meist *pités*: 13915, 13918, 13954, 13957 neben 13945, 13950 *pité*. Das vom späteren afr. Standpunkt aus zu erwartende, auf Angleichung an die Flexion der Mask. beruhende *s* im Nom. Sing der 2. Klasse fehlt also bei Gower fast ganz. Dies ist bezeichnend für unsers Dichters Stellung zum Continentalfr., denn wenn auch hier die afr. Flexion schon arg zerrüttet ist, so begegnen neben den modernen Formen doch noch viele alte mit *s*; so sind bei Condé „sowohl in den regelmäßigen Deklinationen wie in den auf Akzentwechsel etc. beruhenden Bildungen die korrekten afr. Formen bei weitem überwiegend“ (Knauer 10, 13); auch bei Froissart ist in dem in Rede stehenden Kasus „*s* noch vorherrschend“ (Mann S. 41). Gower kannte dies *s* wohl überhaupt nicht; hierin dürfen wir einen weiteren agn. Zug seiner Sprache erblicken, vgl. Schwan-Behrens, *Gram.* S. 144. Im Plur fehlt zuweilen *s* des Reimes wegen: 20719 *creature* (Nom. Pl.) *: se perjure*, 3276 *dolour* (Nom. Pl.) *: exteriour*. — 2. Fem. der 3. Klasse: Nom. Sg.: 841 *soer*, 4349 *sorour : exteriour*; Obl. Sg.: 3206 *A ceste soer*; Plur.: 989 *As ses sorours*, 3205 *Ensur les autrez soers*.

2. Maskulina: 1. 1. Klasse: Im Nom. Sg. steht noch öfters flex. *s*: 87 *Dieus*, 958 *fitz : avis*, 3709 *clers*, 6139 *sers : tu sers*, 22096 *ventz* neben: 81 *dieu*, *peril :* 12552 *fil*, 17686 *mary : yci*. Im Nom. Plur. begegnen neben den modernen Bildungen mit *s* auch alte ohne *s*: 6806 *oill*, 3697 *mestier : prosperer*, 4928 *seint : remeint*, 18584 *huissier : mener*, aber 1179 *debletz*, 2011 *fitz : malditz*, 20073 *saintz*, 22274 *prelatz : desporteras*, 23989 *Les chivalers et l'escuiers : costummers*. — 2. 2. Klasse: Der Sing. ist flexionslos, im Plur. findet sich meist *s*: Nom. Sg.: 298 *maistre*, aber 18941 *mestres*; Nom. Plur.: 3110 *maistre*, 3672 *frere* neben 3126 *maistres*, 21241 *freres*. — 3. 3. Klasse: Alte Nominativformen werden im Obl. gebraucht und umgekehrt (wie beim Fem.); flexiv. *s* kommt außer im Plur. auch im Nom. Sing. vor: Nom. Sing.: 37 *om*, 1994 *liere : maniere*, 2275 *archeprestre*, 3091 *sire : tire*, 17120 *Emperere : la matiere;* 3790 *Prodons*, 10886 *lieres*, 20581 *prestres*, 18286 *sires*; 785 *omme*, 19117 *provoire : istoire*, 26417 *prodhomme;* 21092 *larons*; Obl. Sing.: 1639 *homme*, 5273 *laron*; 3370 *compain*, 17345 *anecestre : terrestre;* Nom. Plur.: 7893 *sires*, 20594 *prestres;* 417 *baroun : garisoun*. Also ein Durcheinander aller möglichen Formen.

II. Deklination der Adjektiva. 1. Feminina: 1. 1. Klasse: Sing.: 736 *bonne Resoun*, 1573 *presumptive gent*, 12476 *vie humeine : desdeigne*, 12556 *humainę vie*, 17122 *lieę chere*, 17560 *chose vaine : paine*, 20781 *la laię gent*, 29273 *parfaitę Joye*, B 13, 2 *nature : joie pure;* Plur.: 611 *Tes joyes serront si certaines : restraines*, 22958 *les bonnes lois.* Ziemlich oft wird in unserm Texte das *e* des Femininums weggelassen, oder es wird ein *s* gesetzt: *-ata* wird stets *-ęe*, *-é*, s. *a* 3: 13 *chose controvée : Pecché*, *-degré :* 244 *celle est l'aisnée : La tresmalvoise maluré: volenté*, 4742 *sa privé consailleresse*, 8401 *La puisné fille*, *benigneté :* 22173 *Rome auci la plus loé*, *honesteté :* 27691 *la plus amé;* 4801 *ceste file dru : Belsabu*, 8623 *la mer plein de*, 11685 *la vie humein : demein*, *accru :* 18947 *l'espei agu*, 20085 *charité parfit : despit*, 20759 *bon droiture*, 20812 *droit comparison*, 26510 *la povre gent menu : vertu*, 26607 *La verité tout plain*[c], 27126 *la joye plus haltain : certain;* in prädikativer Stellung: 7279 *ceste chose est tout certein : chambrelein*, 8701 *cil n'ad pas la teste seins : Tousseins*, *main:* 20087 *honte nous serra prochain*, 25081 *Loyalté serra desconfit : appetit*, 25449 *nostre terre est trop baraign : main*, 26538 *Honte est perdu*[c]; Plur.: 3641 *les cités murés*, 19921 *les gentz menuz : commuz*, 20365 *Les foles femmes marietz : curetz*, 26502 *des gens menuz : dessus;* 1010 *Les filles furent marié : gré, degré :* 1017 *Les filles furent née*, *petit :* 10127 *joyes qui sont infinit.* Wir haben es hier mit einer Eigentümlichkeit zu tun, die oft aus agn. Denkmälern belegt wird, vgl. die zahlreichen Belegstellen bei Stimming S. 181 und die von diesem S. XIX angeführten Beispiele, s. besonders auch Busch S. 55. In der ganzen continentalfr. Literatur kommen derartige Unregelmäßigkeiten, wie es scheint, nur zweimal vor, und zwar in dem von Foerster herausgegebenen kleinen pik. Denkmal: *De Venus la deesse d'amor* und in dem von demselben Gelehrten wegen der gleichen Eigentümlichkeit ebenda angeführten Abenteuerroman von *Cristal und Clarie.* 2. 2. Klasse: Das afr. Flexionssystem: Sing ohne Endung, Plur. mit *s* ist noch vielfach gewahrt; es begegnen indes schon sehr oft die modernen Bildungen mit *e* und *es;* offenbar folgt Gower in der häufigen Anwendung der letzteren Formen dem Agn., wo sich diese analogen Bildungen zuerst und während der Zeit des Übergangs, hauptsächlich im 14. Jahrh., bedeutend mehr als im Continentalfr. finden; zum Agn. s. Busch S. 55, zum Continentalfr. Knauer 10, 23, Mann S. 42, zum Agn. und Continentalfr. s. Plathe, *Entwickelungsgesch. der einförmigen Adjektiva im Franz.* (XI.—XVI. Jahrh.), Diss., Greifswald 1886. Ohne *e*: Sing.: 667 *grand dolour*, 7098 *Grant barbe*, *enfant :* 28373 *mervaille grant*, 720 *sa proie natural : cordial*, 14667 *beal parole*, 15168 *mortiel plaie*, 16456 *la porte principal : bouche natural : le portal*, 21233 *la langue liberal : le mal*, 23801 *commun loy;* Plur.: 23349 *grans terres*, 24974 *peines eternals : mals*, 25448

causes principals : consals neben 17013 *Ce sont ly cause principal : par especial. e*: Sing.: 741 *espiritale joye*, 1200 *fole oreisoun, presente* (Verb.): 1444 *excellente*, 1673 *mockante elacioun*, 2493 *vie mole : vole*, 5857 *ceste fole : affole*, 10318 *La vois commune dieus*, 10365 *sa peine forte : conforte*, 15289 *Force est si forte*[c], 24817 *loy commune*[c], T 17, 3 *descroisçante lune;* Plur.: 3124 *Les languisantes gens*, 7450 *L'espiritales dignetés*, 13830 *grandes choses.*

2. Maskulina: 1. 1. Klasse: Nur im Plur. (Obl. und Nom.) steht mit einer gewissen Regelmäßigkeit *s*: Sing.: *il deffendi :* 120 *il seroit anienti, degré :* 220 *il fuist enamouré, en son degré :* 868 *espervier q'estoit mué*, 1316 *je suy certein : en desdeign, vestu :* 20424 *il serra perdu*, 22921 *bon chivaler*, 24783 *le poeple est governé : volenté;* aber auch 127 *il estoit cheeuz.* — Wie beim Femininum zuweilen *e* fehlte, so steht hier öfters unberechtigt ein solches: *mené :* 923 *son droit heritée*, 1705 *Cil Malapert ly bealpinée : assemblée*, 2597 *le sée halteine : peine, hastive :* 4640 *son coutell maltalentive, gloutenie :* 7189 *vin florie, aber ensi :* 19368 *vin flouri;* 10213 *om doit orer soul et celée : Helisée, vie :* 23597 *l'ordre est establie*, aber 2110 *Tout ordre;* 27984 *miracle assetz divine : s'acline* neben 28005 *miracle asses benoit : esploit;* 28071 *Au duç temps*, 28337 *du leç (latum) port*, 29380 *amourouse suspirer*, B 14, 1 *corps humeine : peine;* nicht selten begegnet die weibliche Form bei Wörtern auf *-age*: 2535 *De sa tresfiere vassellage*, 12183 *terriene seigneurage*, 14211 *halte vassellage*, 27851 *juste governage* neben 14088 *bon corage*, 15961 *bon governage;* nach Goerlich (*Makkabäer* S. XLV) und Suchier (*Aub.* S. 49) ist dies eine agn. Eigentümlichkeit. Beispiele für die unorganische Anfügung eines solchen *e* im Agn. s. bei Stimming S. 182. Plur.: Hier steht im Nom. wie Akk. meist *s*. Nom.: alte Form: 18073 *Les cink sens naturel humein : au polein*, 18645 *bon cristin*, 23998 *Lors serront ils ly plus blamé : renomée;* moderne Form: 79 *l'angre furont anientiz : oïz*, 600 *nous Susmes cheeuz*, 2012 *ly fitz sont malditz : apris*, 24116 *les bons regens.* 2. 2. Klasse: Auch hier kommt meist der Nom. Sing. ohne *s* wie der Obl., der Plur. (Obl. und Nom.) mit *s* vor: Nom. Sing.: 7 *Lors est il fols qui*, 1465 *il est fortz : tors*, 1744 *il soit beals ou fortz*, 28901 *Le corps q'ainçois estoit mortals : ses vassals;* moderne Form: 22 *vostre fol talent*, 823 *Le Siecle est bien soutil et sage*, 1652 *un grant clerc*, 1927 *cil q'est fort*, 19365 *Le fol prelat*, 29483 *il est gentil sire.* Als archaische Nom. Plur. seien erwähnt: *culteals*, 885 *Q'au coste luy furont pendant : avant*, 5284 *cil fol truant*, 9561 *vices, qui sont corporal : de son hostal*, 27615 *As ceaux qui ont esté dolent : devoutement.*

III. Komparation. Hierzu ist wenig zu sagen. Bemerkt möge werden, daß Gower es liebt, Adjektiva und Adverbia mit *tres* zu verbinden: 209 *tresmalvoise*, 701 *tresfole*, 3392 *tresfalse*, 3646 *tresclieres*, B 31, 4 *tresfresche*, etc.; 700 *tresfierement*, 1236

tresvilement, 7179 *trescruelement*, B 34, 2 *tresentierement* Einige ursprüngliche Komparative sind noch erhalten, der alte Unterschied zwischen Nom. und Akk. ist jedoch geschwunden: 7338 *au meillour clerc;* 1895 *beste pire* (Akk.) *: ire*, 24713 *ly malvois devient peiour : jour; debonnaire :* 960 *leur joye fust maire*, 3182 *de la court maiour : honour;* 23203 *cils qui sont greindre : feindre*, 2978 *de greignour honesteté;* 1647 *tieux qui meindre sont*, 23207 *ils ont oppress le pueple meindre.*

IV. Adverbia. 1. Adverbia von Adjektiven der 1. Klasse: 1078 *celeement*, 12362 *seurement*, 14157 *bonement* neben 80 *bien*. Das *e* des Femininums fehlt in B 49, 2 *verraiment;* aus dem Agn. belegt solche Fälle Stimming (S. XX).

2. Adverbia von Adjektiven der 2. Klasse: 276 *grantment*, 7664 *ardantment*, 9784 *loyalment;* schon sehr oft begegnen die Formen mit analogem *e*: 108 *vilement*, 600 *folement*, 1249 *courtement*, 5174 *molement*, 6082 *tielement*, 7179 *trescruelement*, 10205 *communement*, 13745 *brievement;* vgl. hierzu das zur Dekl. der Adj. (1, 2) Gesagte.

3. Eine Eigentümlichkeit sei noch erwähnt: Gower setzt häufig das Adjekt. für das Adverb, daneben jedoch findet sich die adverbiale Form. Koch (S. XXXVIII) weist auf die gleiche Sonderheit bei Chardri hin: 411 *droit*, 16451 *droitement*, 893 *ferm*, 7510 *fermement*, 1171 *mal*, 9620 *malement*, 2051 *sage*, 54 *sagement*, 5320 *delicat*, 8005 *delicatement*, 6312 *estroit*, 4583 *estroitement*, 7627 *suef*, 9002 *apert*, 10079 *apertement*, 12403 *commun*, 332 *communement*, 13367 *fine*, 16854 *finement*, 13387 *irrous*, 3994 *irrousement*, 3353 *beal*, 12646 *beau*, 3581 *belement*. — Adverbiales *s* findet sich in 497 *primes* neben 267 *primerement* und in 555 *certes* neben 9032 *certainement.*

V. Zahlwörter. 1. Cardinalia: In den Cardinalzahlen 1 bis 3 ist wie überall die Flexion verfallen: 3952 *Ly uns* (Nom.), 3975 *l'un est;* 13713 *Cil duy* (Nom.), 226 *ils deux sont;* 7889 *dui* (Akk.), 920 *deux* (Akk.); 6574 *Ce sont ly troy;* 7889 *plus n'yad que dui ou troi : quoy*, B 49, 2 *de trois amours.* Sonst kommen noch folgende Cardinalzahlen vor: 1318 *quatre;* 8311 *cynk;* 956 *sis*, 7283 *sisz*, 10526 *six;* 9894 *Sept;* 16505 *noef;* 910 *dis : replenis*, 6126 *diss : mis*, 16505 *disz : diz*, 26284 *dix;* 12246 *dousze;* 23844 *quatorsze;* 27673 *quinsze;* 8595 *sesze;* 25511 *vingt;* 28633 *trente;* 16465 *qarante*, 28189 *quarante;* 1932 *cinquant;* 19403 *septante;* 17091 *oitante;* 1693 *centz*, 2945 *cent*, B 51, 2 *sent;* 1413 *mil*, 6621 *Mill.*

2. Ordinalia: 3853 *la primere* (stets mit *i*, im Continentalfr. *e*); 22777 *ly sescondes;* 3655 *Ly tiers*, 6931 *Ly tierce;* 7686 *Ly quarte*[c] (Nom. Mask.), 6505 *Ly quartz* (Nom. Mask.); 6534 *La quinte*, 16081 *sa cinkisme fille;* 257 *la siste file*, Inhaltsangabe *sisme;* 262 *septime*, Inhalts. *la septisme partie;* Inh. *l'oetisme partie*, Inh. *la noefisme partie;* 16026 *la disme;*

9982 *la centisme part;* nach Goerlich (*Makkab.* S. XLIV) findet sich das Suffix *-isme* häufig in agn. Texten.

VI. Artikel. 1. Maskulinum: 1. Nom. Sing.: 136 *Ly deable*, 1805 *ly cuers*, 2152 *ly primer*, 7457 *ly vendant*, 22873 *ly Rois*, 23621 *ly chivalers;* vor Vok.: 3952, 20225 *Ly uns.* Dieser alte Nom. ist bei Gower noch ziemlich oft zu belegen, ebenso im Agn. (s. Busch S. 58) und im Continentalfr. (s. Knauer 10, 1); meist steht wie auch im Agn. und Continentalfr. *le*: 223 *le deable*, 27220 *le seignourage*, 27221 *le presterage;* vor Vok.: 679 *l'un* 7569 *l'apostre; luy* (öfters): 7928 *luy moignes*, 14156 *luy seigneur*, 25733 *luy povre labourer.* Stimming (S. XII) belegt diese Form aus agn. Denkmälern, im Continentalfr. begegnete sie mir nicht; 2. Akk. Sing.: 23172 *le dammage*, 23169 *l'avantage;* 3. *la* für *le*: 26374 *la destour*, 28077 *la verre*, des Reimes wegen 27677 *a la degré primere : matiere.* Belege zum Agn. s. bei Stimming S. XII, Busch S. 58; 4. de + Art.: 26178 *De le fournier;* 27 *Du siecle*, 354 *Du paradis;* 19946 *del poeple*, 22965 *del harpour*, B 11, 3, T 8, 2 *del tout;* 972 *del hostal*, 5716 *del homme*, 6413 *del orr*, 25994 *del an;* 25271 *de l'esterling*, 26834 *de l'omme*, 27643 *De l'angel.* Zum Agn. vgl. Stimming S. XII, Busch S. 58; im Continentalfr. haben wir nach Nehb (*Die Formen des Artikels in den franz. Mundarten*, diese *Zeitschr.* 24, 214) meist *du*, seltener *dou*; die letztere Form ist bei Gower überhaupt nicht anzutreffen, sie ist aber ganz gewöhnlich in den nordwestl. Dial. (Nehb S. 215, Goerlich S. 68) und im Burg. (Nehb S. 219, Goerlich S. 121); *del* ist im Wall. üblich (Nehb S. 216); 5. *a* + Art.: 3513 *al salveour;* 5386 *al un*, 9663 *Al homme*, 20944 *al oill;* 339 *au parlement*, 4492 *au dieu.* Belege für *al* im Agn. s. bei Stimming S. XII. Auf dem Festlande kommen vor: im Centralfr. schon seit dem 13. Jahrh. allgemein *au* (Nehb S. 227), in den nordwestl. Dial. *ou* neben *au* (Goerlich S. 69), im Burg. *au* (Goerlich S. 122), im Wall. *a*, *al* (Nehb S. 228); 6. *en* + Art.: 3457 *en le livre*, 7344 *en le ciel*, 21355 *en le livre;* 12947 *en l'estour;* meist *el*: 309 *el siecle*, 1083 *el temple*, 6995 *el temps*, 8131 *el lieu.* Nach Busch (S. 59) tritt im Agn. des 14. Jahrh.'s Inclination des Artikels an *en* ein. Im Centralfr. ist *el* offenbar sehr selten zu finden; Knauer (10, 3) bringt einige „vereinzelte Belege", s. auch Nehb S. 242; häufig ist *el* im Pik. und Wall. anzutreffen (s. Nehb); die im Centralfr., sowie in den nordwestl. Gebieten, im Norm. und Burg. hierfür herrschende, bei Gower jedoch nicht oft zu belegende Form ist *ou*, s. Nehb; *ou*: 2672 *Ou lac*, 4542 *ou jardin*, 7100 *ou doi*, 8768 *ou vis*, 22818 *ou lit;* 7. Nom. Plur.: 190 *ly bon*, 15170 *ly bien;* 272 *Ly autre*, 12267 *ly Hebreu;* 25945 *luy alquant;* 16594 *Ce sont le forain officer;* 79 *l'angre furont anientiz*, 2880 *l'autre*, 7368 *l'eveschiés*, 29697 *l'apostre;* meist *les*: 23609 *Les chivalers*, 29749 *Les saintz apostres.* Beispiele für *li*, *luy*, *les*

als Nom. Plur. s. bei Stimming S. XII, für *le* ebenda S. 226; auch im Continentalfr. kommt *le* als Nom. Plur. vor, und zwar im Wall., Lothring., Champ. und Burg. (s. Nehb S. 135); 8. Akk. Plur.: hier finden sich die gleichen Formen wie im Nom.: 23186 *ly mals;* 12297 *l'espiritz*, 26522 *l'estatz;* 10 *les mals.* Zum Agn. vgl. Stimming S. XII; Belege für *le* als Akk. Plur., indes nur vor Kons., s. fürs Continentalfr. bei Nehb S. 142, s. daselbst auch einige Beispiele für *li* als Akk. Plur.

2. Femininum: 1. Nom. und Akk. Sing.: regelmäßig *la;* 2. *le* für *la*: 995 *le feste*, 28393 *Le feste ert riche et bien servi : failly*, aber 973 *celle feste;* 1894 *par le dieu ire*, 10975 *la dieu ire;* 2217 *le fin*, 6095 *en la fin*, 4121 *le rage*, 1585 *De la presumptuouse rage*; 4500 *le pensée*, B 7, 2 *sa pensée;* 8494 *le ventre joye*, 10569 *le joye q'est mondein : prochein, falsine :* 316 *de la joye celestine*, 29162 *de la soudeine Joie;* 10053 *le grant dolour*, 22852, 28644 *le dolour*, 1278, 2777 *la dolour;* 14184 *le defense*, 22818 *le bataille*, 28140 *le chançoun*, B 28, 2 *le defalte*, B 33, 4 *le bounté.* Dieses *le* ist oft im Agn. anzutreffen, s. Stimming S. XIII, Busch S. 59, Burghardt S. 1; auf dem Continente begegnet es im Pikard. (Nehb S. 143) und im Wallon. (Nehb S. 146); 3. *de* + Art.: 6833 *de la gelline*, 15609 *de la bouche*, B 23, 2 *de la comparison;* 26641 *de l'eaue*, 27853 *de l'espousaille;* 9071 *del alme*, 27921 *Del grace;* sehr oft *du*: 84 *du dame Evein*, 120 *Du Mort*, 14404 *du penseie*, 15519 *cry du poore gent*, 18589 *le corps du sainte Heleine*, 28862 *du loy divine;* überhaupt steht häufig *du*, wo wir *de* erwarten: *Du moy*, 1464 *l'emperour du Rome*, 12811 *Du ma losenge*, 17337 *Du no lignage*, 17875 *Le doun du vostre conscience;* nach Stürzinger (S. 51) gilt bis ins 16. Jahrh. den französische Grammatiken schreibenden Engländern *du* für die einfache Präposition. Auf dem Festlande, im francischen, nordwestlichen, normannischen, südwestlichen, champagnischen und burgundischen Gebiet haben wir nur *de la*, *de l'*, im Pik. außer *de le* sehr spärlich *del*, *du*, im Wall. *del*, (s. Nehb); 4. *a* + Art.: 13859 *a la deité;* 673 *a l'alme*, 352 *al dieu offense*, 11353 *al alme*, 28074 *Al houre*, 29203 *al unszeine;* oft *au*: 4479 *au loy divine*, 9186 *au soer*, 12924 *au creature*, 20451 *au povere gent*, 27592 *Au porte*, 28660 *Au ville de Gethsemany.* Auf dem Festlande findet sich meist *a la*, *a l'*, nur im Pik. *a le* und sehr selten *au*, im Wall. *a le* und *al* (nicht häufig); 5. *en* + Art.: 1967 *en la fin*, 10052 *en la dieu presence*, 21356 *en la chambre*, 27591 *En la Cité;* sehr oft *el*: 9265 *El viele loy*, 9668 *el vie humeine.* Auf dem Festlande kommen fast nur unkontrahierte Formen vor; im Wallon. begegnet spärlich *elle* und *el*, letzteres aber stets nur in Verbindung mit *ens (intus)* (s. Nehb S. 252); 6. Nom. Plur.: 17013 *ly cause*, 20719 *Ly autre creature;* 948 *lez sept files;* Akk. Plur.: regelmässig *les*: 10069 *lez choses*, 23353 *Par les vertus;* 7. *de* + Art. (*les*: Mask. oder

Fem.): 65 *de les celestieux*, 67 *de les mals*, 3121 *De les grans biens* 27771 *de les pucelles;* 75 *Des autres*, 4412 *des amys ou des parens*; unkontrahiertes *de les*, bei Gower ziemlich häufig, kommt in der gesamten continentalfr. Literatur außerordentlich selten vor, vgl. die wenigen Belege bei Nehb S. 227; 8. *a + les*: 3835 *A les plus sages*, 3836 *A les plus fortz*, 7191 *a les malvois*, 27506 *a les clercs*, B 49, 1 *a les mals;* 949 *As noces*, 5082 *As furiis*, 5204 *as dames*, 7570 *as povres*, 17493 *as femmes*, B 21, 4 *as vertus;* 12630 *As les corps*, 23922 *As les heraldz*, 27657 *As les parens*. *aus*, seit Ende des 13. Jahrh.'s neben *as* im Francischen, im 14. Jahrh. wohl in allen andern Dialekten begegnend (vgl. Nehb S. 233), findet sich bei Gower nie; andrerseits ist *a les*, *as les* dem festländischen Franz. vollständig fremd; 9. *en + les*: 18301 *En les viels gestes;* meist *es*: 634 *es infernals*, 1300 *es foires*, 7206 *Es jours*, 18541 *es meins*, 26385 *es faitz*, T 16, 1 *es vieles escriptures*, 3833 *Ques (= Qui en les) courtz*. — Wir sehen: Auch in der Behandlung des Artikels weicht Gower bedeutend vom Continentalfr. ab.

VII. Personalpronomen. 1. Unbetont: 1. 1. Person: Nom.: 368 *Je fray*, 13733 *je presente;* agn. *jeo* fehlt im Mirour ganz, findet sich aber in den Balladen (die Gower in seiner Jugend dichtete) um so öfter (s. u.); *je* ist indes dem Agn. nicht fremd, vgl. die Belege bei Stimming S. XXI und bei Busch S. 57; vgl. auch die Regel der *Orth. Gall.* (Stürz. S. 5): *Set ille sillabe seu dicciones jeo, ceo possunt sribi per e sine o ut je, ce.* Häufig wird das Pron. der 1. Pers., seltener das der 2. Pers. nicht geschrieben: Von 16 (17) Fällen, in denen *je* zu stehen hätte, treffen wir in der Ballade 3 (4*) 10 (8) Mal *jeo*, 1 (4) Mal *je*, in 5 (5) Fällen fehlt das Pron. Obl.: Neben *me*: B 3, 2 *me meine*, B 5, 1 *elle me voet avoir* und *m'*: B 10, 3 *jeo m'esjoierai*, B 18, 1 *m'ad* zuweilen *my*: 23583 *ce poise my : parmy;* dieses *my* ist dem Agn. nicht unbekannt; auf dem Festlande kommt es im Norm., Lothr., Franc., Pikard. vor; zum Agn. u. Continentalfr. s. Vising, *Litbl. für germ. u. rom. Phil.* 1884, S. 70; Plur.: *nous*. 2. 2. Person: Nom.: *tu*: 444 *Tu porras, perdu :* 6152 *es tu;* in 28610 *Si te (= tu) rens grace* liegt wohl ein Schreibfehler vor; Obl.: *te*: 387 *je te vengeray*, B 4*, 1 *jeo t'ai*. Plur.: *vous*. Eine agn. Eigentümlichkeit sei hier erwähnt: Es steht nämlich häufig die betonte Form des Pronomens für die unbetonte: B 33, 1 *pour moi guardoner*, 634 *Pour toi ruer*, 5292 *en toy faisant*, 6157 *pour toi descrire*, 8034 *il toy reservira*, 28098 *Il toy crea*, 5853 *soi defendre*, 13002 *Pour soi garir*, 4935 *En volenté de luy tuer*, 7647 *l'argent luy a* (aber 7652 *fievere l'a*), 9548 *qui luy tue*, 12564 *umilité luy guye*. Hierzu bringen Uhlemann (S. 619) und Busch (S. 57) weitere Belege. 3. 3. Person: a) Mask.: Nom.: *il*: 1408 *fait il : vil;* Dat.: neben gewöhnlichem *luy*: 12 *je luy dirray*, 219 *luy fist* auch *ly*: 5469 *cuer Ly pent en la balance*, 22055 *le mond*

ly rent truage; zum A g n. s. Uhlemann S. 619; einmal findet sich *le*: 16689 *Sereines, Qe tout le cuer le font ravir*, vgl. Stimming S. XXI; Akk.: *le*: 12701 *le verras*, 11204 *Qui l'orront*, 26642 *L'excuserai; ly*: 4883 *pour ly juger;* oft *luy*, s. o.; Beispiele fürs A g n. s. bei Stimming S. XXI. Plur.: Nom.: *il*: 10341 *il ensi firont*, 21407 *par ce sont il vitaillez*, 25064 *dirront il : exil;* meist *ils*: 24425 *ils ont perdu*, 2819 *ilz desvoiont.* Belege für *il*, *ils* als Nom. Plur. s. aus a g n. Denkmälern bei Busch S. 57, aus c o n - t i n e n t a l f r. bei Knauer 11, 235. Dat.: *lour*: B 47, 2 *mieulx lour fuist;* meist *leur* (jedoch nie im Reim), durch continentalfr. Einfluß: 7504 *leur covient.* Akk.: *les*: 99 *dieu le pere les forma; öfters leur, lour*: 77 *ly soverein Leur fist chaoir*, 239 *om leur est nomant*, 4481 *Qui leur haoit*, 12956 *ceux q'ont soif abeyve lour : confortour*, 27834 *dieus leur confortoit*, 28542 *famine leur constreine.* Stimming (S. XXII) bringt aus a g n. Denkmälern Belege für *lour = les;* er erklärt sich diese Eigentümlichkeit durch den Einfluß des Englischen; s. auch Burghardt S. 77; b) F e m i n i n u m : Sing.: Nom.: *elle*: 1205 *elle abonde*, 7161 *soit elle : chapelle*, T 8, 3 *ele ad tué.* Akk.: *la*: 212 *Il la gardoit*, 10160 *dieus l'accepta; lui*: B 23, 2 *jeo lui aime; le*: *la vertu*, 10790 *Gregoire le fait resembler;* s. hierzu Belege bei Stimming S. XXII. Plur.: Nichts Bemerkenswertes; c) N e u t r u m : *el* (noch öfters): 1989 *N'el voet celer*, 5669 *N'el porra*, 6163 *T'oraille n'el poet oir*, 10559 *si dieus n'el cure*, 25759 *N'el puet donner.* Nach Gengnagel, *Die Kürzung der Pronom. hinter vokal. Auslaut im Altfranz.*, Halle 1882, S. 31 ist *nel (= ne le)* im C o n t i n e n t a l - f r. schon seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts als veraltet anzusehen. Einmal begegnet *el = *alum = aliud*: B 33, 3: *L'en solt au feste de Noël : doner douns, mais jeo ne demande el— De vo noblesce si noun q'il vous deigne Doner a moi d'amour ascune enseigne.*

2. B e t o n t: 1. P e r s.: 13733 *Mon bon amy est l'autre je*: *desmesuré;* B 44, 3 *vers moi;* 2. P e r s.: 27981 *vers toy* (aber 29457 *par te*); 3. P e r s.: a) M a s k.: 53 *sanz luy*, 10251 *ovesque luy : anemy;* 26611 *de ly : estably;* 26738 *Sont il qui font;* 874 *entre d'eux*, 25952 *chascun d'eulx;* 7181 l'*un d'aux*, B 34, 1 *chascun d'eaux;* 3192 *en lieu de lour : dolour*, 3268 *dur a lour : tristour*, 7335 *pour lour : jour*, 28349 *Parentre toy et lour : dolour*, 28633 *Trente deniers il prent de lour : creatour*, vgl. 1, 3, a; b) F e m.: B 23, 2 *loigntain de li : si;* 2151 *a luy*, 9314 *sur luy.*

VIII. Possessivpronomen. Weder in der unbetonten noch in der betonten Form wird zwischen Nom. und Obl. unterschieden; nur ein paar, ganz vereinzelt begegnende Nom.-Formen haben sich erhalten (s. u.).

1. U n b e t o n t: P o s s e s s i v p r o n. d e r E i n h e i t: 1. 1. P e r s.: Sing.: 378 *mon pooir*, 438 *moun servant;* 24337 *Ma reson*, 29865 *ma dolour;* vor Vok.: 11192 *m'esperance*, 20199

m'alme, 29731 *m'espouse;* Plur.: B 32, 1 *mes oills;* alte Nom.-Form: 9782 *mes amis* (Nom. Sing.). 2. 2. Pers.: Sing.: 828 *toun anemy*, 7592 *ton tresor*, 11183 *ton amour;* 465 *ta chamberere*, 5088 *Ta crualté;* 6163 *T'oraille*, 12188 *t'alme*, 28106 *t'espouse;* alte Nom.-Form: 29512 *tes amis* (Nom. Sg.); Plur.: 467 *tes delis*, 5066 *tes fais*. 3. 3. Pers.: 88 *son ciel*, 574 *soun doaire*, B 35, 2 *son amour;* 314 *sa falsine*, 16035 *sa largesce;* 4085 *S'irrouse langue*, 7613 *s'injustice*, aber auch 3927 *s'espirit*, 3463 *s'onour* (zum Geschlecht des letzteren Wortes s. Armbruster, *Geschlechtswandel im Franz.* S. 77); alte Nom.-Formen: 13008 *ses amys* (Nom. Sing.), 3672 *si frere* (Nom. Plur.), 4 *ove tout s'enfant* (Akk. Plur.); erwähnt sei noch: 29004 *mon joye*, 29645 *ton fin* (s. Armbruster S. 86: Maskul. bei Ch. d'Orléans, bei Commines), 28383 *ton parenté* (Armbruster S. 37: Mask. u. a. auch im Rom. de la Rose), 15569 *ma propre sée guarnie : cuillie*, 25133 *son defalte.* — Possessivpronom. der Mehrheit: 4. 1. Pers.: Sing.: 7406 *nostre Court*, 12546 *nostre sire*, 826 *no lignage*, 7404 *no Court;* Plur.: 2574 *noz parens*, 7452 *noz paiis*. 5. 2. Pers.: 22 *vostre fol talent*, B 33, 2 *vostre ameisté;* B 25, 1 *vo plesir*, 8853 *vo teste*, 17218 *vo mesure;* im Nom. Sing. begegnet noch: D 1, 3 *vos soubgitz*, B 9, 1 *vos amis;* Plur.: 11407 *voz gas*, 24488 *Voz corps*. 6. 3. Pers.: Sing.: 18 *leur deceipte*, 44 *leur desir;* Plur.: 14001 *leur espiritz*, 14002 *lour corps*, 2995 *leurs mals*, B 5,4 am Rand *lours amours*.

2. Betont: 1. 1. Pers.: 26632 *le mien espoir*, 26797 *par le mien avis;* 1764 *la moie : serroie*. 2. 2. Pers.: *tue*: 5075 *la puissance serroit tue*, 28111 *La tue ancelle*. 3. 3. Pers.: 2678 *un soen chambirlain*, 4705 *un soen attendant*, B 5, 1 *jeo sui tout soen;* 1369 *une autre soe amie*, 12073 *une sue aqueinte;* 1827 *les soens*. — Possess.-pron. der Mehrheit: 4. 1. Pers.: 8576 *le no parent*, 3846 *la nostre vie;* 20063 *Voz almes et les noz :* dos. 5. 2. Pers.: B 33, 2 *le vostre anel*. Belege für diese Formen aus agn. Denkmälern s. bei Uhlemann S. 620 und bei Stimming S. XXIII, aus continentalfr. Texten bei Knauer 11, 238: die von den beiden zuletzt genannten belegte moderne Bildung *mienne* etc. begegnete bei Gower nicht.

IX. Demonstrativpronomen. 1. Cist: 1. Maskulinum: Sing.: Nom.: 4864 *Cist tue viel*, *cist tue enfant*, *Cist tue femmes* etc., 10715 *Cist oisel*, 17775 *Cist homme*, 18957 *cist enfes;* B 18, 1 *cest essample;* die auf dem Festlande so häufig vorkommende Form *cis* (vor allem im Pik. und Wall. gebräuchlich) fand sich bei Gower nicht; vgl. hierzu Ganzlin, *Die Pron. demonstr. im Afr.* S. 15, Giesecke, *Die Demonstr. im Afr.* S. 7, Wilmotte S. 566. Obl.: 7704 *a cest escrit*, 25088 *a cest usage*. Daneben lautet der Nom. und Obl. schon oft *ce*: 4006 *ce vice* (Nom.), 4345 dass. (Obl.). — Zuweilen findet sich die weibl. Form für die männliche: 1087, 2459 *ceste essample*, 3002, 4321 *ceste vice*, 21660, 23574, 24323 *ceste siecle*, 29896 *ceste vall plein*[c], B 26, 4 *ceste escript*.

Plur.: Nom.: 3661 *Cist trois;* meist *ces*, wie im Obl. 2. F e m i n i n u m: Sing. : Nom.: 3877 *ceste fille*, 27589 *ceste chose*, 26663 *elle est ceste : moleste.* Obl.: 361 *ceste cause*, 3487 *ceste file*, 16401 *de ceste : honeste;* B 24, 4 *cette* (sehr selten) *supplicacioun.* Öfters begegnet die männliche Form statt der weiblichen : Vorrede *cest present vie*, 363 *cest ovraigne*, 27774 *cest affere*, 27902 *cest ovre*; 13305 *au ce porte*, 15361 *ce vertu*, B 2, 4 *ce lettre.* Stimming (S. XXIV) bringt zu dieser und zu der oben erwähnten Eigentümlichkeit zahlreiche Belege. Plur.: Nom.: 8624 *cestes : gestes*, 17893 *cestes vieves;* im Obl. dass.

2. C i l: 1. M a s k u l i n u m: S i n g.: Nom.: 73 *Cil Lucifer*, 633 *Cil anemy*, 20 953 *Cil moigne*; 163 *cil qui fuist*, 1405 *est cil : goupil*, 18259 *Cil plourt, cil dieu prie, cil chastie son corps.* Auch hier fehlt die Form mit *s*: *cils*, die fürs C o n t i n e n t a l f r. von Ganzlin (S. 11), Giesecke (S. 7), Mann (S. 45), Knauer (11, 248) oft belegt wird. *Cel*, aus dem Obl. eingedrungen, findet sich dagegen häufig, jedoch nur konjunktiv: 924 *cel office*, 27025 *Cel element*, 29617 *Cell angel*, 29628 *Cel angel.* Obl.: regelmäßig *cel*: 27734 *cel age*, 28251 *cell enfant.* Nicht selten kommt wie bei *cist* statt der männl. Form die weibl. vor: 5823 *celle herbage*, 24354 *celle usage*, 28220 *celle jour* (28348 *un jour*), B 19, 2 *celle avantage*, B 23, 1 *celle ymage* (aber B 19, 1 *le visage, le corage*). Zum A g n. s. Belege bei Stimming S. XXIV. — Nur im Obl. und absolut gebraucht wird *celuy* (*cestui* begegnet nie); Ganzlin (S. 34) und Knauer (S. 246) bringen jedoch auch Beispiele für den konjunktiven Gebrauch dieser Formen: 6532 *envers celluy : auci*, 9610 *celluy qui*, 16478 *Celly q'*, 26528 *celly q'*. P l u r.: Nom.: substantivisch meist *cils*, daneben *cil*: 945 *cils que*, 2394 *cils de la cité*, 15623 *cils que;* 4135 *ce sont cil*, 5313 *cil qui;* konj.: *cil*: 17982 *Cil duy*, 18584 *cil huissier*, 21661 *cil frere;* aus dem Obl.: 1022 *Tous ceux.* Obl.: 286 *Par ceaux*, 338 *A ceaux, qui*, 22078 *ove ceaux*, 24162 *Ceaux, qui;* 2551 *Ceux qui;* 301 *ceos mals*, B 35, 3 *A ceos oiseals.* Zum A g n. und C o n t i n e n t a l f r. s. vlt. ẹ 7. 2. F e m i n i n u m: S i n g: Nom. und Obl. sind einander gleich: 1375 *celle, qui*, 5317 *celle que;* 92 *celle issue*, 125 *celle joye*, 2293 *celle generacioun.* Mask. fürs Fem.: 17578 *cell errour.* Belege fürs A g n. s. bei Stimming S. XXIV. Plur.: B 41,1 *celles.*

3. C e *(= ecce hoc)*: gewöhnlich steht *ce*: 78 *ce que je dis*, 689 *ce luy dist*, 6528 *ce tesmoigne bien ly sage*, 7496 *oultre ce*, 28004 *par ce;* ziemlich oft begegnet agn. *ceo* (s. Ganzlin S. 89): B 4*, 3 *ceo que*, B 7, 1 *il verra ceo, qu'il ad desirée.* B 7, 1 *pourceo.* S. hierzu Belege aus a g n. Texten bei Stimming S. XXV. — Bemerkenswert ist die adjektivische Verwendung von *ceo*: B 5, 3 *ceo beal manoir*, B 35, 3 *ceo soul cas*, B 3, 4, B 4, 4, B 18, 4 *ceo lettre.* Weitere Beispiele für diesen auf englischen Einfluß zurückzuführenden Gebrauch von *ceo* s. bei Stimming S. XXV und bei Burghardt

S. 78. — Neben *ce* findet sich in der gleichen ntr. demonstr. Verwendung wie dieses *cela*: 106 *l'en puet dire cela*, 7195 *par cella* und *ça*: 1 *Escoulte cea*, 8053 *Asculte ça*, 28675 *entendes ça*.

4. Vorschlags-*i*: Das Vorschlags-*i* ist in unserm Denkmal nicht selten bei den Demonstr.-pron.: 20800 *Icest essample*, 5293, 8413, 16526 *iceste fille;* 15949 *Ice l'enseigne Marcial;* 4508 *Icil, qui*, 7327 *d'icell*, 370 *d'icelles*. Formen mit diesem *i* belegt Stimming (S. XXIV) aus Boeve, Knauer (11, 247) aus continentalfr. Texten.

X. Relativpronomen. 1. Maskulinum und Femininum: 1) Nom.: *qui*: 138 *fruit qui perest benoit*, 1851 *oisel qui prent*, 1905 *cil qui terre ad*, 1906 *cil qui sciet;* 4990 *Desqueux, Qui ont esté peri*, 8978 *maritz, Qui se sont mespriz*, 25467 *Lombars, Qui ainz que soit un an passé se font vestir*. Sehr oft findet sich statt *qui que*, das vor folgendem Vokal stets elidiert wird: 246 *La maluré Que resemble*, 10194 *Oreisoun, Qe ja ne quiert gaign*, 13958 *Pités est le treacle droit Que tout garist*, 16371 *file Que Norreture est appellé*, 16491 *Moderacioun Que les cliefs porte*, 21647 *la lettre que ne ment*, 29425 *La dame, que voet estre;* 64 *pecché q'estoit mortieux*, 87 *Dieus q'en vist la desconvenue*, 209 *file, Q'ert tresmalvoise*, 266 *deable q'est maldit*, 1188 *Cil q'a*, 1327 *Tuq'es puissant*, 1927 *C'est cil q'est fort*, 20239 *le bien q'est appendant;* 1167 *Tous autres q'ont*, 18565 *nous q'avons*, 23203 *cils q'apres le Roy sont greindre*. Dieses que kommt sehr oft in agn. Texten vor, vgl. die zahlreichen Beispiele bei Karl de Jong, *Das Relativ- und Interrogativpron. qui und qualis* im *Afr.*, Diss., Marburg 1900, S. 25; auf dem Festlande ist *que* als Nom. außer im Lothring. überaus selten zu finden, s. de Jong. 2. Akk.: Neben gewöhnlichem *que* steht nicht selten *qui*: 2679 *chambirlain, Qui Malebouche oï nommer*, 3651 *associé, Qui Falspenser om est nommant*, 9992 *Noë, qui dieus salver Voloit*, 28260 *feltirant, qui dieus maldie*. Zum Agn. des 14. Jahrhunderts s. Belege bei Busch S. 58, zum Agn. und Continentalfr. vgl. de Jong S. 55.

2. Neutrum: Für *que* begegnet zuweilen *quoy*: 20737 *enten, quoy Malachie Te dist*.

XI. Indefinita. Aliquantus: 2793 *Luy detrahiront ly alquant : passant*, 25945 *Des marchans ore luy alquant* (*: nepourquant*) *Le siecle blament*.

Alter: 1. als Adjekt.: 1301 *autre gent menour*, 20719 *ly autre creature*; 2. als pers. Subst.: 3091 *uns autres serra sire*, 2188 *a despire autrez;* 1107 *la condicioun d'autri : oubli;* 10545 *Del autri grief*, 15555 *Del autri bien*.

Nullus: 1. als Adjekt.: a) Mask.: 29067 *nul jour*, B 31, 1 *nulls coers;* b) Fem.: 1553 *nulle histoire*, 7538 *nulle piere*; c) weibl. Form für die männliche und umgekehrt: 11618 *nulle orguil*, 28444 *Delice nulle*, 29468 *nulle endroit;* 937, 2434 *nul demeure*,

452 *nul faillie*, 6341 *nul defaute*, 21622 *nul aïe*, 29659 *nul dolour*. Zum Agn. vgl. Stimming S. XXIV und S. 182. 2. als pers. Subst.: 1711 *si nuls soit*, 3081 *Nuls serroit privé*, 2007 *Inobedience Q'a nully voet estre soubgis.*

Totus: 1. als Adj.: a) Mask.: 27956 *tout le siecle*, 1493 *Des tous pecchés;* b) Fem.: 52 *toute chose*, 995 *toute gent*, 9395 *toutes femmes*, 20862 *toutez partz;* 20863 *tous les entrez*, B 48, 1 *toutz errours*. 2. als pers. Subst.: 20893 *Tout scievont bien*, 19338 *tous furont encoragez.*

Ascun, chascun: 1. als Adj.: a) Mask.: 4010 *ascun damage*, 25963 *ascun degré*, 1 *chascun amant*, 27709 *chascun jour;* b) Fem.: 504 *aucune adverseté*, B 21, 1 *ascune vilenie;* c) weibliche Form für die männliche und umgekehrt: 2321, 9205 *Chascune jour;* 6147 *aucun vertu*, 11309 *aucun garde*, 13594 *ascun lesure*. 2. als pers. Subst.: 1321 *Ascun vait*, 8800 *Ascuns le font*, 3941 *ascuny (: ensi) Le touche*, 6596 *De chescun*, 7400 *Chascuns acourt*, 23223 *chascuny : ensi.* —

XII. Verbum. Bei der Darstellung der Konj. werde ich mich meistens darauf beschränken, die Formen anzuführen, die vom Central-fr. abweichen:

1. Infinitiv. Im Agn. findet öfters Übertritt aus einer Konj. in die andere statt, besonders beliebt ist ein solcher zur 1. schw. Konj. Auch bei Gower kommen eine Anzahl Infinitive vor, die diesen Übertritt zeigen, und zwar 1. zur 1. schw. Konj.: 4157 *isser*, 10766 *cuiller;* 29883 *survoier : socourer : rechater;* 3106 *rier : terminer*, 7374 *construer*, 7951 *streigner : tourner*, *aler :* 11159 *conduier*, 15682 *socourer : doubter*, 20025 *socourer : vergonder*, 17235 *adherder*. S. hierzu Belege aus Boeve bei Stimming S. XXVIII, aus agn. Texten des 14. Jahrh.'s bei Busch S. 60. 2. zu den Verben auf *ir*: 26110 *trichir : enrichir* neben 368 *tricher*, B 9, 5 *demorir* neben 187 *demourer;* vgl. Stimming S. XXIX, Busch S. 61. Erwähnt seien hier: 4179 *veïr : suïr*, 11623 *pourvir : guenchir*, 11655 *cheïr* neben 8991 *surveoir*, 77 *chaoir*. Die zuletzt genannten Infinitive begegnen auch im Pikard., Wall. und einem Teil des Normann. (s. E. Herzog, *Geschichte der franz. Infinitivtypen*, Zs. f. rom. Phil. 24, 93). 3. zu den Verben auf *re*: 15359 *Resceivre*, 23206 *remeindre : meindre*. Belege für *resceivre* („das eigentliche Agn. hatte ursprünglich, wie es scheint, bloß *-ceivre*") aus agn. und continentalfr. Texten s. bei Herzog S. 97, für *remeindre*, „eine dem Agn., Norm., Franc. und Poitevin.? geläufige Neubildung" bei Behrens, Frz. Stud. III, 6. Heft S. 10.

2. Praesens Indikativi. 1. Pers. Sing.: 1. 1. schwache Konj.: ohne Endung, die alte Form: 361 *je vous pri : amy*, 821 *je l'ottry : luy*, 5041 *je t'appell : oisel*, 28617 *je t'en suppli : auci;* mit *e*: 1790 *je confesse : leesce*, *norreture :* 5218 *je*

te conjure : je te jure, 24631 *je donne*[c]; mit *s*: 12098 *je douns*, 112, 1081 *truis*, 1657 *truis : perduz*, 3457 *truis : destruis*, vgl. Schwan-Behrens, *Gram.* S. 204, aber B 20, 1 *troeve*. 2. 2. (2a) und 3. schw., 1., 2. und 3. st. Konj.: ohne Endung: 28473 *je te requier : baptiser*, B 39, 1 *quier*, 43 *je voi*, 8776 *je voy : quoy*, 584 *di : ensi*, 4258 *dy : luy*, *ai :* 27372 *je refai*, 24950 *je me pleign : vilein*, 391 *je ne say : mortefieray*, *du Roy :* 3074 *je croy;* mit *s*: *dolens :* 17819 *je ne mens*, 27313 *je sens : mes cink sens*, B 1, 4 *rens : serementz*, 11387 *Je tiens*, 5533 *dis : allentis*, 9932 *je te maldis : a mon avis*, 9759 *je pleins*, 23306 *pleigns*, B 12, 4 *Jeo me compleigns*, 12241 *je lis : garnis : fitz*, 20440 *je lis : divis;* mit *e*: Angleichung an die 1. schw. Konj.: 13177 *Au dist du sage je m'affiere : la chere*, 13559 *je sente*, 13559 *je voie : emploie*, 26726 *l'estoilles que je voie : responderoie*, B 39, 3 *pleigne : certeine*, 26809 *A ton demande je responde : exponde : immonde* (vgl. Busch S. 60: *respounder*), 15669 *Je le resceive*[c], B 44, 1 *vostre coer*, *Qe jeo resçoive.*

2. Pers. Sing.: 1. 1. schw. Konj.: 27169 *donnes : desresonnes : coronnes;* 19076 *laiss* (aber 19097 *laisses*), 29106 *Reguars.* Hier sei auf eine Eigentümlichkeit unseres Textes hingewiesen: es steht nämlich sehr oft die Endung der 2. Pers. Plur. für die des Sing.: 12099 *tu mangez*, 13672 *tu celetz : avolez* (P. Perf.), 15790 *Tu pecchez;* vgl. *t* 3. 2. Die übrigen Konj. geben zu keinen Bemerkungen Anlaß.

3. Pers. Sing.: 1. 1. schw. Konj.: mit *e*: *la porte :* 259 *apporte*, 759 *meine : Char humeine;* ohne *e* oft: 259, 4307 *guart*, 7435 *Acat*, *mort :* 6678 *port*, *debout :* 10992 *escoult*, 14972 *recort : le port*, 16708 *tret;* zum Continentalfr. sei bemerkt, daß auch bei Froissart bisweilen dieses *e* fehlt (Mann S. 31); mit *t* (häufig): 1066, 3106, 4654 *plourt*, 1236, 2998 *laist*, 2720, 3525, 26609 *parolt*, 2752, 21408 *mangut*, 3834, 4274, 24615 *demoert : acourt :* 7403 *labourt*, 9939 *onourt : court*, 8007 *oublit : appetit*, 16686 *oublit : oït;* mit *st*: 7025 *truist*, 6604 *oublist : fist*, 6640, 10834 *oublist*, 16388 *Mangust.* 2. 2. und 3. schw., 1., 2. und 3. starke Konj.: oft steht *e*, wohl analog den Formen der 1. schw. Konj.: 1997 *refiere : compiere*, 2365 *refiere : la primere*, 6821 *verte*, 3175 *perverte : deserte*, 7426 *subverte*[c], *quarte :* 8404 *departe*, 13339 *resorte : reporte*, 24978, 29075 *sente*[c], 26637 *veste*, 3712 *alente : atalente* (14363 *allentir : acomplir*), 6253 *gloute : toute* (8427 *gloutir : ravir*), 7669 *se riche : chiche* (474 *richir : tenir*), 8624 *assorbe* (7624 *assorbi : luy*), 12379 *amorte : apporte* (9597 *amortir : acomplir*), 24649 *flecche* (12367 *Flechir*), 4642 *vive : pensive*, 7350 *corrumpe*[c] (9114 *Corrumpt*), 10841 *confonde : habonde* (2798 *confont : mourront*), 18238 *venque*[c] (6215 *veint*), 5815 *desmette : dette*, 4553, 27528 *promette* (4661 *promet*[c]), 4625 *pleigne : procheine* (1645 *plaignt*, 4309 *pleint : meint*), 8791 *compleine : estreine* (7317 *complaint*[c]), 10537 *constreigne : procheine*, 28038 *restreigne : overeigne*, 15161 *encresce : grandesce*, 17726 *descresce : hostesse.*

1. Pers. Plur.: Hier haben wir meist *ons*: 2173 *trovons*, 7914 *veons*, 14963 *vivons*: die continentalfr. Form herrscht also. Zuweilen fehlt das *s* in *ons*: 2330 *lison : Pharaon*, vgl. *s* 5; auch in anderen agn. Texten findet sich öfters die *s*-lose Form, s. Busch S. 63. Einmal begegnete *oms*: D 2, 4 *joioms*.

2. Pers. Plur.: *etz*, *ez*: 838 *vuillez*, 973 *poetz*, 24541 *devouretz : orretz : adjoustetz : assembletz : aretz : ascoultetz*. Eine Form *eiz*, die auf dem Festlande häufig im Lothr., Wall. und in den nördlichen und nordöstlichen Dialekten anzutreffen ist, kommt bei Gower nie vor, vgl. hierzu A. Behrens, *Die Endung der zweiten Pers. Plur. des altfr. Verbums*, Diss., Greifswald 1890, S. 1 ff.

3. Pers. Plur.: Die Endungen dieser Person sind *ont* und *ent*, die beide im Innern des Verses stets als Silbe zählen, am Versende nur *ont* in wenigen Fällen: 888 *lessont*, 21439 *paront*, 21440 *tienont*, 15049 *devoiont : forsvoiont* etc., aber *sont* : 20294 *absentont : font : esperont;* weitere Beispiele solcher endungsbetonter Formen s. bei Söderhjelm, *Über Accentverschiebung in der* 3. *Pers. Plur. im Afr.*, Öfversigt af Finska Vet. Soc. Förhandl. XXXVII, 62; *ent*: 5284 *Dorment*, 7803 *servent*. Erwähnt sei noch: 3247, 3864, 9278 *faisont*.

3. Praesens Konjunktivi. Zur 1. und 2. Pers. Sing. ist nichts zu bemerken. 3. Pers. Sing.: 1. 1. schw. Konj.: neben der alten Form ohne *e* steht schon oft die moderne mit *e*: 7418 *se port : no port*, aber 17709 *parolle*[c], 22890 *hoste*[c]. 2. In den übrigen Konj. haben wir regelmäßig die Endung *e*: 3021 *sente*[c], 26410 *pende*[c]. Angeführt seien noch folg. Formen: 8917 *veigne*, 13511, 17949 *preigne* neben 7269 *viegne*, 11 *tiegne* neben 4097 *viene*, 8789 *Aviene*, 14925 *parviene*, 1148 *tiene*, 10328 *maintiene*. Zur 1. und 2. Pers. Plur. s. Konj. Perf.

4. Imperfektum. Die hier vorkommenden Formen sind die im Centralfr. üblichen, s. die Beispiele unter *a* 4; zu *ebat*, das einige Male zu *ait* wird, s. vlt. *ę* 1.

5. Perfektum Indikativi. Das Perf. der 1. schw. Konj. lautet wie im Centralfr.: 945 *nomay*, 6173 *pensas : Sathanas*, 99 *forma : crea : cela*, 26845 *quidasmes : errasmes : fames*, 28364 *serchastes*, 21109 *loggieront : eshalcieront : eront : mangeront etc.*

Das Perf. der 2. und 3. schw. Konj.: die Endungen der 3. Pers. Sing. sind: *i*: 430 *servi : esbahy*, 1055 *nasqui : ensi*, 3395 *perdi*, 4719 *feri : puny* (Part.), 12993 *covery : autry*, 13010 *oÿ : moerdrÿ* (Part.), *trahi* (Part.): 14992 *assailli : se guari : se consenti*, *qui* : 16029 *reverti*, *j'entendy* : 21386 *se rendy; it* (selten): 805 *oyt*, 28154 *nasquit; ist* (sehr oft; in agn. Texten beliebt, s. Goerlich, *Makkabäer* S. XLIV): 197 *nasquist*, 200 *perdist*, 9835 *tendist*, 9836 *rendist*, 19993 *oïst*, *gist* : 28481 *ovrist*,

28912 *Souffrist*; *a*: 2380 *obeia*, 10318 *oya : entretua*, 11420 *orguilla : enchaça*.

Das Perf. der starken Konj.: 1. Die Verba der 1. und 3. st. Konj. haben wie die der 2. und 3. schw. Konj. in der 3. Pers. Sing. oft unberechtigtes *s*: 87, 314 *vist*, *Crist* : 12307 *vist*, 308 *scieust*, 2176, 3511 *parust*, 28537 *apparust : reconust : ust* (Ind.) *: mangust : plust : fust* (Ind.), 3236 *Eslust*, 29026, 29563 *morust*, T 9, 3 *receust*. Möglicherweise sind hier die Perf. der 2. st. Konj. von Einfluß gewesen, Formen wie 328 *promist*, 4961 *prist*, 14913 *fist*. Vgl. *s* 2. 2. Wegen der Endung *-istront* der 3. Plur. der st. Verba der 2. Konj. vgl. *s* 7; wegen des *d* zwischen *nr* (28456 *vindrent*) s. *n* 5. 3. Übertritte zur 1. schw. Konj.: 11019 *surveneront : conquesteront : demoureront*, 28287 *aveneront : tresbucheront*, 29138 *veias : recommenças*, 29198 *revoias : Cleophas*, 755 *compleigna : conseilla*, 23010 *restreigna*.

6. Perfektum Konjunktivi. Zur 1. schw. Konj. sei 26247 *gardessent* erwähnt. Zu den Formen der starken Konj. sei bemerkt, daß dieselben nach agn. Weise fast ausnahmslos Hiattilgung zeigen, ganz im Gegensatz zu denen im Continentalfr., wo die unkontrahierten Formen noch ziemlich häufig auftreten (s. Knauer 14, 268, Mann S. 27); 16880 *meist* 18702 *Feissemus*, 658 *feissont*, 3785 *pleust*, 1916 *Plust* (dieses Wort ist bei Froissart stets unkontrahiert, Mann S. 28), 28405 *scieust*, 29871 *duisse*, 19482 *duist*, 2415 *duissont*, 26511 *deussent*, aber 18797 *venist*. Die Endung der 1. Pers. Plur. Konj. Praes. ist *ons*: 9718 *puissons*, 12660 *sachons*, die der 2. Pers. Plur. Konj. Praes. und Perf. meist *ez*: 15952 *facetz*, 20 *scieussetz*, 6647 *Ussetz*, 19070 *duissetz*, 1335 *fuissez*, aber 16883 *fuissietz*.

7. Futurum. Auch hier finden sich manche für das Agn. charakteristische Bildungen:

Ausstoßung des Vokals der Infinitivendung: 1. 16164 *gardra* neben 1818 *vantera*, 1819 *contera*. 2. *rer* und *rir* werden *rr*, *r*: 707 *moustray*, 3909 *dura*, 16200 *durra*, 6370 *devora*, 6789 *morra*, B 16, 3 *morrai*, 8901 *Demorra*, 12137 *plouras*, 21536 *acomparas*, 24563 *restorras*. Die in Rede stehende Erscheinung wird belegt fürs Agn. von Stimming (S. 178), fürs Continentalfr. von Knauer (12, 172), Mann (S. 35), vgl. ferner zum Agn. und Continentalfr. Bröhan, *Die Futurbildung im Afr.* S. 8. 3. *ner* wird *rr:* 809 *dorra*, s. *n* 6. 4. Das Fut. von *faire* erscheint sehr oft in der für das Agn. charakteristischen Form ohne *e*: 368 *Je fray*, 3682 *fras*, 15584 *fra* neben 460 *ferray* (stets mit *rr*), 2856 *ferra*, 1942 *parferroit*, vgl. Stimming S. 181, Goerlich, *Makk.* S. XLIV.

Einschiebung eines e. 1. Zwischen *dr*, *tr* wird silbebildendes *e* eingeschoben: 395 *responderay*,

20304 *responderont*, 2212 *extenderoit*, 4955 *espandera*, 7855 *abatera*, 9786 *metteroit*, 20469 *mettera*, 24057 *combateray* neben 9239 *respondras*, 14721 *Mettra*. Über diese im Agn. und auf dem Festlande hauptsächlich im Pikard. und im nordöstlichen Gebiet verbreitete Erscheinung s. Belege fürs Agn. bei Stimming S. 179, Bröhan S. 29, Burghardt S. 103, fürs Continentalfr. bei Knauer 12, 175, Mann S. 35, Bröhan S. 30. 2. *vr* wird *ver*: 3879 *vivera;* 15762 *Viveroit*, s. *v* 5. 3. Einschiebung eines *e* und wohl Übertritt zur 1. schw. Konj. findet sich bei folg. Verben: 2220 *obeiera*, 8036 *desobeiera*, 2906 *suiera*, 23908 *suieras*, 3690 *exteignera*, 20050 *Esteignera*, 6872 *destruieras*, 1628 *destruiera*, 12911 *esjoyera*, 23798 *esjoyeront*, 28270 *venquera*. S. die gleichen und ähnlichen Belege aus agn. Denkmälern bei Stimming S. 181 und bei Busch S. 60.

Einzelne Verba: Das Futurum von *oïr*: 3678 *tu orras*, 2627 *orra*, 796 *oretz;* von *haïr*: 1723 *harra*, 4611 *herra;* von 12140 *souffrir : venir* 12141 *souffreras*, von 27522 *offrir* 27526 *offrera*, ebenso 25555 *failleras*, B 36, 3 *cuillerai;* beachte ferner 384 *lerray*, 2564 *lerra* neben seltenem 688 *lessera*.

Zur Endung *a* der 1. Pers. Sing. s. *a* 10.

8. Imperativ. Folgende Formen seien erwähnt: 2590 *Responde*, 26616 *Respoune*, 16023 *Rende* neben 1600 *respoun : resoun*, 445 *enten*, 5214 *Atten* neben 11180 *Entens;* 12417 *mette*, 11449 *soubmette : sa cornette*.

9. Participia. Participia Praesentis: Sie haben öfters die betonte Form des Stammvokals: 5193 *controevant*, 6475 *appartienant*, 6905 *receyvant*, 20764 *aparceivant* neben 2697 *aparcevant*.

Participia Perfekta: Von *arester* lautet das Part. Perf. 11160 *arestu : dieu*, *commuz :* 26504 *arrestuz*, von *bouter* 171 *Botuz*, von *oublier* B 28, 4 *oubli : auci*, B 38, 1 *oubli : ensi*, von *fuir* 7084 *fuié* (2 silb.): *saisie*, zu diesem Reim s. Stimming S. LV. Von einigen Verben finden sich zwei Part. Perf.: 192 *corrumpu : lieu*, 29441 *Rompu*, 3934 *rout*, 7066 *route : sa route*, 16258 *corrupt;* T 8, 3 *clos : enclos*, 7592 *enclus : esperduz*. An das Part. Perf. der 1. schw. Konj. ist angeglichen 29012 *desjoigné : pensée*. Was den Hiat beim Part. Perf. der hierbei in Betracht kommenden Verben der 3. starken Konj. anbelangt, so ist er fast regelmäßig getilgt: 2387 *veu : confundu*, *abatu :* 318 *pourceu*, 4914 *conceu*, 6728 *conçuz*, *dieu :* 29405 *conceu*, 6669 *rescuz : plus*, 8833 *deçu : bienvenu*, 9063 *pourgue*, T 10, 2 *pourgeu*, 11068 *la bible lieu : Judieu*, 29885 *esmeu : salu*, aber: 600 *cheeus*, B 22, 1 *cheeuz*, 1090 *veeu : perdu*. Zum Continentalfr., das die Formen mit Hiat noch ziemlich gut bewahrt hat, s. Knauer 14, 411, Mann S. 28; vgl. auch *a* 29, vlt. *ẹ* 14.

10. Estre und avoir. Estre: 1. Praes.: Ind.: B 9, 5 *suis*, 9924, 11869 *sui*, 772, 7617 *suy*, 27386 *su;* 703, 1327 *es*, 5052 *tu est* (wohl Druckfehler); 13 *est;* 9796 *sumes*, 11374 *susmes*, 591, 23389 *suismes;* 2186 *estes*, 362 *estez;* 20293 *sont;* Konj.: 4031 *soie;* 645 *tu soiez*, 27999 *soies*; 439 *soit;* 593 *Soions*, *addicioun :* 18480 *soion;* 14033 *soient.* 2. Imperfektum: 354 *iere : derere;* 11698 *iert*, 132 *ert;* 21112 *eront : mangeront;* 37 *estoit;* 3111 *estoiont*, 27837 *estoient.* 3. Perf.: Ind.: 9770 *je fui;* 5320 *tu fus;* 11298 *fu : enbu*, B 18, 2 *fu : lu*, *fuit* Inhaltsangabe, *fuist* 63, 7104; 12549 *fuismes;* 75 *furont;* Konj.: B 35, 3, B 38, 2 *fuisse;* B 4, 3 *fuist;* 16883 *fuissietz*, B 9, 4 *fuissetz;* 3788 *fuissent*, 17111 *Fuissont.* 4. Fut.: 465 *je serray;* 5025 *tu serras*, 4762 *tu serres;* 11687 *ert;* Kondit.: 14506 *(je) serroie;* 6669 *serroiont.* 5. Part.: Praes. 3315 *estant;* Perf. 181 *esté.*

Avoir: 1. Praes.: Indik.: 122 *ay*, 9721 *ai;* 4897 *a*, 7652 *N'ad pas la fievre*, *ainz fievre l'a : goustera;* 28023 *avetz : costées; sont :* 28733 *ont;* Konj.: 18503 *eie;* 1821 *ait*, 10416 *ait : inparfait;* 12276 *eions;* 2703 *eiont.* 2. Imperf.: 6620 *avoies : perdroies;* 14511 *avoiont : habondoiont.* 3. Perf.: Ind.: 314, 5008 *ot*, 18217 *out;* Konj.: 181 *eust*, 7176 *Ust;* 27278 *eussons;* 23948 *ussetz;* 11222 *eussent*, 29782 *eussont*, 23227 *ussent*, 29778 *ussont.* 4. Fut.: 14038 *aray : melleray;* 23400 *Tu meinz aras et j'aray plus*, 3696 *ara*, 15500 *ara : faldra*, 22907 *aront;* 3888 *avra;* 5115 *avront;* B 1, 3 *averai*, 11194, 21523 *averont;* 11133, 19931 *avera*, 11146 *averetz.* 5. Part.: Praes.: 1468 *eiant;* Perf.: 29778 *eeu.*

Resultat. Auch in der Formenlehre treten uns so viele, agn. Denkmälern eigentümliche Erscheinungen entgegen, daß unser Ergebnis der Untersuchung der Lautlehre, daß Gower im wesentlichen das in England gesprochene Französisch schreibt, auch hier volle Geltung behält.

Ziehen wir nun bei der Beurteilung der Sprache Gowers noch die zahlreichen Freiheiten in Betracht, die sich unser Dichter in der Metrik gestattet, bedenken wir ferner, daß „seine Sprache in der Syntax stark vom Englischen beeinflußt ist“ (Suchier, *Lit. Cbl.* 1887, Sp. 1414, vgl. auch die Anmerkungen von Macaulay und die Arbeit „*Über den Einfluß des Englischen auf das Agn.*“ von Burghardt, dessen Beobachtungen inbezug auf Syntax wir bei unserm Autor überaus häufig bestätigen können), so müssen wir unbedingt sagen: Gower schreibt anglonormannisch.

Beiträge zur Rolandsforschung.

I.

Äneide, Pharsalia und Rolandsepos.

In den viel zu vielen Gautier'schen Ausgaben der Chanson de Roland liest man seit 1872 bis heut, S. (XXIX bezw. XXVII bezw.) XXXI: „Mais nous ne pouvons nous persuader (1872, Partie I, p. LXXIII: Mais je nie) qu'il (der Rolandsdichter) ait jamais lu Virgile ni Homère. S'il est un trait qui rappelle dans son œuvre le *Dulces moriens reminiscitur Argos*, c'est une de ces rencontres qui attestent seulement la belle universalité de certains sentiments humains.“ Die Sätze richten sich gegen Génin, der in seiner Ausgabe des Rolandsliedes (Paris 1850) S. X f. gemeint hatte: „Il m'est difficile de croire que ces modèles (les classiques) aient été complètement inconnus à Theroulde.“ — Génin zieht zur Begründung eine Stelle der Ilias und eine der Georgica heran — beide Mal greift er fehl. Mehr beiläufig wird dann auch die Äneide erwähnt, S. XIII: „On a tant admiré dans Virgile les *dulces moriens reminiscitur Argos*, c'est ici (in der Szene vom sterbenden Roland) le même mouvement, le même élan de cœur.“ Diese hingeworfene Bemerkung hätte, von andrer Hand aufgenommen, leicht eine eingehende Untersuchung der Beziehungen zwischen Rolandsepos und Äneide veranlassen und damit zum Schlüssel für die richtige literarhistorische Erkenntnis unseres Gedichts werden können. Aber niemand beachtete den Wink; der ihn gab, hatte ihn auch nur leicht genommen. Génin selbst führte mit seinem Hinweis auf Homer ins Leere, Aussichtslose. Der in der Rolandsforschung noch nicht völlig überwundenen Romantik mußte schon der Gedanke an direkte Abhängigkeit des französischen ‚Volksepos‘, von einem römischen ‚Kunstdichter‘ als wahnwitzig und sakrileg, als Sünde wider den heiligen Geist der Volksdichtung erscheinen. Gautier's oben zitierte, schlechtweg ablehnende Sätze sind so oft wiedergedruckt worden, daß sie zuletzt fast wie Selbstverständlichkeiten hingenommen wurden und die ganze Frage erledigt schien.

Wir haben schon im Jahre 1904 (in dieser Zeitschrift XXVI² S. 155) die rezipierte Auffassung zu bezweifeln gewagt. Von ganz andrer Seite als Génin waren wir an die Frage herangekommen, nämlich ausgehend von der lateinischen Literatur und der Kunst Frankreichs im Zeitalter des Rolandsdichters. Daß ein Ependichter in den ersten Jahren des 12. Jahrhunderts nach römischen Vorbildern gearbeitet hat, das erschien uns als die nächstliegende Annahme, sobald wir einmal die bildende Kunst im Frankreich jener Zeit überschauten: aller Formensinn zeigt sich als am Altertum gebildet.[1]) Die Künstler ahmen, unbeholfen zwar, antike Formen nach. Wohl blitzt hier und da ein Zug naiver Naturnachahmung, etwas wie ungewollter Realismus auf, aber was will das für das Gesamturteil besagen: bestimmt wird doch alles Schaffen durch die Tradition, die von der Antike ausgeht. Zwar Wesen derselben versteht man nicht; nicht ihre Seele will man, sondern den süssen Leib: die Formen leben fort, die „schönen, unmittelbar ansprechenden Einzelheiten" werden nachgeahmt. Genug, künstlerisch lebte und webte jene Zeit noch (bald sollte es anders werden) in der Formenwelt untergehender Antike, sie zehrte von den Resten des Altertums. Und nicht anders ist es mit der Literatur. Auch sie ist „romanisch" wie die Kunst, hängt in all und jedem vom Altertum ab. Kommt für die bildenden Künste und Kunsthandwerke in gewissem Umfang auch byzantinische Vermittelung in Betracht, muß hier notgedrungen eine Reihe von Zwischenstufen eintreten, so steht für die Literatur nichts im Wege, um an die Quellen selbst zurückzugehen. Die römischen Klassiker wirken unmittelbar als bestimmende Vorbilder. „Man war in der Äneide und im Ovid vollkommen heimisch und die Phantasie war erfüllt von der alten Götterwelt" (W a t t e n b a c h, in: Sitzungsber. d. Preuß. Ak. d. Wiss. zu Berlin, 1891, S. 97). Jede Kunst also im Großen und im Kleinen war damals noch befangene Nachahmung antiker Formen, hinter denen erst ganz leise die Seele einer neuen Zeit hindurchzuschimmern beginnt. Da wir in unserer Theologenzeit Wundern gegenüber kritisch zu sein gelernt hatten, so vermochten wir nicht an das Wunder zu glauben, daß allein der Dichter des Rolandsepos außerhalb der gesamten Kunsttradition seiner Zeit geschaffen haben sollte. Und die mußte ihn zu den römischen Epikern, mit großer Wahrscheinlichkeit zur Äneide zurückführen. So schlossen wir zunächst rein deduktiv. Aber in der erwähnten Sammelbesprechung (diese Zeitschr. XXVI² S. 156) konnten wir bereits zu den *dulces Argos* ein weiteres Indizium für Abhängigkeit des Rolandslieds von Vergil fügen, die Olivenzweige als Zeichen der Friedensbotschaft.

[1]) Vgl. z. B. S p r i n g e r, Bilder aus der neueren Kunstgeschichte, 2. Aufl., Bd. I, Bonn 1886 (darin S. 1 ff.: Das Nachleben der Antike im Mittelalter).

Heinze's vortreffliches Buch über ‚Virgils epische Technik' (wir zitieren nach der 2. Aufl. 1908) ließ uns dann in voller Deutlichkeit erkennen, wie ausschlaggebend die Technik des Rolandsdichters durch seinen zauberischen Vorgänger beeinflußt ist. Die Lektüre der Äneis selbst endlich bestätigte alle unsere Vermutungen; in großer Zahl grüßten uns Bilder und Motive, die uns vom Roland her vertraut waren. — Nachdem wir neuerdings (diese Zeitschr. XXXIII², 1908, S. 168) auf diese Abhängigkeitsbeziehungen hingewiesen haben, ist es nunmehr an der Zeit, ausgiebigen Beweis zu führen.

Nächst der Äneide hat kein römisches Epos im Mittelalter so kräftig fortgelebt wie Lucans Pharsalia (vgl. Creizenach, Die Äneis, die vierte Ecloge und die Pharsalia im Mittelalter. Progr. 1864.). Auch dies packende Gedicht voll düsterer Schönheit ist dem Rolandsdichter nicht fremd geblieben. Das wollen wir im folgenden zeigen. Wir haben also das französische Epos mit beiden lateinischen zu vergleichen. Die Äneide zitieren wir nach der Ausgabe von Hirtzel (P. Vergili Maronis Opera, Oxonii [1900]), die Pharsalia nach der von Francken (Lugduni Bat. [1896. 97]), das Rolandslied nach Stengel (1900), doch so, daß wir die in O fehlenden Verse unberücksichtigt lassen.

Wir verzichten, nach reiflicher Überlegung, auf systematische Anordnung der Argumente, sondern folgen dem Gang der Handlung im Rolandsepos. Wenn wir das Carmen de prodicione Guenonis (in der Ausgabe von G. Paris, Romania XI, 466 ff.) daneben legen, so können wir den Rolandsdichter bei der Arbeit beobachten. Wir lassen es fürs erste (ein weiterer Beitrag wird darüber handeln) dahingestellt, ob dem Carmen ein französisches Lied annähernd gleichen Umfangs entspricht (RC nach G. Paris) oder ob das lateinische Carmen selbst die Vorlage des Turoldus war. Für unsere Untersuchung genügt die Voraussetzung, daß das Carmen kein nachträglicher Auszug aus dem Rolandslied ist, sondern eine ältere Stufe der Entwickelung darstellt. Das glauben wir in unserer ‚Vorgeschichte des altfranzösischen Rolandsliedes' (Berlin 1903) erwiesen zu haben, und wir können uns, wie auf G. Paris Vorgang, so auf Voretzsch's Zustimmung (Zeitschr. f. rom. Phil. XXXII, 717) berufen. Die nachfolgende Untersuchung wird, so hoffen wir, die Richtigkeit unserer Auffassung des Carmen von neuer Seite her bekräftigen. Alles, was das Rolandslied mit dem Carmen gemeinsam hat, fällt für die folgende Vergleichung fort. Wir haben es lediglich mit dem Mehr des Rolandsdichters gegenüber dem Carmen zu tun, und wir denken zu zeigen, daß gerade dieses Mehr von Vergil und Lucan vielfach beeinflußt ist. Verbinden wir diesen Nebenzweck, die Komposition des Rolandsepos zu erhellen, mit unserer Untersuchung der Beziehungen zur römischen Epik, dann ergibt sich als natürliche Disposition, daß wir dem Gang des Carmen und des Rolands-

liedes folgen. Vielleicht wird man uns wieder den Mangel an systematischer Darstellung vorwerfen (wie Literaturblatt für germ. u. rom. Philologie XXVI, 241). Aber von dem obigen in der Sache liegenden Grund selbst abgesehen, halten wir ohnehin den Zeitpunkt für systematische Behandlung unserer Fragen für nicht gekommen. Von Bédier steht der 3. Band der ‚Légendes épiques', der das Rolandslied behandeln soll, in naher Aussicht. Stengel's Einleitung ist seit langem versprochen, desgleichen Ausgaben von Suchier und W. Foerster, die gewiß Grundlegendes auch über die literarischen Probleme unseres Epos zu sagen haben. Bei solcher Konstellation müssen wir uns dahin bescheiden, in Eile noch einige Bausteine heranzuschleppen, ehe die Meister ihren Bau beendet haben.

Vers 9. „Ein Hinweis auf das Kommende, wie solche R eigentümlich" (unsere Vorgesch. S. 23); vgl. V. 95, 179, 511 (dazu Vorgesch. 58), 1405, 1408 ff., 1690. Derartige Ausblicke in die Zukunft liebt auch Vergil (vgl. Heinze 394), z. B. Aen. V, 523 f.: *docuit post exitus ingens* .... — So auch Lucan:

...dum patrios portus, dum littora numquam
Ad visus reditura suos, tectosque cacumen
Nubibus et dubios cernit vanescere montes (III, 5 ff.);

woneben man Rld. 1421 f. stellen kann:

Ne reverrunt ne peres ne parenz
Ne Carlemagne ki as porz les atent;

und 3211 ff.:

Ço'st de la terre ki fut al rei Flurit.
Ai tel öur! Unches puis ne la vit ....

Noch eine solche düstere Voraussage, weit ausgeführt, mag man bei Lucan X, 525—532 nachlesen.

Wir haben hier nur die Stellen herangezogen, wo der Dichter selbst den Schleier der Zukunft lüftet. Oft läßt er außerdem seine Personen die Ahnung des Künftigen aussprechen. Das Ahnungsvolle, das Hereinziehen der Zukunft wie der Vergangenheit, ist ein wirksames Ingrediens des römischen Epos, und der Rolandsdichter hat sich dies Stimmung schaffende Kunstmittel nicht entgehen lassen.

L. 2 ff. Turoldus[2]) hat seiner Vorlage die Blancandrinepisode eingedichtet, nicht ohne sich dadurch in Widersprüche

[2]) Wir danken es Morf, daß er in seiner kurzen, doch so reichen und vollendeten Geschichte der ‚romanischen Literaturen' (1909) den normannischen Überarbeiter des Rolandsliedes sans phrase Turoldus genannt hat (Kultur der Gegenwart, I. Abt., XI 1, S. 147). Mein verehrter Promotor Suchier hatte 1900 in seiner, mit Birch-Hirschfeld geschriebenen ‚Geschichte der französischen Literatur'

zu verwickeln (Vorgesch. 23 f.; Brückner, Das Verhältnis des französ. Rolandsliedes zur Turpinschen Chronik und zum Carmen de prodicione Guenonis, 1905, S. 61 ff.). — *Blancandrin* erinnert noch durch den Klang seines Namens (dem man das durch O V4 bezeugte *r* nicht nehmen soll) an sein Vorbild *Drances* den Alten; das weiße Haar hat bei der Namengebung im Rolandsepos mit hereingespielt (*Blanc* + *candr*, ungewolltes Anagramm aus *Dranc(es)* + Endung *ins*; vgl. *Climborins)*. — Drances ist der kluge, verschlagene Ratgeber am Hof des Latinus, das ist die Gegenpartei wie Marsilius' Hoflager im Rolandslied. Der *cunseil* (Rld. 62. 78) des Marsilius ist dem des Latinus nachgedichtet. Man lese Aen. XI, 234 ff.:

> Ergo concilium magnum primosque suorum
> Imperio accitos alta intra limina cogit.
> Olli convenere fluuntque ad regia plenis
> Tecta viis. Sedet in mediis et maximus aevo
> Et primus sceptris haud laeta fronte Latinus;

und vergl. Rld. V. 10—14, mit 12 *se culchet*, 13 *envirun lui*, 14 *Il en apelet.* — Es redet Latinus: der Feind sei im Land. Er wage nicht mehr auf Kriegsglück zu hoffen.

> 305 Bellum importunum, cives, cum gente deorum
> Invictisque viris gerimus, quos nulla fatigant
> Proelia nec victi possunt absistere ferro.
> 309 ... sed haec quam angusta videtis.
> Cetera qua rerum iaceant perculsa ruina,
> Ante oculos interque manus sunt omnia vestras.

So Rld. 15: Öez, seignur, quels pecchiez nus encumbret!

Und Latinus schließt seine Rede mit ähnlichen Worten wie Marsilius die seine; vgl. 335:

> Consulite in medium et rebus succurite fessis,

mit Rld. 20 f.: Cunseiliez mei ore cume savie hume,
Sim guarisiez et de mort et de hunte!

Als Marsilius geendet hat (Rld. 22 f.):

> N'i ad paien ki un sul mot respundet,
> Fors Blancandin del castel de Valfunde.

noch eine Klausel für nötig gehalten; „doch spricht manches für die Annahme, daß Turoldus der letzte Bearbeiter der uns erhaltenen Chanson gewesen ist." Morf's Vorgang ermutigt uns, auch die letzte Rücksicht auf die romantische Mystik vom Volksepos zu lassen, und, nachdem wir in unserer Vorgesch. dargetan haben, daß der Anteil des letzten Bearbeiters (R) so ausschlaggebend ist, daß man ihn als den Dichter des Rolandsepos zu bezeichnen habe, glauben wir im Folgenden, damit auch an alte Tradition anknüpfend, den Rolandsdichter schlechthin Turoldus nennen zu dürfen.

Dem entsprechen in der Äneide Verse, die nicht weit von den oben zitierten stehn (XI 120 ff.); es heißt da von den latinischen Gesandten:

> illi obstipuere silentes
> Consersique oculos inter se atque ora tenebant.
> Tum senior semperque odiis et crimine Drances
> . . . sic ore vicissim
> Orsa refert. . . .

Und ähnlich in der Szene von Latinus *cunseil*, zu der wir zurückkehren: nachdem der König gesprochen hat, (XI 336 ff.:)

> Tum Drances . . .
> 338 Largus opum et lingua melior, sed frigida bello
> Dextera, consiliis habitus non futtilis auctor,
> Seditione potens; genus huic materna superbum
> Nobilitas dabat . . . ,
> Surgit et his . . . dictis . . .

Dieselbe Charakteristik im Rld., 24 ff.:

> Blancandins fut des plus savies paiens,
> De vasselage fist asez a preisier;
> Prodom' i out pur sun seignur aidier.
> E dist al rei: . . .

In 25 ist Stengels weder von O noch V[4] gestützte Lesart abzulehnen, und *De vasselage fut asez chevaliers* (so nach O) muß nicht mit Gautier durch *Chevalier de grande vaillance* übersetzt werden; der Sinn kann sein: „er war ein tüchtiger Vasall" oder „ein angesehener, ein vornehmer, reicher Vasall". Dann bleibt kein Widerspruch mit dem Zug *sed frigida bello dextera* in der Äneide. Es ist von verschiedenen Seiten, zuletzt und ausführlich von Brückner 68 f., darauf hingewiesen worden, daß Blancandrin in Roncevaux nicht mitkämpft, daß er spurlos verschwindet. Er folgt eben seinem Vorbild Drances, nur daß dessen Nichterwähnung in den Schlachtberichten von Vergil motiviert ist.

Beidemal wo Drances in der Äneide auftritt, rät er zum Frieden, zur Kapitulation (XI 125 ff., 343 ff.). Die Worte aus der Szene vom *cunseil* des Latinus, die Turoldus nachgedichtet hat (Rld. 28 ff.), die hat bei Vergil der König selbst seinem Ratgeber vorweggenommen:

> 330 Praeterea, qui dicta ferant et foedera firment
> Centum oratores prima de gente Latinos
> Ire placet p a c i s q u e m a n u p r a e t e n d e r e r a m o s ,
> Munera portantis a u r i que eborisque talenta
> Et sellam regni trabeamque insignia nostri.

Einen Teil aber dieser Königsworte hat auch der Rolandsdichter seinem König Marsilius in den Mund gelegt, der nach beendigtem

cunseil 10 (statt der 100 bei Vergil) vornehme Barone (O 77) zu sich ruft:

70 ... Baron, a Carle irez; ...
72 Branches d'olives en voz mains porterez;
Ço senefïet pais et humilitét.

Zu den Oliven vgl. Vorgesch. 24 f., diese Zeitschr. XXVI[2], S. 156. Das Lehnwort (Schwan-Behrens[8] § 91 Anm.) könnte auch aus der Bibel übernommen sein (darin oliva 40 mal, nach Dutripon, Concordantia bibliorum sacrorum, 1838); provenzalische Vermittelung (so Graevell, Die Charakteristik der Personen im Rolandslied, 1880, S. 145 und H. Berger, Die Lehnwörter in der französischen Sprache ältester Zeit, 1899, S. 198) braucht man weder für die Sache noch die Wortform anzunehmen. Die symbolische Verwendung als Friedenszeichen aber stammt aus der Äneide, wo wir ihr wiederholt begegnen. So entsendet Äneas eine Gesandtschaft (VII 152 ff.):

... delectos ordine ab omni
Centum oratores augusta ad moenia regis
Ire iubet, ramis velatos Palladis omnis,
Donaque ferre viro pacemque exposcere ...

Dazu 236 f: ... ne temne quod ultro
Praeferimus manibus vittas ac verba precantia.

So noch VIII 115 f.:

Tum pater Aeneas puppi sic fatur ab alta
Paciferaeque manu ramum praetendit olivae...

Und XI 100 f.:

Jamque oratores aderant ex urbe Latina
Velati ramis oleae veniamque rogantes.

So viel auch über die Olive im Rld. geschrieben ist, es hat noch niemand den Beweis angetreten, daß sie etwa in der Provence oder in Spanien je als Friedenszeichen verwandt worden ist. Es handelt sich um eine gelehrte Reminiszenz des Rolandsdichters, um direkte Entlehnung aus der Äneide. Turoldus hält es denn auch für nötig, seinen Hörern mit 73 *Ço senefïet pais et humilitét* den fremden Brauch zu erklären. Aus Livius, Ab urbe cond. XXIX 16 (ramos oleae, ut Graecis mos est) erhellt, daß es sich nicht einmal um eine römische, sondern um eine griechische Sitte handelt. In Rom trugen nach Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere[6], 1894, S. 112 „bei den Triumphen siegreicher, lorbeergeschmückter Feldherrn die Diener oder die Anordner des Triumphs, die selbst nicht in der Schlacht gewesen waren, Kränze von Olivenzweigen ..., also in griechischer Weise als Zeichen mehr friedlicher als kriegerischer Beschäftigung." Die Symbolik ist verwandt, aber der Brauch ist doch ganz anders umschränkt als der in der Äneide geschilderte; er kommt hier

nicht in Betracht. Turoldus hat ein schon auf gelehrter Kenntnis beruhende Notiz Vergils rein buchmäßig übernommen. Aus der Bibel konnte er die in Rede stehende Sitte nicht entnehmen. Wohl spielt die Olive darin eine Rolle, wie denn „in Palästina der Ölbaum zum charakteristischen Schmuck des Landschaftsbildes gehört“ (Furrer, in Schenkel's Bibel-Lexikon, Bd. 4, S. 354); aber es ist mindestens übertrieben und jedenfalls für unsere Frage ohne Belang, wenn Furrer S. 355 sagt: „Wie die Griechen, so kannten auch die Israeliten den Ölzweig als Symbol des Friedens und der Freude.“ Von den beiden Beispielen, die Furrer anführt, kann 1. Mos. VIII 11, Noahs Taube mit dem Ölzweig, nicht in Betracht kommen. Und die andere Stelle, 2. Macc. XIV 4 führt in hellenistische Zeit und Umgebung; dazu hat die Vulgata hier *thallus* statt *oliva.* — Andere Beispiele kann auch nicht Benzinger in Herzog's Realencyklop. f. prot. Theol.[3], Bd. 6, 1899, S. 303, für den fraglichen Brauch beibringen.

Nach solchen Betrachtungen über ihre Olivenzweige folgen wir den Gesandten und kommen mit ihnen in Karls Lager vor Cordova. Über das liebliche, grüne Bild in L. 8, der sieghafte Kaiser mit weißem Bart unter der dunklen Pinie zwischen Heiderosen und frischer Jugend, haben wir Vorgesch. 30 ff. einiges gesagt. Es tut der schlichten Schönheit dieser Szene, die sich leuchtend von dem Hintergrund zerstörter Mauern, Wurfmaschinen, Plünderung und Mord (V. 97—102) abhebt, keinen Abbruch, wenn wir feststellen, daß Turoldus, wie einige Züge aus Einhard (vgl. Vorgesch. 32, und besonders das *Facie laeta et hilari* mit Rld. 96 *Li emperere se fait et balz e liez*) so noch mehr aus Vergil entlehnt hat. Dort nahen sich Gesandte mit Oliven, zweigen (von ihrer Absendung VII 152 ff. lasen wir oben S. 77) ihrem Ziel, der Stadt der Latiner, VII 160 ff.:

> Jamque iter emensi turris ac tecta Latinorum
> Ardua cernebant iuvenes muroque subibant.
> Ante urbem pueri et primaevo flore iuventus
> Exercentur equis domitantque in pulvere currus,
> Aut acris tendunt arcus aut lenta lacertis
> Spicula contorquent, cursuque ictuque lacessunt.

Der alte (longaevus 166) König läßt die Gesandten vor sich kommen

> 169 et solio medius consedit avito.

Da haben wir wie im Rld. den alten König, sitzend, die Jugend mit Kampfspielen beschäftigt, die Stadt mit Mauern und Türmen, und die Gesandten, die , hier 100 dort 10 an der Zahl, anlangen. Zwei andere Szenen der Äneide, beide ganz in

der Nähe der eben zitierten, mögen dem Rolandsdichter noch etwas Grün für sein Bild geliefert haben; VII 107 ff.:

> Aeneas primique duces et pulcher Julus
> Corpora sub ramis deponunt arboris altae...

Hier finden wir wieder den König, mit ihm seine Heerführer, und den so bezeichnenden einen Baum, der die Landschaft markiert: *Desuz un pin* (Rld. 114).

Endlich kommt die Schilderung von Elysium in Betracht, VI 642 ff., wo sich die hochherzigen Helden vergangener Zeiten auf grünem Rasen ergötzen:

> Pars in gramineis exercent membra palaestris,
> Contendunt ludo et fulva luctantur harena;
> Pars pedibus plaudunt choreas et carmina dicunt.

Da haben wir das Kampfspiel wie im Rld., und Reigen und Lieder sind zeitgemäß durch die *tables* und *eschès* ersetzt worden.

Man sieht, ziemlich alle Züge des Hoflagers in L. 8 lassen sich aus Vergil herleiten. Der Rolandsdichter hatte, wo er von seiner uns durch das Carmen repräsentierten Vorlage abwich, in erster Linie die eindrucksvollen Bilder vor Augen, die sein großer Vorgänger mit starken, ungebrochenen Böcklinfarben hingemalt hat.

Noch in den folgenden Laissen hängt Turoldus von dem Bericht über die Gesandtschaft an Latinus (Äneide VII) ab, von dem wir oben bereits zwei Stücke wiedergegeben haben. Die Gesandten treten vor den König, ihr Führer Ilioneus hält eine längere, wohlgesetzte Ansprache, und dann

> 249 Talibus Ilionei dictis defixa Latinus
> Obtutu tenet ora soloque immobilis haeret,
> Intentos volvens oculos.

Er denkt an die Zukunft und an den Orakelspruch, der ihm geworden.

> 259 Tandem laetus ait:...

Dasselbe Bild im Rld. Blancandrins Rede ist zu Ende, und sinnenden Haupts sitzt der Kaiser da.

> 138 Baisset sun chief, si cumence a penser.
> Li emperere se pensat un petit,
> De sa parole ne fut mie hastis;
> Sa custume est qu'il parole a leisir.
> Quant se redrecet, mult par out fier lu vis.
> Dist as messages:...

Vgl. dazu Vorgesch. 34 (zu V. 138), 38 zu V. 213 f. —

Nachdem die Gesandten untergebracht sind, nähert sich die Darstellung im Rld. wieder der Vorlage im Carmen. Nur

daß Turoldus, was dort mehr als private Diskussion zwischen den Hauptbeteiligten zu verlaufen scheint, mit bewußter Kunst zum Bild eines *cunseil* herausgearbeitet hat. Er muß ja überall Pendants schaffen (vgl. Vorgesch. 217); dem *cunseil* des Marsilius (s. o. S. 75 f.) entspricht der König Karls. Aber schon Vergil hat dasselbe Pendant. Jede Partei hat ihren *cunseil.* Von dem des Latinus (Äneide XI 234 ff.) lasen wir oben. Ein Kriegsrat der Trojaner wird uns IX 226 ff. geschildert:

> Ductores Teucrum primi, delecta juventus,
> Consilium summis regni de rebus habebant,
> Quid facerent . . .

Hier entspricht dem klugen, verschlagenen Drances auf der Gegenseite als Wortführer der *annis gravis atque animi maturus Aletes* (246), der bald nachher (307) *fidus Aletes* genannt wird. So hat Turoldus seinem Blancandrin Naimes gegenübergestellt (vgl. Vorgesch. 38, zu V. 230), als den treuesten der Treuen:

> 231 Meillor vassal de lui n'out en curt nul.

Noch zwei andere *cunseil*-Szenen hat der Dichter über seine Vorlage hinaus geschaffen, L. 39 u. 194 ff. (vgl. *cunseilliet* 2668). Im Carmen keine solche Szene ausgeführt, höchstens eine (V. 39) angedeutet; im Rolandsliede vier. Da spüren wir Vergils Einfluß. Bei ihm kommt zum *concilium* jeder Partei noch ein grandioser Götterrat (in Buch X) hinzu. Diese Beratungen sind eins der Kunstmittel des großen Epikers, um die Schlachten spannend vorzubereiten, um sie wirkungsvoll zu unterbrechen. Turoldus hat es ihm abgesehn. Und ebenso ein anderes Motiv: die Gesandtschaft. Höchst künstlerisch leiten sie bei Vergil den Krieg ein, ziehn sie sich zwischen den Schlachten dahin, zwischen dem Blutrot des Kampfs graugrüne Olivenguirlanden. Die Kriege in Latium, der zweite Hauptteil der Äneide, wird, wie das Rolandsepos, durch eine große Gesandtschaft (VII 152 ff.) eröffnet, die ihrem Nachbild, der Blancandringesandtschaft, mannigfache Züge geliehen hat (vgl. oben S. 78 f.). Es folgen bei Vergil noch mehrere Gesandtschaften des: Turnus Gesandtschaft an Diomedes (Äneide VIII.XI), eine Reise des Äneas, um Bundesgenossen zu werben, endlich die Gesandtschaft des Latinus an Äneas (Äneide XI); also 4 im ganzen, 2 von jeder Partei ausgehend. So hat Turoldus nach Kräften Gesandtschaften in seine Vorlage hineingedichtet, zu der einen, die er in seiner Vorlage fand, zuerst die Blancandrins, dann die Geschichte von Basans und Basilies (L. 14; vgl. Vorgeschichte 37 — die Episode ist von Turoldus frei erfunden[3]), endlich die Botschaft Baligants an Marsilius. Das sind wieder 4 Gesandtschaften wie bei Vergil, je 2 von Christen- und Heiden-

[3]) Die S. 38 der Vorgesch. zu V. 202 f. geäußerte Möglichkeit ist nach den obigen Darlegungen zu verwerfen.

seite aus. Also reinlichste Übereinstimmung in der epischen Technik.

Wir verstehen nun, warum Turoldus die Blancandrinepisode geschaffen hat. Sie bot ihm Raum zur Entfaltung zweier Lieblingsmotive des Epikers: *cunseil* und Gesandtschaft; dazu andere Vorteile, von denen bereits Vorgeschichte 24 gehandelt worden ist.

Nachdem Blancandrin seine Botschaft ausgerichtet hat, geht die Handlung bei Turoldus inhaltlich mit dem Carmen zusammen. Eine Laissendreiheit[4]) jedoch (17—19; vgl. Vorgesch. 39 hat der Rolandsdichter ganz aus eigenem seiner Vorlage eingefügt: um die Wette erbieten sich Naimes, Roland, Olivier, Turpin zu der gefährlichen Botschaft. Hier könnte die Szene Äneide IX 184 ff. vorgeschwebt haben: Nisus will durch Nacht und Feinde hindurch Äneas Nachricht bringen. Euryalus verlangt die Gefahr teilen zu dürfen. Nisus will das Erbieten des Freundes nicht annehmen, aus liebender Fürsorge für ihn. Im Wettstreit zwischen Roland und Olivier (L. 18) kann man ein ähnliches Motiv finden. Doch geben wir zu, von Abhängigkeit des Rolandsdichters kann man an dieser Stelle nicht sprechen; daß er aber aus der Nisus-Euryalus-Episode eine gewisse Anregung empfangen hat, das wird wahrscheinlich, wenn wir weiter unten sehen werden, wie Turoldus jener rührenden Episode noch andere Details zur Ausschmückung der Ganelongesandtschaft entlehnt hat.

Wie schon Vorgesch. 42 festgestellt, gehört Turoldus weiter die L. 26. Die Omina spielen in der Äneide eine Rolle (Heinze 313). Auch dies Schmuckstück epischer Kunst hat sich Turoldus

[4]) Diese Laissendreiheiten sind, wie wir in der Vorgesch. gezeigt haben, des Turoldus Spezialität. Dergleichen gibt es bei Vergil ganz und gar nichts. Lindner hat (Rom. Studien VII, 1893, S. 561 ff.) auf die altenglische Epik als Vorbild hingewiesen, wo „die Figur der variierenden Wiederholung" häufig ist (vgl. ten Brink, Gesch. der Engl. Lit., I 27). Wir wagen eine Vermutung, die noch näher liegt. Gerade der Strophendreiklang des Normannen Turoldus findet sich in den altdänischen Heldenliedern vor, und wir können es uns nicht versagen, nach so vielem Latein auch etwas Germanisches zu zitieren (der Ausgabe Wilh. Grimms, Altdän. Heldenlieder, 1811, S. 382 folgend):

> „Marsk Stig fährt aus zu Land, Ruhm und Ehr' ist seine Beut;
> Daheim sitzt Herr König Erick, lockt sein herzliebstes Weib.
> Aber die Fraue sitzet in Seeland, so manchmal sie da sorget.
>
> Der König schreibet Herr Marsk Stig zu, er sollte sein Hauptmann seyn,
> Zur Stund, da er auf der Kriegsfahrt war, misbraucht er sein herzliebstes Weib.
>
> Der König sendet Herr Marsk Stig ein Gebot, er sollt' in den Krieg ausfahren,
> Selbst er, der König wollt bleiben daheim, und seine Hausfrau bewahren."

nicht wollen entgehen lassen. Es ist eins der Mittel des Epikers, um das Übernatürliche in seine Handlung hinein zu verflechten. Wie wir noch öfter sehen werden, klingen bei Vergil und Turoldus in gleicher Weise (und das ist eins der Geheimnisse ihrer Kunst) die Obertöne des Ahnungsvollen, des Unbewußten, des Jenseitigen kräftig und stimmungsvoll mit.

Auf Grund des bündigen *Vir festinues abit, quia festinare jubetur* im Carmen 65 hat Turoldus weiter die umständliche Abschiedsszene L. 27 u. 28 gemalt. Das ist ein Motiv dem römischen Epos fast so lieb wie dem Volkslied. Wie weh Scheiden tut, das kann, wer es nicht selbst erfahren hat, aus Vergil und Lucan zur Genüge lernen; vgl. z. B. Äneide V 765 ff., IX 292 ff.; Phars. I 507 ff., III 4 ff., VIII 147 ff. Welche dieser Abschiedsszenen an unserer Stelle dem Rolandsdichter vorgeschwebt hat, läßt sich wohl erkennen. Nisus und Euryalus sagen ihren Kampfgenossen Lebewohl, eh sie den schweren, gefahrvollen Gang antreten. Des Euryalus letzte Bitte beim Scheiden, Äneide IX 283 ff.:

sed te super omnia dona
Unum oro: genetrix Priami de gente vetusta
Est mihi . . .
287 Hanc ego nunc ignaram huius quodcumque pericli est
Inque s a l u t a t a m linquo (nox et tua testis
Dextera) quod nequeam lacrimas perferre parentis.
At tu, oro, solare inopem et s u c c u r r e r e l i c t a e . . .
292 percussa mente d e d e r e
Dardanidae l a c r i m a s . . .

Endlich brechen die beiden Boten auf.

308 Protinus armati incedunt; quos omnis euntis
Primorum manus ad portas, iuvenumque senumque,
Prosequitur votis.

Wir sehen, die Situation ist ähnlich der im Rld. Beidemal Aufbruch zu gefahrvoller Gesandtschaft, das Liebste wird treuer Fürsorge befohlen — da Ganelon kein Jüngling wie Euryalus, *ora puer prima signans intonsa iuventa* (IX 181), so mußte Turoldus statt der Mutter Ganelons Weib und Kind einsetzen —, endlich die Abschiedstränen der Waffengefährten. Aus dem knappen *armati* Äneide 308 könnten die Verse 343—348 im Rld., wo wir Ganelon sich wappnen sehn, herausgewachsen sein. Und einen Schimmer von Euryalus Schönheit, *quo pulchrior alter Non fuit Aeneadum Troiana neque induit arma* (179 f.), scheint auf Ganelon gefallen zu sein, wenn Turoldus (vgl. Vorgesch. 42, Anm. 87a, zu V. 302—306) 304 ff. den Gesandten schildert:

306 Tant par fut bels, tuit si per l'en esguardent.

Es ist hier der Ort, von den vielen Tränen zu sprechen, die die tapferen Rolandshelden vergießen. Wir haben in unserer

Vorgeschichte des öfteren darauf hingewiesen (S. 67 ff., S. 72 (zu V. 829a — dieser Vers fehlt zwar in O, doch zeigt der Zusammenhang, daß er nur durch Abschreiberflüchtigkeit ausgelassen wurde —), S. 192, zu V. 4001) und ausgeführt, daß fast alle die betreffenden Stellen von Turoldus seiner Vorlage eingefügt sind. S. 67 ff. suchten wir das Übermaß an Weinen zum Teil aus dem geistlichen Stand des Dichters zu erklären. Als diese Seiten schon ausgedruckt waren, hat Beszard in der Zeitschr. f. rom. Phil. XXVII (1903), S. 385 ff., 513 ff., 641 ff. eingehend über ‚Les larmes dans l'épopée' gehandelt. Seine Ausführungen bestätigen und ergänzen das von uns Gesagte. Beszard trifft durchaus mit unserer Darlegung (Vorgeschichte 68) zusammen, wenn er S. 673 die Schlußfolgerung zieht: „Dans l'épopée romane les larmes expriment un grand nombre d'états de l'âme que les romanciers modernes décrivent au moyen d'analyses psychologiques." Und ebenso richtig ist die andre Konklusion (S. 672): „...les larmes sont l'apanage des figures sympathiques et imposantes. Le félon en est totalement, l'ennemi barbare presque totalement dépourvu. „Je frommer jemand ist, desto eher, desto mehr wird er weinen", hatten wir gesagt. (Für Turoldus wie für Vergil („*pius Aeneas*") ist Frömmigkeit der Maßstab für das Sympathische.) Von dieser Seite der Beobachtung ausgehend haben wir allerdings den Einfluß der geistlichen Sphäre des Dichters auf die Tränenmenge seines Epos überschätzt. „Einen rein geistlichen Ursprung des Motivs" haben wir aber, wie Voretzsch es in seiner oben erwähnten Besprechung (Zeitschr. f. rom. Phil. XXXII, 717) darstellt, niemals behauptet. Beszards Verdienst ist es, auf die zahlreichen Parallelen hingewiesen zu haben, die unser Motiv im außerfranzösischen Epos hat. Seine Zusammenstellungen (s. S. 654, 655, 659) ersparen uns die Mühe eigener Zitate für Rolandsepos und Äneis. Auch bei Vergil fließen Heldentränen in schwerer Menge. Sie hätten verräterisch werden können für das Abhängigkeitsverhältnis, in dem Turoldus zum Dichter der Äneis steht. Aber Beszard hat sich selbst den Weg zu der so naheliegenden Erkenntnis versperrt; treuherzig versichert er S. 538: „Le ou les poètes qui firent la Chanson de Roland n'avaient jamais lu un vers [!] d'Homère et ne comprenaient pas même le latin qui s'écrivait de leur temps." Der erste Teil dieser Aussage (wir gehen darauf ein, weil die Anschauungen typisch sind für die Vorstellungen mancher Romanisten) ist von einer fast komischen Selbstverständlichkeit. Wie sollte der normannische Kleriker zu einem griechischen Homertext, und wenn das selbst, zur Kenntnis des Griechischen kommen! Der zweite Teil der obigen Behauptung zeugt von nicht geringerem Unverständnis der damaligen Verhältnisse. Gibt man einmal zu, daß Epen von Originalität und Bedeutung nicht von Jongleurs, nicht von

Ungebildeten gedichtet werden — und darüber braucht nicht mehr gestritten zu sein —, gehörte also der Rolandsdichter zu den Gebildeten, so versteht es sich für damalige Zeit von selbst, daß er Latein lesen und sprechen konnte. Und konnte er Latein lesen, so ist die Annahme wahrscheinlich, daß er Vergils Äneis gelesen haben wird. Und daraus hat Turoldus denn, mit so viel andrem, die Fülle der Tränen übernommen,[5]) als „Kennzeichen edler Menschlichkeit" (Heinze 483). „Sunt lacrimae rerum" (Än. I, 462). Vergil und, in seinem Bann Turoldus, erfüllten, was ein Neuerer (Gerhart Hauptmann) formuliert hat: „Die Dichter sind die Tränen der Geschichte."

Den einsamen Ritt Ganelons nach Saragossa, wie ihn das Carmen bietet, mußte Turoldus nach der vorausgegangenen Blancandringesandtschaft gründlich umgestalten. In einer Laissendreiheit (vgl. Vorgesch. 45 ff.) werden uns Karl, Roland und das Frankenvolk sehr wirkungsvoll im Gespräch der Gegner, nämlich des Feindes mit dem werdenden Verräter vorgeführt. — Eine ganz ähnliche Laissendreiheit lesen wir bald darauf L. 41—43 (dazu Vorgesch. 58 ff.), und es sei uns gestattet, diese an Marsilius Hof spielende Szene vorweggreifend mit unseren L. 29—31 zu behandeln.

Wir haben in der Vorgeschichte darauf hingewiesen (S. 63, zu L. 52; S. 64, zu L. 53)., daß Turoldus seine Vorlage durch Gespräche zu bereichern liebt. Damit ist er in den Bahnen der römischen Epiker. „Das Gespräch", sagt Heinze 409, „dient dazu, die handelnden Personen dem Leser nahezubringen, indem ihre Beziehungen untereinander dargestellt werden oder sich vor den Augen des Lesers entwickeln, befestigen, verändern. Das Gespräch gibt die beste Möglichkeit zu charakterisieren, zu individualisieren, zu differenzieren." Das ist ja auch des Turoldus eifriges Streben gewesen (vgl. Vorgesch. 216). — Ein Gespräch unterwegs, wie er es in L. 29—31 bietet, in Frage und Auskunft, konnte der Rolandsdichter Än. VIII, 309 ff. lesen. Euander führt den neugewonnenen Bundesgenossen nach seiner Stadt.

> ....varioque viam sermone levabat.
> Miratur facilisque oculos fert omnia circum
> Aeneas, capiturque locis et singula laetus
> Exquiritque auditque virum monimenta priorum.

Hier ist wenigstens die Situation der im Rld. ähnlich. Nur erwähnt sei die Szene bei Lucan, wo Cäsar, von Cleopatra prächtig bewirtet, sich nach Tisch die halbe Nacht hindurch mit dem

[5]) Das schließt nicht aus, daß der Dunstkreis der Märtyrergeschichten, der tränenreiche Jargon der Kleriker und Klöster auch in etwas mitgewirkt haben. Geradezu falsch war unsere frühere Annahme nicht, aber sie war doch nur ein geringer Bruchteil der Wahrheit.

alten Acoreus unterhält, der eine um Auskunft bittend *(nihil est quod noscere malim...)*, der andere sie erteilend. Was nun den Inhalt des Gesprächs zwischen Blancandrin und Ganelon anlangt, so sei zunächst die Liste der Eroberungen Karls (V. 370 bis 373) hervorgehoben. Eine ähnliche Aufzählung fügt Turoldus noch einmal in seine Vorlage ein, L. 174: der sterbende Roland zeigt seine Stärke in der Geographie. Warum wohl? Weil solche Listen zum Apparat des römischen Epos gehören. — Vor allem ist mit L. 29 ff. die Stelle bei Lucan zu vergleichen, wo der Dichter, der unentwegte Republikaner, Alexanders Taten und die Fülle seiner Eroberungen mit Grauen vor solcher Größe schildert, X, 26 ff.:

non utile mundo
Editus exemplum, terras tot posse sub uno
Esse viro (vgl. V. 392 ff.: Pesmes hoem est Rollanz
Qui tant bon rei voelt faire recreant
E tante tere met en chalengement).
30 Perque Asiae populos fatis urguentibus actus
Humana cum strage ruit, gladiumque per omnes
Exegit gentes;

womit man Rolandverse wie 393 f.

Qui tute gent (so O) voelt faire recreant
E tutes teres (so O) met en chalengement. . .

und 525 Par tantes teres ad sun cors demenéd,
Tanz regnes pris par sa grant pöestét,
Tanz gentilz reis cunduiz a mendistéd,

sowie die ähnlichen 540 ff., 553 ff.

(Par tantes teres est alez cunquerant,
Tanz cols ad pris de bons espiez trenchanz,
Tanz gentilz reis morz et vencuz en champ.)

vergleichen möge. Dann heißt es bei Lucan weiter

32 ignoto miscuit amnes
Persarum Euphraten, Indorum sanguine Gangen,
Terrarum fatale malum fulmenque, quod omnes
Percuteret pariter populos, et sidus inicum
Gentibus Oceano classis inferre parabat,
Exteriore mari. Non illi flamma, nec undae,
Nec sterilis Libye, nec Syrticus obstitit Ammon.

Also Eroberungen im einzelnen aufgezählt wie in den Rolandversen 371 ff. Die entsprechenden Listen für Pompejus, Phars. II, 583 und für Cäsar V, 660 ff. werden wir zu L. 174 ausführlicher zu zitieren haben. Auch in der Än. finden wir solche Aufzählungen besiegter Völker. Zweimal werden des Kaisers Augustus Eroberungen gebucht, VI, 794 ff. und VIII, 722 ff.:

> incedunt victae longo ordine gentes,
> Quam variae linguis, habitu tam vestis et armis.
> Hic Nomadum genus et discinctos Mulciber Afros,
> Hic Lelegas Carasque sagittiferosque Gelonos
> Finxerat; Euphrates ibat iam mollior undis,
> Extremique hominum Morini, Rhenusque bicornis,
> Indomitique Dahae, et pontem indignatus Araxes.

Um die Großtaten der jüngsten Vergangenheit in seinem Epos vorbringen zu können, hat sich Vergil wie an den beiden obigen Stellen so auch an den weiter unten zu zitierenden des Kunstmittels der Prophezeiung bedient. Die Sibylle sagt dem frommen Helden des Kaisers Taten voraus (so VI, 794 ff.:), *super et Garamantas et Jndos Proferet imperium* . . . und Vulkan bildet sie in Erz auf des Äneas Schild (VIII, 722 ff.). Denselben Kunstgriff der Prophezeiung ex eventu finden wir einmal wenigstens im Rld. wieder, V. 401, wo es von Karl heißt:

> Tut cunquerrat d'ici qu'en orïent

(so Gautier nach O). Vgl. Vorgesch. 48, zu V. 401. Dem Leser von heut sagt der Vers nichts Sonderliches; aber wie werden sich die ersten Hörer damals verständnisvoll angesehen haben bei diesem Wink, wie mögen die Herzen höher geschlagen haben ob der Voraussage, die zum Teil schon erfüllt war und von der man hoffen mochte, daß sie noch ganz anders zur Wirklichkeit werde. — Eine ähnliche Betrachtungsweise muß für die oben erwähnten Eroberungsverzeichnisse überhaupt gelten, die Turoldus seinen lateinischen Vorgängern nachgemacht hat. Uns mag beim ersten Blick solches Ausbreiten von Gelehrsamkeit mitten zwischen den Herztönen und heißen Schlachten des Gedichts befremdlich erscheinen. Aber wessen Augen den Nebel falscher Romantik überwunden haben, der wird erkennen, wie wirkungsvoll zu ihrer Zeit diese historischen Reminiszenzen sein mußten. Sie retadieren künstlich die zu rasche Handlung, der Blick wird ins Weite geführt, und was dem Epiker wichtig ist, der Eindruck des Historischen, des mehr als Fabelhaften wird verstärkt. Was uns bloße Namen sind, das waren damals begeisternde Erinnerungen, und die ersten Hörer waren im tiefsten Herzen ergriffen, wenn ihnen der Sänger die Großtaten der Väter in England, in Apulien und ganz Calabrien ins Gedächtnis rief.

Denn Karls und Rolands Eroberungen mußten doch als Ruhmestitel der *franceise gent* empfunden werden. Wie mittelbar in seinen Herrschern und Führern, so wird im Rolandsepos auch das Frankenvolk als solches verherrlicht. Daß das nationale Hochgefühl eine der Grundideen und -stimmungen unseres Epos ist, vielleicht die am meisten ausschlaggebende, das ist schon so oft dargelegt worden, daß wir jeder Beweisführung

enthoben zu sein glauben; vgl. Vorgesch. 46, 47 (zu L. 31), 83, 92 ff.,[6]) 104 (Anm. 1), 209 ff. Das Gleiche aber gilt von der Än. Vergil kann sich nicht genug tun, die Größe Roms zu schildern; die *maiestas populi Romani* wird ihm zur Quelle des Erhabenen (so Heinze 486). Aus Götter- und Menschenmund werden die künftigen Siege, wird die Weltherrschaft voraus verkündet. Gleich eingangs spricht Juppiter selbst (I, 277 ff.):

Romanosque suo de nomine dicet.
His ego nec metas rerum nec tempora pono:
Imperium sine fine dedi. Quin aspera Juno . . .
281 . . . mecumque fovebit
Romanos, rerum dominos gentemque togatam.
Sic placitum. Veniet lustris labentibus aetas
Cum domus Assaraci Phthiam clarasque Mycenas
Servitio premet ac victis dominabitur Argis.
Nascetur pulchra Troianus origine Caesar,
Imperium Oceano, famam qui terminet astris . . .,
289 Hunc tu olim caelo spoliis Orientis onustum
Accipies secura.

Das ist eine Verherrlichung des Römervolks und seines Cäsars, wie L. 31 die *franceise gent* und den Kaiser preist, mit dem bedeutsamen Ausgang:

400 L'empereor ad tut a sun talent.
Tut cunquerrat d'ici qu'en orïent.

Wie obige Vergilstelle (und andere oben zitierte) einen Abriß römischer Geschichte bietet, in Göttermund vorausgenommen, so haben wir in L. 29 französische Geschichte des 11. Jahrhunderts im Vorblick gegeben (V. 371—373). — Noch vergleiche man zu den oben abgedruckten Rolandversen 400 f. Äneide IV 229 ff.:

Sed fore qui gravidam imperiis belloque frementem
Italiam regeret, genus alto a sanguine Teucri
Proderet, ac totum sub leges mitteret orbem.

Weiter seien als Weissagungen von künftger Römerherrlichkeit erwähnt die Verse Äneide VII 98 ff.

(99 quorumque ab stirpe nepotes
Omnia sub pedibus, qua Sol utrumque recurrens
Aspicit Oceanum, vertique regique videbunt.)

[6]) In dem Satz S. 93: „Übrigens ist unter Philipps Regierung das nationale Hochgefühl des Dichters schwer begreiflich" hatten wir die Zeit von Philipps Alleinherrschaft (—1101) gemeint. Von 1101 ab war Ludwig der Dicke Mitregent seines Vaters und die Seele aller Unternehmungen. Von da an schon beginnt der politische Aufschwung des französischen Königtums. Philipp lebte noch bis 1108. Statt „unter Philipps Regierung" wäre korrekter „vor Ludwigs VI Mitregierung" oder „vor dem Kreuzzug" zu lesen.

und VII 257 ff.:

huic progeniem virtute futuram
Egregiam et totum quae viribus occupet
orbem.

Nicht sein Nationalgefühl brauchte der Rolandsdichter von Vergil entlehnen. Der Stolz auf *France la loee* ist echt und Herzenssache. Aber daß Turoldus diesen Ideenkreis ins Zentrum seines Gedichtes stellte, das wird ihm das Beispiel seines großen Vorgängers nahegelegt haben. Auch bei Vergil finden wir die enge Verknüpfung des Politisch-Nationalen mit dem Sittlich-Religiösen (Heinze 470), die das Rolandsepos kennzeichnet: eine geschlossene Weltanschauung dort wie hier. Und es sind dieselben Mittel, mit denen in beiden Epen das Nationalgefühl zum Ausdruck gebracht wird. Ein sehr effektvolles ist an unserer Stelle verwandt: was der Dichter zum Lob seiner Helden, seines Volkes zu sagen hat, das wirkt doppelt, wenn es dem Verräter, dem Feind, dem fernen Fremden in den Mund gelegt wird. Dies Kunstmittel ist dem Vergil nicht unbekannt. Eine genaue Parallele zu unserer Szene, und besonders zu der Dublette L. 41—43 lesen wir im Buch XI der Äneide. Latinus hat eine Gesandtschaft weithin zu Diomedes geschickt, dem alten Gegner der Trojaner; er hofft auf dessen Beistand gegen Äneas. Diomedes aber warnt vor einem Krieg und singt vor den Gesandten des Äneas Lob, wie tapfer, wie unwiderstehlich er sei (278 ff.):

„Ne vero, ne me ad talis impellite pugnas.
Nec mihi cum Teucris ullum post eruta bellum
Pergama nec veterum memini laetorve malorum.
Munera quae patriis ad me portatis ab oris
Vertite ad Aenean....
283 experto credite quantus
In clipeum adsurgat, quo turbine torqueat hastam.

Noch weiter werden Äneas und Hektors Taten und Tapferkeit gepriesen. Dann

292 coeant in foedera dextrae,
Qua datur; ast armis concurrant arma cavete.

Man sieht, wie ähnlich die Situation des Ganelon an Marsilius Hof. Auch er warnt vor einer offenen Feldschlacht:

567 Guenes respunt: „Ne vus a ceste feiz.
De vos paiens mult grant perte i avreiz.

Er rät zu Geschenken:

569 Lessiez folïe, tenez vos al saveir,
L'emperëur tant li dunez aveir,
Ne l'orrat hom ki toz ne s'en merveilt;

er empfiehlt einen Friedensvertrag, V. 572 ff. Vor allem aber preist er vor Marsilius, wie schon unterwegs gegenüber Blancandrin, seinen Heldenkaiser, daneben Roland, Olivier und seine *franceise gent* überhaupt. Alles das fehlt in der Vorlage. Dort ist der Bericht (vgl. Carmen 145 ff.) weit schlichter und situationsgemäßer als im Rld. Turoldus hat schmückendes Detail hinzugetan, das er aus einer Gesandtschaftsszene bei Vergil herübernahm.

Nicht nur durch stolzen Lobpreis seines Landes, seines Kaisers bringt unser Dichter sein nationales Empfinden zum Ausdruck; wir werden im Lauf der Untersuchung noch andere Mittel verwandt sehen und auch sie im Anschluß an Vergil und Lucan. Insonderheit dunklere Töne, Sehnsucht nach der Heimat, wehmütige Trauer um des Vaterlandes Not und den Tod seiner Helden sind die Grundstimmung der Pharsalia, während das nationale Hochgefühl für die Äneide kennzeichnend ist. —

Wie Ganelon an Marsilies' Hof seine Mission ausrichtet, das erzählt Turoldus zwar im wesentlichen seiner Vorlage folgend, doch mit charakteristischen Abänderungen (vgl. Vorgesch. 53 ff. zu L. 36) und Zutaten. Von den letzteren seien Ganelons Worte an sein Schwert (V. 445 ff.) hervorgehoben, die ihr Pendant finden in den Abschiedsworten Rolands an Durendal, L. 173 ff. Dazu möge eine ähnliche Szene der Äneide angeführt werden. Vor dem Entscheidungskampf redet Turnus seinen Speer an, XII 95 ff.:

> nunc, o numquam frustrata vocatus
> Hasta meos, nunc tempus adest: te maximus Actor,
> Te Turni nunc dextra gerit; da sternere corpus
> Loricamque manu valida lacerare revulsam
> Semiviri Phrygis . . .

Wie 96 f. wird das Schwert auch Rld. 2318 ff. an den früheren Besitzer, 2322 ff. und an unserer Stelle 446 an die lange und ehrenvolle Führung durch den nunmehrigen Inhaber erinnert.

Weiter fügt dann Turoldus seiner Vorlage die *cunseil*-Szene in L. 39 ein (vgl. Vorgesch. 57 f.); über dies vergilische Motiv haben wir bereits oben S. 80 gehandelt. Von den Zobel- (oder Marder-) fellen 515 wird weiter unten die Rede sein — auch sie kommen im Carmen nicht vor. Es folgt der Laissendreiklang zu Karls Lob, von dem wir schon (S. 84 ff.) gesprochen haben. Die drei Laissen 41—43[7]) unterbrechen den Zusammenhang; wir sahen, daß eine vergilische Szene Anlaß und Vorbild zu dem Intermezzo gegeben hat. Weiter hat Turoldus dann auf Grund der Vorlage Ganelons Ratschläge zu einer Strophendreiheit ausgebaut, L. 44—46. Es folgen im Pendant zueinander die beiden

[7]) Daß wir L. 42, als durch O und V^4 gestützt, nicht preisgeben, das brauchen wir nicht zu betonen.

Schwüre der L. 47, 48, wozu Vorgesch. 62 f. zu vergleichen ist.[8]) Solchen beiderseitigen Schwur in mehr als 50 Versen ausführlich und anschaulich erzählt las Turoldus Äneide XII 161—215. Nach feierlichem Opfer leistet erst Äneas *(sricto . . . ense)* seinen Schwur, dann Latinus.

212 Talibus inter se firmabant foedera dictis
Conspectu in medio procerum.

Auch dies Schmuckstück epischer Erzählung wollte Turoldus in seinem Gedicht nicht entbehren, und so malte er die Szene des Bündnisses liebevoll aus (in der Vorlage nur die dürftigen Angaben Carmen 163 f.), fügte den Schwur des Marsilius überhaupt aus eigenem zu. Das Kolorit der beiden Strophen ist allerdings nicht klassisch, sondern echt französisch bezw. spanisch.

Wir kommen zu der Geschenkszene L. 49—51. Turoldus hat sie zwar nicht frei erfunden (vgl. Carmen 155 ff.), aber doch mit ihm eigenen Mitteln in einer Laissendreiheit ausgemalt; s. Vorgesch. 68. Sehr bezeichnend sind die Abweichungen von der Vorlage. Im Carmen schenkt der König allein, und zwar goldene Gefäße, ein schönes Kleid, schnelle Pferde. Des Turoldus Phantasie hing beim Nachdichten noch immer an der Nisus-Euryalus-Gesandtschaft, die für Ganelons Ritt, wie wir oben sahen, schon manche Züge hergeliehen hatte. Auch in der Äneide nämlich werden die Boten beim Abschied von drei der Angesehensten im Lager beschenkt, IX 303 ff. Ascanius, der Sohn des Herrschers,

umero simul exuit ensem
Auratum, mira quem fecerat arte Lycaon
Gnosius atque habilem vagina aptaret eburna.
Dat Niso Mnestheus pellem horrentisque leonis
Exuvias, galeam fidus permutat Aletes.

Ganz entsprechend erhält Ganelon erst ein Schwert (L. 49), dann einen Helm (L. 50) mit auf den Weg. Und das Löwenfell (*pellem* 306) hat Turoldus situationsgemäß — Löwenfelle waren des Landes nicht der Brauch — durch den Zobelpelz (*cez pels sabelines* 515) ersetzt, aber vorausgenommen, als Geschenk des Marsilius selbst. Es findet sich also dieselbe Dreiheit von Geschenken bei Vergil und Turoldus wieder, und es ist bezeichnend, daß kein einziges dieser Geschenke im Carmen steht. Wer will gegenüber solcher Übereinstimmung (bezw. Diskrepanz) die alte Ausflucht gebrauchen und von *rencontre fortuite*, von Zufall sprechen! Wenn das Carmen wirklich nur ein kürzender Auszug aus dem Rld. wäre, warum hätte es dann auch nicht

[8]) Die zweifelnde Frage S. 63: „War es überhaupt bei den Moslems Sitte, auf den Koran zu schwören“, haben wir Vorgesch. 229 Anm. 1 selbst bejaht.

eines der im Rld. erwähnten Geschenke beibehalten? Schwert, Helm, sie haften doch im Gedächtnis, sollte man meinen.

In der Geschenkszene bei Turoldus tritt an dritter Stelle, L. 51, des Königs Gattin auf. Bei Vergil war unter den drei Schenkenden des Herrschers Sohn. Die Existenz der Königin fand Turoldus in seiner Vorlage (vgl. Carmen 91 ff.). Die Rolle, in der sie im Rld. auftritt, erscheint als durch eine vergilische Szene beeinflußt. Äneas nimmt Abschied von Helenus, dem Herrscher von Epirus, der ihm reiche Geschenke mit auf den Weg gibt, III 464 ff.:

> Dona dehinc auro gravia sectoque elephanto
> Imperat ad navis ferri, stipatque carinis
> Ingens argentum Dodonaeosque lebetas,
> Loricam consertam hamis auroque trilicem,
> Et conum insignis galeae cristasque comantis,
> Arma Neoptolemi. sunt et sua dona parenti.
> Addit equos, additque duces,
> Remigium supplet, socios simul instruit armis.

Abschiedsworte des Helenus, und zuletzt kommt Andromache; vgl. mit V. 634 ff.

> Atant i vint reïne Bramimunde, . . .

Äneide 482 ff.:

> Nec minus Andromache digressu maesta supremo
> Fert picturatas auri subtemine vestis
> Et Phrygiam Ascanio chlamydem (nec cedit honore)
> Textilibusque onerat donis, ac talia fatur:
> „Accipe et haec, manuum tibi quae monimenta mearum
> Sint, puer, et l o n g u m Andromachae testentur a m o - r e m ,
> Conjugis Hectoreae. . .“

Da sind, nach allen andern Geschenken, die der Königin, zwar nicht gerade Spangen, aber doch weiblicher Art wie im Rld., sich wirksam abhebend von den mehr kriegerischen Geschenken, die vorangegangen, und nicht der Gattin doch dem Sohn des Scheidenden dargebracht. Ein Zug hausfrauenhaften Idylls in schicksalsschwerer Stunde, vom Rolandsdichter dem klassischen Vorbild mit köstlicher Eigenart nachgedichtet. — R a j n a , Le origini dell'epopea francese, 1884, S. 392 fragt mit bezug auf unsere Szene: „Cosa soni, mi si permetta di chiedere, i doni che Gano riceve, avanti di lasciar Saragozza, dai baroni di Marsilio e dalla regina Bramimunde? I lettori ci vedranno . . . delle ricompense per il tradimento promesso. Ma chi collo sguardo penetri al fondo, ravviserà invece in essi i doni che l'ospite germanico, o richiesto, o spontaneo, suole, avanti la partenza, fare all'ospitato.“ Rajna hat ganz recht gesehen, daß wir es L. 49—51

mit Abschiedsgeschenken zu tun haben, nur daß er auf der falschen germanischen Fährte verloren (wie viele hat sie nicht in die Irre gelockt!) die klassische Quelle nicht gefunden hat. Die Szene von Ganelons Abschied steht unter dem Eindruck der vergilischen vom Abschied des Nisus und Euryalus; dazu brachte die Königin, die er in seiner Vorlage fand, dem Turoldus die andere Abschiedsszene Vergils in Erinnerung, wo auch eine Fürstin ein Liebeszeichen mit auf den Weg gibt. So kommt es, daß im Rolandsepos die odiöse Auszahlung des Verräterlohns, die im Carmen mit sinngemäßer Wichtigkeit erzählt wird (V. 151 ff.), ganz zurücktritt; der Zobelpelz 515 f. kommt dem Ganelon von rechtswegen *(guaz vos en dreit)* zu, als Genugtuung vonseiten des Marsilius; die Geschenke in L. 49—51 sind Waffenbrüder- und Abschiedsgaben; es scheint (V. 651 ff.) im Grunde bei Versprechungen zu bleiben. —

Ganelon kehrt zu Karl zurück, das Frankenheer bricht nach der Heimat auf, die Sarazenen aber überholen es und legen sich in den Hinterhalt.

> Olli per dumos, qua proxima meta viarum
> Armati tendunt (Äneide VIII 594 f.); wie bei Turoldus
>
> 710 Paien chevalchent par ces graignurs valees,
> Halsbers vestuz et broines endossees . . .
>
> 714 En un bruillet par sum les puis remestrent.

Der Abend bricht auf das lagernde Heer herein. Noch öfter registriert der Rolandsdichter — nichts Entsprechendes im Carmen — den Beginn der Nacht und das Erwachen des Morgens; vgl. Vorgesch. 34 (zu V. 157); Rld. 2845, 3658, 3675, 3991.

Er folgt darin den lateinischen Vorbildern. Allen Glanz seiner Sprache und Bilder wendet Vergil an solche Aus- und Eingänge. Sie werden ihm zu lieblichen Culs-de-lampe, welche die Handlung gliedern helfen. Vgl. Heinze 343: „Marksteine im Fortschritt der Handlung sind die Sonnenaufgänge.“ So Äneide III 588 ff., IV 6 ff., V 42 f. *(Postera cum primo stellas Oriente fugarat Clara dies . . .*; vgl. Rld.

3675 *Passet la noit, si apert li clers jorns)*,

IX 459 ff.

> Et iam prima novo spargebat lumine terras
> Tithoni croceum linquens Aurora cubile:
> Jam sole infuso, iam rebus luce retectis . . . ;

XI 182 f., XII 113 ff. So auch Lucan, VII 45 f. — „Daß es Nacht wird, wird“ bei Vergil „nur gesagt, wenn sich Bedeutendes in der Nacht ereignet“ (Heinze 343). Das ist im Rld. öfter der Fall als in der Äneide. (Dort z. B. VIII 369 *Nox ruit et fuscis tellurem amplectitur alis*). Vgl. bei Lucan V 424 f.:

S i d e r a prima poli Phoebo labente sub undas
Exierant, et l u n a suas jam fecerat umbras . . . ;

dazu Rld. 3658 f.:

Passet li jurz, la noit est aserïe,
Cler luist l a l u n e , les e s t e i l e s flambïent.

Es kommen die beiden Träume, L. 57, 58. Was wir darüber Vorgesch. 66, und über das Pendant L. 187, 188 Vorgesch. 153 gesagt haben, ist nur ein Teil der Wahrheit. Gewiß mögen die Träume der Gottesmänner in der Bibel und der Heiligen in den Legenden mit in Betracht zu ziehen sein; in erster Linie jedoch sind die Träume ein notwendiges Requisit des römischen Epos. Von daher hat sie Turoldus übernommen. Die Liste der Träume in der Äneide gibt Heinze 459 Anm. Derselbe weist 311 f. darauf hin, daß „diese Träume nicht so zu sagen aus heiterem Himmel, ohne Vorbereitung erfolgen, sondern dann, wenn der Ruhende voller Sorgen über den Gegenstand des Traumes eingeschlafen ist, gleichsam in Gedanken eine Frage an die Götter gestellt hat." Ähnlich hat Turoldus die Träume in die schicksalsbangen Nächte vor den Entscheidungen gelegt, in die Nacht vor Roncevaux und die andere vor der Baligantschlacht. Man vergleiche des Äneas Traum vor der Einnahme Trojas, II 268 ff. Und noch eine beachtenswerte Übereinstimmung: im Rld. hat König Karl allein das Privileg der Träume; nur er steht der höheren Macht nahe genug. Gerade so träumt bei Lucan nur der Held seines Epos, Pompejus, nicht Cäsar, auch kein anderer sonst. Beide Mal sind es Stunden vor der Entscheidung. Auf der Überfahrt nach Griechenland, III 8 ff.:

Inde soporifero cesserunt languida somno
Membra ducis . . . ,

zu welcher Einleitung des Traums man Rld. 2519 f. vergleichen mag:

Las est li reis; kar la peine est mult grant.
Endormiz est, ne pout mais enavant,

und 2525:

Karles se dort cum hom qui'st traveilliez.

Jenem ersten Traum zu Beginn einer verhängnisvollen Reise folgt der zweite vor der Entscheidungsschlacht bei Pharsalus, VII 7 ff.:

At nox, felicis Magno pars ultima vitae,
S o l l i c i t o s vana decepit imagine somnos . . .

Die Zahl und die Ökonomie der Träume ist also bei Lucan dieselbe wie im Rld., wenn man das Doppelpaar der Gesichte jedesmal als einen Traum rechnet. Soweit die Übereinstimmungen. Sie hören auf, sobald man den Inhalt der Träume betrachtet. Weder Vergil noch Lucan haben die seltsamen

Tierszenen, die dreimal in den Träumen des Rld. vorkommen. Besonders zu L. 68 mag man Hagens Traum im Waltharilied vergleichen:

623 Visum quippe mihi te (König Gunther ist angeredet) colluctarier u r s o ,
Qui post conflictus longos tibi mordicus unum
Crus cum poplite ad usque femur decerpserat omne
Et mox auxilio subeuntem ac tela ferentem
Me petit atque oculum cum dentibus eruit unum.

Hier sehen wir auch den Herrscher von einem Bären schwer verwundet, und einen seiner Getreuen ihm zu Hilfe kommen. Über diese in germanischen Epen häufigen Tierträume sind des trefflichen A l t h o f Ausführungen in seinem Kommentar zu obiger Stelle (Waltharilied II 191) nachzulesen. Wir neigen der Annahme zu, daß die entsprechenden Traumszenen auch bei Turoldus in germanischer Tradition wurzeln. Das epische Traummotiv an sich wäre dann aus der Äneis und der Pharsalia übernommen, und nur der Inhalt der Träume wäre teilweis durch heimatliche Art beeinflußt worden. Und doch können wir uns nicht versagen, auch eine Vergilszene neben diese geträumten Tiergeschichten zu stellen. Es handelt sich zwar nicht um einen nächtlichen Traum, wohl aber um ein *signum* am hohen Himmel,

quo non praesentius ullum
Turbavit mentes Italas monstroque fefellit.

Ein Kranich steuert vor seiner Schar her, taucht plötzlich zum Wasser hernieder und rafft einen Schwan mit sich empor. Dessen Gefährten aber dringen auf den Räuber ein,

hostemque per auras
Facta nube premunt, donec vi victus et ipso
Pondere defecit praedamque ex unguibus ales
Proiecit fluvio, penitusque in nubila fugit.

So Äneide XII 245 ff. Hier sind wir zwar in der Vogelwelt, aber die Symbolik miteinander kämpfender Tiere ist doch die gleiche wie in den Träumen des Rolandsepos. Und so scheint uns die rein germanische Herkunft der Traumgeschichten nicht einmal über jeden Zweifel erhaben.

Nach dem träumerischen Zwischenakt der L. 57, 58 folgt Turoldus wieder seiner Vorlage, so frei doch, daß er in L. 59—61 eine seiner Strophendreiheiten aufbaut.[9]) Roland, zum Führer der Nachhut bestellt, übernimmt das Kommando und trifft taktische Anordnungen. In L. 67—69 dann wieder eine Laissendreiheit; im Anschluß an die Vorlage wird der Übergang des Hauptheers geschildert. Zwei anscheinend mißverstandene Verse

---

[9]) Nur O hat sie bewahrt.

des Carmen (195 f.; vgl. dazu die Anm. von G. Paris, Romania XI 471) gaben dem Turoldus die Anregung zu den rührenden Versen vom Wiedersehn der Heimat, 818 ff., die doch inhaltlich vom römischen Epos hergenommen sind. Dieselbe Gedankenverbindung zwischen Heimatserde und den Lieben, die man in ihr zurückgelassen hat, findet sich wiederholt in der Äneide. So II 137 ff.:

> Nec mihi iam patriam antiquam spes ulla videndi,
> Nec dulcis natos exoptatumque parentem.

Und II 577 ff. heißt es von Helena:

> Scilicet haec Spartam incolumis patriasque Mycenas
> Aspiciet, partoque ibit regina triumpho,
> Conjugiumque domumque patris natosque videbit . . .

In der Phars. wird öfter die Note des Heimwehs angeschlagen; so VII 23, 57. Catos Heer verlangt nach Hause zurück, IX 230 f.:

> patrios permitte penates
> Desertamque domum, dulcesque revisere natos.

Alle diese Sehnsuchtsklänge bei den römischen Epikern haben in Turoldus Brust ihren Widerhall gefunden und durch seinen Griffel[10]) eine französische Form, die in ihrer schlichten Schönheit nicht nur die Zeitgenossen ergriffen hat. Vgl. Vorgesch. 41 (zu V. 294), 45 (zu V. 361 ff.), Rld. 1421 f. In der Vorgesch. haben wir darauf hingewiesen, daß diese Züge rührenden Gedenkens an die Heimat und die Liebsten in der Ferne der Vorlage des Turoldus fremd sind; allenfalls in Carmen 195 f. wäre eine, doch dunkle und zweifelhafte, Andeutung solcher Stimmungen zu finden, die erst Turoldus, im Anschluß an seine klassischen Vorbilder, zu vollem und rührendem Ausdruck gebracht hat.

Das Aufgebot der spanischen Barone in V. 848 ff. ist ganz des Turoldus Gut. Das hier Erzählte hinkt nach dem Bericht in L. 56 nach; dort ist ja das spanische Heer in seiner ganzen Stärke schon unterwegs und erwartet die Franzosen im Hinterhalt. Aber der Dichter ist an unserer Stelle von seinen lateinischen Vorgängern abhängig. Danach gehört es sich, daß der Krieg durch die Schilderung der Rüstungen, der Mobilmachung, eingeleitet wird.

Unseren Rolandversen am nächsten steht die Szene, mit der die Kämpfe in Latium eröffnet werden, Äneide VIII 1 ff.:

> Ut belli s i g n u m Laurenti Turnus a b a r c e
> E x t u l i t e t r a u c o s t r e p u e r u n t c o r n u a c a n t u ,
> Utque acris concussit equos utque impulit arma,
> Extemplo turbati animi, simul omne tumultu
> Coniurat trepido Latium saevitque iuventus
> Effera.

[10]) Turoldus wird auf Wachs konzipiert haben.

Wir können uns der Vermutung nicht verschließen, daß das seltsame

853 Mahumet lievent e n l a p l u s h a l t e t u r

durch V. 1 f. bei Vergil beeinflußt worden ist, wie denn V. 2 dem

852 En Sarraguce fait suner ses taburs

entspricht. Turoldus wird sich den Heidengott als Feldzeichen *(signum)* vorgestellt haben, gerade wie sein Zeitgenosse Tudebodus an einer Vorgesch. 74 zu L. 69 zitierten Stelle. Das lag ja nahe, weil die Römer (nicht etwa wie G. Paris meinte, slavische Völkerschaften) für den Rolandsdichter wie für seine Zeit das Urbild der „Heiden“ waren. Das *signum* der oben zitierten Vergilstelle hat dann Turoldus auf seine Weise verwandt.

Zu dem allgemeinen Bettag in V. 854 *N'iad paien nel prit et nel aort* kann man eine andere Vergilstelle heranziehen (XI 474 ff.):

bello dat signum rauca cruentum
Bucina.

Die Frauen ziehen in den Tempel.

Et maestas alto fundunt de limine voces; sie flehen die Gottheit an um Beistand in der Kriegesnot.

Ausführliche Beschreibungen der Mobilmachung sind noch Lucan I 392—465, II 769—297 (über 100 Verse!), IV 676 ff. nachzulesen. Was Turoldus als Gegenstück dieser langen Aufzählungen geschaffen hat, ist zum Glück erheblich bündiger ausgefallen. Noch muß eine Stelle der Än. angeführt werden, VII 623—640. Auch dort ausführliche Schilderung der Kriegsrüstung, und es handelt sich um die Gegenpartei, wie in unseren Rolandversen.

624 Pars pedes ire parat campis, pars arduus altis
Pulverulentus equis furit; omnes arma requirunt.
628 Signaque ferre iuvat sonitusque audire tubarum.

Dann weiter:

637 Classica iamque sonant, it bello tessera signum.
Hic galeam tectis trepidus rapit, ille frementis
Ad iuga cogit equos, clipeumque auroque trilicem
Loricam induitur fidoque accingitur ense.

Auf diese Schilderung der Mobilmachung läßt nun Vergil unmittelbar die beschreibende Aufzählung der Heerführer der Gegenpartei folgen, VII 641 ff.:

647 P r i m u s i n i t b e l l u m Tyrrhenis asper ab oris
Contemptor divum Mezentius . . .

Genau dieselbe Szenenfolge im Rld. Nach der Erzählung des gegnerischen Aufgebots führt Turoldus die 12 Führer der

Sarazenen ein. Daß er dabei von Vergil abhängig ist, darauf deuten schon die Eingangsworte:

860 Li nies Marsilie li est venuz devant, mit dem oben zitierten *Primus init bellum* 647 zu vergleichen. — Die Zahl der Verse, die jedem Führer gewidmet sind, ist in beiden Epen annähernd die gleiche. Wie Vergil so gibt Turoldus geographisch genaue Heimatsangaben. Im Detail zeigen sich auffallende Übereinstimmungen. Zweimal werden der Abwechselung halber in der Än. je zwei Vorkämpfer zusammengefaßt (647 ff., 670 ff.), das kehrt gerade so im Rld. wieder, L. 72 und L. 77; und zwar nimmt bei beiden die d r i t t e Stelle ein Kämpferpaar ein. Hier wie dort wird d a s z w e i t e der Kämpferpaare mit stabreimenden Namen bedacht: Catillus und Coras (672), Esturganz und Estramariz (V. 941). — Bei zwei Helden wird von Vergil die Schönheit der betreffenden hervorgehoben (649 f., 656 f.), und so werden im Rld zwei der Pairs durch Schönheit ausgezeichnet, V. 895, 957 f. Ein Schlangenbeschwörer unter den Heerführern des Aen. (753 ff.), ein Zauberer unter den Pairs des Rlds. (V. 886). Einmal wird bei Vergil bedauert, daß der Held einen *contemptor divum* zum Vater habe (*dignus ... cui pater haud Mezentius esset* 653 f.), und so heißt es einmal bedauernd im Rld. 899:

Fust chrestïens, asez öust barnét.

Die Eigennamen hat sich Turoldus hergesucht oder zurechtgeschmiedet; nur einer ist verräterisch. In dem Kämpferpaar der d r i t t e n Laisse nennt er C o r s a l i s (so O.; Stengel: Corsabrins). So hat in dem Kämpferpaar der d r i t t e n Stelle Vergil einen C o r a s ! — Genug der gemeinsamen Züge, um den Zufall zur Erklärung auszuschließen. Turoldus hat, als er auf Grund seiner Vorlage die Szene ausmalte, den betreffenden Abschnitt im Vergil vor Augen gehabt oder hatte ihn doch vor nicht langem gelesen. Einen Zug allerdings hat Turoldus von andrer Stelle hergenommen. Des Marsilius Neffe erbittet für sich als einzigen Lohn den *colp de Rollant.* Zu einer ähnlichen, wenn auch nicht ganz entsprechenden Stelle im Waltharilied (689 ff.) hat schon Althof (II 202) angemerkt: „Das Motiv, daß ein Kämpfer einen bestimmten Gegner für sich reserviert wissen will, findet sich öfter, z. B. Äneis X 442 f., XII 314 ff., XII 693.“ Es genüge die erste dieser Stellen wiederzugeben:

Solus ego in Pallanta feror, soli mihi Pallas
Debetur. —

Hatte sich Turoldus im Vorangehenden, von dem letzterwähnten Zug abgesehen, wesentlich an Buch VII der Än. gehalten, so haben fürs Folgende Buch VIII und IX die Muster hergegeben. Wegen der ersten Verse von L. 80, die ganz des Turoldus Eigentum (vgl. Vorgesch. 82 ff.), mag noch einmal

auf die große Rüstungsszene in Buch VII zurückgegriffen werden, 638—640:

> Hic galeam tectis trepidus rapit, ille frementis
> Ad juga cogit equos, clipeumque auroque trilicem
> Loricam induitur fidoque accingitur ense.

Das ist ziemlich genau dasselbe, was Rld. 994—998 erzählt wird, selbst die *trilicem loricam* finden wir in *doblét entreis* 995 wieder. — V. 999 ff. unserer Laisse erinnern, ein schwaches Nachbild, an berühmte Vergilverse. Das Reiterheer zieht aus zum Kampf, VIII, 592 ff.:

> Stant pavidae in muris matres oculisque sequuntur
> Pulveream nubem et f u l g e n t i s a e r e c a t e r v a s.
> Olli per dumos, qua proxima meta viarum
> Armati tendunt; i t c l a m o r, et a g m i n e f a c t o
> Quadripedante putrem sonitu quatit ungula campum.

Vergl. im Rld.:

> 1001 Es destriers muntent, si chevalchent e s t r e ï t.
> 1003 N'unt guarnement que tuz ne reflambeit,
> 1005 Granz fut la noise.

Die Pferde im Reiterzug, Sonnenschein auf den Waffen glitzernd, Lärm weithin erdröhnend, fast alle Details unserer Szene stehn schon bei Vergil zusammen. Die Farben in V. 999 könnten durch eine ähnliche Vergilstelle angeregt worden sein, die nicht weit von der oben zitierten zu lesen ist, IX, 25 f.:

> Iamque omnis campis exercitus ibat apertis
> Dives equum, dives pictai vestis et auri.

Wir werden gleich unten sehen, daß die Fortsetzung dieser Verse Vergils für Turoldus bei der weiteren Schilderung des Schlachtbeginns vorbildlich gewesen ist.

In der programmatischen Rede V. 1008 ff. mahnt Turoldus durch Rolands Mund die Normannenbarone, die seinem Lied lauschten, als es aus festlichem Anlaß zum erstenmal gesagt und gesungen ward, zur Treue gegen den Landesherrn, eine Mahnung, die bei ihnen sehr nötig war. Das *Et endurer et granz chalz et granz freiz* 1011 führt auf die Spur der Szene, die dem Dichter hier vorgeschwebt haben mag. Sie steht bei Lucan in Buch IX. Bevor Cato sein Heer in die Schrecken der Wüste hineinführt, hält er eine große Rede, 379—406:

> 378 Atque ingressurus steriles sic fatur arenas:
> „O quibus una salus placuit mea signa secutis
> Indomita cervice mori, componite mentes
> Ad magnum virtutis opus s u m m o s q u e l a b o r e s ...
> 385 D u r u m iter ad leges patriaeque ruentis amorem ...
> 390 Hi mihi sint comites, quos ipsa pericula ducent,
> Qui me teste pati vel quae tristissima pulcrum
> Romanumque putant ...

Dann wird 394 ff. von Cato das *Malvaise essample nen serat je de mei* (Rld. V. 1016) versprochen und im einzelnen ausgeführt.[11])

Endlich 402 Serpens, s i t i s, a r d o r, arenae,
Dulcia virtuti. Gaudet patientia d u r i s.
Laetius est, quotiens magno sibi constat, honestum."

Es sind, wenn auch in pompöserer Form, Gedanken, die in Rolands Rede wiederkehren. Bei Lucan sind *sitis*, *ardor* in der Situation begründet. Im Rld. macht *et granz chalz et granz freiz* eher den Eindruck des Hergeholten. Von Hitze und Kälte spricht doch kein Heerführer, wenn er vor der Schlacht die Seinen anfeuern will! —

Ist hier die Abhängigkeit des Rolandsdichters nicht gegen jeden Zweifel festzulegen, so ist sie um so deutlicher erkennbar in dem was folgt. Die Laissendreiheit 81—83 (vgl. dazu Vorgesch. 88 f.) ist von derselben Vergilszene beeinflußt worden, deren Eingangsverse wir oben erst zu L. 80 herangezogen haben. Die Trojaner — ihre Rolle bei Vergil entspricht derjenigen der Franzosen im Rld. — erblicken die nahende Heereswolke der Gegner. IX, 33 ff.:

Hic subitam n i g r o glomerari p u l v e r e n u b e m
Prospiciunt Teucri ac tenebras insurgere campis.
Primus ab adversa conclamat mole Caicus:
,Quis globus, o cives, caligine volvitur atra?
Ferte citi ferrum, date tela, ascendite muros,
Hostis adest, heia!'

Hier ist die *brunur* gegeben (vgl. Rld. 1021)[12]) weiter der Zug, daß ein Führer, doch nicht der oberste,[13]) zuerst Alarm ruft; die *adversa moles*, die Warte des Caicus hat Turoldus situationsgemäß durch den *pui* des Olivier ersetzt. Daß er eigentlich einen Überfall zu schildern hat, daß die Sarazenen sich aller Wahrscheinlichkeit nach mit voller Geschwindigkeit und nicht von Spanien her, sondern von den Bergen herab, auf die Nachhut stürzen mußten, daß also kaum Zeit noch Raum blieb, um die Feinde von weitem zu hören und herannahen zu sehen — das alles hat der Rolandsdichter außer Acht gelassen, wohl im Banne

[11]) 394 dum primus arenas
Ingrediar, primusque gradus in pulvere ponam,
Me calor aetherius feriat, mihi plena veneno
Occurrat serpens, fatoque pericula vestra
Praetentate meo; sitiat, quicumque bibentem
Viderit, aut umbras nemorum quicumque petentem,
Aestuet, aut equitem peditum praecedere turmas,
Deficiat, seu quo fuerit discrimine notum,
Dux an miles eam.

[12]) Daß *bruur* bei O nur Versehen des flüchtigen Abschreibers ist, wird schon durch das vorangehende *vei* nahegelegt; dazu kommt das Zeugnis von V^4 T V^7.

[13]) Im Carmen (217 ff.) sieht Roland selbst die Feinde zuerst.

der Szene bei Vergil: über weites Blachfeld naht sich dort ein Reiterheer einem mit Türmen wohlbewehrtem Lager.

Die Staubwolke, die die ziehende Reiterschar einhüllt, gestattet in dieser Vergilszene kein Durchblitzen sonnenbeschienener Waffen. Diesen Zug, welcher der Äneis an sich nicht fremd ist (z. B. VII 526 f.: *aeraque fulgent Sole lacessita et lucem sub nubila iactant*; XI 601 f.: *tum late ferreus hastis Horret ager campique armis sublimibus ardent*) bringt Turoldus auch in unseren Laissen an,[14]) V. 1022 (darin *flambius*) und 1031 ff.:

Luisent cil elme ki ad or sunt gemmét
E cil escut e cil osberc safrét
E cil espiet, cil gunfanun fermét.

Man kann um dieser Verse willen noch zwei Stellen bei Lucan heranziehen. II 481 ff. findet sich auch die Staubwolke eines nahenden Heeres und Flimmern sonnenbeschienener Waffen nebeneinander:

Ut procul i n m e n s a m campis consurgere nubem
Ardentisque acies percussis s o l e corusco
Conspexit t e l i s . . .

Eine ähnliche Schilderung leitet die Schlacht bei Pharsalus ein, VII 214 ff.:

Miles ut adverso Phoebi radiatus ab ictu
Descendens t o t o s perfudit lumine c o l l i s ,
Non temere inmissus c a m p i s , stetit ordine certo,
Infelix acies.

Mit diesen Versen mag auch Rld. 1083 ff. verglichen werden:

1084 Cuvert en sunt li val et les muntaignes
Et li lariz et trestutes les plaignes.[15])

Die Hornepisode L. 83 ff. fand Turoldus in seiner Vorlage. Was dann an Gesprächen und Ansprachen folgt, wird am besten mit den Ansprachen während der Schlacht behandelt. Die Mosaik der Schlachtenbilder des Turoldus in ihre Steinchen aufzulösen, diese weitläufige, doch interessante Aufgabe schon jetzt in Angriff zu nehmen, dafür fehlt in diesem Heft der Raum. Obwohl noch lange nicht am Ende unseres Lateins, brechen wir für diesmal ab. Doch sei uns zu guter Letzt eine Vorausnahme aus den Schlachtenbildern vergönnt; weil Lucan bisher so wenig zu Wort gekommen, möge eine seiner Glanzstellen den Beschluß bilden. Die Schlacht bei Pharsalus beginnt, eine Niederlage, ein Trauertag römischer Geschichte in den Augen des Dichters.

[14]) Daß er dies Motiv überhaupt gern verwendet, und daß es im Carmen nicht vorkommt, haben wir schon Vorgesch. 82 (zu V. 1003 ff.) 113 (zu V. 1452 ff.) gezeigt; vgl. auch V. 1808 ff.

[15]) Der Vollständigkeit halber seien noch einige Vergilstellen registriert, in denen das Nahen eines feindlichen Heeres mit ähnlichen Zügen wie im Rld. geschildert wird: XI 449 f., 597 ff., 908 ff.; XII, 444 f.

Erschreckliche Prodigien in Thessalien verkünden Unheil, VII 154 ff.:

Inque oculis hominum fregerunt fulmina nubes
Adversasque faces, inmensoque igne columnas...

(Vgl. Rld. 1424 Orez i ad de tuneire et de vent,
1426 Chiedent i fuildre et menut et suvent.)

172 Jam (dubium, monstrisne deum nimione pavori
Crediderint) multis concurrere visus Olympo
Pindus et abruptis mergi convallibus Haemus...

(Vgl. 1427 Et terremoete i ad tot veirement.
1433 Hume n'i ad ki mult ne sespöent.)

Bis hierher sind die Übereinstimmungen vag. Bibelstellen mögen im Rld. mit hereingespielt haben (s. Vorgesch. 110). Aber überraschend ist, was weiter bei Lucan folgt, 185 ff.: wenn schon im fremden Thessalien so viel Zeichen geschehen, was Wunder, daß das Römervolk von einem Ende des Reichs bis ans andere von bleicher banger Furcht befallen wird.

Quid mirum populos, quos lux extrema manebat,
Lymphato trepidasse metu, praesaga malorum
Si data mens homini est? Tyriis qui Gadibus hospes
Adiacet, Armeniumque bibit Romanus Araxen,
Sub quocumque die, quocumque est sidere mundi,
Maeret et ignorat causas, animumque dolentem
Corripit, Emathiis quid perdat nescius arvis.

Diese tiefempfundenen Verse eines echten Dichters und rechten Patrioten haben bei Turoldus ein rührendes Echo gefunden:

1433 Hume n'i ad ki mult ne sespöent.
Dïent plusor: „Co'st li definemenz,
La fin del siecle ki nus est en present."
Il ne le sevent, ne dïent veir nïent:
Co'st la dulors por la mort de Rollant.

Die Verse sind oft bewundert worden, und in ihrer Art so schön wie ihr Vorbild, statt des Lucanischen Barocks stilles, schlichtes Romanisch. Die ergreifend einfache Form bleibt des Turoldus eigenstes Verdienst, das Motiv aber hat er von Lucan übernommen. „Sie weinen und wissen selbst nicht warum." Dort sind es die Römer, hier die Franzosen. Wo immer ein Römer weilt, von Cadix bis zum Araxes, da befällt ihn bange Trauer. Auch diesen geographischen Überblick hat Turoldus auf französische Verhältnisse übertragen:

1428 De Saint Michiel del Peril jusqu'as Senz
Des Besençun tresqu'as porz de Guitsand.

Wenn Suchier und nach ihm Stengel unter Senz mit Recht Xanten verstanden haben, so gibt der erste dieser Verse ganz wie die betreffende Lucanstelle die letzten Grenzen von Westen bis Osten an; dazu hätte dann Turoldus der Symmetrie halber die äußersten Punkte von Süden bis Norden genannt. Grund der Traurigkeit, die das ganze Volk ergreift, ist in beiden Dichtungen, daß auf ferner Erde — dort bei Pharsalus, hier in Roncevaux — eine schwere Entscheidung fällt, mit einer blutigen Niederlage endend, und in der des Vaterlandes liebste Söhne sterben. Bei Lucan fallen die Berge zusammen, im Rld. sind es nicht minder unwahrscheinlich die Mauern der Städte. Bis auf die Worte klingt, über die Abgründe hinweg, die Lucans Sprache und Art von der des Turoldus trennen, zusammen, was dort und hier von dem Nichtverstehn der traurigen Ursache gesagt wird: das *ignorat causas* und *nescius* mit dem *Il ne le sevent ne dïent veir nïent*, *maeret* und *animumque dolentem* mit dem bündigen *la dulors*. —

Wir haben erst die Avantgarde unserer Argumente ins Treffen führen können, und doch hoffen wir einen oder den andern unserer Leser schon jetzt überzeugt zu haben, daß Turoldus die Äneis und die Pharsalia nicht nur gekannt, sondern auch als Vorbilder benutzt hat. Die dulors de la mort de Rollant für Lucan, die Drances-Blancandrin-Gesandtschaft (oben S. 74 ff.), die Geschenkszene (S. 90 ff.) und die Szene der 12 Sarazenenpairs mit Coras-Corsalis (oben S. 97) lassen keine andere Erklärung zu, als direkte Abhängigkeit, die durch die Fülle der übrigen an sich weniger zwingenden Übereinstimmungen bestätigt wird.

Oppenheim a. Rh. WILHELM TAVERNIER.

Die Chastelaine de Vergy bei Margarete von Navarra und bei Matteo Bandello.

Die bekannte altfranzösische Erzählung von der »Chastelaine de Vergy«[1]) hat im sechzehnten Jahrhundert zwei Nachahmungen erfahren, die keine geringeren Persönlichkeiten als Margarete Königin von Navarra und den Kirchenfürsten Matteo Bandello, Bischof von Agen, zu Verfasser haben. Die Erzählung der ersteren erschien bereits 1558,[2]) neun Jahre nach ihrem Tode, im Drucke, nachdem sie lange vorher handschriftlich verbreitet worden war, die des letzteren zum ersten Male 1573, nach seinem Ableben, in der „*Quarta Parte*“[3]) seiner Novellen. Diese Nacherzählungen ähneln sich sachlich derart und kommen sich auch im Ausdruck so nahe, daß die eine als eine getreue Kopie der anderen, man möchte fast sagen, als ein Plagiat an der anderen bezeichnet werden muß. Wer hat das Plagiat begangen, die Königin oder der Bischof? Da die Novelle des letzteren erst viel später als die der königlichen Dichterin ans Licht kam, so lag der Schluß nahe, daß Bandello der Kopist sei. Und dies war bisher auch vorwiegend die Ansicht der Gelehrten. Neuerdings hat Emil Lorenz in einer Arbeit über die Stoffgeschichte der „Kastellanin von Vergi“[4]) zu beweisen gesucht, daß Bandello der ursprüngliche Erzähler und die Schwester Franz I. seine Nachahmerin sei. Er geht hierbei nicht von der Geschichte selber, sondern von dem Dedikationsschreiben aus, das der Novelle Bandellos vorangestellt ist. Da dieses an die Signora Antonia Bautia, Marchesa di Gonzaga, gerichtet ist, welche 1538 im Alter von

[1]) Neu abgedruckt von Raynaud in der *Romania* 1892, 21. Bd., S. 145 ff.

[2]) In dieser von Boistuau besorgten nur 67 Erzählungen umfassenden Ausgabe ist sie die erste Erzählung, in der zweiten 1559 von Gruget herausgegebenen Ausgabe sowie in allen späteren die 70ste.

[3]) Erschienen: *In Lione Apresso Alexandre Marsilij* MDLXXIII. 8-. Es ist die V. Novelle. Bl. 32b—52b.

[4]) *Die Kastellanin von Vergi in der Literatur Frankreichs, Italiens usw.* Halle a. S., C. A. Kaemmerer & Co. 1909. S. 68—76.

97 Jahren starb und die Erzählung in dem Schreiben als eine bei der Hochzeit ihrer Tochter Camilla (1518) von einem Burgunder, namens Edimondo Horflec mitgeteilte bezeichnet wird, so schließt daraus Lorenz, daß Bandello der ältere Erzähler sein müsse, denn im Jahre 1558 war ... die 70. Heptameronnovelle noch nicht geschrieben, geschweige daß sie gar schon im Umlauf sein könnte." Ferner sagt Lorenz: „An der Wahrheit dieser Angaben zu zweifeln liegt kein Grund vor. Die Dame, an die der Widmungsbrief gerichtet ist, mußte doch von dem Burgunder wissen ... Bandello konnte doch da nicht etwas aufs Geradewohl erfinden und wozu? Bandello wußte nichts von der Novelle Margaretes. Wäre es der Fall gewesen, weshalb sollte es Bandello verschweigen? Bei der 24. Novelle des II. Teils, die der 23. Novelle des *Heptamerons* entspricht, sagt er ausdrücklich, daß Julius Caesar Scaliger sie ihm in Bassens erzählt hätte mit der Versicherung, daß sie von der Königin von Navarra zuerst erzählt wurde. Bei der 35. Novelle des II. Teils, die der 30. Novelle des *Hept.* entspricht, sagt Bandello, daß er sie von Maria von Navarra, Jean d'Alberts Tochter in Bassens hörte. Weshalb also hätte Bandello hier geschwiegen? Angenommen nun, der Burgunder hätte irgendwie die Erzählung von Margarete, so erklärten sich daraus allein noch nicht die wörtlichen Übereinstimmungen der Novellen. Dazu hätte der Burgunder dem Bandello einen schriftlichen Text in die Hand geben, aber nicht bloß die Geschichte ein zweites Mal erzählen" müssen, wovon Bandello spricht. Es bleibt nur die Erklärung, daß Margarete die Novelle Bandellos in einer Abschrift als Vorlage benützt und nach Gutdünken mehr oder weniger genau wiedergegeben hat."

Soweit Lorenz. Mich will es bedünken, daß er in dieser Frage etwas voreilig und flüchtig zu Werke gegangen ist. Er wußte, denn er erwähnte selber (S. 68), daß die Königin von Navarra über ihre Erzählung sagt: „Le compte a esté escript en si vieil langaige, que je croye que horsmis nous deux, il n'y a icy homme ne femme qui en ait ouy parler." Demnach hatte sie eine altfranzösische Vorlage. Die Versicherung Margaretens weist Lorenz jedoch naserümpfend zurück mit den Worten: „Das hohe Alter und die Autorität einer Geschichte kann schließlich jeder betonen, wenn er ihr Ansehen verschaffen will." Warum versagt er Margareten den Glauben, den er Bandello ohne Zaudern gewährt? Konnte nicht die ganze Dedikation mit samt dem erzählenden „Gentiluomo Borgognone chiamato Edimondo Horflec" eine Erdichtung sein?

Die ganze Beweisführung des Lorenz ist nichts weniger als zwingend. Niemand weiß, wann Bandellos Widmungsschreiben an die Marchesa di Gonzaga verfaßt worden ist, ob es wirklich

an die noch Lebende, oder an die Tote gerichtet ist, ob es je an seine Adresse gelangte oder wie noch so manche andere in der großen Sammlung seiner Novellen, nur eine gar nicht so ernst zu nehmende poetische Einführung, eine Art Prolog zu der eigentlichen Erzählung war. Wenn Bandello ferner bei zwei Erzählungen, die auf das *Heptameron* zurückgehen, ihre Herkunft andeutete, so ist die Sachlage bei ihnen eine wesentlich andere als bei der Chastelaîne-Novelle. Jene beiden Erzählungen erschienen im II. Teil seiner »Novelle«, also 1554, vier Jahre vor dem ersten Druck des *Heptameron.* Bandello konnte daher sagen, daß er sie erzählen g e h ö r t habe. Das war weiter nichts ungewöhnliches bei ihm. Er wollte ja seine meisten Novellen irgendwo „gehört" haben; ferner war seine Benutzung der französischen Vorlagen eine ziemlich freie, so daß ihm fast zu glauben war, er habe sie von seinen Gewährsleuten erzählen gehört. Endlich mochte ihn noch eine Erwägung zu der Andeutung seiner Quelle veranlassen: Die beiden Geschichten sind so abscheulich, so widerlich abstoßend, daß der Bischof von Agen froh war, zur eigenen Deckung, sich auf eine so erlauchte hohe Erzählerin wie die Königin von Navarra berufen zu können. Anders verhielt es sich mit der Chastelaine-Novelle, welche Bandello kurz vor seinem Ableben für den Druck seiner »Quarta parte« herrichtete. Damals war das *Heptameron* bereits in mehreren Ausgaben verbreitet. Bandellos Darstellung stimmte nahezu wörtlich mit der Erzählung der Königin überein und die Geschichte war eine der anständigsten und rührendsten in seiner ganzen Sammlung. Da hatte er Grund genug, den Vorwurf des Plagiats zu fürchten und darum Anlaß sich durch eine Erfindung die Priorität zu sichern. Was war da zweckmäßiger als die Erzählung einer Persönlichkeit zu widmen, die seit ca. 30 Jahren tot war und die Entstehungszeit der Erzählung ein halbes Jahrhundert zurück zu datieren?

Mit den Gründen, welche Lorenz für die Priorität Bandellos vorbringt, ist es also nichts. Um die Frage in befriedigender Weise zu lösen, dürfen wir uns nicht auf das Dedikationsschreiben stützen, sondern müssen die beiden Novellen sorgfältig vergleichen und dabei die Verfasser im Auge behalten.

Meines Erachtens sprechen sowohl äußere wie innere Gründe für die Priorität Margaretens. Was erstere anbelangt, so wäre etwa anzuführen:

1. Margaretens Novelle wurde viel früher als die Bandellos gedruckt.

2. In keiner einzigen Novelle hat s i e Bandello, dieser aber sicher sie in noch zwei anderen nachgeahmt.

3. Die Französin Margarete hatte es nicht nötig, sich den echt französischen Stoff erst bei einem Italiener zu borgen nach-

dem er bis ins 16. Jahrhundert handschriftlich in Frankreich verbreitet war.

4. Margaretens Novellen zirkulierten vor ihrem Druck handschriftlich — die ziemlich große Zahl erhaltener Handschriften bezeugt das — während ein ähnliches für Bandello mir nicht bekannt ist.[5])

5. Margarete ist durchweg origineller als Bandello. In den wenigen Novellen, in denen sie wirklich alten Vorbildern folgt, ist sie durchaus selbständig in der Behandlung, während Bandello noch in anderen Fällen sich an seine Vorlagen vielfach wörtlich anschließt; ich verweise nur auf die Novelle von Romeo und Giulietta (II, 9), worin er oft wörtlich Luigi da Porto folgt, auf die Novelle von Anselmo Salimbeni (I, 49), worin er Ilicini ausschreibt und auf die Novelle von Lattantio und Nicuola (II, 36), worin er das Intronatenlustspiel «*Gl'Ingannati*» stark benützt, ohne daß er in einem einzigen Falle seine wahre Quelle namhaft macht.

Obwohl schon diese äußeren Momente die Ansprüche Margaretens gegenüber Bandello sicher genug stellen, so will ich dennoch auch einige innere Gründe anführen, die den letzten Zweifel darüber schwinden lassen, daß jener die Priorität gebührt.

I. Wenn wir die beiden Erzählungen sorgfältig miteinander vergleichen, so machen wir alsbald die Entdeckung, daß eine davon mit der altfranzösischen Novelle gemeinsame Züge aufweist, die in der anderen fehlen; es liegt auf der Hand, daß die erstere die letztere nicht zur Vorlage, wenigstens nicht zur alleinigen Vorlage gehabt haben kann. Die erstere ist die Erzählung Margaretens, die letztere die des Bandello. Als solche gemeinsame Züge merke ich hier an:

1. In den beiden französischen Versionen ist der junge burgundische Edelmann ohne Namen, bei Bandello heißt er Carlo Valdrio.

2. Bei beiden französischen Erzählungen ist die böse Herzogin des Herzogs erste Gemahlin, bei Bandello ist sie die zweite.

3. Die dame du Vergier (Marg.) hat gleich der Chastelaine de Vergi, ein freies Liebesverhältnis mit dem jungen Ritter, bei Bandello ist sie mit ihm verheiratet. Wäre Bandello die alleinige Quelle Margaretens, so ist nicht einzusehen, warum sie ihm hierin nicht gefolgt sein sollte.

[5]) Bandello setzte jeder einzelnen seiner 214 Novellen ein oft recht interessantes Widmungsschreiben an irgend eine mehr oder weniger hervorragende Persönlichkeit voran, auch an solche, die z. Z. der Drucke tot waren. Hat er ihnen die betr. Novellen handschriftlich bei Lebzeiten gesandt? Sind solche erhalten? Wurden sie einst handschriftlich verbreitet? Ich bin gegenwärtig nicht in der Lage diesen Fragen nachzugehen. Ich muß ihre Beantwortung den Italienern überlassen.

4. Die im *Heptameron* aus der Erzählung gezogene Moral von der Notwendigkeit der Verschwiegenheit in der Liebe kommt wohl in der altfranzösischen Version, aber nicht bei Bandello vor. Bei letzterem ist die Moral vielmehr „che vno errore che si faccia ne fà doppo molti nascere“.

II. Margaretens Darstellung ist durchgängig die einfachere ursprünglichere. Bandello erscheint ihr gegenüber als erweitert, verstärkt, oft verwässert und verdorben und leider auch in moralischer Hinsicht verschlechtert. Man sieht deutlich, es kam ihm darauf an, seine Vorlage zu überbieten. Ich will das sogleich an einigen Beispielen zeigen.

Marg. (III, 270)[6]	Bandello IV, S. 33.
La Duchesse, qui n'auoit pas cueur de femme & de princesse vertueuse, ne se contentant de l'amour que son mary luy portoit, & du bon traictement qu'elle auoit de luy, regardoit souvent ce gentilhomme, qu'elle trouua tant *à* son gré, qu'elle l'aimoit outre raison.	Hora la noua Duchessa non si contentando de gli abbraciamenti del Duca, desiosa ritrouare vno che meglio le scotesse talhora il pellicíone, e non hauendo rispetto al grado oue era, e à l'amore, e ottime demostrationi che il marito le faceua, tutto il dì hauendo più e più volte posti gli occhi adosso al vertuoso Giouane che Carlo si chiamaua, e quello essendole fora di misura piacciuto, si per la beltà che in luí fioriua e altresi per le buone e lodeuoli parti che in lui vedeua, oltra il deuere, e ogni conueneuolezza, non considerando l'honore suo, ne del marito che era si alto Prencipe fieramente di Carlo si accese.
La Duchesse rougissant, pensant qu'il ne tenoyt plus à rien qu'il ne fust vaincu, luy iura, que s'il vouloit, elle sçauoit la plus belle dame de la compagnie qui le receuroit à grand ioye & dont il auroit parfaict contentement.	La Duchessa allhora venendo nel viso colorita come rosa matutina à l'apparir del Sole sperando vincerlo, e acquistarlo, tutta tremante li disse: Carlo tu grandemente sei errato, e for di modo ti inganni, perche io conosco, se tu vuoi essere vero e leale Amante, che la più bella Dama di questa compagnia si riputerà beatissima se tu ti disponi ad amarla e donandoti l'amore suo ti farà di sé stessa Signore.
O meschant glorieux fol, qui est ce qui vous en prie? vous	Io credo, huomo da poco che tu sei, che tu ti persuada che io

[6]) Bekanntlich sind Boistuau und Gruget sehr frei mit Margaretens Text umgesprungen, sie haben sich insbesondere viele Auslassungen gestattet. Ich habe daher die moderne Ausgabe von Le Roux de Lincy & A. Montaiglon, welche auf die Handschriften zurückgeht, daneben benutzen müssen.

cuidez, par vostre beauté estre aimé des mouches, qui volent.

sia innamorata del fatto tuo. Ma tu vai assai lunge da mercato, tristo ribaldo, e glorioso, se forse a simile follia tu pensi. E chi è che di simile cosa ti parli? Tu ti pensi forse per la tua bellezza essere da tutto il monde amato e che le mosche le quali per l'aria volano siano di te innamorate?

. . vous suppliant, monsieur, de ne tenir vne telle peste aupres de vostre personne. Car apres vn tel crime, craignant que ie vous le dise, pourroit bien entreprendre pis.

Per questo io vi supplico con tutto il core humilemente, Signore mio, che voi non vogliate à modo veruno tenere in casa vostra cosi scelerato e pestifero huomo, il quale forse dubitando, che io non vi riveli il suo misfatto, potrebbe tal hora machinare qualche grande e mortale sceleragine contra la persona vostra. Che se egli non ha temuto di volerui porre incapo si vituperosa infamia, e farui, il Sire de Cornouaglia, pensate pure che egli non temeua di machinare contra la vita vostra.

. . . le duc . . . secrettement l'enuoya querir en sa chambre, auquel dist d'vn visage furieux:

Il Duca . . . Ordinó poi che Carlo deuesse venirgli secretamente à parlare. Non manco l'innocente Carlo subito al suo Signore appresentarsi. Come il Duca lo vide per meglio spiare l'animo di quello con turbato viso e minaccieuole voce di indignatione colma iratamente li disse:

Il y a sept ans passez, mon Seigneur, que aiant congneu vostre niepce, la Dame du Verger, estre vefve & sans parens, mis peyne d'acquérir sa bonne grace & pour ce que n'estois de Maison pour l'espouser, je me contentois d'estre receu pour serviteur, ce que j'ay esté & a voulu Dieu que nostre affaire jusques icy fust conduict si saigement que jamais homme ou femme qu'elle & moy n'en a rien entendu . . .

Sono, eccellentissimo Segnore mio sette anni passati, che io veggiendo l'incredibile gratia e leggiadra bellezza di Madama del Verziero vostra carnale nipote allhora che rimase vedova mi posi in pena di prouare se acquistare poteua la sua buona gratia. E conoscendo la mia bassezza, à par de l'altezza sua esser niente, mi affaticai esserle humile Seruitore contentandomi che ella degnasse accettarmi per Seriutore, e si contentasse che io l'amassi. Il che per cortesia sua non solamente mi successe, ma ella degnó tormi per marito. Cosi la Dio mercè gli affari nostri fin qui con tanta nostra contentezza

quanta imaginar si possa e con tale segretezza sono proceduti che da Dio nostro Signore infuori nessuno huomo ne Donna già mai se n'è aueduto . . .

„Belle niepce, belle niepce", ce luy respondit Madame la Duchesse par ung exécrable despit, il n'y a amour si secrette qu'il ne soyt sceue, ne petit chien si affaité & faict à la main duquel on n'entende le japper."

A questo la Duchessa colma di rabbiosa gielosia e invidia crollando la testa dispettosamente rispose: Bella nipote, bella nipote, io vuô che voi sappiate che al mondo non è amore si segreto che à la fine non venga in luce, e si discopra, ne picciolo cagnoletto si maestreuolemente instrutto e fatto à la mano il cui ordinato abbaiare à lungo andare non s'intenda.

O mon Dieu, mon créateur qui, estes le vray & parfaict amour par la grace duquel l'amour que j'ay porté a mon amy n'a esté tachée de nul vice sinon du trop aymer je supplye vostre misericorde de recepvoir l'ame & l'esprit de celle qui se repent auoir failly a vostre premier & tres iuste commandement. Et par le merite de celuy duquel l'amour est incomprehensible, excusez la faulte que trop d'amour m'a faict faire: car en vous seul i'ay ma parfaicte confiance. Et à Dieu, mon amy, duquel le nom sans effect me creue le cueur.

Ahi, Dio mio e Creatore mio, che sei il vero e perfetto Amore, per la cui gratia lo Amore che hô portato al mio consorte punto non hô macchiato de alcuno vitio se non di troppo amore che non deuea, e tenere contra le canoniche leggi il matrimonio celato, io humilmente supplico la pietosa misericordia tua e quello suiscerato tuo amore che ti fece mandare l'vnico tuo figliuolo a prendere carne humana e soffrire morte acerbissima e ignominiosa per saluare la generatione humana, ti prego e riprego, Signore mio, che degni per sola gratia tua riceuere l'anima di colei, che dolente e pentuta di hauerti offeso e non seruati i commandamenti tuoi si chiama in colpa. Ti resupplico Signor per li meriti del tuo figliuolo che tu inspiri il mio poco amoreuole e à me infedele e ingrato marito à riconoscere l'errore suo, che contra me egli hà fatto.

Diese letztere Stelle — der sterbenden „dame du Vergier" in den Mund gelegt — ist besonders beweiskräftig dafür, daß Margarete die ursprüngliche Erzählerin ist. Bei ihr hat die Sterbende allen Grund, zu sagen „qui se repent auoir failly à vostre premier & tres iuste commandement", denn sie stand in einem unerlaubten Liebesverhältnis zum jungen Ritter. Aber warum sollte sie bei Bandello, wo sie mit Carlo in aller Form vermählt ist, sich ihrer „troppo amore" anklagen? Bandello

fühlte das offenbar, denn er läßt seine „dama del Verziero“ hinzufügen „e tenere contra le canoniche leggi il matrimonio celato“. Aber gerade hierin verrät sich der Nachahmer und leider müssen wir sagen, der geschmacklose Nachahmer: Von den verletzten „canoniche leggi“ zu reden, das stand dem mit den Satzungen der Kirche wohlbekannten Bischofe Matteo Bandello an, aber doch nicht einer jungen, zärtlichen, in ihren reinsten und heiligsten Empfindungen sich gekränkt wähnenden Frau. Die schlichten rührenden Worte bei Margarete sind bei Bandello in widerlich geschwätziger Weise entstellt worden.

III. Ganz besonders wichtig und geradezu entscheidend in der Frage ist folgender Umstand: An zwei Stellen ihrer Erzählung hat sich Margarete Verstöße gegen die griechische Mythologie zu schulden kommen lassen. Bandello gibt auch diese Stellen wieder, aber wie? Der gelehrte Bischof, besser in der Mythologie unterrichtet, als die Königin von Navarra, verbesserte sorgfältig ihre Schnitzer. Man betrachte zunächst die eine Stelle, sie lautet:

> La beaulté de la Duchesse est elle si
> extrême qu'elle vous a transmué comme
> faisoit celle de Circée?

Die Angabe Margaretens dünkte dem Bischof nicht ganz genau; denn Kirke verwandelte die Menschen ja in wirkliche Bestien, nicht ihren Sinn, ihr Denken und Empfinden. Er schrieb daher:

> . . la beltà e gratia de la ‚Duchessa‘
> è ella cosi eccellente che te habbia
> trasformato come Cerce trasformaua
> gli huomini con suoi incantesimi
> in varie bestie, arbori e sassi?

Die zweite Stelle lautet im Heptameron (der Redende ist der junge Ritter an der Leiche der Chastelaine von Vergy) folgendermaßen:

> O mon cueur, trop craintif de mort
> & de banissement, dechire soys tu
> des aigles perpetuellement comme
> celluy de I x i o n.

Ixion wurde bekanntlich für den Frevel, daß er nach Here's Liebe strebte, in der Unterwelt an ein feuriges Rad gefesselt, das ruhelos umherjagt, nach Vergils Annahme (Aen. VI, 661), gleich Tantalus gestraft, daß Speise und Trank vor ihm fliehen. Indem Margarete sein Herz von Adlern verzehren läßt, verwechselt sie ihn mit Prometheus. Das merkte Bandello[7]) und schrieb daher:

[7]) Wie ich nachträglich sehe, bemerkte Marcus Landau, der an der Priorität Margarethens nicht zweifelt, in seinen „Beiträgen zur Geschichte der ital. Novellen“, S. 106 den Irrtum Margaretens betr. Ixions und sagte: „Der klassisch gebildete Bischof setzte statt dessen den richtigen Namen Prometheus.“

> Ahi cor mio scelerato e troppo timoroso di morte, o di perpetuo esilio, perche non diuenti cibo immortale di vn famelica Aquila come quello di Prometeo, o come il fegato di Titio (= Tityos) sia tu corroso da vno mordace e famelico Auoltoio.

Auch in diesem Satze verleugnete Bandello seine abgeschmackte Nachahmungsweise nicht: Der das Herz verzehrende Adler genügte ihm nicht; das Bild mußte durch den die Leber verzehrenden Geier des Tityos verstärkt werden, ganz gleich, ob das paßte oder nicht. Was in aller Welt hatte hier, wo Carlo sein Herz apostrophierte, die vom Geier gefressene Leber zu tun?

Es liegt auf der Hand, daß, wenn Margarete Bandello zur Vorlage gehabt hätte, sie die Irrtümer betreffs Cicre und Ixion vermieden hätte.

Ich glaube nicht, daß wir nach weiteren Beweisgründen zu suchen brauchen, das Angeführte genügt, um es zur unumstößlichen Tatsache zu erheben, daß Bandello die Erzählung Margaretens von Navarra zur Vorlage gehabt hat.

Daß er sie in einer Weise benützte, die als Plagiat oder als Übersetzung zu bezeichnen ist, dürften bereits die oben gebrachten Parallelstellen bewiesen haben. Und doch gehören diese noch zu jenen, in denen er sich bemühte, zum Wortlaut seiner Quelle Zusätze und Verbesserungen zu liefern. Meist begnügte er sich, das französische Original wörtlich zu übertragen, wie ich an einem Beispiele, an Stelle vieler, zeigen will. Ich greife hierzu die Antwort heraus, welche Carlo der verliebten Herzogin erteilt, als diese ihm ihr Herz offenbart:

„Ma Dame, quant Dieu me fera la grace d'auoir celle du Duc, mon maistre, & de vous, ie me tiendray le plus beureux du monde, car c'est la recompense que ie demande de mon loial seruice comme celluy qui plus que nul autre est obligé a mectre la vie pour le seruice de vous deux, estant seur, ma Dame, que l'amour que vous portez, à mon dict Seigneur est accompagnée de telle chasteté & gramdeur que non pas moy, qui ne suys que ung ver de terre mais le plus grand Prince & parfaict homme que l'on sçauroit trouuer ne sçauroit empescher l'unyon de vous & de mon dict Seigneur. Et, quant à moy, il m'a nourry dès mon enfance & m'a faict

Madama quando nostro Signore Iddio degnasse di farmi tanta segnalata gratia, che io hauessi quella del Signore Duca mio Signore e la vostra, io mi terrei il più fortunato huomo di questo mondo, perciò che questo sarebbe la intiera ricompensa, che io cerco e dimando de la mia assidua leale e fedele seruitude, come colui, che viè più di ogni altro sono vbligato à porre ogni hora questa mia vita ad ogni manifesto rischio per seruigio di voi dui, portando ferma openione, che l'amor che voi portate al detto mio Signore sia accompagnato da tale grandezza e castità, che, non solamente io che sono vno picciolo vermicello de la terra, ma ne anco il più grande Prence

tel que ie suys, par quoy il ne sçauroit auoir femme, fille, seur, ou mere, desquelles pour mourir ie voulusse auoir autre pensée que doibt à son maistre vn loial et fidele seruiteur."

e segnalato huomo che si troui deueria in menomissima parte pensare di poterlo macchiare, ne fargli vno minimo nocumento, E per quanto appertiene à me: esso mio Duca Signore, e Padrone mi ha sempre da picciolo fancíullo nodrito e fatto tale quale io sono e saro finche io viuero. Il perche egli non saperia hauere Moglie, Figliuola, Sorella o Madre che io ardissi guardar con altro occhio, pensiero o intentione se non come à leale e fedelessimo seruitore si conuiene.

Indessen gestattete sich Bandello doch zahlreiche kleine sachliche Abweichungen von Margareten: Wie schon oben erwähnt, ist bei ihm die Herzogin nicht die erste, sondern die zweite Gattin des Burgunderfürsten; der in den französischen Versionen namenlos gebliebene junge Ritter heißt bei Bandello Carlo Valdrio, was der französische Übersetzer der Novelle (von 1574) mit Charles Vaudrey wiedergibt; sogar der Vater Carls wird genannt, er heißt Adriano Valdrio, und wird als ein Verschwender geschildert, der alle seine vielen Besitzungen bis auf eines verpraßte; wir erfahren auch den Namen eines Bruders von Charles, Rodolfo (Raoul). Während im Heptameron die Herzogin, um mit dem Ritter zu sprechen, die Gelegenheit wahrnimmt, als „son mary alloit au Conseil où le Gentil homme pour sa jeunesse n'estoyt poinct", heißt es bei Bandello, daß sie dazu den Augenblick wählte, „vno dì che il Duca era retirato à parlamento segreto serrato in camera con l'Ambasciatore del Rè di Francia è alcuni de li suoi Consiglieri". Als der Herzog mit dem Ritter das Schloß seiner Nichte nachts besucht, verbirgt er sich bei Margarete „derriere vng noyer", bei Bandello „dietro à vna antiqua e grossissima quercia". Die Schilderung des Stelldicheins bietet noch ein paar kleine Verschiedenheiten in den beiden Erzählungen, auf die ich aber hier nicht eingehen will. Auch der Schluß der Novelle ist in den beiden Darstellungen nicht ganz gleich. Im Heptameron unternimmt der Herzog nach der Katastrophe „vn voyage sur les Turcs ou Dieu le fauorisa tant qu'il en rapporta honneur & proffict" und als er bei der Heimkehr seinen ältesten Sohn „suffisant de gouverner son bien" findet, so überläßt er ihm alles und zieht sich ins Kloster zurück. Bei Bandello begibt sich der Herzog, nachdem er Carlo's Bruder, Rodolfo, zwei Schlösser Bersalino und Corlaonio geschenkt, auf „vno viaggio oltra mare in difensione de la terra santa: del quale glie ne segui honore e utile". Heimgekehrt „rinontió à vno suo fratello Carnale il governo del Ducato" und verbringt den Rest

seiner Tage mit Buße im Kloster. Ich übergehe hier einige andere kleine Änderungen Bandellos; nur eine, bereits weiter oben angeführte, sei nochmals erwähnt, nämlich die, daß die Chastelaine mit Carlo vermählt ist. Es ist dies die einzige Veränderung, die vom moralischen Standpunkte aus als eine Verbesserung zu begrüßen ist.

Aber alle diese Änderungen, sowie die vorher betonten stilistischen Zusätze und Verbesserungen Bandellos können ihn nicht von dem Vorwurf befreien, daß er sich Margaretens Erzählung größtenteils wörtlich angeeignet und den Raub verheimlicht hat.

Wie haben wir nun die Versicherung des Bischofs von Agen, daß er die Geschichte von dem Burgunder Edimondo Horflec bei der Hochzeit der Tochter der Marchesa Bautia, also 1518, vernommen habe, aufzufassen? Es bleiben hier zwei Möglichkeiten: Entweder ist die Angabe, wie schon oben angedeutet, eine Erdichtung, das Dedikationsschreiben fingiert oder Bandello hörte wirklich bei jener Hochzeit die Chastelaine-Novelle erzählen; als er sie aber für den Druck herrichtete, hatte er ausschließlich das *Heptameron* zur Vorlage. Ich überlasse es dem Leser, sich für eine der beiden Annahmen zu entscheiden; ich für meinen Teil halte nur die erstere für zulässig: Bandello wollte offenbar bei der prächtigen Novelle als der erste Erzähler angesehen werden. Margarete sollte als seine Kopistin dastehen. Was war da einfacher, als der Geschichte eine Widmungsepistel voranzustellen, welche die Niederschrift der Erzählung 40 Jahre vor den ersten Druck des *Heptameron* setzte? Wäre die Erzählung von Bandello wirklich so frühe verfaßt worden, so hätte er, bei ihrer Vortrefflichkeit, es nicht unterlassen, sie einem der ersten drei Bände seiner Novellen, welche 1554 ans Licht kamen, einzuverleiben.

Zu gunsten der zweiten Annahme könnten höchstens die drei burgundischen Namen angeführt werden, die Bandello in seine Erzählung einführte und die sich in keiner früheren Version finden: Valdrio = Vaudrey, Bersalino = Bersaillin und Corlaonio = Courlaoux. Es könnte einer behaupten, daß ein burgundischer Erzähler die in Burgund heimische Chastelaine-Novelle aus mündlicher Überlieferung im Zusammenhang mit diesen drei Namen kannte und sie in dieser Gestalt Bandello mitteilte, und dieser, wenn er auch bei der Drucklegung der Erzählung dem *Heptameron* folgte, mochte doch jene Namen festgehalten haben. Eine Bestätigung dafür, daß Bandello wirklich von einem Burgunder die Vergy-Geschichte erfuhr, wollte Emil Lorenz (Die Kastellanin von Vergi S. 77 f.) in dem kurzen Bericht erblicken, welchen der Geschichtschreiber Loys G o l l u t (1535—1595) zu Dôle" in seinen *Mémoires historiques de la République Séquanoise*" von der Vergy-Erzählung bringt, weil dieser sich dabei

der gleichen Namen (Vauldré, Bersaillin, Corlaou) wie Bandello bedient. Lorenz übersah aber, daß Gollut, der n a c h Bandello schrieb, so ganz in allen Einzelheiten mit diesem übereinstimmt, daß er nur auf ihn beruhen kann. Wie ich an anderer Stelle gezeigt habe,[8]) gab es bereits 1574 eine französische Übersetzung der *Quarta parte* der Novellen des Bandello von einem unbekannten Übersetzer, die 1580 in das *Sixiesme liure* der *Histoires tragiques* des Belleforest überging und von allen Literarhistorikern bis in die neueste Zeit für das Werk des letzteren fälschlich gehalten wurde.[9]) Gollut durfte diese französische Übersetzung zur Vorlage gehabt haben. Man findet nicht selten bei den „Geschichtschreibern" jener Zeit, daß sie Novellen als glaubwürdige historische Berichte ansehen und so verwerten. Es ist leicht einzusehen, daß Gollut die Erzählung von der „Dame du Vergier" mit Eifer aufgriff: die drei Orte Vauldré (Vaudrey), Bersaillin und Courlaoux liegen in der Nähe von Dôle und es freute ihn, eine so romantische Geschichte aus seiner Heimat erzählen zu können. Für die Existenz einer burgundischen Überlieferung der Vergy-Erzählung wird aber durch ihn nichts bewiesen.

Ebensowenig zeugen die drei Namen bei Bandello, meines Erachtens, dafür. Während die Namen V e r g y und A r g i l l y, die im *Heptameron* und bei B a n d e l l o vorkommen, wirklich nach dem Herzogtum Burgund weisen — Orte mit diesen Namen

[8]) In meinem Aufsatze »Zur Schwankliteratur im 16. Jahrhundert« (Archiv f. d. St. d. n. Spr. u. Lit. Bd. 105, S. 89 ff.)

[9]) Man vgl. meine Ausführungen im *Archiv* Bd. 105, S. 90—92. Ich habe an dieser Stelle u. a. gezeigt, daß B e l l e f o r e s t selber dagegen Verwahrung einlegte, daß diese nicht von ihm übersetzten Novellen, darunter die Vergy-Novelle, in seine *Hist. tragiques* aufgenommen wurden; daß er einen „drogueur d'escrits d'hommes de sçauoir", d. h. den Buchhändler Jean de Bordeaux bezichtete, wider Fug und Recht diese Erzählungen in eine unrechtmäßige Ausgabe des VI. Bandes der *Hist. tragiques* eingefügt zu haben.

Über die Erscheinungsjahre der Novellen des Bandello und ihrer Übersetzung durch Belleforest herrscht noch viel Unklarheit. Manche Literarhistoriker wissen von der Existenz der Quarta parte der Novellen des Bandello (1573) überhaupt nichts und wähnen, daß a l l e Novellen des Dichters bereits 1554 erschienen seien. So sagte z. B. erst kürzlich Karl Borinski in einem kleinen Artikel (in den Monatsheften für Kunstwissenschaft I. Jahrg., 2. Hlbbd., S. 906—909) betitelt »Das Novellenbild in Casa Buonarroti«, wo er über die beiden Versionen der Vergy-Novelle handelt: „Als literarhistorisch bezeugte termini a quo für die Novelle Bandellos und der Schwester Franz I. haben die Jahre 1554 bezw 1558 zu gelten." Ihm entging natürlich, daß diese Novelle des Bandello erst 1573 ans Licht kam und so gelangte er zu der unrichtigen Ansicht von der Priorität des Bandello. Ferner sagte er in dem gleichen Artikel: „Die burgundische Novelle steht natürlich auch in des französischen Geschichtsliteraten F. de Belleforest *Histoires tragiques*, im V. Bd. Nr. 84, was, wie wir gesehen haben, ebenfalls unrichtig ist."

liegen im Département Côte d'Or — gehören die Orte Vaudrey, Versaillin und Courlaoux zum Département Jura, d. h. sie liegen in der ehemaligen Franche-Comté, die erst 1322 an das Herzogtum Burgund kam. Daher können die drei Namen schwerlich in einem Zusammenhang mit der Vergy-Novelle gestanden haben. Ich glaube, daß sie erst Bandello, der seit 1541 dauernd in Frankreich weilte, damit in Verbindung brachte. Auf den Namen Vaudrey mochte ihn der tragische Tod des „Chevalier de guet" Vaudrey geführt haben; dieser Ritter wurde um die Mitte des 16. Jahrhunderts von einem Italiener meuchlings ermordet; sein Tod muß großes Aufsehen in Frankreich erregt haben, weil er bei Schriftstellern der Zeit, so z. B. bei Henri Estienne, in seiner *Apologie pour Hérodote.* (Ausg. Anvers 1568, S. 201) (zusammen mit der auch von Bandello erzählten Mordtat von Simon Turchi) erwähnt wird. Die beiden anderen Namen konnten damals damit in Zusammenhang genannt worden sein.

Doch wie dem auch sei — und man wird über bloße Vermutungen hier nicht hinauskommen — es steht fest, daß die Priorität, welche E. Lorenz dem Bischof Bandello betreffs seiner Vergy-Novelle zuerkennen wollte, von ihm nicht aufrecht erhalten werden kann. Der literarische Ruf der Königin von Navarra geht aus dieser Untersuchung ungeschmälert hervor. Der liebenswürdigen Erzählerin kann ein Plagiat nicht zur Last gelegt werden, wohl aber dem Matteo Bandello.

München. A. L. Stiefel.

Französische Romantik.

Eine Entgegnung.

Im Literaturblatt für germanische und romanische Philologie 1910 Nr. 3/4, Spalte 106 ff. hat Olaf Homén meine Schrift „Französische Romantik“ (Heidelberg 1908) einer Kritik unterzogen, die ich in den folgenden Zeilen kurz auf ihre Berechtigung prüfen möchte, in der Hoffnung, zur Klärung der aufgeworfenen Fragen beitragen zu können.

I.

Der Kritiker wendet sich zunächst gegen die Definition „Romantik ist Herrschaft des Gefühls“, eine Auffassung, die mich zu der falschen Ansicht verleitet habe, Rousseau sei der Schöpfer der Romantik.

Daß außer Rousseau auch noch andere Faktoren auf die Romantik gewirkt haben, ist mir vollkommen bewußt. Die Romantik als eine Periode in der Entwicklung der Menschheit ist selbstverständlich durch eine Reihe von geistigen Werten bedingt, die vor ihr gefunden worden sind oder die noch in der Bildung begriffen waren, als sie selbst Gestalt gewann.

Wenn ich Rousseau einen so hervorragenden Platz unter den sie bedingenden Mächten anzuweisen geglaubt habe, so geschah es in der Überzeugung, daß sein Auftreten die stärksten Impulse zu der Umgestaltung des Seelenlebens, unter dessen Zeichen die Romantik steht, gegeben habe.

Ehe ich versuche meine Auffassung von Romantik und von Rousseaus Anteil an ihr zu rechtfertigen, muß ich einen anderen Vorwurf Homéns zurückweisen.

Der Kritiker tadelt mich lebhaft, daß ich über die Vorgeschichte des „Rousseauismus“ keine Andeutungen gegeben habe.

Es war ganz und gar nicht meine Absicht, ein Buch zu schreiben über „*Les Origines du Romantisme*“. So weit es mir innerhalb des Rahmens der getroffenen Disposition notwendig schien, habe ich mich über das Verhältnis der von Rousseau verkündeten Weltanschauung gegenüber der von ihm bekämpften geäußert. Ich habe von dem Glanz und dem Wert, aber auch von der Ein-

seitigkeit der intellektualistischen Kultur Frankreichs im 17. und 18. Jahrhundert gesprochen. Zwar kurz aber deutlich habe ich gesagt, daß die Einseitigkeit ihrer Kultur den Menschen nicht verborgen blieb, daß jedoch die Stimmungen, welche der verkannten Natur, dem unterdrückten Herzen zu ihren Rechten verhelfen wollten, nicht die Oberhand gewinnen konnten, daß sie zu spielerisch auftraten oder zu theoretisch behandelt wurden. In diesen Worten sind doch wohl die Andeutungen über die Vorgeschichte des „Rousseauismus", Andeutungen, die Homén vermißt, enthalten.

Wie dem auch sei, der Kritiker hat diese Andeutungen nicht gefunden und gibt nun die seinigen. Er sagt: Vor dem Rousseauismus liegt ein über hundert Jahre zurückreichender Vorbereitungsprozeß, der in den Tagen des Jansenismus und des Quietismus beginnt und die Erweichung des Sentiments zunächst herbeiführt. Aus der religiös-mystischen Bewegung der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gehen allmählich die Stimmungen und Bedürfnisse hervor, die sich nach der Mitte des 18. Jahrhunderts zu Werken der Kunst und Wissenschaft verdichten. Die von Port-Royal, die Schüler Molinos, ein Fénelon usw. sind Vorbereiter der Romantik. — Die Romantik fängt als Epoche in dem Momente an, wo die Zerstörung der einheitlichen Weltanschauung des Klassizismus einen gewissen Punkt erreicht hat, wo eine neue Stimmung sich der Gemüter zu bemächtigen vermag, deren Spuren sich z. B. im Theater der Regentschaft und der ersten Zeit Ludwigs XV. und im Roman des Abbé Prévost zeigen. Der ganze Prozeß, Erweichung und Auslösung des Gefühls sei die Voraussetzung für den aufklärerischen Altruismus im allgemeinen ebenso sehr wie für den Rousseauismus im besonderen.

Wie sind diese Andeutungen über den Weg zur Romantik und über die Entstehung der Romantik zu bewerten?

Sie sind nichts anderes als Angaben über tatsächlich vorhandene Entwicklungserscheinungen im Geistesleben des 17. und 18. Jahrhunderts. Sie betreffen einmal die Auslösung und das Anwachsen der Empfindsamkeit und zum andern die Opposition des wissenschaftlich-realistisch veranlagten 18. Jahrhunderts gegen den christlich-philosophischen Geist des 17. Jahrhunderts. Beide Errungenschaften sind natürlich auf die Folgezeit nicht ohne Wirkung geblieben, Rousseau ist nicht ohne sie zu denken, die Romantik nicht ohne sie. Aber Rousseau ist auch nicht ohne das Christentum überhaupt, nicht ohne die Philosophie, nicht ohne den ganzen Lauf der Welt bis auf Rousseau zu denken.

Die Verbindung Rousseaus mit der ihn umgebenden Kultur, mit all den Traditionen, in denen er aufgewachsen ist, war die stillschweigende Voraussetzung für meine Formulierung seines Anteils an der Ausbreitung der neuen romantischen Stimmung. Nicht die Elemente, die ihn mit seinem Jahrhundert verbinden,

sondern die ihn von ihm trennen, machen ihn zu dem großen Erneuerer, der er gewesen ist. Nicht die Erkenntnis, daß das Gefühl zur Zeit der Romantik vorhanden ist, sondern daß es die Zeit beherrscht, daß es durch Rousseau zur Herrschaft gekommen ist, ließ mich zu meiner Definition gelangen. Nicht das Aufkeimen der Empfindsamkeit und nicht die Opposition gegen die christlich-katholisch-klassische Weltanschauung führten in direkter Linie zu Rousseau, dem mächtigsten Förderer der Romantik, hin. Nicht Rousseau als Schüler seines Jahrhunderts interessiert uns, sondern Rousseau als Gegner seiner Zeit, Rousseau als Verkünder einer neuen Zeit.

Rousseau hat die Sentimentalität überwunden im Namen der Leidenschaft und hat im Namen des Gefühls protestiert gegen den rationalistisch-wissenschaftlichen Geist des Jahrhunderts, der sich auflehnte gegen den Klassizismus.

Wenn man schon einmal suchen will, was im tiefsten Innersten Rousseau und Romantik mit dem 18. Jahrhundert verbinden, so ist es etwas anderes als Sentiment und Zerstörung der einheitlichen Weltanschauung des Klassizismus. Es ist der Individualismus des Jahrhunderts, die schrankenlose Hingebung des erkenntnisfrohen Menschen als Persönlichkeit an Welt und Wirklichkeit, der begeisterte, rührige Kampf gegen alle Autorität. Diesen gewaltigen und erhebenden Kampf führte das Jahrhundert im Namen der Vernunft, im Glauben an die allein selig machende Kraft der Vernunft, die den Menschen von Sieg zu Sieg, zu Erleuchtung und damit zum Glück führe. Die Vernunft drohte den Individualismus seiner Innerlichkeit zu berauben, drohte die tiefsten Wurzeln seiner Kraft vertrocknen zu lassen. Er hatte sie sich zur Bundesgenossin geholt, nun war sie stärker geworden. Rousseau kam und befreite — nicht für immer — den Individualismus von der Herrschaft der Vernunft und ließ ihn sich austoben zu Lust und Leid im Tumult des leidenschaftlichen Gefühls.

Was will neben diesem Vorwalten der Vernunft die Empfindsamkeit bedeuten? Sie war nicht fähig dem Jahrhundert irgend welche entscheidenden Anregungen zu geben, sie hängt sich, wenn man will, als eine süße Last, als zarte Weiblichkeit dem männlichen Streben des Jahrhunderts an, mit ihrem Tränenschleier verhüllt sie ihm immer wieder den klaren Blick. Sicher ist von dieser Sentimentalität manches in die Romantik hineingekommen (siehe z. B. p. 19 meiner Schrift), aber das Gefühlsmäßige der Romantik hat einen ganz anderen Charakter als die Sensibilität des schmachtenden Rokoko.

Die Auslösung der Empfindsamkeit geschieht im Bunde mit der mondänen, gesellschaftlichen Kultur, und darum ist ihr Wesen der Romantik fremd geblieben. An dieser Tatsache müssen, wie mir scheint, alle Versuche scheitern, welche die

galante oder rührselige Empfindsamkeit des 17. und 18. Jahrhunderts als Vorbereitung für die Romantik erklären wollen; d. h. als Vorbereitung für die zwiespältige Stimmung, die das eigentliche Wesen der Romantik ausmacht. Und ebenso ist es ein Irrtum, zu glauben, die Jansenisten und Quietisten, Port-Royal und die Molinisten, Fénelon u. a. hätten, indem sie dem Gefühl Rechte und Pflichten zuerkannten, der Romantik vorgearbeitet.

All diese Persönlichkeiten und Lehren führten den Menschen nicht tiefer in sich hinein. Auch sie führten ihn aus sich hinaus, zwar nicht in die Welt des Esprit und der Intrigue, aber zu Gott. Sie alle wollten die menschliche Persönlichkeit verschwinden lassen, damit sie aufgehe in Gott. Sie alle fürchteten die Leidenschaften des erregten, sehnsüchtigen, zwiespältigen, zwischen Gut und Böse ewig schwankenden, menschlichen Herzens. Sie strebten darnach es zu beruhigen, es abzuziehen von der ewigen Unruhe des Menschlichen. Sie wollten es entweder zu willenloser, anbetender Extase, oder zu demütiger Ergebung in Gott oder gar zu harter, christlicher Pflichterfüllung ohne die Süßigkeit des Gefühls führen. Balzac schreibt in einem Briefe über die Arnauld: „*Tout raisonne, tout prêche, tout persuade en cette maison.*“[1]) Mit der Sehnsucht des Romantikers kam Sainte-Beuve nach Port-Royal, Poesie zu suchen. Aber bald ist er enttäuscht. Gefühl und Poesie hat er in Port-Royal nicht gefunden. „*La religion seule s'est montrée dans sa rigueur, et le Christianisme dans sa nudité*“.[2]) Nein, die Strenge und Herbheit dieser Doktrin, mit wieviel Idealismus und Enthusiasmus sie auch vertreten wurde, wie geschickt sie auch die Einbildungskraft und die Gefühlsfähigkeit des weiblichen Herzens für sich auszunutzen verstand, es geht nicht an, in ihr eine direkte Vorbereitung zur Romantik zu erblicken.

Auch das Beispiel Fénelons scheint mir nicht zu Recht ausgewählt zu sein. Sicher war Fénelon weich und gefühlvoll, aber er war doch auch zugleich der feine, geistvolle Weltmann. Wenn er sich auch durch den Mystizismus der Mme Guyon gewinnen ließ, so blieb er doch der überzeugte, romgetreue Katholik. Und die „*Lettres spirituelles*“ zeigen auf jeder Seite, in welchem Sinne er auf Trost und Beistand suchende Männer und Frauen des Hofes zu wirken suchte. Immer wieder stellt er die Liebe zu Gott und die Liebe zum eigenen Selbst einander gegenüber. Die Liebe zu Gott gibt Frieden, die Liebe zu sich selbst schafft Leid und Unfreiheit. Die reine Freiheit ist in dem unschuldigen Frieden

[1]) Zitiert nach Brunetière, *Manuel de l'histoire de la littérature française* (Paris 1898) p. 143. — Zur Beurteilung von Jansenismus und Port-Royal vergl. auch Lanson: *Histoire de la littérature française*, 10. éd. Paris 1908, p. 443 ff.

[2]) *Port-Royal*, 3. éd. Paris 1867, t. VI, p. 243.

der Kinder Gottes. Wenn unser Leben mit Jesus Christus in Gott verborgen wäre, so würden wir nicht mehr die Qualen des Geistes fühlen, die uns bedrängen. „*L'amour propre veut tout sans mesure*", „*C'est la vie à nous mêmes qui nous fait souffrir*". Daher: „*Oubliez-vous vous même*"! Oder „*malheur à quiconque se tient enfermé chez soi! il en faut sortir*". Und „*il ne faut plus vivre que d'emprunt, même pour penser et pour vouloir. Malheur à qui vit du sien propre*". Sich selbst entsagen, klingt es wieder und wieder „*Sacrifiez le moi à Dieu*". Bittet Gott „*qu'il brise l'idole du Moi*".

Solche Frömmigkeit soll zu Rousseau und zur Romantik führen? Ich glaube nicht. Gewiß zog solche Predigt von den Eitelkeiten der Welt ab und führte den Menschen zur Einkehr in sich selbst, aber nur, um ihn sogleich wieder sein Selbst vergessen und die Gnade von oben in Demut erwarten zu lassen.

Was Fénelon den Menschen geben konnte, das konnte jeder Mönch in seiner Zelle ihnen auch geben. Ist er ein Vorläufer der Romantiker, so ist es auch François de Sales, ist es der Verfasser der Nachfolge Christi, ist es ein jeder Gottesmann, der Abkehr von der Welt und Hingabe an Gott den Menschen gepredigt hat.

Gefühlvolle Zerknirschung, religiöse Extase, fromme Beschaulichkeit, friedliches Sichselbstbetrachten und zwiespältiges Leid ist zu allen Zeiten in Menschenseelen lebendig gewesen, ebenso wie freie Phantasie, hochfliegende Einbildungskraft und leidenschaftlicher Drang nach Schönheit und Unendlichkeit. Man mag, wie man das jetzt häufiger zu tun pflegt, solche Seelenzustände romantich nennen, man mag sich ihrer auch erinnern, wenn man sich die eigentümliche Verfassung der „Romantik" vergegenwärtigen will, aber für die historische Erklärung dieses besonderen Augenblicks, als Quellen für diese Strömung dürfen sie, wenn überhaupt, so doch nur mit aller äußersten Vorsicht herangezogen werden.

Alles menschliche Geschehen, so groß auch dem Geschichtsbetrachter die Unterschiede in der Zeit erscheinen mögen, spielt sich doch ab auf dem Grunde der Gleichheit alles Menschlichen. Was uns allen gemeinsam ist, ist stärker als das, was uns trennt. Wir müssen uns hüten, das Allgemeine für das Besondere zu nehmen. Und andererseits, wo denn wirklich einmal das Besondere erscheint, da sollen wir nicht versuchen, es im Allgemeinen aufzulösen. Wie häufig mögen wir in diese beiden so leicht zu begehenden Fehler verfallen, wenn wir uns in Ahnung und Irrtum — können wir es besser? — um unsere Erklärungen des Gewordenen bemühen.

Auf unseren Fall, auf die Frage nach dem Werden der französischen Romantik, angewendet, will diese Weisheit besagen: Gefühlt, sich selbst gefühlt, genossen und gelitten haben die

Menschen zu allen Zeiten, dem Alten widerstrebt haben sie zu allen Zeiten, in beständigem Drang nach dem Neuen und Unbekannten sind sie immer begriffen gewesen, Regel- und Gesetzbilden und Regel- und Gesetzauflösen ist ihre stete Beschäftigung gewesen, für und gegen Gott haben sie ohne Unterlaß gekämpft. Das Aufweisen solchen Fühlens und Tuns im 17. und 18. Jahrh. kann uns verhältnismäßig wenig helfen für die Erkenntnis von der Eigenart der Romantik. Um die Physiognomie dieses ihres kurzen Augenblicks einigermaßen zu verstehen, müssen wir uns im wesentlichen an diesen Augenblick selbst halten, nicht zu weit über ihn hinausgehen, seine eigenen Züge studieren, seine Besonderheiten aufsuchen gegenüber seiner unmittelbaren Umgebung. Was der Romantik selbst als ihre eigene Originalität erschien, wie sie sich gab aus ihren Idealen heraus gegenüber anderen Idealen, das zu erkennen, ist unsere vornehmste Aufgabe. Wir sind was wir zu sein glauben, auch wenn wir uns über uns selbst täuschen.

Unsere heutige, so eifrig auf die Quellen und Einflüsse zurückgreifende Betrachtungsweise läuft leicht Gefahr, das Originelle zu verwischen, das Eigenkräftige in seiner Bedeutung zu unterschätzen, die Eigenwerte einer Zeit, die sie aus sich selbst hervorgebracht hat und die in ihrer momentanen Besonderheit mit ihr verschwinden, zu übersehen oder mißzuachten. Wir studieren die Zeiten, ihre Persönlichkeiten und Werke nicht mehr genügend um ihrer selbst willen, wir sehen sie nur als Glied einer Kette, bedingt vom Vorher, wirkend auf das Spätere. Diese Art des Schauens ist gewiß berechtigt, aber sie ist selbstverständlich und entbindet uns nicht von jenem anderen Betrachten der Erscheinungen als Eigenwerte.

Durchdrungen von dieser Überzeugung bin ich bei der Abfassung meiner Schrift vorgegangen. Als ein ziemlich scharf begrenzter historischer Augenblick, der in seiner Eigenart sich deutlich nach vorwärts und rückwärts abhob, erschien mir die Romantik. Aus dem Studium ihrer Werke — nicht nur der von mir zitierten und behandelten — gewann ich den Eindruck, daß sie alle auf dem Boden einer und derselben Seelenstimmung gewachsen seien. Und als ich weiter nach dem Grunde dieser Seelenstimmung suchte und über die sogenannten ersten Romantiker hinausging und über die Revolution hinaus, da kam ich bis zu Rousseau. Und als ich Rousseau mit der ihn bedingenden Kultur und mit der Romantik verglich, da schien es mir, als gehöre er zur Romantik und als trenne ihn eine tiefe Kluft von dem Jahrhundert, in dem er aufgewachsen war. Jenseits von ihm sah ich eine andere, wesentlich von der Romantik verschiedene Kultur. Diesseits sah ich Übereinstimmung in den grundlegenden Überzeugungen. Und so konnte ich von Rousseau schreiben: „In seinen Werken und in seinem Leben gibt er den

Inhalt der romantischen Stimmung, für welche die Generationen, die ihm folgten, nur noch die besonderen literarischen und künstlerischen Formen, die nach den Individualitäten und zufälligen äußeren Einflüssen verschiedenen Ausdrücke zu finden brauchten" (p. 12). In den drei Begriffen Natur, Freiheit, Gefühl, in der leidenschaftlich empfundenen Überzeugung, daß der Besitz dieser Werte die Persönlichkeit bedeutet, schien sich mir der Inhalt dieser romantischen Stimmung zu verkörpern. Und weil eben diese Überzeugung selbst rein gefühlsmäßig in den Herzen lebte, weil so das Gefühl den Maßstab aller Werte schuf, so glaubte ich, nachdem ich eine Reihe von Variationen dieses Gefühls im moralischen Bewußtsein, in der Weltanschauung und im ästhetischen Empfinden der Romantiker aufgewiesen hatte, die kurze Formel geben zu dürfen, Romantik ist Herrschaft des Gefühls. Sie war bestimmt für den Leser, der bis dahin meiner Darstellung gefolgt war und wußte, was an Einzelvorstellungen diese Erklärung zusammenzufassen suchte.

Vielleicht ist diese Erklärung einseitig. Jedenfalls ist sie nicht leichtfertig aufgestellt worden, sondern weil ich am Ende meiner Arbeit in dieser Herrschaft des Gefühls die Grundeigentümlichkeit sah, welche die Zeit der französischen Romantik von der unmittelbar ihr voraufgehenden, wie unmittelbar ihr folgenden Zeit unterschiede.

Homén erblickt in dieser Bestimmung einen entscheidenden Fehler. Seine eigene Begriffsbestimmung der Romantik lautet: „Romantik heißt jenes Ringen um eine Weltanschauung, das nach dem Untergang der christlichen (in diesem Falle: katholisch-klassischen) Weltanschauung einsetzt" (Spalte 111).

Welche Erklärung die richtigere ist, überlasse ich dem Urteil des unparteiischen Lesers.

II.

Der Kritiker unterläßt es, irgend eine tiefer gehende Erklärung vom Wesen der französischen Romantik zu geben. Das „Gefühl" erscheint ihm jedenfalls nicht als ein die Romantik bestimmendes Charakteristikum. Seiner Ansicht nach hat es deshalb eine so große Rolle in der Entstehung der Romantik gespielt, weil die letzte Phase der Weltanschauung der unmittelbar voraufgehenden Epoche in so hohem Grade im Zeichen des Intellekts stand. Nachdem es sich dann eine Zeitlang genügend ausgetobt hatte, sei die Reaktion der Romantik selbst, ohne daß also der Rahmen der Romantik durchbrochen würde, nicht ausgeblieben. Diese Reaktion zeige sich in Stendhals Energiekultus, wie in der „zugeknöpften" Kunst Mérimées, die ein Hauptmerkmal besitzt eben in dem ängstlichen Vermeiden von allem was als persönliche Gefühlsäußerung aufgefaßt werden könnte. Ebenso begegne man von den 1890er Jahren an einer Reaktion der Romantik

als Rückschlag gegen die Gefühlsmystik, die selbst wieder den „romantischen Naturalismus" von Zola und seinen Jüngern abgelöst hatte. Als letztes Beispiel dafür, daß das Gefühl auch nach den Entstehungsjahren der Romantik als bedeutsames, künstlerisches Prinzip gewirkt habe, zitiert der Verfasser — Pierre Loti.

Aus dem luftigen Wolkensitz dieser Theorien heraus entsendet nun der Kritiker einen zweiten Pfeil auf mich: Wie ich den Beginn der Romantik allzu plötzlich bei Rousseau ansetzte, so hätte ich sie ebenso vorzeitig, etwa in den 1850er Jahren, ihr Ende erreichen lassen.

Der Romantik seien nur durch die Entwicklung von Technik, Industrie und was dergl. mehr neue Formen aufgedrängt worden. Nachdem die Romantik um 1830 ihren Höhepunkt erreicht habe, leiteten Stendhal, Balzac, Mérimée, George Sand (keiner sei von mir berücksichtigt, weil sie nicht in mein System paßten), jeder auf seine Weise sie in andere Fahrwasser. Mit Flaubert, Leconte de Lisle, den Goncourt stünden wir nicht vor einer Abkehr von der Romantik, sondern nur vor einer neuen Phase. Was bei den Parnassiern noch hauptsächlich Faktur (?) ist, wird bei Zola, dem „Rousseau des neunzehnten Jahrhunderts" (!) Methode, wie dies schon einige Zeit vorher bei Taine, der auch Romantiker war (Lokalfarbentheorie ein Grundpfeiler seiner Lehre), der Fall gewesen war. Kurz, „die Romantik ist um das Jahr 1860 nicht aus. Sie bringt dem Geiste des Positivismus ihr Opfer dar."

Ich meine, eine Romantik, die dem Geiste des Positivismus ihr Opfer darbringt, ist keine Romantik mehr. Es gibt keine positivistische Romantik, ebenso wie es keinen „*Romantisme bourgeois*"[3]) gibt.

Was ich unter „Abkehr von der Romantik" verstehe, will ich versuchen, dem Kritiker meiner Schrift auseinanderzusetzen.

Zunächst: Stendhal, Balzac, Mérimée, G. Sand, ebenso wie Flaubert und Leconte de Lisle passen vortrefflich in mein System, d. h. sie würden in mein System hineinpassen, wenn ich eins hätte. Ich habe viel zu viel Respekt vor jedem persönlichen Schaffen, um es in ein „System" hineinzuzwängen. Ich versuche zu verstehen, weiter nichts, ich systematisiere nie.

Auch aus dem Studium von Stendhal, Balzac, Mérimée, G. Sand, Flaubert, Taine, Zola, (alle nicht in meinem Büchlein berücksichtigt) gewann ich meine Formel: Romantik ist Herrschaft des Gefühls.

George Sand ist Zeit ihres Lebens Romantikerin geblieben. Daß sie von Saint-Simonismus und Sozialismus beeinflußt worden ist, will nicht viel besagen. Der Grund ihres Wesens ist im romantischen Gefühl zu suchen.

[3]) Cf. Cassagne, *La théorie de l'art pour l'art en France.* Paris 1906.

Mérimée habe ich nie für einen Romantiker gehalten. Die Romantik ist nicht ohne Einfluß auf ihn gewesen. Er hat ihr einige Konzessionen äußerlicher Art gemacht, aber er ist innerlich von ihr unberührt geblieben. „*Mérimée était anti-romantique par excellence.*“[4])

Flaubert ist Romantiker, ist voll des leidenschaftlichsten Gefühls, wie es zur Zeit der Romantik die von ihr betroffenen Herzen erfüllte. Wunderbar, ergreifend spielt sich in diesem Menschen der Kampf wieder, den seine Zeit gegen die Romantik führte. Zu einer Abkehr von der Romantik ist es bei ihm nicht gekommen. Er konnte sein innerstes Wesen nicht verleugnen, so hart und quälerisch er auch ihm zusetzte. Gefühl und Wissenschaft, Romantik und Realismus sind bei ihm in stetem Kampf begriffen. Er bezeichnet keine Phase, er ist nur er selber.

Ebenso ist es mit Stendhal. Er ist ganz der Sohn seiner Zeit und ist sich zugleich seiner Feindschaft zu ihr bewußt. Er hat es verstanden, viele in seiner Zeit über sein wahres Gesicht zu täuschen, er tat sich beständig Zwang an; seine künstlerische Überzeugung, die stolze Keuschheit seiner Seele traten dem Romantischen in ihm gegenüber.

Romantisch in Balzac ist das Gefühlvoll-Pathetische, ist die innere Erregung, mit der er das Treiben der Gesellschaft, das unter ihr leidende oder sich ihr entgegensetzende leidenschaftliche Individium schildert. Unromantisch sind die Eigenschaften seiner Kunst, die ihn zum Vorläufer des auf Beobachtung der Wirklichkeit und psychologische Analyse gegründeten realistischen Romans gemacht haben.

Alle diese Menschen lehren uns auf das Eindringlichste, daß die Romantik eine Zeit war, in der das Gefühl vorherrschte, daß sie die Menschen in Exaltation versetzte und daß gerade dieser Überschwang des Gefühls die von ihm Betroffenen selbst zur Auflehnung gegen eine solche Allmacht, die alle ihre Kräfte sich dienstbar machen wollte, erregte.

Wie richtig die „Abkehrtheorie“ ist, zeigt vortrefflich das Beispiel dieser Persönlichkeiten. Andere Lebenswerte, die auch in der Zeit der Romantik nie ganz gefehlt haben, treten wieder stärker auf, gewinnen allmählich die Oberhand und bereiten schließlich der Romantik ihr Ende.

Mitten in der Romantik setzt die Abkehr von der Romantik ein. Nicht eigentlich eine letzte Phase der Romantik haben wir in dem Auftreten der erwähnten Schriftsteller zu erblicken. Vielmehr, wir haben es bei ihnen mit Romantikern zu tun, welche Werden und Sieg der Bewegung mitgelebt haben, mit ihr herangewachsen sind und sich ihr zeitlebens nicht mehr entziehen

[4]) Faguet: *Histoire de la littérature française* t. II, p. 369. (Paris 1900.)

können. Nur sind sie von dem neuen Geiste mächtig angeregt worden. Im Gegensatz zu anderen Romantikern, Victor Hugo, Lamartine, Musset, hat ihr Temperament den neuen Anregungen nicht widerstanden, hat es sich ihnen mit derselben Begeisterung hingegeben, wie es im romantischen Fühlen weiterlebte.

Was von der neuen, wissenschaftlichen Weltanschauung, von all den neuen Betätigungen der Zeit Männer wie Victor Hugo und Lamartine ergriffen haben, das hat das romantische Gefühl in ihnen ergriffen. Sie haben keine Kämpfe durchgemacht, sie sind romantische Politiker und Sozialisten geworden und konnten darum ganz die alten romantischen Träumer und Offenbarer ihrer Gefühle bleiben.

Also nicht die Romantik in Stendhal, Balzac und anderen hat gegen das Gefühl reagiert, wie es der Kritiker darstellt, sondern der neue Geist des Jahrhunderts, der das Gefühl und die Romantik austreiben will, hat in ihnen gegen das Romantische ihres Wesens gekämpft.

Daß mit dem Auftreten dieser und anderer Männer die Romantik plötzlich beendet worden sei, diese klägliche Geschichtsauffassung, die mir der Kritiker unterschiebt, habe ich nirgends in meiner Schrift vertreten. Keine Jahreszahl spricht von einem bestimmten Ende oder von einem bestimmten Anfang. Was ich feststellen wollte, war, daß auf die Zeit der individuellen Zersplitterung der einzelnen Gefühlsmenschen die Zeit des sozialen Zusammenschlusses der Verstandesmenschen folgte, daß eine wissenschaftlich sich begründende Weltanschauung der rein gefühlsfrohen, exaltierten Stimmung der Romantik, die vom leidenschaftlichen Ich gleich in das Unendliche strebte und die Wirklichkeit übersprang, gegenübertrat.

Wenn man sich einmal klar macht, wie auf allen Gebieten des Lebens der Romantik feindliche Kräfte sich entfalten, wenn man sieht, wie das Empfinden weiter Kreise sich der Durchdringung der Realitäten des Lebens zuwendet, wie vom nüchternpraktischen Bürger und Industriellen, bis zum Politiker, Techniker, Wissenschaftler, Philosophen und Künstler hinauf eine ganz andere Auffassung des Weltbildes und eine andere Wertung des Einzelwesens gegenüber der Unendlichkeit und Einheit der Erscheinungen Platz greift, wenn man sich über die auffallende „Einheitlichkeit aller Kulturtendenzen"[5]) der neu sich gestaltenden Zeit einmal Rechenschaft gibt, so muß man zu der Überzeugung kommen: mit der Romantik war es vorbei. Mag noch ein ganzes Heer von Nachzüglern heranmarschieren, mögen sensitiv veranlagte Schriftsteller wie Loti ihr empfindsames Ich ihren exotischen Naturschilderungen zu Grunde legen, ein allgemein waltendes, schöpferisches Prinzip ist das Gefühl nicht mehr, die Herrschaft

[5]) Cf. W. Martini in dieser Zeitschrift Bd. XXXII², p. 191.

ist der Romantik entrungen, ein neues Geschlecht hat die Oberhand gewonnen.

Taine ist kein Romantiker mehr, Zola ist kein Romantiker mehr, und auch Leconte de Lisle ist nicht mehr zu den Romantikern zu rechnen.

Taine! Es ist lächerlich zu sagen, er sei Romantiker gewesen, habe er doch die Lokalfarbentheorie zu einem Grundpfeiler seiner Lehre gemacht.

Wie sehr das Innerste seines Wesens der Romantik widerstrebte, zeigen seine Werke und ganz vorzüglich seine Briefe.[6])

Er ist kaum neunzehn Jahre alt, da schreibt er an seinen Lehrer Hatzfeld: „*Si je ne me trompe, il me semble que j'ai toujours eu assez de facilité à comprendre les choses abstraites et à trouver les généralités. Peut-être est-ce le propre d'un esprit sérieux et froid d'aimer les spéculations de la philosophie.*“[7]) Von Jugend an ist die Wissenschaft sein Idol gewesen, hat in ihm geherrscht „*par un règne exclusif l'amour de connaître et le goût de la science certaine.*“ Von Jugend an hat er streng an sich gearbeitet; er ist noch nicht einundzwanzig Jahre alt, da glaubt er schon zu besitzen „*un caractère formé, des opinions sur la vie pratique arrêtées et ce qu'on appelle une morale et un système de conduite déterminé.*“ So spricht kein Romantiker.

Aus der Sicherheit seiner verständigen Ruhe heraus richtet er bewegliche Worte der Ermahnung an seinen noch in romantischer Unruhe sich quälenden Freund Prévost-Paradol: „*Mon pauvre ami, je te plains et je ne te comprends pas. Tu trouves ton état misérable ... Tu souffres de cela, et cependant tu te complais dans cette souffrance ... Mais il faut aller plus loin; car cela, entends-tu, c'est le malheur; tant que tu es fort et jeune d'esprit, de corps, de croyances, de passions, tu peux durer dans cet état; le feu qui t'anime te soutiendra partout, et t'empêchera de tomber dans cette langueur déplorable dont la fin est le suicide.* Was kommen wird, wenn das Feuer ausgelöscht ist, weiß ich. Ich habe es durchgemacht in diesem Jahre ‚*dans les dégoûts innombrables et les découragements qui m'ont assailli,*‘ ‚*j'aurais succombé, si je n'avais pas eu des croyances appuyées sur quelques démonstrations fermes.*“ Und dann, ganz antiromantisch: „*Le bonheur est impossible; le calme est le suprême but de l'homme; et on ne peut l'avoir si l'on n'a d'inébranlables convictions.*“ Voll enthusiastischer Gewißheit ruft er aus: „*Pour moi, j'en ai; oui, j'en ai, et les miennes s'affermissent et s'étendent de jour en jour; je crois que la science absolue, enchaînée, géométrique est possible . . .*“ Wie ein erfahrener, väterlicher Berater spricht er zu dem gleichaltrigen Freund: „*Je crois avoir déjà poussé plus loin que toi.*

[6]) H. Taine, sa Vie et sa correspondance. 3 vols. Paris 1902 ff.
[7]) V. et C. I, p. 17.

Assis sur le rivage je t'attends ... il me semble que je suis vieux et expérimenté."[8])

Unermüdlich ist er in seinen Ermahnungen. Der unruhige Freund erinnert ihn an Rousseau: „*Si tu continues, je trouverai en toi la vie de Rousseau ton maître: son talent, peut-être ses passions, et surtout ses douleurs ... J'ai fait tout pour me pacifier, tu fais tout pour te troubler ... Si la gloire et la puissance ne viennent pas te consoler comme elles ont fait à ton maître, je te plains. Peut-être aussi que ces longues tristesses, ces inquiétudes, ces flux et reflux de passion augmenteront, comme à lui, ton éloquence, et que, comme lui, du milieu de la souffrance, tu tireras la grandeur.*"[9])

In den Briefen Taines an Prévost-Paradol spiegelt sich der Gegensatz zweier Welten wider. Der Kampf des Jüngers der Wissenschaft gegen den Rousseauschüler ist der Kampf seiner Zeit gegen die Romantik. „*La science est une ancre qui fixe l'homme*" und „*Je ne fais rien par passion*" oder „*Je n'ai pas une minute pour m'ennuyer; .. vivre, c'est agir et produire*" — in solchen, aus den Briefen gepflückten Worten zeigt sich die altkluge, vernünftige, antiromantische Jugend des bedeutenden Mannes.

Und dabei besaß der Jüngling ein warmes, empfindsames Herz, ein empfängliches Gemüt; manchmal überkamen auch ihn die Schauer des Gefühls, leidenschaftliche Wallungen durchstürmten ihn, dunkle, geheimnisvolle Bewegungen, über die er sich nicht klar werden konnte. Empfindungen erfüllten auch ihn, die jedem reizbaren Menschen die Seele erheben und erzittern lassen. „*Tout le monde est Werther à vingt ans.*"[10]) Aber nicht, wie bei den Romantikern, wurde ihm das Gefühl zum Lebensführer und Weltenträtseler. Sondern das Streben nach abstrakter Wahrheit leitete ihn.

Ein Gefühl, das den Romantikern eine reiche Quelle ihrer Inspirationen wurde, war die Liebe. Das einzige Mal, da Taine in den mir bekannten Briefen von Liebe spricht, zeigt, daß er kein Romantiker war.

Er schreibt, als er zwanzig Jahre alt war: „*J'aime, ou plutôt je voudrais aimer; j'en ai besoin; je sens que la vie pour l'homme n'est pas complète sans l'amour ... si j'étais romanesque, si je n'étais pas habitué à m'observer et à examiner les autres, je ferais dans ce moment-ci un de ces idiots dont les romans sont pleins.*" Er berichtet dem Freunde, daß er *Raphaël* von Lamartine gelesen habe, voller Entzücken, und daß er sich in ihm wiedergefunden habe. „*Mais,*" fügt er sogleich hinzu, „*sois tranquille, je te réponds de moi; je n'ai pas de peine à t'en répondre. Pourquoi? c'est que je sais ce que je veux; c'est que je n'ai pas ces idées confuses,*

[8]) V. et C. I, p. 45 ff.
[9]) V. et C. I, p. 95 f.
[10]) V. et C. II, p. 78.

cette irréflexion qui font prendre une personne belle et ordinaire pour l'exemplaire suprême de la perfection. C'est que j'aspire à quelque chose d'infiniment plus relevé, et ce qui est la perfection pour un philosophe." Die Vollkommenheit, die er sucht, findet sich nicht im Menschengeschlecht. Wenn wirklich etwas sich ihr nähere, so sei es nicht die Frau, sondern der Mann. So habe er in ruhiger Traurigkeit der Liebe entsagt. Was ihn zu dieser Entsagung getrieben hat „*c'est la connaissance du parfait, et la vue de l'enchaînement logique et nécessaire des choses*". Dieser Anblick des Vollkommenen tröstet ihn über die Unvollkommenheiten des Menschlichen: „*La vue du vrai et de ce qui existe suffit pour me remplir l'âme et étouffer les angoisses qui suivraient la connaissance des choses.*"[11])

Leidenschaftlich gaben sich die Romantiker dem Gefühl der Liebe hin. In alle Höhen erhoben sie sich und in alle Tiefen tauchten sie, indem sie liebten. All ihre Sehnsucht nach dem Unendlichen und Unbegreiflichen, all ihre Lust nach Leiden suchten sie in der Liebe zu stillen. Weil Taine das Wahre und Vollkommene liebt, entsagt er resigniert dem Weibe und der Liebe.

Die Liebe der Romantiker ist die egoistische Liebe der Genies, denen Aufrüttelung und Erschütterung ein seelisches Bedürfnis, Mittel zum Schaffen sind. Taines Liebesdrang geht im Studium auf. „*L'homme resté seul a encore l'étude, les arts, la nature, et l'infini, chose qui seule peut épuiser cette faculté immense d'aimer qui est dans son âme. Aussi la philosophie est-elle une grande maîtresse d'amour; c'est encore une grande maîtresse de résignation. Quand j'ai une vive souffrance, je m'occupe à considérer le mouvement général du monde et j'oublie mon petit moi, en pensant à l'universel.*"[12])

Die Geringschätzung des einzelnen, isolierten Ich, die Verbindung des Ich mit dem universellen Geschehen, ja die Ableitung der Existenz alles Individuellen aus den es bedingenden Phänomenen — das sind die klar erkannten Prinzipien, welche Taines Lebensarbeit ihre Richtung und ihren Inhalt gegeben haben.

Wenn er sein eigenes Ich betrachtete, so hat er nicht den Tumult seiner Leidenschaften gefühlt, sondern dann hat er mit sich selbst experimentiert, um allgemeine psychologische Erkenntnisse über die Natur der Seele zu gewinnen.[13]) Bei seiner Arbeit über die Sensationen hat er mit dem Studium seiner eigenen Sinnesempfindungen angefangen. Kein persönliches Interesse leitete ihn, sondern ein wissenschaftliches.

Natürlich hat er auch über sein ureigenes Wesen nachgedacht. Um das zu tun, braucht man kein Romantiker zu sein.

[11]) V. et C. I, p. 54 f.
[12]) V. et C. I, p. 98.
[13]) V. et C. I, p. 139 und passim.

In einer solchen Stunde der Selbstprüfung schrieb er: „*Ma forme d'esprit est française et latine, classer les idées en files régulières avec progression à la façon des naturalistes, selon les règles des idéologues, bref oratoirement*"[14]). Man hat häufig die Romantik als eine Auflehnung des germanischen Geistes gegen den latinisierten französischen Geist bezeichnet. Ein Grund mehr, um Taine nicht unter die Romantiker zu rechnen.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß dieser Mann, dessen Geistesanlage so verschieden von romantischem Fühlen war, keine sehr hohe Meinung von Romantik und Romantikern gehabt hat. Sein großes Werk über „*Les Origines de la France contemporaine*" gab ihm Veranlassung, sich mit der Romantik als Kulturerscheinung innerhalb der französischen Zivilisation zu beschäftigen.

Sehr hart hat er sich gegen Rousseau ausgesprochen. Er bekennt in Briefen an Marc Monnier, daß er wenig Sympathie für ihn empfinde, nicht wegen der praktischen Folgen seiner Lehren, sondern, und diese Angabe ist für uns von ganz besonderem Interesse, „*à cause de son tour d'esprit et de son caractère. Je n'aime pas ces sortes de dieux manqués, en qui la vanité est monstrueuse et le jugement faux par essence.*" Rousseaus Unglück „*c'est la disproportion de sa nature et de son milieu*". So sehr ist er gegen ihn aufgebracht, daß er schreibt: „*Je donnerais de bon cœur des soufflets à Saint-Preux et même à Julie.*"[15])

Eine Notiz über das Kapitel „*De la Restauration et de Louis-Philippe*" beginnt mit den folgenden, bezeichnenden Worten: „*Je viens de relire Hugo, Vigny, Lamartine, Musset, Gautier, Sainte-Beuve, comme types de la pléiade poétique de 1830. Comme tous ces gens-là se sont trompés! Quelle fausse idée ils ont de l'homme et de la vie! Leur thème est toujours: «Je désire un bonheur infini, idéal, surhumain, je ne sais pas en quoi il consiste, mais mon âme, ma personne a droit à des exigences infinies. La société est mal faite, la vie terrestre insuffisante; donnez-moi le je ne sais quoi sublime, ou je me casse la tête contre le mur.» Suivant les caractères et les talents, chacun sur ce thème a fait sa variation propre.*" Die Bemerkungen über die einzelnen Romantiker, die nun folgen, charakterisieren nur was falsch, hohl und schwach an ihnen ist und tadeln das allen gemeinsame Ziel: „*la sensation excessive et la commotion subite.*" Was lebensfähig von all diesem Schaffen ist, „*c'est l'histoire, la psychologie des caractères environnants (portions de George Sand, Balzac, Stendhal, aboutissant à Dumas fils, Augier, Flaubert, Champfleury et tout le réalisme récent; Cousin dans la portion historique de sa philosophie, Guizot, Michelet, Thierry, Vitet, portions même de Hugo et Dumas père,*

[14]) V. et C. II, p. 259.
[15]) V. et C. III, p. 290. Siehe auch ebda. p. 271.

et le nombre étonnant de monographes et critiques dont Sainte-Beuve et Renan sont les meilleurs types").

Der überlebten Romantik setzt er dann scharf und bestimmt die neue Weltanschauung gegenüber, die er selbst vertritt: „*Combien l'éducation scientifique et historique change le point de vue! Matériellement et moralement, je suis un atome dans un infini d'étendu et de temps, un bourgeon dans un baobab, une pointe fleurie dans un polypier prodigieux qui occupe l'océan entier . . . Je n'ai pensé, je ne pense que d'après le groupe de faits reçus et de directions établies autour de moi.*" Und die Folge dieser Erkenntnis: „*De telles idées rabattent les exigences et rattachent la volonté de l'individu à quelque chose de plus étendu, de plus durable, et de plus précieux que lui.*"[16])

Man sieht, sein Charakter, sein wissenschaftlicher Standpunkt und seine Lebensauffassung haben Taine von der Romantik ferngehalten. Auch sein künstlerischer Geschmack. Von all den modernen Schriftstellern verehrt er am meisten Stendhal, nicht in seiner Eigenschaft als Romantiker, sondern wegen der Eigenschaften in ihm, die unromantisch waren. „*Cet homme est divin, il a autant d'esprit que Voltaire.*"[17])

Der Stil Stendhals im Gegensatz zu dem Stil der Romantiker hat ihn angezogen. Er klagt einmal: „*Nos maîtres n'étudient plus la langue, les alliances de mots, la justesse du détail, l'ordre régulier et lumineux de la composition comme sous Boileau, Malherbe et Balzac. Aussi nous écrivons comme des chaudronniers, comme saint Jérôme, comme saint Augustin.*"[18]) In dem gleichen Briefe berichtet er: „*Je lis Voltaire, c'est avec Beyle le seul homme dont je ne me lasse pas.*"[19]) Ein paar Tage darauf schreibt er in ähn-

[16]) V. et C. III, p. 309 ff. In einem Briefe an Georg Brandes erklärt er sich vollkommen einverstanden mit Brandes' Erklärung der Romantik als einer „*maladie intellectuelle*". „*Le «délire ambitieux» que décrivent les aliénistes et qui se complique fréquemment de mélancolie, de surexcitation nerveuse, de tics et de langueur érotique en est le fond*". Victor Hugo, ein Nachzügler der Romantik, sei jetzt „*un cerveau à l'envers*" seine *Contemplations*, die *Légende des Siècles* seien eine Mischung von *folie* und *parade. Rien ne me déplaît aussi fort que les charlatans mystiques* (25 juillet 1873, V. et C. III, p. 249).

Zwanzig Jahre früher hatte sich Taine ebenso ungünstig über Lamartine ausgesprochen, gelegentlich einer Kritik von „*La Mort de Socrate*". Er findet, Lamartine habe Sokrates erniedrigt durch das schwächliche philosophische Raisonnement und durch das exaltierte Wesen, das er diesem klaren und strengen Geiste verleihe. „*Etre exalté, c'est être faible,*" ruft der Fünfundzwanzigjährige aus. Auch der Stil des Dichters gefällt ihm nicht „*On oublie de penser en le lisant; on écoute, c'est la harpe éolienne du style.*" Er sei monoton, einschläferisch und vage. „*C'est un débordement et c'est toujours le même débordement*" (9 octobre 1853, V. et C. II, p. 14 ff.).

[17]) V. et C. II, p. 99.

[18]) V. et C. II, p. 40.

[19]) V. et C. II., p. 41.

lichem Sinne über den Stil der Alten und Neuen an einen anderen Korrespondenten, an Hatzfeld:[20]) „*Je trouve les modernes inférieurs aux anciens pour le style. Nous ne savons pas notre langue; le sens profond des termes, la force des tours, tout ce qui a rapport au détail et à l'exécution est perdu ... Nous esquissons, nous ne dessinons plus; mais nos artistes ont de plus grandes idées et leurs œuvres ont plus de vie.*“ Hier setzt er also Klassiker und Romantiker einander gegenüber, rühmt die Klassiker als Meister des Stils, die Romantiker als Verkünder der Ideen und des Lebens. In den Gestalten Corneilles und Racines sieht er keine Menschen, keine persönlichen Leidenschaften. Aus ihren Reden hört er nur Abstraktionen und Generalisationen heraus. Anders ist es mit Shakespeare, Goethe, Byron, Beyle, Balzac, Musset. „*Chaque mot est comme un coup dans le cœur. Ce qu'il y a de brusque, de déchirant, de mobile dans les passions, tout le trouble, toute la folie, toutes les singularités, toutes les profondeurs des émotions humaines, je les ressens alors, non pas après une étude, par réflexion, comme lorsque je lis les autres, mais d'abord et malgré moi.*“ Am Schlusse seiner längeren Ausführungen stellt er dem Klassikerfreund Hatzfeld gegenüber noch einmal ausdrücklich fest: „*J'avoue que notre littérature me semble non une corruption mais une transformation, que si nous avons perdu, nous avons gagné, et que, somme toute, nous avons peut-être plus gagné que perdu. Pour l'éducation, rien de mieux que l'étude des classiques ... Pour l'art c'est autre chose.*“

Eine solche warme Verteidigung der Romantik scheint der späteren harten Verurteilung zu widersprechen. Wenn man genauer zusieht, doch wohl nicht. Taine hat mit scharfem Blick die ewigen Werte der Romantik erkannt. Die Romantik hat uns die dichterische Schilderung des leidenschaftlich erregten Innern gelehrt, sie hat uns in die Seele des persönlich veranlagten, von allen anderen Menschen verschiedenen Menschen blicken lassen und damit einen Schritt nach vorwärts getan, in dessen Spur die Realistik erst hineingesprungen ist. Um dieser Schilderung der wahrhaftigen Leidenschaften wirklicher Menschen willen liebt der Realist Taine die Romantik. Dieses Bleibende in ihren Schöpfungen hat er auch später anerkannt, als er sagte, dauern wird von ihr „*la psychologie des caractères environnants*“ (s. o.).

Es ist nun wohl zu beachten und für die Beurteilung der Stellung Taines zur Romantik von entscheidender Bedeutung, daß diese Anerkennung ihrer Leistungen auf dem Gebiete der künstlerischen Seelenkunde von Bedingungen abhängig ist, welche die Romantik keineswegs immer erfüllt hat.

Taine verlangt von der Kunst, daß sie in ihm Sensationen errege, an denen er das Schöne erkennen kann. Und diese Sensation

[20]) V. et C. II p. 42 ff.

wird dann in ihm erzeugt, wenn der Autor die Persönlichkeit, die er darstellen will, malt „*par des traits nombreux et uniquement propres à celui-là*". Unter dieser Bedingung nur kann er vergessen, daß er ein Buch vor Augen hat und glauben, einen Menschen leben zu sehen. Diese Bedingung ist in der Natur enthalten, „*puisque tout homme et tout objet possède une multitude de qualités qui lui sont absolument personnelles*".[21]) Diese Bedingung verlangt zu ihrer Verwirklichung die realistische Methode, verlangt Studium, Beobachtung, Aufsuchen der Dokumente, Erfahrung und die Menge der charakterisierenden Details. Die Romantik kümmerte sich in der Spontaneität ihres meist aus dem persönlichen Erleben herausfliessenden Schaffens nicht um solche Forderungen; Taine konnte, bei aller Anerkennung ihres künstlerischen Fundes, doch nur wenig Werke in ihr finden, die diesem seinem nach Darstellung der Realitäten verlangenden ästhetischen Bedürfnis entgegenkamen. So weiß er denn auch unter den Schöpfungen der Neueren nur viele Personen Balzacs und Beyles als solche wirkliche Menschen in seinem Sinne anzugeben.[22])

Taine hat selbst versucht, einen auf Beobachtung und Erfahrung gegründeten Roman zu schreiben. Wie weit er in diesem Bestreben von der Romantik entfernt war, erkennt man, wenn man die Bemerkung liest: „*Mon plaisir cette année a été d'observer, en vue d'un roman futur; j'allais dans les salons comme à l'amphithéâtre. Je pense que tout homme cultivé et intelligent, en ramassant son expérience, peut faire un ou deux bons romans, parce qu'en somme un roman n'est qu'un amas d'expériences.*"[23])

Der Roman ist nicht geschrieben worden. An seiner Stelle haben wir die Beobachtungen, die Taine sammelte, haben wir „*Thomas Graindorge*", ein Buch, das Taine als den Versuch einer neuen Form betrachtete, als „*l'expression de la sensation immédiate.*" Er sandte das Buch an Sainte-Beuve und bat um sein Urteil. Sainte-Beuves Eindruck war geteilt. Er schrieb dem Verfasser: „*Vous avez été pressé de réaliser ce qui est la tendance d'aujourd'hui. Vous consultez là-dessus un homme de lettres qui est à moitié l'homme d'autrefois.*"[24])

Wieder einmal, in der gleichen Spanne Zeit, stoßen wir auf zwei Welten, die nicht recht zusammen passen wollen. Der Verfasser von „*Volupté*" fühlt sich schon zur Hälfte als ein Mann der alten Zeit und kann kein rechtes Verhältnis mehr gewinnen zu dem Verfasser von „*Thomas Graindorge*".[25])

[21]) V. et C. II, p. 71.
[22]) Ebda.
[23]) 8 février 1861, V. et C. II, p. 222.
[24]) 16 juni 1867, V. et C., II, p. 343.
[25]) Aus einem Briefe Taines an A. Collignon vom 18. October 1875 geht hervor, daß der Gegensatz zwischen den beiden Männern bei

Den Roman, den Taine nicht geschrieben hat, haben andere geschrieben. Die Gebrüder Goncourt, Daudet, Zola. Neue Temperamente mit neuen künstlerischen Mitteln, mit neuen Zielen. Keine neue Phase der Romantik führten sie herauf, in bewußtem Gegensatz zur Romantik schufen sie. Für ein neues Publikum schrieben sie.

Aus der Romantik ist auch Zola, um nur von ihm zu sprechen, herausgewachsen. Victor Hugo hat der Jüngling bewundernd verehrt, Lamartine hat er geliebt, noch des Mannes Herz ist von Mussets Menschlichkeit ergriffen. Aber die in der Jugend gefühlten Begeisterungen hindern ihn nicht, als ihn in reiferen Jahren der Taumel der Gegenwart mitgerissen hat, sich mit aller Schärfe gegen die Romantik zu wenden, ihren Prunk mit schönen Worten, ihr Steckenbleiben im Gefühl, die Zügellosigkeit ihrer Einbildungskraft, ihre Abneigung gegen das Moderne immer wieder zu verurteilen. Er kann sich nicht genug tun zu wiederholen: Diese Literatur des Gefühls und der Einbildungskraft ist vom Naturalismus überwunden worden, von einer Literatur der Beobachtung und des Experiments, die mit Hülfe möglichst zahlreicher menschlicher Dokumente das Leben malt, wie es wirklich ist.

Als ob er geahnt hätte, das man ihn dereinst zu den Romantikern rechnen würde, spricht er sich einmal über diese Frage aus: Die Romantiker, schreibt er,[26]) sagen den Naturalisten, „*vous êtes nos enfants, vous tenez l'existence de nous*". Sicher, antwortet er, wir sind die Söhne der Romantiker, wie ihr die Nachkommen der Klassiker seid. „*Les naturalistes, qui se dégagent à peine du mouvement romantique, gardent malgré eux quelque chose aux épaules des draperies de 1830*". Er gibt also die Vaterschaft der Romantik zu, um sogleich hinzuzufügen: „*Seulement la question n'est pas là. Elle est dans la dissemblance profonde des deux formules, l'une qui est idéaliste, l'autre qui est positiviste. Deux mondes sont en présence. Il faut que l'un tue l'autre.*"

„*Les deux partis sont en présence*" schrieb im Jahre 1814 ein Kritiker von Klassizisten und Romantikern. Ebenso spricht nun Zola von Romantikern und Naturalisten. Die Entwicklung des Menschengeschlechts vollzieht sich nicht ohne Kontraste. Der Streit ist der Vater aller Dinge. Nicht ein Jrrtum positi-

aller Hochachtung, die sie voreinander empfanden, bestehen blieb. Sainte-Beuve warf Taine und seinen Genossen Mangel an Tradition vor, er fand, daß Taine Stendhal, Balzac und Michelet allzu sehr bewundere, während Taine der Ansicht war, daß er Vigny, Hugo, Chateaubriand, Lamartine zu hoch schätze. Den Gegensatz erklärt Taine mit folgenden bezeichnenden Worten: „*Ce qu'il y a de certain c'est que depuis trente ans, le point de vue s'est déplacé: moins de phrases et de beaux mots, plus de petits faits et de vérités observables*" (V. et C. III p. 280).

[26]) In dem Aufsatz über Victor Hugo in den *Documents littéraires.*

vistischer Literaturkritiker ist die „Abkehrtheorie“. Die Abkehr von der Romantik ist eine Erscheinung, deren letzte Ursache in allgemeinen Gesetzen der Entwicklung zu suchen ist.

Auch Leconte de Lisle darf nicht zu den Romantikern gerechnet werden. Zwar steht er ihnen näher als Taine und Zola. Weil er ein Dichter ist. Wie die Romantiker betrachtet er als Dichter die Welt, fühlt er sich der Welt gegenüber als Dichter. Wie ihnen dünkt auch ihm die Gegenwart schal und leer, unpoetisch und ohne tieferen Sinn. Darum flüchtet er sich in die Zeiten jüngerer, stärkerer, schönerer Menschheit.

Weiter aber geht die Verwandtschaft Leconte de Lisles mit der Romantik nicht.

Sicher ist auch seine Poesie, wie die jedes echten Dichters, aus der heißen Erregung des Innern geflossen, ohne Leidenschaft ist auch seine Dichtung nicht zu denken.

Aber, wie ihm nicht das Gefühl die Werte des Lebens bestimmt, so ist ihm auch nicht das Gefühl Anfang und Ziel der Dichtung, wie den Romantikern.

Er fühlt sich als Antiromantiker. In dem Gebaren der Romantiker, die Poesie zum Schauplatz, die Menge zum Zeugen ihrer innersten, persönlichen Gefühle zu machen, sieht er nur eine Erniedrigung der Poesie. Er sieht in ihnen nur eine „*race inconsistante et fanfaronne*“, findet, das ihre „*susceptibilité toujours éveillée ne s'irrite qu'au sujet d'une étroite personnalité et jamais au profit de principes éternels*“. Die Stunde dieser Dichter hat geschlagen, man hört ihnen nicht mehr zu. „*Allez! vous vous épuisez dans le vide, et votre heure est venue. Vous n'êtes plus écoutés, parce que vous ne reproduisez qu'une somme d'idées désormais insuffisantes; l'époque ne vous entend plus, parce que vous l'avez importunée de vos plaintes stériles...*“[27])

Der Dichter ist der Verwirklicher des Schönen. In seiner ganzen Hoheit und Reinheit war den Romantikern dieser Beruf des Dichters nicht erschienen. Ihr war im wesentlichen der Dichter ein Improvisator gewesen. „*Le poète est comme Dieu: il peuple l'infini chaque fois qu'il respire! Pour lui vouloir c'est faire, exister c'est produire et la production est grand plaisir, quels qu'en soient les résultats.*“ (Lamartine) Dichten ist Atmen. Dichten im Sinne der Romantiker ist rythmisch geäußertes, elementares Fühlen, nicht hohe, gedankenerfüllte, formvollendete Kunst, wie Leconte de Lisle es wollte.

„*L'Art, dont la Poésie est l'expression éclatante, intense et complète est un luxe intellectuel accessible à de très rares esprits.*“ Und „*La pensée surabonde nécessairement dans l'œuvre d'un vrai poète, maître de sa langue et de son instrument. Il voit du premier*

[27]) *Préface des Poèmes antiques.*

coup d'œil plus loin, plus haut, plus profondément que tous, parce qu'il contemple l'idéal à travers la beauté visible et qu'il le concentre et l'enchâsse dans l'expression propre, précise, unique".[28])

Nicht durch die sichtbare Schönheit hindurch haben die Romantiker das Ideal gesehen, sondern durch vage Träumerei, durch schrankenlose Phantasie, durch die Erregung ihres persönlichen Gefühls hindurch. Wenn sie, d. h. manche unter ihnen, später im Sinne Leconte de Lisles sich zu dem reinen Schönen und den ewigen Prinzipien bekannt haben, so will das bedeuten: Nicht aus sich selbst, nicht aus ihrer romantischen Leidenschaft heraus sind sie zu dieser Kunstauffassung gelangt, nicht ihre innere Wirrnis hat sie zu dieser Schönheit geführt, sondern es war der Enthusiasmus einer neuen, strengen, wesentlich aus anderen Inspirationen sich nährenden Zeit, die ihnen dieses neue Kunstideal gelehrt hat. Eine Zeit, die sich von der Romantik abkehrte, hat die Romantiker mit sich geführt.

Ein Bruch mit der Vergangenheit vollzog sich nicht, ein plötzliches Ende wurde Keinem zu irgend einer Zeit bereitet. Abkehr heißt für den Strebenden Suchen nach neuen Idealen, da die alten ihn nicht mehr befriedigen.

III.

Nach der Ansicht des Kritikers bin ich bei der „Abkehrtheorie" stehen geblieben, weil ich mit meiner „Überschätzung der Rolle des Gefühls auch noch das bekannte Dogma von der «romantischen Zerrissenheit» verbunden" habe. Von diesem Zerrissenheitsdogma sei ich so durchdrungen, daß ich es sogar auf Rousseau anwende. „Gerade Rousseau aber, so schreibt Homén, liefert meines Erachtens den unleugbarsten Beleg für die Hinfälligkeit dieses Axiomes, das schon allzulange bestanden hat, und mit dem nun endlich aufgeräumt werden sollte" (Sp. 109). Die Zerrissenheit Rousseaus liege nur auf dem Gebiete des Physischen, habe nie in irgend welcher wesentlichen Weise auf die Lehre Einfluß gewinnen können. „Den literarischen Hauptdokumenten des Rousseauismus, der *Nouvelle Héloïse*, dem *Émile* und selbst den Bekenntnissen und den Spaziergängerträumereien fehlt das Zerrissene im literartechnischen Sinne des Wortes so ziemlich ganz. Rousseaus Werk ist ein einheitliches, von keinem Widerspruch des Denkens mit dem Fühlen durchwühltes" (Sp. 110).

Rousseau fühlt nicht den Riß, der sich durch den Staat des nachklassischen Frankreich zieht, er ist nur von seiner Idee durchdrungen und fühlt in sich keine zweite Idee sich regen. Die Widersprüche innerhalb einer Gesellschaft, in der er gar nicht gelebt hat, deren von ihm nicht gefühlten Mangel an Ein-

[28]) *Les Poètes contemporains. Avant propos*, in „*Derniers poèmes*", p. 240 f.

heitlichkeit er gar nicht ausdrücken kann, nehmen keine Stelle in seinem Werke ein. Er setzt nur das Prinzip „Natur" der Idee einer von ihm von draußen geschauten, einheitlich empfundenen Kulturgemeinde entgegen. Ganz anders ist es mit Voltaire. Da er ganz der Gesellschaft angehört, gibt er ihrem Streben die eigene Zerrissenheit zu überwinden, jenen Ausdruck, den man bei Rousseau vermißt. *Candide* spiegelt die Bewegtheit und Zerrüttung des Zeitalters wieder.

Ein paar Zeilen darauf heißt es, erst die Zeit nach der Revolution stehe im Zeichen der Zerrissenheit.

Also: Rousseau ist nicht zerrissen. Aber das Zeitalter Voltaires ist zerrissen. Aber erst nach der Revolution fängt die romantische Zerrissenheit an. Aber nach des Kritikers Definition beginnt doch die Romantik mit der Götterdämmerung einer neuen, nachklassizistischen Weltanschauung, also wohl etwa mit dem Beginn des Zeitalters Voltaires. Wenn nun die romantische Zerrissenheit erst nach der Revolution beginnt, so ist sie also im romantischen Zeitalter Voltaires noch nicht vorhanden. Aber Voltaire, *Candide*... Solcher Unklarheiten und Widersprüche finden sich noch mehrere in der Kritik Homéns.

Ebensowenig wie ich ein System habe, glaube ich an ein Dogma. Wenn ich an die Zwiespältigkeit von Rousseaus Wesen glaube, so ist es, weil ein unbefangenes Studium seiner Werke mir diese Überzeugung gegeben hat. Wenn ich mich geirrt haben sollte in meinen Schlußfolgerungen und wenn Homén mir das Gegenteil (auch nach einem unbefangenen Studium der Werke) beweist, will ich meine Meinung ändern.

Rousseau war ein ungewöhnlich sensitiver Mensch.

„*O Julie! que c'est un fatal présent du ciel qu'une âme sensible! celui qui l'a reçu doit s'attendre à n'avoir que peine et douleur sur la terre*". Ein mit diesem verhängnisvollen Geschenk begabter Mensch sucht beständig das höchste Glück, ohne daran zu denken, daß er Mensch ist. Sein Herz und seine Vernunft sind beständig im Kampfe, und grenzenlose Wünsche bereiten ihm ewige Entbehrungen.[29])

Diese Fähigkeit zu leiden, dieses Bewußtsein um der Tiefe seines Gefühls willen zum Leide bestimmt zu sein, diese Unmöglichkeit das ruhelose, überschwängliche Glücksverlangen in Einklang zu bringen mit den Wirklichkeiten des Lebens und

[29]) Mit dieser Auffassung des Gefühls gibt Rousseau der Empfindsamkeit die Wendung zum Romantischen. Diese tiefste seelische, leidvolle Erschütterung setzt er gegenüber der geistreichen Sentimentalität des Jahrhunderts. Das Gefühl des Jahrhunderts „*c'est le sentiment mis en grandes maximes générales, et quintessencié par tout ce que la métaphysique a de plus subtil .... Ce sont des raffinements inconcevables ... Ils (les gens du monde) dépensent ainsi tout leur sentiment en esprit; et il s'en exhale tant dans le discours qu'il n'en reste plus pour la pratique*" (*La Nouvelle Héloise, seconde partie XVII*).

den eigenen Kräften, diese Gewißheit von dem ewigen Widerstreit zwischen Gefühl und Vernunft in eines Menschen Brust — nenne ich Zwiespältigkeit und Zerrissenheit.

„*Je m'élevois par élan à des mouvemens sublimes, mais je retombois aussitôt dans ma langueur*".

„*Dans l'ordre successif de mes goûts et de mes idées, j'avois toujours été trop haut ou trop bas; Achille ou Thersite, tantôt héros et tantôt vaurien*".

„*Ainsi commençoit à se former ou à se montrer en moi ce cœur à la fois si fier et si tendre, ce caractère efféminé, mais pourtant indomptable, qui flottant toujours entre la foiblesse et le courage, entre la mollesse et la vertu, m'a jusqu'au bout mis en contradiction avec moi-même, et a fait que l'abstinence et la jouissance, le plaisir et la sagesse, m'ont également échappé.*"

„*Deux choses presque inalliables s'unissent en moi sans que j'en puisse concevoir la manière. Un tempérament très-ardent, des passions vives, impétueuses et des idées lentes à naître, embarrassées et qui ne se présentent jamais qu'après-coup. On diroit que mon cœur et mon esprit n'appartiennent pas au même individu*".[30])

Ich weiß nicht, was Zerrissenheit in „literartechnischem" Sinne bedeutet, aber ich kann mir denken, wie es im Innern dieses Menschen aussehen mußte, der eine solche Zwiespältigkeit in seinen Neigungen, ein solches Auf- und Niederwogen seiner Lebensgeister, ein solches ihn beständig in Angst und Verwirrung setzendes Mißverhältnis zwischen seinen intellektuellen Fähigkeiten und seinen Leidenschaften, der solche verzehrende Unruhe in sich fühlte.

So wie er war, trat er der Welt und den Menschen gegenüber. Als ein Einsamer, als ein Schwärmer, mit der überquellenden Fülle in seinem Herzen, mit der Glut und der kindlichen Begeisterung eines Apostels. Nicht als ein Gleicher zu Gleichen, sondern als ein besonderer, einzigartiger Charakter, der nichts aufgeben will von seiner Besonderheit und von seinen Sonderlichkeiten, der beständige Rücksicht auf seine feine, nervöse, stolze, argwöhnische Sensibilität verlangt. Rousseau, der Verkannte, nicht Verstandene, der Geschmähte und Verfolgte! So wird er kurze Zeit nach seiner Berührung mit der Gesellschaft. So wurden nicht Marivaux und Marmontel, Grimm und Diderot, der Abbé Prévost und Voltaire. So wurde Rousseau, weil seine Naturanlage ihn mit sich selbst und der Welt in Konflikt brachte.

Diese Zerrissenheit soll nur auf dem Gebiete des Physischen liegen und keinen Einfluß auf seine Lehre gehabt haben, in seinen Werken nicht wiederzufinden sein?

Leben heißt Fühlen. So predigt Rousseaus Leben, Lehre und Dichtung. „*L'homme qui a le plus vécu, n'est pas celui qui*

[30]) Diese Äußerungen Rousseaus stammen aus den „*Confessions*".

a compté le plus d'années, mais celui qui a le plus senti la vie" (Émile).

Rousseau fühlte, wie es seine Natur, seine von ihm in Glück und Leid ehrfurchtsvoll verehrte Natur wollte. Auf die Stimme der Natur hören, heißt leben.

Die unendliche Zwiespältigkeit, die Rousseaus ganzes Werk durchzittert, kommt daher, daß er Natur und Rousseaus Natur einander gleichsetzt, oder wenigstens häufig genug — sich selber unbewußt — miteinander verwechselt.

Natur ist ihm das ursprünglich Gute, und Natur ist ihm auch die Kraft, die das Gute will und das Böse schafft. Die Natur des Menschen ist eine Doppelnatur, die aus der Freiheit stammt. Glück und Freude sucht der Mensch in der Befriedigung seines Ich, und an dieser Befriedigung hindern ihn die Leidenschaften, die aus derselben Natur, derselben Freiheit stammen.

Wie im einzelnen diese Zwiespältigkeit in seinem Werk, das eine natürliche Folge der Zwiespältigkeit seines Wesens ist, sich offenbart, kann ich hier nicht weiter ausführen.

Diese Zwiespältigkeit in seinem Leben und seinem Werke hindert nicht, daß das Ideal, das er verkündete, von machtvollster Einseitigkeit und Einheitlichkeit ist. Wäre es weniger einseitig und einheitlich gewesen, hätte es nicht wirken können, wie es gewirkt hat. Es ist ein Ideal von überraschender Einfachheit, Logik und Schärfe. Darum erscheint es gegenüber der Zersplitterung und Vielseitigkeit des Jahrhunderts so bedeutend.

Das ist das Wunderbarste an diesem merkwürdigen Manne, die Sicherheit und Folgerichtigkeit im Aufbau seines Systems, diese klare Gestaltung seiner elementaren Gefühle und der von ihm gefühlsmäßig ergriffenen Ideen zu dem Werke seines Lebens: „*Insensiblement ce grand mouvement s'appaise, ce chaos se débrouille; chaque chose vient se mettre à sa place, mais lentement et après une longue et confuse agitation" (Confessions).*

So lösen sich seine Gedanken aus seinem innersten Wesen los. Und weil sie so ganz aus seinem erregten Gefühlsleben stammten, haben sich die Menschen gern von ihnen hinreißen lassen. Was Rousseau einmal von einem kurzen Fragmente sagte „*mon cœur me l'a dicté*",[31]) dieses Wort gilt von seinem Werke in allen seinen Teilen.

Nicht Rousseau offenbart uns seine (nicht vorhandene) Zerrissenheit, meinte der Kritiker; vielmehr Voltaire enthüllt uns die Zerrissenheit seiner Zeit. Z. B. in *Candide*. Dieser Seitensprung ist unlogisch und falsch.

Voltaire und die Zeit, die er widerspiegelt, beide sind wohl voller Widersprüche. Aber sie sind weder zerrüttet noch zerrissen.

[31]) Brief an Vernes, 28 mars 1756.

Sie sind in einer hastigen Unruhe, die aus dem Taumel nach Fortschritt und aus der Neugierde alles zu wissen und zu verstehen, sich erklärt. Und alle Zweifel und alle Widersprüche, alle Unruhen werden zu einer willkommenen Nahrung des Intellekts, werden zur Übung und zum Spiel des Esprit. In theoretischen Geisteskämpfen, gewandten Polemiken, blendenden Paradoxen werden die Widersprüche und Probleme der Zeit popularisiert und ihrer tieferen Wirkung auf das Gefühlsleben beraubt.

Eine ernste Weltanschauungsfrage mit ironischer Heiterkeit behandelt — das ist *Candide.* In einem langen Briefe an Voltaire über das Wirken der Vorsehung schreibt Rousseau: „*Je ne puis m'empêcher, monsieur, de remarquer à ce propos une opposition bien singulière entre vous et moi dans le sujet de cette lettre. Rassasié de gloire, et désabusé des vaines grandeurs, vous vivez libre au sein de l'abondance; bien sûr de votre immortalité, vous philosophez paisiblement sur la nature de l'âme; et si le corps, ou le cœur souffre, vous avez Tronchin pour médecin et pour ami: vous ne trouvez pourtant que mal sur la terre. Et moi, homme obscur, pauvre, et tourmenté d'un mal sans remède, je médite avec plaisir dans ma retraite, et trouve que tout est bien. D'où viennent ces contradictions apparentes? Vous l'avez vous-même expliqué: vous jouissez, mais j'espère; et l'espérance embellit tout*" (18 août 1756).

Diesen Gegensatz kann man nicht besser ausdrücken, als es Bernardin de Saint-Pierre getan hat, wenn er sagte: „Die Philosophie Voltaires ist die Philosophie der Glücklichen. Rousseau ist der Philosoph der Unglücklichen."[32])

Tiefste Herzensüberzeugung und Leidenschaft verhalfen Rousseau zu Inhalt und Form seiner Lehre. Voltaire, nach einem anderen Wort desselben Saint-Pierre „*abat en riant les principes de la morale et jette des fleurs jusque sur les maux des nations.*"[33]) Er war unfähig, eigene oder fremde Zerrissenheit in Wahrheit zu enthüllen.

Fehlerhafte Erklärung der französischen Romantik als eine Zeit der Herrschaft des Gefühls, allzuplötzlicher Beginn der Romantik mit Jean-Jacques Rousseau, allzufrühes Ende der Romantik in den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts, unberechtigte Anwendung des Zerrissenheitsdogmas auf Rousseau und die Romantiker — auf diese Punkte bezogen sich hauptsächlich die Einwände des Rezensenten. Ich glaube in meinen Ausführungen gezeigt zu haben, wie alle diese Dinge aufzufassen sind, und daß die geübten Ausstellungen mit Unrecht vorgebracht worden sind.

[32]) Œuvres posthumes (Paris 1840), p. 454.
[33]) Ebda.

Die vom Rezensenten beliebte Kritik war nur möglich, weil der Kritiker an die Stelle einer von mir bestimmt und klar definierten Romantik den vagen und verwässerten, durch keinen eigentümlichen Inhalt gekennzeichneten Begriff der Romantik als einer langausgedehnten, noch heute wirksamen Epoche setzte. Dieser Auffassung gegenüber halte ich meine Auffassung der Romantik als einer deutlich vom Rationalismus des 18. Jahrhunderts, sowie von der neuen wissenschaftlich begründeten Weltanschauung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geschiedenen Zeit der Oberherrschaft des Gefühls durchaus aufrecht.

Jedenfalls so lange, bis die Revision der Romantik erfolgt ist, die nach des Rezensenten Dafürhalten kommen muß. Schriften, wie die meinige eine ist, sollten bis dahin nicht geschrieben werden, verlangt der Herr Rezensent.[34]) In hoffnungsfreudiger Erwartung der eingehenden Revision der Romantik, die uns vielleicht Herr Homén bald gibt, bitte ich ihn um die gütige Erlaubnis, wenigstens diese kurze Entgegnung noch veröffentlichen zu dürfen.

[34]) Ein ,,Leitfaden'', wie der Kritiker anzunehmen scheint, ist meine Schrift sicher nicht. Daß sie auch keine Geschichte der französischen Romantik in all ihren Teilen sein will, ist wohl von vornherein aus ihrer ganzen Anlage ersichtlich. Sie versucht einen Begriff vom Wesen der Romantik zu geben, d. h. von den Grundzügen ihres Wesens, aus denen heraus die Persönlichkeiten und Schöpfungen in erster Linie zu verstehen sind. Die Lücken meiner Arbeit sind mir wohl bekannt. Die Mängel und die ,,irreleitenden" Fehler, die Homéns paradoxale Kritik in ihr findet, kann ich nicht in ihr entdecken.

Gießen. WALTHER KÜCHLER.

Sprachpsychologische Untersuchungen mit besonderer Berücksichtigung des Französischen.

Der Satz und seine Wandlungen.

Weil alle Entwicklung der menschlichen Sprache von der Urteilsfunktion ausgeht, so stellen wir deren Ausdruck, den Satz, an die Spitze dieser Betrachtungen. Wir definieren ihn als *eine Koordination von Begriffe sinnlich erfaßbar machenden Wortvorstellungen, deren Kern die Urteilsfunktion bildet.* Das Urteil selbst ist, psycho-physisch betrachtet, Vereinigung zu einer gemeinsamen motorischen Funktion von Analyse und *subordinierender* Synthese. Der Umfang eines Satzes wird dann weiter ebenso durch die diesem seinem Quellpunkt sich anschließenden Beziehungs- und Vergleichungsprozesse bedingt wie durch die bald größere bald kleinere Kraft eine Menge so entstandener Satzgruppen synthetisch mit der Subjekt-Prädikatsgruppe zusammenzufassen. Dagegen hängt seine erweiterte Struktur, die Ausprägung und Anordnung der Satzteile, nicht allein von den synthetischen (zusammenfassenden) Denkvorgängen ab, sondern auch von Assoziationsprozessen (Vorgängen im sensorischen Zentrum), der Phantasie und namentlich auch davon, *ob und in welcher Form* sich ein Kombinationszentrum gebildet hat. In den indo-europäischen, gleicherweise auch in den semitischen Sprachen ist dies das sprachlich in Subjekt und Prädikat entfaltete Urteil, nur richtet sich hier das Interesse vorzüglich auf das Subjekt, während es sich dort gleichmäßig auf die beiden Hauptteile des Satzes verteilt. Andere Sprachen entbehren entweder, wie am Magyarischen gezeigt werden soll, eines eigentlichen Kombinationszentrums oder sie erheben, sei es ein Verbum, sei es ein Substantiv, zum Anknüpfungsmittelpunkt ihrer Reflexionsprozesse, wobei die Urteilsfunktion sprachlich

mehr angedeutet als deutlich herausgehoben wird. Beispiele solcher Structur bieten einerseits die amerikanischen, andererseits viele der afrikanischen Sprachen, rücksichtlich welcher wir auf James Byrne's *General principles of the structure of language* verweisen. Ein passendes Beispiel findet sich übrigens auch bei Wundt unter den S. 339 des zweiten Teiles seiner Völkerpsychologie behandelten attributiven Satzformen und zwar in einer kleinen Erzählung „*Der Buschmann und der Weiße*", die wir hier anführen wollen: Busches Mann — hier da gehend laufen — zu Weißem, er Weißer gebend — hin Tabak, er da gehend rauchen, er da gehend füllen Tabak Sack, er Weißer gebend Fleisch — Gabe, Busches Mann da gehend essen Fleisch, er stehend auf, er gehend heim, er gehend lustig, er trinken Wasser, er gehend sitzen, Busches Mann weiden Weißen Schafe, Weißer gehend schlagen Busches Mann, er Busches Mann schreiend sehr aus Schmerz, er gehend laufen — weg Weißem, er Weißer laufend — nach Busches Mann, Busches Mann da anderer, dieser hier weidend Schafe, er Busches Mann ganz fort.

In diesen Sätzen können wir mit Wundt nicht einfache Attributivverbindungen, nach dem Typus S—A gebaut, erkennen, sind vielmehr der Meinung, daß wegen der vorwiegend auf das einleitende Substantiv gerichteten Aufmerksamkeit die den Satz gestaltende Urteilsfunktion nicht zum Mittelpunkt der Satzkombination werden kann, weshalb keine eigentlichen Verba, sondern nur Verbalnomina (Partizipien und Infinitive) angleichend gebildet werden. Es entstehen so wohl s c h e i n b a r einfache Assoziationsreihen, im Grunde erhält aber doch eine jede derselben erst durch die in jedem Augenblick mitwirkende Urteilsfunktion ihren bestimmten Sinn und damit erst die Geltung eines Satzes.

Ähnlich verhält es sich in vielen amerikanischen Sprachen, wo das Verb als Kombinationsmittelpunkt so sehr die Aufmerksamkeit an sich zieht, daß alle anderen Elemente der Rede, zu einem bloßen Beiwerk herabsinkend, nur angedeutet werden. Andere wiederum, z. B. das Grönländische, stellen das Objekt in den Mittelpunkt des Interesses und gruppieren nach ihm. Indessen allein aus dem Vorhandensein oder dem Fehlen eines Kombinationszentrums ist die Struktur einer Sprache noch nicht vollständig erklärt. Es bleibt noch zu zeigen, welche Kategorien in die Bildung der einzelnen S a t z g r u p p e n eingegriffen haben und wie diese durch analytisches Denken, synthetische Kraft, Gefühl und Phantasie gestaltet wurden. So zeigt ein Vergleich zwischen den syro-arabischen und den indo-germanischen Sprachen daß diese vorzugsweise die Gesamtvorstellung einer fortschreitenden Handlung oder eines sich fortsetzenden Zustandes in ein Nacheinander einzelner Apperzeptionsakte zerlegen, was sprachlich durch der Wurzel angefügte Konjugationselemente bezeichnet

wird, während die Verbalwurzel bei jenem die ganze Entwicklung einer Handlung oder alle einzelnen Momente eines Zustandes in sich aufnimmt und damit ein unterscheidendes Zusammenfassen in e i n e m Apperzeptionsakt symbolisiert. S. Byrne II, p. 102 *The Indo-European Languages*, dessen Charakterisierung der verschiedenen Sprachtypen zum Ausgangspunkt einer rein psychologischen, von jeder Spekulation befreiten Betrachtungsweise genommen und noch weiter ausgeführt werden könnte. Über Kategorien s. Ch. Renouvier *Essais de Critique générale.* Premier Essai. *Traité de logique générale et de logique formelle.* Wir können sie bei Abschätzung der Sprachen nicht entbehren.

Indessen soll sich diese Arbeit nicht mit einer vergleichenden Betrachtung der von der Sprachwissenschaft anerkannten Typen beschäftigen. Nur um später den romanischen Satzbau in seinen Eigentümlichkeiten besser charakterisieren zu können, stellen wir vorerst eine ural-altaische Sprache einer indo-germanischen gegenüber, indem wir hierzu einen Abschnitt aus Taine's *De l'idéal dans l'art* nebst seiner magyarischen Übersetzung benützen. Wir fragen alsdann: Worauf beruht die Grundform der einen und der anderen Sprache? Was unterscheidet sie wesentlich in ihren Gruppenbildungen?

D'autres peintres, quoique supérieurs à ceux-ci, restent encore sur les degrés inférieurs de l'art; ou plutôt ils ont du talent à côté de leur art; ce sont des observateurs dépaysés, nés pour faire des romans et des études de mœurs, et qui, au lieu d'une plume, ont un pinceau à la main. Ce qui les frappe, ce sont les particularités de métier, de profession, d'éducation, l'empreinte du vice ou de la vertu, de la passion ou de l'habitude: Hogarth, Wilkie, Mulready, et quantité de peintres anglais ont eu ce don si peu pittoresque et si littéraire. Dans l'homme physique, ils ne voient que l'homme moral; chez eux la couleur, le dessin, la vérité et la beauté du corps vivant sont subordonnés. Il s'agit pour eux, de représenter avec des formes, des attitudes et des couleurs, tantôt la frivolité d'une dame à la mode, tantôt la douleur honnête d'un vieil intendant, tantôt l'avilissement d'un joueur, vingt petits drames ou comédies de la vie réelle, tous instructifs ou divertissants, presque tous destinés à inspirer de bons sen-

Vannak mas festök, kik ha mindjárt müvészetökben tehetséggel is birnak, s bárha az elöbbieknél magasabban állanak, a müvészetnek mégis alacsony fokán maradnak; ezek a tévutra tért szemlelök, kik regények és erkölcsi tanulmányok irására születtek, de toll helyett ecsetet tartnak kezükben. A mesterség, foglalkozás, nevelés, bün vagy erény, szenvedély vagy szokàs kifejezése ragadja meg öket. Hogarth, Wilkie, Mulready és számos angol festö birt e kévéssé festöi es kiválóan irói adománynyal. A physikai emberben csak az erkölcsi embert látják; nálok a szín, rajz és az élö test igazsága alárendett becsü. A formákkal, a szinek es azok elrendezésével majd egy divathölgy frivolságát, majd egy öreg felügyelö becsületes aggodalmát, majd egy játékos aljasságát törekednek feltüntetni, s a való élet husz kicsiny, tanulságos és gyönyörködtötö drámáját vagy komédiáját nyujtják, melyeknek majdnem mindenike jó erzelmek keltésére és hibák jovitására cél oz. Világosan szólva, csak lelkeket,

timents ou à corriger des travers. A proprement parler, ils ne peignent que des âmes, des esprits, des émotions; ils appuient si fort de ce côté, qu'ils outrent ou roidissent la forme; maintes fois leurs tableaux sont des caricatures, et toujours ce sont des illustrations, les illustrations d'une idylle de village ou d'un roman d'intérieur que Burns, Fielding ou Dickens auraient dû écrire. Les mêmes préoccupations les suivent quand ils traitent des sujets historiques; il les traitent non en peintres, mais en historiens, pour montrer les sentiments moraux d'un personnage et d'une époque, le regard de lady Russell qui voit son mari condamné à mort recevoir pieusement l'hostie, le désespoir d'Édith au cou de cygne qui retrouve Harold parmi les morts d'Hastings. Composée de renseignements archéologiques et de documents psychologiques, leur œuvre ne s'adresse qu'à des archéologues et des psychologues, ou du moins à des curieux et à des philosophes. Tout au plus elle fait l'office d'une satire ou d'un drame; le spectateur est tenté de rire ou de pleurer comme au cinquième acte d'une pièce de théâtre. Mais, visiblement, il n'y a là qu'un genre excentrique; c'est un empiétement de la peinture sur la littérature, ou plutôt une invasion de la litterature dans la peinture. Nos artistes de 1830, Delaroche au premier rang, sont tombés, quoique moins gravement, dans la même erreur. La beauté d'une œuvre plastique est avant tout plastique, et toujours un art s'abaisse quand, laissant de côté les moyens d'intéresser qui lui sont propres, il emprunte ceux d'un autre art. (Taine de l'Idéal dans l'Art p. 73—75.)

szellemeket és indulatokat festenek s e nemü törekvésök oly erös, hogy elnyomják vagy megbénítják a formát; sok esetben képeik karikaturák es mindig illustratiók, falusi idyllek vagy érzelmes regények illustratiói, melyeket Burns-, Fielding- vagy Dickensneck kellett volna megírni. Hasonló elfogultság kiséri öket történeti tárgyak kezelésénél; nem festemények, hanem történetekként fogják föl azokat, hogy kimutassák általok valamely személy vagy korszak érzelmeit; igy lady Russel tekintetét ki halálra itélt férjének az ostya áhítatos magához vételét szemléli, a hattyú nyakú Edith kétségbeesését, ki Haroldot Hastings halottjai között találja meg. Müveik archaelogiai és psychologiai alapon komponálva csak az archaeologust és psychologust érdeklik vagy legfennebb a mükedvelöket és bölcsészeket. Annál jobban végzik azonban a satyra vagy dráma feladatát; a nézönek nevetni vagy sirni kell, mint valamely színdarab ötödik felvonásánál. Világosan látható, hogy e genre excentrikus, hogy nem más, mint átnyulás a festészetböl az irodalomba, vagy jobban mondva az irodalom betörése a festészetbe. Müvészeink 1830- ból, elsö helyen Delaroche, e hibába estek, ámbár kevéssé mélyen. A plastikai mü szépsége mindenekelött a plastikaiban rejlik, s a müvészet mindig hanaytlik, valahányszor mellözi az érdekkeltésre szolgáló saját eszközeit s más müvészettöl kölcsönzi azokat. Az eszmény a müvészetben. Irta Taine H. Forditotta Harrach József. Franklin Társulat. Olcsó könyvtár. Szerkeszti: Gyualai Pál.

Aus einer sorgfältigen Vergleichung der beiden Texte ergibt sich uns:

1. Das Magyarische muß ursprünglich bei Gestaltung des Satzes eine jede Gesamtvorstellung durch die Kategorie der Substanz erfaßt und sie analytisch zerlegt haben, während im

Französischen, desgleichen in allen indo-europäischen Sprachen, die der Kausalität die Einbildungskraft in Bewegung gesetzt hat.

Eine im ganzen vortreffliche Darstellung dieses Verhältnisses findet sich in „*Charakteristik der hauptsächlichsten Sprachtypen*" von Misteli, wo es S. 379 heißt:

„Es wäre in der Tat wunderbar, wie ein wahres Verb erscheinen sollte, wenn es keine Subjektsform gibt. Beides setzt sich gegenseitig voraus, beides wird in einem Akt ergriffen, nicht logisch zusammengestückelt, sondern mit lebendiger und belebender Phantasie angeschaut.

Statt dessen waltet im altaischen Geiste kühle logische analytische Auffassung vor, die vom allgemeinen ausgehend durch fortwährende Einschränkung das einzelne erreicht, und das einzelne durch Beilegen und Aussagen zum Satz aneinander reiht; Spezifikation bildet das Wort, Prädizieren bildet den Satz, und Attribuieren bringt die schon besprochenen schwammigen Verbindungen zustande: magy. *házakban* in (*ban*) Häusern, *házak magasak ([magas ház] ak) ban* in hohen Häusern. In diese Konstruktion des Satzes, die von indo-germanischer Fügung sich wie eine mathematische Figur von einer Zeichnung unterscheidet, findet ein Verb so wenig als ein Subjekt, in unserem Sinne verstanden, Eingang, die beide gleichzeitig für- und durcheinander geschaffen werden. Wohl sind lange komplizierte Perioden möglich, die durch die Symmetrie der Gliederung einen gefälligen Eindruck machen, wie auch eine algebraische Formel lang und in gewissem Sinne schön sein kann; aber statt der Energie, die nur im Verbum quillt, begegnet man überall Ruhe, ein Vorherrschen der Kategorie der Substanz. Denn wie der Indogermane sogar die Verben der Ruhe, des Schlafens, des Liegens usw. mit seiner Energie erfüllt und zu Tätigkeiten verwandelt, — einigen Völkern gilt auch der Tod nur als eine andere Art der Existenz — so nützt es anderseits dem Altajen wenig, Tätigkeiten logisch auszuscheiden, sie bleiben als toter Stoff in seinen Händen, den er entweder durch Anfügen von Personalsuffixen näher bestimmt oder durch Anfügen von Possessivsuffixen als Besitz darstellt. Bsp.: *ezt e véleményt alig szükség czáfolgatnunk* = diese Meinung brauchen wir kaum zu widerlegen. Weitere Beispiele bietet der vorstehende Text in:

. . . ., *kik ha mindjárt müvészetökben tehetséggel is birnak*, *s bárha az elöbbieknél magasabban állanak* . . . . .

. . . ., *ezek a tévutra tért szemlélök*, *kik regények és erkölcsi tanulmányok irására születtek* . . . .

Hogarth, *Wilkie*, *Mulready és számos angol festö birte kevéssé festöi es kiválóan iróí adománynyal.*

. . . . ., *melyeknek majdnem mindenike jó érzelmek keltésére és hibák javítására céloz.*

. . . ., *sok esetben képeik karikaturák és mindig illustratiók, falusi idyllek vagy érzelmes regények illustratiói, melyeket Burns-Fielding. vagy Dickensnek kellett volna megirni.*

1. All diese Beispiele zeigen, daß im Aufbau des Satzes die apperzeptive Tätigkeit der Analyse und der Verbindung der einzelnen Teile von mit der Kategorie der Substanz erfaßten Gesamtvorstellungen zugekehrt war, sowie daß dem Magyarischen die Kategorie des Subjekts, der energischen Person, fehlt. Keine altaische Sprache hat einen Nominativ. Die besondere Kraft ihrer Synthese fließt den indo-europäischen Sprachen zu aus der das Gemüt erregenden Vorstellung der von einem Subjekt ausgeübten Tätigkeit (Verbalsatz), wogegen in Sprachen von attributivem Satzbau die Handlung als nur zu einer andern gehörig, oft auch geradezu als ein Besitz erscheint.

Vgl.: 'Leánya jolétének elömozditásában tanusitott góndtalansága miatti szemrehányásai által végre megadá beleegypezését épen oly barátsagtalan módon, amint kocisának engedni szokott egy szünnapot' und: *A cause des reproches qu'elle lui avait faits de se montrer peu soucieux du bonheur de sa fille il y consentit enfin, y mettant des façons aussi peu obligeantes que quand il accordait un jour de congé à son cocher.*

Wie wenig tritt im Magyarischen die Tätigkeit der Personen hervor im Vergleich zum Französischen und wie erscheint das Zeitwort *'megadá' = il donna (son consentement)* so ganz gleichartig den im attributiven Zusammenhang stehenden Gliedern des Satzgefüges. Es wird 'verschwemmt', wie Misteli sich ausdrückt, nur dadurch aus der Masse der übrigen Vorstellungen einigermaßen herausgehoben, daß es unmittelbar nach dem am stärksten betonten Worte steht. S. Fogarasis oberstes Stellungsgesetz: Simonyi, *die ungarische Sprache.* Wortfolge. Dort sind auch die übrigen Gesetze aufgeführt. Synthetische Kraft, Kraft im Zusammenhalten einer größeren Anzahl von Wortvorstellungen wird man, im Hinblick auf obiges Beispiel, der ungarischen Sprache zugestehen müssen. Nur folgt die Ordnung ihrer Satzgefüge dem intuitiven, anschaulichen Denken.

2. Unter den Satzgruppen sind im Magyarischen die wichtigsten und umfangreichsten die durch den Beziehungsprozeß von Besitz und Besitzer gebildeten. Die genetivische Konstruktion drückt aber hier nicht bloß den Besitz aus, sondern auch verschiedene andere adnominale Verhältnisse, vor allem das des ganzen und seiner Teile. (Näheres bei Simonyi S. 417 und Misteli S. 385.)

3. Unzutreffend ist, was Misteli von den uralaltaischen Sprachen sagt, wenn es sich auf das Ungarische beziehen soll.

'Die an sich einzig *logische Ordnung* behalten der uraltaische und der dravidische Sprachtypus *durch alle Perioden* bei, soweit wir sie zurück verfolgen können, weil sie Ausdruck eines Denkens sind, das keine Stufe überspringt und keine Zusammenfassungen vornimmt.' Denn es hat zwei Satzordnungen: Eine analytische und eine synthetische. *Mennék be* z. B. heißt: 'ich möchte hinein (ich kann aber nicht); dagegen *bemegyek* 'ich gehe hinein' ist der zuversichtliche Ausdruck dessen, daß die Handlung vollzogen wird. Hier ist die analytische Wortfolge gewissermaßen eine symbolische Ausdrucksweise für die unvollendete Handlung. Überhaupt darf bemerkt werden, daß diese Sprache doch nicht so stocknüchtern ist, wie sie Misteli darstellt. In den ihm so unsympathischen zahlreichen selbständigen Beziehungswörtern derselben erblicken wir sogar ein Mittel ästhetischer Wirkung. Versinnlichen sie doch ein — ich möchte sagen raumpoetisches — Hinüber- und Herüberweben zwischen den Vorstellungen. Dann durchdringt doch auch die so häufige Verwendung der Possessivsuffixe durch ihre Assoziation mit lebendigen Besitzern die Satzgefüge mit einer gewissen seelischen Wärme und ersetzt so den Mangel der Vorstellung tätiger Persönlichkeiten. Ferner ist durch den Wechsel analytischer und synthetischer Wortfolge das Ungarische in der Lage, soviele feine Schattierungen der Situation auszudrücken, wie jede andere Kultursprache. Simonyi S. 54. Den lebendigsten Beweis für seinen sprachästhetischen Wert hat erbracht: Kulisár Endré: *Magyar nyelvmüvészek.* (Ungarische Sprachkünstler.) Nur in der Kraft des verdichtenden Denkens wird es hinter den germanischen und romanischen Sprachen zurückstehen.

Wenn so der Hauptunterschied in der Struktur des Satzes zwischen der uralaltaischen und der indo-europäischen Sprachengruppe auf verschiedene ursprüngliche Formen der eine Gesamtvorstellung gestaltenden Einbildungskraft zurückführt, wie werden wir dann noch die einzelnen Glieder einer Gesamtgruppe, hier die romanischen Sprachen, unterscheiden können? Erstens wohl durch das zwischen analytischer und synthetischer Geistestätigkeit, zwischen Denktätigkeit und Dichttätigkeit bestehende Verhältnis, andernteils durch die Auswahl, welche das Apperzeptionsorgan unter den verschiedenen in ihm zusammentreffenden äußeren und inneren Reizen bei der Ordnung einer Gesamtanschauung vollzieht. (Dazu s. Baldwin, *Die Entwicklung des Geistes beim Kinde und bei der Rasse*, übersetzt von Ortmann, S. 46, wo die physiologische Seite der Wahl dargestellt wird.) Auf diese Auswahl sowie die sie teilweise bestimmenden äußeren Umstände hat auch J. Byrne, *General Principles of the Structure of Language* hingewiesen, wo es S. 26 heißt: „*The requirements of human life in the various regions of*

the world, and the ways in which man adapts himself to his circumstances, determine various modes of apprehending facts and things; and these must tend to mould his speech into corresponding forms."

Versuchen wir nun durch Vergleichung eines lateinischen Textes mit seiner französischen Übersetzung, woran sich noch einige andere Bemerkungen zu schließen haben, die Wirksamkeit der analytischen, der synthetischen und der selektiven Geistestätigkeit in der Struktur der Sprache zu beweisen.

Eodem anno Galliarum civitates ob magnitudinem aeris alieni rebellionem coeptavere, cuius exstimulator acerrimus inter Treveros Julius Florus, apud Aeduos Julius Sacrovir Nobilitas ambobus et maiorum bona facta, eoque Romana civitas olim data, cum id rarum nec nisi virtuti pretium esset. Ii secretis conloquiis, ferocissimo quoque adsumpto aut quibus ob egestatem ac metum ex flagitiis maxima peccandi necessitudo, componunt Florus Belgas, Sacrovir propiores Gallos concire. Haud ferme ulla civitas intacta seminibus eius motus fuit: sed erupere primi Andecavi ac Turoni quorum Andecavos Acilius Aviola legatus, excita cohorte quae Lugduni praesidium agitabat coercuit. Turoni legionario milite, quem Visellius Varro inferioris Germaniae legatus miserat, oppressi eodem Aviola duce et quibusdam Galliarum primoribus, qui tulere auxilium, quo dissimularent defectionem magisque in tempore efferrent spectatus et Sacrovir intecto capite pugnam pro Romanius ciens, ostentandae, ut ferebat, virtutis: sed captivi, ne incesseretur telis, adgnoscendum se praebuisse arguebant, consultus super eo Tiberius aspernatus est indicium aluitque dubitatione bellum. (Cornelii Taciti Annalium Liber III. Cap. 40. 41.)

Les cités gauloises, fatiguées de l'énormité des dettes, essayèrent une rébellion, dont les plus ardents promoteurs furent parmi les Trévères Julius Florus chez les Edues, Julius Sacrovir, tous deux d'une naissance distinguée, et issus d'ayeux à qui leurs belles actions avaient valu le droit de cité romaine. Dans de secrètes conférences où ils réunissent les plus audacieux de leurs compatriotes et ceux à qui l'indigence ou la crainte des supplices faisait un besoin de l'insurrection, ils conviennent que Florus soulèvera la Belgique et Sacrovir les cités plus voisines de la sienne. Il y eut peu de cantons où ne fussent semés les germes de cette révolte. Les Andecaves et les Turoniens éclatèrent les premiers. Le lieutenant Acilius Aviola fit marcher une cohorte qui tenait garnison à Lyon et réduisit les Andecaves. Les Turoniens furent défaits par un corps de légionnaires que le même Aviola reçut de Visellius, gouverneur de la basse Germanie, et auquel se joignirent des nobles gaulois, qui cachaient ainsi leur défection pour se déclarer dans un moment plus favorable. On vit même Sacrovir se battre pour les Romains, la tête découverte, afin disait-il, de montrer son courage; mais les prisonniers assuraient qu'il avait voulu se mettre à l'abri des traits, en se faisant reconnaître. Tibère, consulté, méprisa cet avis, et son irrésolution nourrit l'incendie.

Sehen wir hier ab von der Verschiedenheit des Eindruckes, wie er entsteht, sei es durch die lebhaftere Gedankenbewegung und die konkretere Gestaltung im Französischen, oder durch die

verschiedenen, den einzelnen Wörtern an sich eigenen Assoziationen, halten wir uns vor allem nur an die geistigen Tätigkeiten der Analyse, der Synthese und des kategoriellen Beziehens, so können wir schon mit Hilfe dieses Textes feststellen:

1. Im Französischen exakte Analyse der einzelnen Vorstellungen und der Denkprozesse, im Lateinischen ein synthetisches Auffassen verwickelter Verhältnisse in ihrer Harmonie. Daher der Eindruck der Kraft schon in der Flexion. Beispiel:

Ii secretis conloquiis, ferocissimo quoque adsumpto aut quibus ob egestatem ac metum ex flagitiis maxima peccando necessitudo, componunt Florus Belgas, Sacrovir propiores Gallos concire.

Dans de secrètes conférences où ils réunissent les plus audacieux de leurs compatriotes et ceux à qui l'indigence ou la crainte des supplices faisaient un besoin de l'insurrection, ils conviennent que Florus soulèvera la Belgique.

Gedrängtes Zusammenfassen der Vorstellungen in einer umfassenden Anschauung und daraus sich ergebende Verdichtung reflektieren sich deutlich in der gedrungenen Struktur des lateinischen, scharfe Ausprägung und Unterscheidung der Glieder im leicht dahingleitenden Flusse des französischen Satzes.

2. Hinsichtlich des kategoriellen Beziehens bemerken wir vor allem, daß zur Entwicklung einer jeden Sprache sämtliche Kategorien beitragen müssen; denn sie sind die im Zusammenhang mit der Außenwelt sich mit zwingender Notwendigkeit ergebenden Formen alles menschlichen Denkens. Freilich kommen sie nicht gleichmäßig überall und zu allen Zeiten zum Bewußtsein, werden demzufolge in manchen Sprachen von der Phantasie entweder gar nicht oder nur sehr schwach erfaßt und im Lautzeichen versinnlicht. So kommt es, daß der chinesische Satz b e s t i m m t e r Beziehungszeichen entbehrt und im Mexikanischen, welches solche einer Wortform einverleibt, die Beziehungen nur eben für das Gefühl merklich sind. Auch den mit den Worten innig verschmelzenden Flexionen fehlt an und für sich die Anschaulichkeit des Beziehens, welche erst im Satz sich entfalten kann.

Das Französische zeigt hier die Wirkung der Affektrichtung auf das Individuelle ebenso unverkennbar wie sonst im allgemeinen Gebrauch der Artikel, der Fürwörter als Personalzeichen beim Verbum und des verbalen Ausdrucks, da, wo das Latein verbale Nomina bevorzugt. Vgl. *Sacrovir primo Augustodunum, dein m e t u d e d i t i o n i s in villam propinquam cum fidissimis pergit* mit: *Sacrovir se retira d'abord à Augustodunum; ensuite c r a i g n a n t d'être livré, il se rendit avec les plus fidèles de ses amis, à une maison de campagne voisine.* Weiter:

Ostentandae, ferebat, virtutis = *a f i n , disait-il, de montrer san courage. Sed captivi, ne incesseretur telis, adgnoscendum se praebuisse arguebant* = *mais les prisonniers assuraient qu'i l a v a i t*

v o u l u se mettre à l'abri des traits, en se faisant reconnaître. Vgl. noch: *Ergo a b o l e n d o r u m o r i Nero subdidit reos* lib. XV, Cap. 44 und: *Eodem anno dilectus per Galliam Narbonensem Africamque et Asiam habiti sunt s u p p l e n d i s I l l y r i c i s l e g i o n i b u s* lib. XVI, Cap. 13. Gegenüber von lat. *ut*, *ne* und *quo* ist auch die größere Lautfülle nebst der etymologischen Durchsichtigkeit von *pour que* und *afin que* in Betracht zu nehmen.

3. In der Ordnung des Vorstellungsganzen für die Mitteilung vom Urteil ausgehend, gebraucht das Latein Subjekts- und Prädikatsvorstellung als Rahmen, in welchem es gewöhnlich alle übrigen näheren Bestimmungen in energischer Umfassung zur Einheit zusammenschließt. Die innere Ordnung erfolgt teils nach logischen, teils nach ästhetischen Rücksichten, wobei jedoch die letzteren das Übergewicht erhalten. Ausnahmen von dieser Ordnung der Satzglieder entstehen entweder durch Einwirkung vorhergehender Gedanken oder durch Verschlingung mit anderen Sätzen. So wird z. B. das Wort, welches mit dem vorangehenden Satze in nächster Beziehung steht, gerne an die Spitze des Satzes gestellt. Beispiele von Satzverschlingung sind: *Nunc ego m e a video quid intersit.* Cic. Cat. 4,9. *Veteres philosophi i n b e a t o r u m i n s u l i s fingunt qualis futura sit vita sapientium.* Cic. *fin.* 5,53. Ästhetisch sehr wirkungsvolle Wortstellungen, herbeigeführt durch das von einer Vorstellung erregte Interesse, wodurch dieselbe zum G e f ü h l s h ö h e p u n k t einer als Einheit apperzipierten Gedankenbewegung wird.

Nicht nur der logische Vorrang gewisser Kategorien, sondern auch der relative Gefühlswert der Vorstellungen kommt in der Wortstellung zum Ausdruck und ist auch die Art der Verbindung der Sätze nicht so gleichgültig, daß man mit Mauthner sagen könnte: „Ob man äußerlich die einzelnen Sätze wie die Wagen eines Eisenbahnzuges aneinanderkoppelt (Mandschu), ob man sie ineinanderschiebt, wie man kleinere Schachteln in größere hineinsteckt (deutscher Schulaufsatz), ob man sie arabeskenhaft behandelt wie die Ratten, die mit ihren Schwänzen, bald an die Schwänze, bald an die Füße anderer Ratten gebunden werden (Idealperiode, Demosthenes): die Empfindung für die Einheit eines geschlossenen Gedankenganges hängt doch nicht von diesen Künsten und von der Menge der Konjunktionen ab," und: „Die Werteinschätzung der Sprachen nach ihrem gesamten Bau ist ein Spiel der Phantasie, die Einschätzung nach ihrer etymologisch verständlichern oder unverständlichern Flexion ist so töricht, als ob man den Wert der europäischen Armeen nach der größern oder geringern Sichtbarkeit der Hosennaht beurteilen wollte." *(Beiträge zu einer Kritik der Sprache.)* Verschlingung der Satzglieder (s. W. Wundt, *Sprache* II, S. 362—66) vollzieht sich nach dem ästhetischen Gesetz der Einheit in der Mannigfaltigkeit, indem sich Spannungen des Gefühls mit Be-

ziehungsprozessen zu einem harmonischen Gesamteffekt in einer Schlußapperzeption verbinden. Bsp.: *magna dis immortalibus habenda est gratia.* Die durch Trennung logisch zusammengehörender Glieder erregte Gefühlsspannung bewirkt indessen nicht allein eine festere Verbindung der im Satze sich entwickelnden Wortgruppen, sie hebt auch zwischenliegende abstrakte Elemente, wie Präpositionen und Pronomina, deutlicher ins Bewußtsein. Fügungen wie: „ungefähr eine halbe Stunde verging in unerträglicher für ihn Erwartung" sind besonders häufig im Slavischen anzutreffen und waren dem Lateiner nicht fremd. Vgl. *locus mihi invisus, tua erga me humanitas.*

Den synthetischen Gestaltungen des lateinischen Satzes und seiner Satzgruppen gegenüber erscheint im Französischen die logisch-analytische Ordnung als die gewöhnliche. Die Phantasie erfaßt synthetisch, der Verstand analysiert. Sonach ist der Satzbau der klassischen Sprachen ein Werk vor allem der schöpferischen Phantasie, während die Grundform des romanischen Satzes aus dem nüchternen Bedürfnis der Verständigkeit herauswächst. Die feinen motorischen synthetischen Adjustierungen der Aufmerksamkeit, wie sie sich im Flexionssystem der ausgebildeten klassischen Kunstsprache widerspiegeln, auszuführen: dazu war der in einer mühevollen Neubildung seiner Struktur begriffene Geist der Völker außer stande. Ihn drängte es, sich allseitig praktisch zu betätigen und rasch verstanden zu werden. Deshalb die Massenschöpfung neuer, die Beziehungen verdeutlichender Präpositionen und Konjunktionen, deren Zusammensetzung zu neuen Beziehungsbegriffen, die Bildung neuer Adverbien durch Zusammensetzung, das Auftreten der Artikel und neuer Demonstrativa (auch Relativa und Indefinita). Bsp.: frz. *chez*, *faute*, *vis-à vis*, *durant*, *malgré*, *rez*, *lèz*, *avant*, *devant*, *puis*, *derrière*, *parmi*, *selon*, *dès*; *or*, *donc*, *mais*, *ainsi*, *aussi*, *cependant*, *néanmoins*; *ça (ecce hac)*, *là (illac)*, *céans (ecce-hac-intus)*, *amont (admontem)*, *aval (ad-vallem)*; *ce (ecce hoc)*, *cet (ecciste)*, *celui (eccille)*, *dont (de unde)*, *on (homo)*, *même* (vulgärlat. *metipsimus* aus *metipsissimus*).

Wohl hat die durch den Akzent bedingte weitgehende lautliche Abschwächung der unbetonten Endungen in der Entwicklung der romanischen Sprachen dazu gedrängt, zahlreiche analytische Bildungen für verloren gegangene Flexionen zu schaffen, aber daneben wirkte noch das Bedürfnis, sich, um rasch verstanden zu werden, möglichst deutlich und konkret auszudrücken. Die zur Vorherrschaft gelangte analytische Funktion forderte gebieterisch eine Verdeutlichung der mit den Worten verschmolzenen, nur einem sehr feinen Sprachgefühl verständlichen Beziehungselemente. Es sollten vor allem praktische Volkssprachen entstehen. Sich selbst bestimmende Völker sollten emporwachsen nicht eine von der Willkür Roms geleitete Sklavenherde. Und so

begann auch der vor neue Aufgaben gestellte menschliche Geist sich immer mehr damit zu beschäftigen, seine empirischen Begriffe in wissenschaftliche umzuwandeln, woraus eine Terminologie der Wissenschaften erwuchs, wovon der antike künstlerische Sprachgeist nur eine leise Ahnung besaß.

4. Daß aber auch der Gefühlswert der Worte in den neueren Sprachen im allgemeinen gestiegen ist, wer möchte das wohl bestreiten? Haben doch die Dinge selbst durch ein für sie erwachtes lebendigeres Interesse einen höheren Wert erhalten, zahlreichere Assoziationen gebildet und früher unbekannte intellektuelle Gefühle erzeugt. Der wirklich gebildete moderne Mensch kann deshalb nicht mehr ein in der Flut leeren Klingklangs selig dahinschwimmender Wortler sein wie spanische Dichter in Gongoras Zeiten. — Aus einer Vergleichung der drei bisher betrachteten Sprachen bezüglich ihrer Satzstruktur ergibt sich uns hiermit: Der Satz ist eine durch logisch-ästhetische Notwendigkeit beherrschtes psycho-physisches Gebilde. Seine Grundgestalt erhält er durch die Urteilsfunktion in Verbindung mit der Phantasietätigkeit, die eine Prädikatsvorstellung entweder durch die Kategorien des Raumes und der Substanz, als Teil einer anderen Vorstellung (Form: Der Wurf des Mannes (ist) — ein Stein) oder, durch die Kategorie der Kausalität, als von einem Subjekt verursacht auffaßt: 'Der Mann wirft den Stein.' Dies ist der Ursprung einerseits der sog. attributiven, andrerseits der sog. prädikativen Satzform. Vgl. W. Wundt, *Sprache* II, S. 324—356. Bei den durch die übrigen Satzgruppen einer Sprache symbolisierten kategoriellen Tätigkeiten dürfte zu scheiden sein zwischen rein logischen und grammatischen, d. h. solchen die erst, wie die appositionelle Verbindung und die von Besitz und Besitzer, mit Hilfe der Phantasie aus der Tätigkeit des Beziehens entstehen.

Da der Ural-Altaie ursprünglich substantivisch empfand, was uns verbal ist, seine Satzästhetik eine Art von Raumpoesie darstellt, so erhielt das Magyarische auch eine attributive Struktur des Satzbaues, dessen Spuren es noch trägt und von der es sich infolge fest gewordener Assoziationen nur teilweise unabhängig gemacht hat. Das Lateinische, dessen Satzbau unter der Kategorie der Kausalität steht, erhebt ihn zum Kunstwerk durch die Kraft seiner Synthesen, die Berechnung des Durcheinanderschlingens, das Auslassen grammatischer Zeichen, die das Denken aus dem Zusammenhang rasch ergänzt, und namentlich durch die Wirksamkeit seiner inhaltreichen und mannigfaltigen Verdichtungen. In weiterer Entwicklung geht es zur Periodisierung der Sprache über. Das Verschmelzen von Wort und Flexion leiten wir von derselben Phantasietätigkeit ab, deren Grund in dem lebhaften Empfinden eines tätigen Subjektes liegt. Die Flexion selbst gilt uns nur als Zeichen des unbestimmten Gefühles einer geistigen

Tätigkeit, die immer erst in der Ordnung einer Gesamtvorstellung durch den Satz bestimmte Bedeutung erhält. Daher auch die unzähligen Bedeutungen der Kasus, die sich nur durch Abstraktion aus ihren Verwendungen ergeben haben. Das, gleich den übrigen romanischen Sprachen, unter verschiedenen örtlichen, ethnischen und historischen Einflüssen aus dem Vulgärlatein entwickelte moderne Französisch offenbart in seiner rationellen Grundform des Satzes: „Subjekt, Prädikat, näheres, entfernteres Objekt" die Herrschaft eines sog. logischen Prinzips, d. h. einer Ordnung der Satzteile (*Logic in its widest sense is grouping.* Lewes) wie sie, unter Voraussetzung der kausalen Auffassung des Urteils, sich nach dem Prinzip der Einstellung auf das Erregungsminimum der Nervensubstanz ergeben mußte. Sie war dem auf das praktische gerichteten Volksgeist die bequemste. Sobald jedoch die Volkssprache nicht mehr ausschließlich das Instrument für den notwendigen sozialen Verkehr blieb, sobald höhere geistige und gemütliche Regungen in ihr zum Ausdruck gebracht sein wollten, wurde die bequeme Satzform unzureichend und mußte Umarbeitungen erfahren. Und nun erhob sich ein Kampf zwischen den beiden Mächten der Sprachlogik und der Sprachästhetik, zwischen der Volkssprache und dem Latein, dessen Einzelheiten zu beobachten uns historische Grammatik wie wissenschaftliche Literaturgeschichte die Mittel an die Hand geben. Natürlich müssen dazu noch die psycho-physischen Vorgänge der Assoziation, der Aufmerksamkeit, der Verschmelzung und der Verdichtung der Vorstellungen zur Erklärung herangezogen werden. Versuchen wir nun nach diesen Richtpunkten eine Reihe syntaktischer Erscheinungen, wie sie uns die historische Grammatik darbietet, aufzuhellen. Daß das Latein überall das Mittel war, die Volkssprache zu ästhetisieren, werden wir nicht vergessen dürfen. S. Lanson, *Histoire de la littérature française. Calvin.*

Als Grundlage unserer Betrachtungen schicken wir die folgenden Sätze voraus:

„Der aus einer rein geistigen (kategoriellen) Tätigkeit und der Urteilsfunktion, einer motorischen, parallelisierenden psychophysischen Tätigkeit, entspringende Satz erhält seine sprachlich-sinnliche Form durch die synthetisierende Einbildungskraft, welche Bewegungen des Gefühls- und des sensorischen Zentrums einander koordiniert. Diese Grundform bestimmt schon gewissermaßen die Richtung seines Wachstums. Seine weitere Organisierung und sein Fortschritt zur Periode hängen vorzüglich ab von den Energien des intellektuellen wie des Gefühlszentrums, in nicht geringem Grade aber auch von gewohnten assoziativen Vorstellungsbewegungen und der Vertiefung des ästhetischen Fühlens. Ein Produkt dieser Bewegungen und Koordinationen des intellektuellen, des sensorischen, des motori-

schen und des Gefühls-Zentrums, muß der Satz, indem man von seiner Grundform ausgeht, in allen seinen Beziehungen und Verflechtungen betrachtet werden.

Demgemäß ordnen wir unser Material unter: logisch, ästhetisch und assoziativ bestimmte Bewegungsformen der nervösen Substanz.

1. Logisch (vom intellektuellen Zentrum aus) bestimmte Bewegungsformen der nervösen Substanz.

Logische Ordnung eines Satzes nennen wir in den indoeuropäischen Sprachen diejenige Gliederung einer Gesamtvorstellung, welche entsteht, wenn von einem Subjekt als dem Ausgangspunkt einer fortschreitenden Bewegung zu dieser und von da zu ihrem Zielpunkt übergegangen wird. In analogischer Angleichung fügen sich dieser Form auch die attributiven Sätze. Vgl.: frz. *la maison est belle* und ungar. *a ház szép*. (Zerlegung in der kausalen, Zerlegung in der anschaulichen Raumform.)

Die aus Substantiv und Adjektiv, Verb und Adverb zusammengesetzten Satzgruppen sind als sprachliche Niederschläge von im intellektuellen Zentrum mittels der Beziehungsprozesse von Substanz und Accidens, Form und Inhalt bewirkter Synthesen aufzufassen, für deren Ordnung nur die logischen Motive der Klarheit und Deutlichkeit maßgebend sein können.

Logischen Ursprungs, weil Reflexionsprozesse andeutend, sind ferner noch alle Verbindungen von Verhältniswörtern und Substantiven, Konjunktionen und Sätzen oder Satzgliedern. Die Form ihrer Einordnung in den Satz entscheidet nur die Rücksicht auf eine zweckbewußte, wohl verständliche Mitteilung, mögen sie nun vor oder hinter ihren Beziehungswörtern stehen, wie lat. *tenus*, *mecum*, *tecum*, *secum*, — vgl. ptg. *migo*, *tigo*, *nosco*, *vosco*, wo *noscum*, *voscum* an die Stelle von *nobiscum* und *vobiscum* getreten sind. Sie müssen sich daraus erklären lassen, wenn nicht alte eingewurzelte Sprachgewohnheiten nachgewiesen werden, welche auf einer die Gesamtvorstellung in einer andern Form erfassenden Einbildungskraft beruhen. So erklärt sich die Agglutination der Verhältniswörter im Magyarischen aus der räumlichen Grundauffassung des Satzgebildes, im Einklang womit der Beziehungsprozeß sich der objektiven Vorstellung anschließen, von ihr ausgehen muß. Ist in der Auffassung der gegliederten Satzteile die synthetische Funktion schwach, so kommt es zu den Gebilden fragmentarischen Denkens, wovon die Erzählung „Der Buschmann und der Weiße" ein Beispiel bietet. Scharfe Trennung und Gegenüberstellung von Subjekt, Verbum und Objekt, deutliche Kennzeichnung der Reflexionsvorgänge: darin fassen wir die logischen Vorzüge einer Sprache zusammen, die wir bei der Vergleichung der romanischen Sprachen

noch näher zu betrachten haben. In beiden Beziehungen zeigen sich die letzteren dem Latein überlegen.

2. In ästhetischer Hinsicht steht der lateinische Satzbau lange Zeit den in ihrer Entwicklung begriffenen romanischen Sprachen gegenüber auf überragender Höhe. Dennoch wird diese in unablässigem Ringen, wovon die Literaturgeschichte Zeugnis ablegt, erreicht, ja, über sie hinaus, in der Ausgestaltung des idealen Selbst, von der rhetorischen zur poetischen Form übergegangen, die mehr durch Erweckung idealer Gefühle als durch Erregung der Affekte wirken will. Und was die äußere Gestaltung des Satzes betrifft, so steht der festen, durch Subjekt und Prädikat zusammengeschlossenen Fügung im Latein mit seinen mit den einzelnen Wörtern gesetzten, durch die Flexion angedeuteten Beziehungen, eine Form nicht nach, in der sich die abhängigen Satzteile durch Heraustreten aus dem Ganzen eine relative Selbständigkeit bewahren und in mannigfache, ungezwungene, gefällige Verbindungen mit Subjekt und Prädikat, nicht weniger auch mit anderen Beziehungspunkten, treten können.

Bsp.: *Ce que le mouvement même de la vie nous dérobe, nous ne lisons ses romans que pour l'y découvrir* (Brunetière *Manuel de la littérature française)*; *Français contemporains de François Ier et de Henri II, Anglais du temps de Henry VIII et d'Elisabeth, ce sont les Italiens qui leur ont procuré leurs premières sensations d'art* (Brunetière *Études critiques* V, p. 253). *Gardez-vous du Microcosme* ! *et, seulement, s'ils vous tombent sous la main, songez en les feuilletant que, de ces vers obscurs, laborieux et symboliques, puisqu'on a vu sortir les sonnets de Ronsard et ceux de Du Bellay, peut-être un jour verrons-nous aussi, nous, se dégager du symbolisme contemporain je ne sais quelle poésie nouvelle* (*Études critiques* VI, p. 95). Über Entwicklung der französischen Prosa s. Lanson *Hist. de la litt. fr.* und seine Abhandlungen in *les Annales politiques et littéraires* 1905 und 1906: *L'Art de la prose.*

Da die ästhetische Gesamtwirkung eines Satzes durch eine Mehrheit von Bewegungen im Gefühlszentrum herbeigeführt wird, wollen wir die wirkungsvollsten derselben jeweils unter den einzelnen romanischen Sprachen bei den Vorgängen in diesem Zentrum betrachten.

3. Als den Aufbau des Satzes beeinflussende Vorgänge im sensorischen Zentrum fassen wir auf: alle mit Bewegungsgewohnheiten zusammenhängenden Assoziationen zwischen Wortvorstellungen, auch die gewohnte Form der Verbindung von Wortklassen, wodurch sich z. B. portug. *seu burro, sua besta* (Esel, Dummkopf), dän. *din lille engel* du kleiner Engel, schwed. *min gamle narr*! ich alter Narr, *din stygga*! Du häßlicher! erklären. Besonders gewohnte von der analytischen Denktätigkeit gesetzte Verbindungen von Vorstellungselementen, wozu das Magyarische

in der Anhängung von Suffixen für Zahl und Verhältnisse beim Substantiv, für Person, Zeit, Modus, Genus und Tätigkeitsform beim Verbum die geeignetsten Beispiele uns schon geliefert hat. Vokalharmonie, in ihrem Ursprung durch die Einheitsfunktion ein apperzeptiver Vorgang, wird später mechanisch, nicht umgekehrt, wie Simonyi behauptet.

Verbesserungen des syntaktischen Mechanismus finden in den Sprachen fortwährend statt durch gesteigerte Aufmerksamkeitsprozesse (sogen. Überschußprozesse), wodurch auch die Bewegungen des Gefühlszentrums und des senso-motorischen Zentrums zweckmäßig untereinander verbunden werden. Ebenso durch Nachahmung der von großen Geistern geschaffenen sprachlichen Muster. So veredelten Goethe, Lessing und Schiller die deutsche Sprache.

„Nachdem schon mancher, schlichter, stiller
Das tote Wort zu wecken rang,
Kam jener königliche Schiller
Mit edelstolzem Heldengang
Wie einen Kaisermantel prächtig
Wirft er die Sprache um sich her,
Bei jedem Schritte rauscht sie mächtig
Von Wohllaut und von Fülle schwer."

A. Syntaktische Erscheinungen, welche der spontanen reaktiven Kraft des intellektuellen Zentrums entspringen.

In altfrz. Sätzen wie: ‚*Grant paour a d'ocire son destrier*' er fürchtet, man töte ihm sein Roß, oder: *je me dout molt de vos cors afoler* ich fürchte sehr, ihr werdet erschlagen, stehen Fügungen vor uns, in denen die Beziehung auf ein bestimmtes Subjekt der durch den Infinitiv ausgedrückten Handlung nicht herausgearbeitet ist, es liegt u n g e n ü g e n d e A n a l y s e der Gesamtvorstellung vor, welche, sofern nicht die Umstände, die Situation, die angeregten Vorstellungen ergänzen, auf Seite dessen, an den der Satz gerichtet ist, ein Mißverständnis hervorrufen können. Aus diesem Grunde schwinden später solche Wendungen aus der Sprache, nicht weil, wie die gelehrte Grammatik will, ein Gegensatz zwischen aktiver und passiver Aktionsart erst allmählich durch die Wandlungen des Zusammenhanges entstand. Suchen wir noch einige andere Beispiele zunehmender Vervollkommnung der analytischen Denkprozesse in der Sprache aus der historischen Grammatik beizubringen.

Zuerst ist es das Auftreten der sogen. Artikel, die Bildung neuer Demonstrative, Relative und Indefinita, dazu die ausgedehntere Verwendung des persönlichen Pronomens in zwei Formen, einer betonten und einer unbetonten, was eine Erklärung erheischt. Wir sind, wie schon oben angedeutet wurde, der Mei-

nung, daß nicht allein das Schwinden der Flexion, sondern auch tiefgreifende Veränderungen im geistigen Organismus der Völker der Grund davon sind, Veränderungen, wodurch ihre Aufmerksamkeit auf die Einzeldinge geschärft und die Persönlichkeit dem Gemüte wertvoller wurde. Beim Personalpronomen wirkte wohl besonders die Notwendigkeit deutlicher Unterscheidung im Verkehr mit Volksgenossen, die den Gebrauch eines neuen, sich allmählich vervollkommenden sozialen Instrumentes erst erlernen mußten. Ist ja doch überall eine Mischung unverkennbar und durch die Geschichte erwiesen. Die Schöpfung der Artikel bezeugt in den romanischen Sprachen ein durch äußere Umstände hervorgerufenes deutliches Bewußtwerden des Einzelnen in seinem Unterschied vom Allgemeinen, ein schärferes Auffassen der Vorstellungsinhalte, somit einen Fortschritt im Analysieren. Im Vordrängen der persönlichen Fürwörter bekundet sich ein erhöhtes Selbstbewußtsein. Überhaupt ist jede Bereicherung der Sprache durch Neuschöpfungen, worin sich eine deutlichere Auffassung der zwischen den Vorstellungsinhalten oder zwischen diesen und ihren Elementen bestehenden Beziehungen kundgibt, als Zeichen einer neuen r e i n a n a l y t i s c h e n Erkenntnis aufzufassen. Die sich in den Flexionen aussprechende analytisch-synthetische deutet die Beziehungen nur leise an. *Experience proceeds and intellect is trained, not by Association, but by Dissociation, not by reduction of pluralities of impressions to one, but by the opening out of one into many* (Bain).

Zu den aus analytischer Erkenntnis mit Unterstützung der Einbildungskraft hervorgegangenen Verbalformen in den romanischen Sprachen rechnen alle mittelst Zusammensetzung mit Hülfsverben gebildeten. Außerdem machen sich im Gebrauch der Tempora und Modi Unterschiede bemerkbar, die mehr einem höheren Grade der Aufmerksamkeit in der Analyse als Veränderungen im Phantasiedenken zugeschrieben werden müssen.

Größere Aufmerksamkeit auf Ordnung und deutliches Beziehen der Satzglieder zu einander unterscheiden besonders Alt- und Neufranzösisch. Es erklärt sich daraus:

1. Daß man im Altfranzösischen, ohne Rücksicht auf seine Funktion, jedes abänderungsfähige Wort in Beziehung zu einem andern setzen kann.

2. Daß man, wie im Lateinischen, wenn mehrere Subjekte auftreten, das Prädikat nur mit dem letzten kongruieren zu lassen braucht;

3. daß ein Adjektif, ein Zeitwort, vor die mit ihnen in Beziehung stehenden Substantive gesetzt, sozusagen unabhängig von ihnen werden und unveränderlich bleiben: *Aiols a fait bataille pesant et dure. Molt l'en est avenu bel aventure* (Aiol 1332).

Darauf, nicht auf logische Unterscheidungen, ist auch die sog. *règle de position* zurückzuführen (*demi, excepté, y compris* etc.).

Ebenso muß die Unveränderlichkeit von *quitte* in „*quitte à*" sowie die von *plein* in „*il a la poche plein d'argent*" mit einem Nachlassen in der beziehenden Aufmerksamkeit erklärt werden, die auch vorliegen wird in der Bildung von Sätzen wie: „*Miex vaut hom mors et preudons appelés, Q u e n e f a i t vis qui est deshounorés*". Denn dieses Aufgeben des spannenden Vergleichungsprozesses und Übergehen in die leichte motorische Tätigkeit eines Urteils weist entschieden auf ein Sinken der synthetischen Energie. So beurteilen wir auch: *Il est plus puissant que vous ne croyez, il est moins spirituel que vous ne pensez* und ähnliche Sätze, wo mit *ne* eine durch schweigendes Denken (s. Egger *la parole intérieure*) erregte Bewegung des sensomotorischen Zentrums herandrängt, indessen noch von der Tätigkeit des Vergleichens gehemmt wird.

Höchste Unachtsamkeit im beziehenden Denken führt zu Entgleisungen, wie in: *Les cercles de latitude sont d'autant plus petits que lorsque l'un s'approche des pôles.* Störungen der beziehenden Denkvorgänge durch Einwirkung vom Gefühls- oder vom sensorischen (Vorstellungs-)Zentrum her (Bsp.: *Je crains qu'il ne vienne, la pluie empêche qu'on n'aille se promener*) sind später an ihrer Stelle zu besprechen. Übrigens ist unverkennbar, daß im Fortschritt der Sprache die Energie des beziehenden und synthetisierenden intellektuellen Zentrums wächst, wie denn auch in solchen Fällen neuere Grammatiker die Negation „*ne*" als bloßes Füllwort auffassen und wegzulassen gestatten. S. L. Clédat, *Grammaire raisonnée de la langue française*, p. 230. 231. Die nicht mehr völlig dem geistigen Vorgang entsprechende, jedoch aus assoziativer Gewohnheit beibehaltene Sprachform ist dann doch der Ausdruck genauen logischen Beziehens. —

Es bestätigt die Sprachgeschichte überall den Satz der wissenschaftlichen Psychologie, daß Fortschritte in der U n t e r s c h e i d u n g auch solche im K o o r d i n a t i o n s v e r m ö g e n bedingen, von welchem wir andrerseits wiederum wissen, daß seine höhere Entwicklung einen Fortschritt im Unterscheidungsvermögen begünstigt. Denn wie im Altfranzösischen die Analyse der Vorstellungsinhalte noch mangelhaft erscheint, so besteht auch noch keine logische, vom intellektuellen Zentrum bestimmte Organisation des Satzes.

Maintes propositions sont ainsi littéralement retournées par rapport aux nôtres ,qui, construites de la sorte, s e r a i e n t s a n s s y n t a x e. Il faut ajouter que des éléments d'un même terme, sujet ou régime déterminé, verbe avec négation composée, préposition avec l'infinitif qui en dépend, se séparent librement, et entre eux s'intercalent jusqu'à des propositions entières. (Brunot in Petit de Julleville *Histoire de la langue et de la littérature française* II, p. 505.)

En vieux français, on trouvera dans une même phrase un mot qui a l'article, l'autre qui ne l'a pas, ni rien qui le remplace.

Là, le pronom personnel est exprimé, ici il est omis; un verbe est construit avec plusieurs régimes: l'un est substantif, l'autre infinitif, l'autre formé d'une proposition complétive. Tantôt une préposition, un sujet, un verbe, une conjonction déjà exprimés sont répétés, tantôt ils ne le sont pas. — Ainsi les formes des cas régimes des démonstratifs, quoique distinctes, n'ont pas été régulièrement distinguées: . . . les pronoms n'étaient pas définitivement séparés des adjectifs: on dit d'une part celle et même icelle maison tombe, cist m'a meurdri et de l'autre ceste maison tombe et cil ou icil m'a meurdri. . . . Nous reconnaissons, nous, nettement, pronoms et adjectifs; les mêmes formes en ancien français ont les deux rôles. On possède déjà le moyen de séparer le comparatif du superlatif relatif, à l'aide de l'article, ils se confondent néanmoins encore constamment. Les personnels ont une forme légère et une lourde, me et moi; elles se remplacent dans une foule de cas. (Daselbst: p. 506.)

P. 506: *Bref, de toutes parts, les formes, au lieu d'être strictement limitées dans leurs fonctions, empiètent les unes sur les autres. Il n'en est pas d'exemple plus frappant que celui de la syntaxe du verbe, et particulièrement des temps.*

P. 506: *Non seulement le passé simple et le passé composé se substituent l'un à l'autre dans certains cas, ce qu'ils font encore, mais ce même passé simple tient très souvent lieu de l'imparfait.*

De plus les autres passés, ceux qui ont aujourd'hui pour fonction exclusive de marquer une action comme passée par rapport à un temps passé, je veux dire le plus-que-parfait et le futur antérieur, sont, ce dernier au moins, assimilés à des passés simples.

P. 507: *J'ajoute que l'inverse se rencontre également, et qu'on trouve un simple passé indéfini là où on attendrait un passé antérieur.*

P. 507: *Enfin nous faisons une f i n e d i s t i n c t i o n entre passé antérieur et plus-que-parfait. Si tous deux marquent une double antériorité, du moins le passé antérieur signifie que l'action dont parle le verbe de la principale survint tout de suite après l'accomplissement de celle qu'il exprime lui-même: Quand il eut bien fait voir l'héritier de ses trônes Aux vieilles nations, comme aux vieilles couronnes . . . . il cria tout joyeux: . . . L'avenir est à moi.*

P. 507: *Les mêmes libertés se retrouvant à d'autres modes que l'indicatif, l'imparfait s'échangeant assez facilement avec le plus-que-parfait au subjonctif, le présent avec le parfait au subjonctif et à l'infinitif, une concordance rigoureuse n'étant de règle ni en cas de coordination ni même en cas de subordination, il arrivait souvent, que les rapports de temps étaient marqués avec beaucoup moins de précision et les faits, par conséquent, localisés les uns relativement aux autres moins sûrement qu'ils ne le sont aujourd-hui.*

P. 508: *Au contraire il est fréquent, en ancien français, que l'écrivain, après un seul „ne" un seul „qui" exprimé, néglige les prépositions qui suivent. Il dira très bien: chascun l'ama et porta fei, au lieu de et lui porta foi. — Il y a plus: il arrive que des mots*

conjonctifs restent sous-entendus et que la dépendance d'une proposition par rapport à une autre n'est marquée que par le mode ou n'est pas marquée du tout: N'i ad paiens nel prit et ne l'aürt (Roland 854). *Oncques ne parla a moi tant come li mangiers dura, ce qu'il n'avait pas acoustume, qu'il ne parlait toujours a moi en mangeant. Entendez: Il (le roi) ne me parla pas une fois tant que le repas dura, ce qu'il n'avait pas coutume de faire, son habitude n'étant pas qu'il s'abstînt de me parler jamais en mangeant.*

P. 509: *C'est ainsi encore qu'on pourrait joindre plusieurs participes avec un seul auxiliaire, quoique les uns se construisissent avec être, les autres avec avoir. Ex: jusques a tant que revenus seres ... et parleit a mon frere* (Band, de Seb. XIV, 89). *Entendez: jusqu'à ce que vous serez revenu et aurez parlé à mon frère.* Vgl. damit das sorgfältig unterscheidende analytische Denken im Magyarischen, z. B.: in *tiz apostol* und *a' tiz apostolok* (*a* bestimmender Artikel, *ok* Pluralzeichen), wo abstraktes und konkretes Vorstellen auch in der Form des Substantivs auseinander gehalten werden. Auch in *ismerés* und *ismertetés* u. ä.

Wie die Steigerung der Aufmerksamkeitsvorgänge zur Bildung neuer Formen führt, zeigt Brunot p. 537: „*Au XIIIe siècle le sujet miens, fait analogiquement sur le régime mien, avait trouvé des correspondants dans les secondes et troisièmes personnes tiens, siens. Au XIVe, tous trois reçoivent au singulier et au pluriel un féminin mienne, tienne, sienne, de sorte que la série des formes toniques de ce modèle, bâtie tout entière sur une seule forme d'un seul pronom, est complète, et que les formes régulières et étymologiques n'ont plus qu'à disparaître.*

Sollten wir vielleicht mit Wundt hier eine unbegreifliche, analogisierende Einwirkung von seiten dieses „*mien* annehmen? Eine Fernwirkung oder, wenn wir die Seele als Aktiengesellschaft auffassen dürfen, irgend eine diesem Vorstellungselement eigene gesellschaftliche Tätigkeit? Nur Selektion des funktionellen Zeichens erklärt: p. 538: *Au conditionnel, en attendant que la même substitution ait lieu à l'imparfait, ais apparaît à la fin du siècle, chassant oie, qui était étymologique. Un peu plus tard ons achevait jusque dans les subjonctifs, comme chantiens, de prendre la place de iens.*

Wird hier die Selektion als eine organische, vom Gefühlszentrum im Sinne der größten Lust bewirkte und in passiver Apperzeption von der Intelligenz angenommene, aufzufassen sein, so haben wir es bei der Umwandlung des fragenden „*lequel*“ in ein beziehendes Fürwort mit dem Eingreifen vollendeter Persönlichkeiten in die Gestaltung des Satzes zu tun, von Persönlichkeiten, welche lateinische Vorbilder vor Augen hatten und deren intellektuelle Tätigkeit (Wahl) durch ihr ästhetisches Sprachgefühl bestimmt wurde. Brunot S. 548 II: *Ainsi, il serait*

absurde de prétendre que le pronom lequel, devenu relatif, d'interrogatif qu'il a été primitivement, est de provenance latine, alors qu'il est de formation toute française. On peut du moins soutenir avec beaucoup de vraisemblance qu'il doit en partie la faveur dont il a joui en moyen français à l'influence du latin, où les propositions relatives jouent un rôle si considérable.

Wie sich die Entwicklung des Satzes nach der logischen Seite von der unvollkommenen zur vollkommenen Analyse unter dem Einflusse sozialer wie auch geschichtlicher Faktoren, besonders in immer glücklicherer Anpassung an klassische Muster, im einzelnen vollzieht, muß aus den Tatsachen der historischen Grammatik, zum Teil auch aus einer wissenschaftlichen Literaturauffassung erkannt werden, aus Werken, wie sie u. a. F. Brunetière, G. Lanson, Faguet, Doumic, Gazier und Suchier-Birch-Hirschfeld geschrieben haben. Wir wollen, darauf gestützt, noch einige psychologische Interpretationen versuchen. Was Evolution ist, läßt sich am Ende am besten aus der allmählichen Veränderung einer Sprache erkennen. Vor allem möchten wir an dieser Stelle bemerken, daß keines der drei die Zustände des Geistes in Molekularbewegungen ausdrückenden Rindenzentren selbständig ist noch sein kann, weil es zu seiner Entwicklung der Hilfe der übrigen bedarf und weil ein höheres geistiges Entwicklungsgesetz Einstimmigkeit des ganzen psycho-physischen Organismus fordert. Selbst das die äußeren und inneren Reize festhaltende und weiterführende sensorische Zentrum bedarf zu seinem organischen Wachstum der Unterstützung des Geistes, der seine Assoziationen festigt und ordnet. Wie zeitweilig eine besondere Gemütsrichtung der analytischen Gestaltung des Satzes widerstrebt und sie teilweise aufgehoben hat, zeigt G. Lanson in seiner Betrachtung der französischen Sprache des 17. Jahrhunderts, wo er sagt: „*Pour abréger la phrase, on la débarassa de l'échafaudage logique qui l'étayait, les idées se lièrent par elles-mêmes, se subordonnèrent par leur ordre de présentation; et l'on rebuta des termes de liaison, conjonctions et locutions conjonctives.*" Zeitweise folgte demnach die Satzordnung mehr dem anschaulichen als dem begrifflichen Denken. S. dazu: H. Gomperz. *Zur Psychologie der logischen Grundtatsachen.* V. Abschnitt: *Anschauliches und begriffliches Denken.*

Indessen sind dies nur Anzeigen leichter Schaumwellen, die das erregte Gemüt aufwirft, herrschend bleibt immerfort im Französischen der scharf unterscheidende analytische Geist. Darum heißt es weiterhin: „*Les métaphores du langage précieux ne sont pas des ‚images' au sens exact du mot, des réveils de sensation, mais des façons spirituelles de donner à deviner des idées. Elles ne mettent en jeu que l'esprit: ce sont, à vrai dire, non des visions, mais des rébus. Telles sont les expressions citées par Somaize: avoir un œuf caché sous cendre, pour dire avoir de l'esprit et n'en avoir pas la clef; il me semble, monsieur, que vous avez des quittances*

d'amour, pour dire des cheveux gris. — Le propre ici de la préciosité consiste à ne concevoir d'autre supériorité dans l'usage des mots que de détourner ou de compliquer l'expression: ce qui suppose la subtilité de l'esprit et chez celui qui parle et chez celui qui écoute."

Lebhafte, im sensorischen Zentrum erregte Vorstellungen können die Beziehungsprozesse beeinflussen und so zu einer, der strengen Begriffslogik widerstreitenden Konstruktion führen. Bsp.: *Sa gent estoient occis* (Joinv. chap. II). Vgl.: *La plupart des jeunes gens croient être naturels lorsqu'ils ne sont que mal polis et grossiers* (La Rochefoucauld) und engl.: *By this time the whole household were brought to the doors and windows* (W. Irving). — *The French and the English give strange accounts of one another. Are either of them impartial? No, neither of them are.*

Empfindungen, wenn sie sich mit einem Urteil verknüpfen, faßt der Intellekt als etwas Bestimmtes, Gewisses oder Unbestimmtes, Zweifelhaftes, Unwahrscheinliches auf. Ihre Einwirkung kommt im Satz zur Erscheinung in den Modis, von welchen der Konjunktiv, unter Umständen auch einige Zeiten des Indikativs, im Französischen verschiedene Grade der Wahrscheinlichkeit, der Ungewißheit und der Unwahrscheinlichkeit bezeichnen. Doch ist ohne weiteres klar, daß, eben weil die Auffassung eines Vorstellungsinhaltes als gewiß oder ungewiß vom Gefühl abhängt, unter den verschiedenen romanischen Sprachen im Gebrauch dieses Modus keine durchgehende Übereinstimmung herrschen kann, sowie daß die einzelnen Sprachen selbst viele Schwankungen aufweisen müssen. Deshalb gab A. Boniface (*Grammaire française méthodique et raisonnée*, p. 270) die Vorschrift: *Interrogez-vous vous-même; commencez par sentir, et votre expression sera presque toujours l'image fidèle de votre pensée.* Im XV., XVI. und XVII. Jahrhundert zeigt sich ein gewisses Übergewicht des Indikativs nicht nur nach *quoique*, das ja aus einem verallgemeinenden Relativsatz entstanden ist, sondern auch analogisch bei *bien que*, *encore que*, vgl. noch bei Molière: *la mienne, quoique aux yeux elle n'est pas si forte* (*Éc. des F.* 1345). Dann aber führt die philosophierende Grammatik den Konjunktiv streng durch, so daß im XVIII und in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts der Indikativ kaum zu finden ist. Erst die moderne Zeit reißt sich von einer in ihrer Schablonenform der Sprache Gewalt antuenden Regel los: *ils étaient si fiers, bien qu'ils en riaient encore* (Zola), *malgré que je fus mal satisfait de mon arrestation, il y mit de la courtoisie.* Gefühl und philosophierende Grammatik! Man sieht wie verschiedene Kräfte die Sprachform bestimmen können. In den Regeln unseres Schulfranzösisch kommt nur die Tendenz eines künstlich erzeugten Sprachorganismus zum Ausdruck, seine eigenen Bewegungen fortgesetzt zu wiederholen, die Tendenz des psychischen in den Assoziationen festgelegten Mechanismus. Doch kann

auch ein Überwiegen der Gefühlstätigkeit der Entwicklung einer Sprache im Wege stehen, wenn sie in übertriebener Weise dem Ausdruck kleiner Gefühlsdifferenzen dient, welche praktisch nur geringe Bedeutung haben, und so eine Fülle nutzloser Formen hervortreibt. Bsp.: die Menge der Deklinationen in vielen afrikanischen Sprachen. Ähnlich, weil Unterschiede dunkel gefühlt wurden, erzeugt das Altfranzösische eine Überzahl hypothetischer Satzformen, von denen später die meisten durch Auswahl der passendsten beseitigt werden müssen. Brunot, l. c. p. 501 äußert hierüber: *Qu'on considère par exemple les propositions hypothétiques, aujourd'hui si pauvres de formes; l'ancien français peut, tout d'abord y distinguer, comme les langues anciennes, l'hypothèse pure et simple, le potentiel, et l'irréel, c'est-à-dire présenter la condition comme un fait indépendant de toute vue de l'esprit, ensuite comme un fait qui peut arriver, quoique douteux, ou enfin, comme un fait qui ne s'est pas réalisé, et ne pouvait se réaliser.* P. 502: *Dans la phrase suivante: n'en irat, s'il ne creit* (Rol. 2753 Gaut.), *la condition s'il ne creit est présentée comme indépendante de toute vue de l'esprit, on ne dit ni si on croit, ni si on ne croit pas qu'elle se réalisera. Au contraire dans: S'en ma mercit ne se culzt a mes piez, E ne guerpisset la lei de chrestiens, Jo li toldrai la curune del chief* (Rol. 2682) *les subjonctifs des propositions qui dépendent de si peuvent se traduire par: s'il ne se couche à mes pieds, et n'abandonne, comme il est possible. Enfin dans ces vers: se veissums Rollant ... Ensemble od lui durrium granz colps, il faut entendre si nous voyions Roland (mais nous ne voyons pas), ensemble avec lui nous y donnerions de grands coups.* P. 502: *Nous pouvons encore dire: si je le voyais, je lui pardonnerais, si je l'avais vu, je lui pardonnerais, je lui aurais ou lui eusse pardonné, et même, quoique rarement: si je l'eusse vu, je lui eusse pardonné. Le vieux français peut construire en outre: si je le visse, je lui pardonnerais, si je le verrais, je lui pardonnerais (rare); si je le visse, je lui pardonnasse; si je l'eusse vu, je lui pardonasse*; Ex. 1⁰ *parler voldreie un poi a tei, si te ploust (Rois 229)*; 2⁰ *Se tu ja le porroies a ton cuer rachater Volentiers te lairoie ariére retourner (Fierabr.)*; 3⁰ *se termes en estoit, Ne montasse a cheval ne tenisse conroi (Aye d'Avignon, 2430—1)*; 4⁰ *se tei ploust, ici ne volsisse estre, e pur ço, si mort l'eüsse, a mort me turnereit.* Bei all diesem Formenüberfluß fehlt es doch an scharfer begrifflicher Unterscheidung, denn, wie Brunot weiterhin sagt: *le vieux français non seulement peut distinguer, mais confondre ces modalités, prendre de l'une la proposition principale, de l'autre la proposition subordonnée, et faire des constructions mixtes qui seraient barbares en latin ou en français, et qui figurent cependant, assez fréquemment même dans nos vieux textes. Si on ajoute ces constructions incohérentes aux autres, on arrive à un total de plus de vingt —*

cinq manières différentes de rendre l'hypothèse dans le passé, le présent ou futur (p. 502.).

Sehr unwahrscheinlich ist, daß der Gebrauch des Konjunktivs durch scharfsinnige logische Unterscheidungen geregelt wurde, wie Tobler will. Denn, so viel wir wissen, haben sich die Scholastiker damit nicht beschäftigt und die späteren Grammatiker zeigen nirgends in ihren Schriften ein so glänzendes Distinktionsvermögen wie es sich in den folgenden Ausführungen kund gibt: »In dem Satze *la plus forte dépense que l'on puisse faire est celle du temps* scheint mir also der Sachverhalt der, daß zu der in bezug auf die Zahl völlig unbestimmten Vorstellung von „Aufwendung" das Merkmal der Ausführbarkeit, diesmal ein jedenfalls allem durch das Substantivum Bezeichneten zukommendes, sich gesellt, und gleichzeitig aus dem was „mögliche Aufwendung" heißen kann, die „bedeutendste" ausgesondert wird. Der Konjunktiv aber deutet an, daß der Redende will dahingestellt sein lassen, ob der möglichen Aufwendungen viel oder wenig seien. Daß die dargelegte Auffassung die zutreffende sei, wird auch dadurch nicht zweifelhaft, daß ein Substantivum als Beziehungswort für den Relativsatz nicht jedesmal vorliegt, daß man sagen kann *le premier qui en ait fait l'observation*; in solchen Fällen wird eben durch den Relativsatz selbst eine Gattungsvorstellung hervorgerufen, und darauf innerhalb der vorgestellten Gattung ein einzelner als der erste ausgesondert. Ja man muß dasselbe sagen von *le seul qui en ait fait l'observation*, auch hier wird etwas hingestellt, was als Gattungsmerkmal gedacht werden könnte, gleichzeitig aber einer durch *seul* ausgesondert, dem allein diese Gattungsbezeichnung zukomme. Grammatisch gesprochen: der Relativsatz ist nicht attributive Bestimmung zu *seul*, *premier*, sondern umgekehrt *seul*, *premier* ist ein solcher zum Relativsatz. Zu solcher Auffassung zwingt, wie mir scheint, die Tatsache der Anwendung des Konjunktivs; denn nur die Beziehung auf das der Zahl nach unbestimmte und von jeder Zahlbestimmung frei zu haltende Vorgestellte, welches dem substantivischen Beziehungswort entspricht, oder wo ein solches fehlt, die numerische Nichtbestimmtheit dessen, was der (beziehungslose) Relativsatz selbst als Gattung hinstellt, rechtfertigen diesen Modus, während bekanntlich schon die kaum merkliche Änderung des oben gegebenen Satzes zu *la plus forte des dépenses*...das Eintreten des Indikativs *que l'on peut faire* herbeiführen würde, weil der bestimmte Artikel der numerischen Nichtbestimmtheit ein Ende macht, wenigstens nicht stehen würde, wenn nicht auf die „Aufwendungen" als auf einigermaßen, auch der Zahl nach feststehende hingewiesen werden könnte. Der Konjunktiv aber scheint mir in den Fällen erster Art das Primäre und wenn man auch in ihm, wie jede

Grammatik lehrt, nicht selten dem Indikativ des Relativsatzes begegnet, so scheint mir darin jedesmal eine Mischung zweier Gedanken sich zu bezeugen, indem neben dem Gedanken, dem der Satz beim Gebrauche des Konjunktivs entspricht, der andere sich Geltung schafft, daß dasjenige was der Relativsatz als Merkmal einer numerisch nicht bestimmten Gattung hinstellt, tatsächlich doch Merkmal des numerisch bestimmten durch den Superlativ ausgeschiedenen Einzelnen ist.«

Zum Konjunktiv s. besonders Bischoff, *Conj. bei Crestien de Troyes* und Güth *die Lehre vom Konj. mit Anwendung auf die ital. Sprache.* Wir halten dafür, daß der Konjunktiv ursprünglich der Modus der affektiven Auffassung ist, jedoch in seinem späteren Gebrauch mehr durch gewohnte Assoziationen und Reflexion bestimmt wird. Der mit ihm im hypothetischen Satzgefüge konkurrierende Konditionalis scheint uns ein Produkt sprachlicher Phantasie zu sein, eines Zustandes allgemeiner Erregung des Geistes mit starker Gemütsbewegung, der auf das sensomotorische Zentrum einwirkt und zur Wortbildung drängt. Ungewißheit kommt hier symbolisch zum Ausdruck durch den in deutlichere sinnliche Vorstellung (Verbum ohne Zweck ist unvorstellbar) nicht umzusetzenden, gleichsam Fernes oder Zukünftiges andeutenden Infinitiv und die auf einen entfernten vergangenen Zeitpunkt weisende Imperfektform, wie durch ähnliche Phantasievorstellung im Latein unter Umständen für den Irrealis der Vergangenheit im Aktiv oder bei einem Deponens der Konjunktiv Perfecti der periphrastischen Konjugation eintritt. Vgl. *Quis dubitat, quin, si Saguntinis impigre tulissemus opem, totum bellum in Hispaniam aversuri fuerimus?* Liv. 31, 7, 3 und Magyarisch: *boldog leendettél, ha akartál volna* = Du hättest glücklicher sein können, wenn Du gewollt hättest oder: *megmentöm f o g o t t az lenni* = das wäre meine Rettung gewesen, wo die Zeitformen der Vergangenheit und der Zukunft zum Ausdruck der Irrealität verbunden sind. Freilich bedürfen diese Schöpfungen auch der Mitwirkung des sprachlichen Gedächtnisses, wie mit anderen schon Ugo Foscolo erkannt hat: *Ma un grande ingegno sente più intensamente, e soffre più fortemente che altri; e per ciò appunto, quando la forza della passione allenta, egli ne serba più a lungo la rimembranza, e più agevolmente può ridestarsela nell'immaginazione e risentire gli effetti, e, come parmi, c i ò c h e d i c i a m o p o t e n z a d'i m m a g i n a r e s t a p i ù c h' a l t r o n e l c o n c o r s o d e l f o r t e s e n t i r e e d e l l e r i m e m b r a n z e.* (*Saggi di Critica Storico-Letteraria.* Vol. I, p. 40.) Welche sprachliche Gedächtnisbilder in einem gegebenen Moment zur Verfügung standen, darüber kann uns nur die Sprachgeschichte Aufklärung verschaffen. Verständlich wird aus dem Wirken der Phantasie im Französischen auch der Gebrauch des Imperfekts für den Irrealis. In all diesen Fällen kommt nähmlich der Begriff zu symbolischer

Darstellung durch eine anschauliche Konstruktion in Raum und Zeit. Erinnerungstätigkeit (sensorisches Zentrum), Denktätigkeit (intellektuelles Zentrum) und Gemütstätigkeit (Empfindungstätigkeit) sind ununterscheidbar dabei betätigt. Es ist, wie wenn subjektive und objektive Geisteskraft hier zusammenflössen, worauf uns auch das ästhetische Einfühlen (s. Lipps. *Ästhetik* II, 20—32) zu deuten scheint.

Daß bewußte Nachahmung fremder Sprachmuster ein Akt der Reflexion ist, wird niemand bezweifeln. Dazu gehören alle Latinismen, Hellenismen, Italianismen etc., z. B. *ainsi soit que*, *là où*, *comme celui qui*, *le beaucoup amasser (hellénisme)* wie sie die historische Grammatik, auf die wir hier verweisen müssen, festgestellt hat. Auch die sog. Isolierungen (s. Paul, *Prinzipien*, S. 311—318), können wir uns nur erklären als durch analytische Denktätigkeit gewordene Veränderungen in den Beziehungen der Wörter, wodurch bisher gewohnte aufgehoben und neue gestiftet werden. Eine Art Selbstnachahmung muß sie dann im psycho-physischen Organismus verfestigen. In dieser Weise scheint uns der Infinitiv aus dem Kasus eines nom. actionis, Präpositionen und Konjunktionen aus bestimmte Vorstellungen bezeichnenden Wörtern hervorgegangen zu sein. Denn wirklich isoliert kann ein Wort nur werden als tote Abstraktion im Wörterbuch, die Wörter im Satz stehen miteinander stets in lebendiger Wechselbeziehung und gibt es darin auch keine erstarrten Formen. Über letztere s. J. Jolly, *Geschichte des Infinitivs im Indogermanischen.* München 1873, S. 112—115. Symbolisches Bezeichnen findet die Sprachwissenschaft auch in der Bedeutungsentwicklung der Kasussuffixe, so beispielsweise darin daß der Laut (Pronominalstamm) *am* ursprünglich dem Hinweis auf die Ferne diente und von da aus zur Bezeichnung des Leblosen in der Endung des Neutrums gelangt. Pronominalstämme, stammbildende Suffixe und Kasussuffixe gehen wohl alle auf ein mehr oder minder deutliches Hinweisen, ein stärkeres oder weniger nachdrückliches Hervorheben (also einen Willensakt) zurück, das in einer starken Gefühlserregung begründet ist. Sie sind ein Niederschlag der rudimentüren Form der Intelligenz (*discrimination in feeling* nach Lewis) bezüglich der Beziehungsvorgänge, welche erst später im analytischen, von lebhaften Vorstellungen begleiteten Denken, deutlich werden.

Wort und Flexion sind eine Vorstellungsgruppe, die ein Ineinander von Begriff und Gefühl (das Gefühl eines innerlichen Geschehens) repräsentieren und die immer erst einen bestimmten Sinn durch die jeweilige Gesamtvorstellung erhält. Indem nun das analytische Denken die Beziehungen gesondert erfaßt, hebt es sie als unterschiedene geistige Akte in die intellektuelle Sphäre, d. h. zur begrifflichen Erkenntnis. Flexionen sind nur Zeichen für auf Gefühlszustände gerichtete Unterscheidungen und deshalb

schon in ihrem Ursprung vieldeutig, weil dasselbe Gefühl sich mit sehr verschiedenen Vorstellungen verbindet. Bsp. *fleurette: petite fleur*, fig. *jolie petite chose, de là propos galant, cajolerie amoureuse.* Wir stimmen deshalb Mauthner bei, welcher vom Genitiv sagt: „Er ist die Ausdrucksform für die unbewußte A s s o z i a t i o n s t ä t i g k e i t, indem wir dieses Wort durch B e z i e h u n g s t ä t i g k e i t ersetzen". Ferner in den Sätzen: „Der Genetiv ist nichts weiter als das Mädchen für alles und hat jedwede Beziehung einer substantivischen Vorstellung kurz auszudrücken" und: „in derselben Unbestimmtheit bezeichnet der Akkusativ jede Beziehung irgend eines Substantivs zu irgend einem Verbum". Die Unbestimmtheit des Sinnes jeder einzelnen Kasusform ist, wie Mauthner sich ausdrückt, so groß, daß nichts weiter übrig bleibt als von ihnen zu sagen: sie deuten Beziehungen an, die umgebende Wirklichkeit, respektive die wachgerufene Erinnerung an sie, gibt den Kasusformen in der jeweiligen Anwendung erst ihren besonderen Sinn. Immerhin ist es im einzelnen Falle der Mühe wert zuzusehen, ob sich eine Beziehungsbedeutung rein durch Gefühlsassoziationen oder, wie z. B. beim Gebrauch des russischen Instrumentalis als Kasus der Gleichheit und der Vergleichung, durch Vermittelung einer Phantasievorstellung entwickelt haben muß. Vgl. damit magyarisch: *a medve erösebb a farkasnàl* (*nál* = bei) = der Bär ist stärker als der Wolf. Ist doch die Grundbedeutung des Instrumental nach Delbrück die des Zusammenseins, demnach auf ein anschauliches Verhältnis gerichtet. *The fundamental idea of the instrumental case is that along which the action takes place; it expresses not only the instrument, but also how often and how much, and the direction or manner of a process* (Byrne, *Principles of the structure of language* II, p. 252.) Dient der Instrumental dazu, den adjektivischen Charakter des prädikaten Substantivs zum Ausdruck zu bringen, wie im czech. *bratr jest vojákem*, so muß das Subjekt als Inbegriff von Eigenschaften vorgestellt werden, mit denen es ein Ganzes ausmacht. Also ist auch hier Tätigkeit der Einbildungskraft wirksam gewesen. Belehrende Analogien hierzu bieten die bei Aristoteles so häufigen Wendungen ἀνθρώπῳ εἶναι, δεσπότῃ εἶναι, sowie im Ungarischen die Konstruktion von *lenni* „sein" mit dem Dativ sowohl des Haupt- und Beiwortes, als auch des Fürwortes: *szégenynek lenni nem szégyen* = arm zu sein ist keine Schande; *müvésznek lenni szép dolog* = es ist eine schöne Sache Künstler zu sein; *ha neked volnék, most Londonba utaznám* = an deiner Stelle würde ich jetzt nach London reisen (*nák*, — *nék* bedeuten ursprünglich «Richtung»).

Wie Aristoteles will auch das Magyarische die durch die Dative bezeichneten Eigenschaften von den Gegenständen sondern, denen sie inhärieren. So stoßen wir in der Sprachentwicklung

überall auf Zwecke und Absichten, denen Assoziation nur als förderndes Hilfsmittel dient.

Der Phantasie wird überhaupt in der Gestaltung der grammatischen Verhältnisse mehr Einfluß zugestanden werden müssen, als man bisher, logischer Deutungen beflissen, zu tun gewohnt war. Hier haben wir sie nur in ihrer Wirkung auf das beziehende Denken zu besprechen. Es ist gewiß richtig, mit Tobler (*Vermischte Beiträge zur frz. Grammatik* II, S. 76) zu sagen: „Wenn man, wie die Grammatiker lehren und Littré unter *son* 3 belegt, gesagt hat und noch sagt *cela sent son vieillard, son rhéteur*", so heißt dies freilich nicht „der Greis, der Rhetor, der er ist", sondern, wie in *cela sent son vieux temps*, bezieht sich *son* auf das Subjekt des Satzes *cela*, und *son vieillard* ist „den Greis, der dazu gehört, von dem das ausgegangen ist", „son vieux temps" die alte Zeit, welcher das zugehört. Vgl. oben bratr jest vojákem und magyarisch: *halottaiból föltámadott.* Er ist von den Toten auferstanden. Wörtlich: von seinen Toten, d. h. von den Toten, zu denen er gehörte, wie es auch Simonyi auslegt. *Módjával szaladj.* Laufe mit Maß, d. h. wörtlich mit seinem Maß, mit dem dieser Tätigkeit angepaßten Maß. 'Welcher dies zugehört' wird also wohl die richtige Erklärung sein und sehen wir in den vorausgehenden, aber auch in allen ähnlichen von Tobler weiter angeführten, zum Teil als mißbräuchliche Umgestaltungen aufgefaßten Beispielen die Wirkung ein und desselben Phantasieverfahrens, bei welchem ein Substantiv als ein Inbegriff von Eigenschaften gefühlt und ihm eine derselben im gefühlsbetonten Besitzverhältnis attribuiert wird.

Bsp.: *ce jeune dandy s'adresse à la vieille dame d'ici, qui d'abord fait sa renchérie, son estomaquée.* Loti, *Japon* 278. Wenn auch, wie in: „*Mais voilà, me dis-tu, des phrases mal sonnantes, sentant son philosophe, au vrai même tendantes*" (Voltaire, *Épître au roi de Danemark*) kein Wort vorhanden ist, auf das das Possessivpronomen im Satz sich beziehen könnte, im Phantasiedenken findet diese Beziehung doch statt. Vollkommen von der Phantasie und Beziehungsgewohnheiten, man möchte sagen: Gehirngewohnheiten, hängt der Sinn von Verbindungen ab, wie: *à son recours, à son aide, à sa santé; en sa faveur, à mon aspect, à ma vue; en mon honneur; sauf votre respect, pour votre seul respect; j'ai obtenu mon pardon, ma grâce* etc.; *ô Dieu, rendez-le heureux en lui conservant votre crainte, à mon égard* (in Betrachtung meiner Person), *à sa rencontre; la révolution française était alors dans toutes les bouches, son amour ou sa haine dans tous les cœurs; mon dû, mes injures, à mon intention* im Hinblick auf mich, *à mon endroit, en sa mémoire, nous aurons de ses nouvelles* (was nicht bloß von ihm selbst gegebene Nachrichten sind), *on portait encore son deuil.* S. Tobler, *V. B.*, II, S. 69. 7 B.

Der Unterschied von franz.: *l'harmonie, l'élégance et la perfection de sa poésie* und ital.: *l'armonia, eleganza e perfezione della sua poesia* liegt ganz in der Vorherrschaft der analytischen Tätigkeit des Verstandes oder der synthetischen der Phantasie bei Verbindung der Substantiva. Aus dem Widerstreit dieser beiden geistigen Kraftäußerungen erklärt sich das Schwanken im Gebrauch des das analytische Denken betonenden Artikels im Französischen, bis die Grammatiker feste Regeln hierfür aufstellten. S. dazu: J. Riese, *Recherches sur l'usage syntaxique de Froissart*, p. 43. 2 bis 45. 5. —

(Fortsetzung folgt.)

Augsburg. K. Morgenroth.

Wortgeschichtliches.

1. souris.

L'opinione vulgata (ma v. invece il **sorícius* del Gröber Wölfflin's Arch. V. 473) circa a questa voce, è ch'essa dipenda da un lat. volg. **sorīce* per il class. *sorĭce.* Parmi però siasi badato troppo poco ai derivati *souriceau -cière*[1]), i quali ben potrebbero avvertirci che in *souris* si abbia altro. Mi sovviene cioè che nella Ladinia centrale, la voce per *souris* suona *surícia soríza* forme accennanti con ogni evidenza a un **sorīcia*[2]), che io m'immagino essere un **sorĭcea* nel quale s'è immesso *-īciu.*[3]) Ben è vero che nel Friuli c'è una base (*surís* fem.) che par confermare **sorīce*, visto che i derivati ne sono *surisàr -sarie* topaja, *-sàte*, ecc.[4]), sempre con *s*

[1]) Il Dict. gén. dice le voci derivate da *souris* senza aggiungere altro. Il Nyrop non le menziona negli Indici del 3⁰ vol., e io le ho cercate invano pur ne' §§ (69 sgg.) dove ci s'aspetterebbe di trovarli. A proposito dei quali paragrafi, e principalmente del § 77, (e anche di Meyer-Lübke II § 459) mi si lasci ricordare che *enfançon* ben potrebbe risentirsi di *enfance*, o meglio ancora, del plur. *enfants.* Nell'alta Italia, il plur. *fanc* (*c* palatal) può venire alle funzioni di singolare, e si hanno quidi anche *fancia* ragazza, *fanciscia* madre di molti figli, *fancianá* fanciulleggiare (Cherub. V), *fancètt* fanciullo (ma *fanciullo-cello* rappresentan **fant(i)ciullo *-(i)cello*).

[2]) O **soriciu*, visto che il genere feminile ben poteva determinare più tardi il metaplasma.

[3]) Cfr. anche il valtell. *sorícc* (l. *soríc*, con *-c* pal.; non *sorice* come ha il Körting, e, copiando da lui, il Puscariu, Et. W. d. rum. Spr., 1602) cioè quasi '*sorícchio*' (con *í* da *í* lungo sostituitosi a *í* breve; cfr. it. *lentícchia* di fronte allo sp. *lenteja*, Körting 5526). [Il friulano prof. Sepulcri crede di potermi affermare che nel Friuli esista anche un *suríe*, fem., che allora non potrebbe non essere **soríca* (*í* lungo) e renderebbe però probabile una ugual vocale originaria pur nel lad.-centr. e nel francese].

[4]) E anche il fatto, del resto, che non si scriva *surìss* o *-iç* o *-ízz.* Il num. 169—70 (Arch. glott. I, 523) dell'Ascoli, potrebbe veramente indurre in errore, poichè, p. es. *laç*, laccio, vi fa la stessa figura di *paç* pace, *e vreas* (di cui v. Arch. glott. XVI 241) vi è trascritto per *vreaç* e derivato da *[e]briaceo. Ma il Pirona non confonde mai la serie nella quale entrano p. es. i riflessi di *-óso -áce* ecc., con quella dove entrano quelli di *-cjo -tjo* ecc. E cosi *vreás* come *surís* saranno da **vreáse *soríse -o* immediatamente anteriori, e *laç*, da **lasso -zzo* (cfr. mil. *paas* di fronte a *las laccio*).

sonoro. Ma io mi chiedo, in considerazione delle forme del ladino centrale, se la voce friulana non rappresenti l'incontro di **surízz* o **surízza* col **sóris*[5]) a cui sarebbe venuto nel Friuli *sorĭce*. La solidarietá tra le forme francese, lad.-centrale e friulana sarebbe cosi completa, e trarrebbe risalto dall'accordo pure nel genere della voce.

2. étriquer.

Non ho modo di vedere se alcuno abbia contestata l'etimologia che di questo verbo si legge nel Dict. gén. Certo non ne registra altre il Körting nella più recente edizione del Lat. -rom. Wörterb. — Ma veramente non si potrebbe dire che l'aat. *strihhan* (mod. ted. *streichen*) molto convenga; onde gioverà cercare di meglio. Nell'alta Italia, e più precisamente nell'Emilia[6]), occorre un verbo *stricar*, spremere, stringere, sinonimo dunque in parte dell'it. *strizzare* che, insieme all'afranc. *estrecier* (mod. *étrécir*), vien riportato a **strictiare*. Analogamente *stricar* è dall'Ascoli ricondotto (Arch. glott. XIV, 338) a uno **strigicare*.[7]) Mi pare che la voce francese difficilmente si stacchi dalla emiliana.

[5]) E curioso che il Pirona, Vocab. friul., scriva *sùris*, per ben quattro volte, a p. 262 (*surìs* invece a pp. 423 e 700). Siccome *suris* e dato anche da altri fonti, cosi si chiede se *sùris* sia un errore o se sia forma convivente a quella. In tal caso, l'*u* andrebbe spiegato da *surís*.

[6]) Ho dalle mie note un moden. *strinchèr* = *striccar*, che non ritrovo però ne Vocab. di quel dialetto. Se genuino, ci rappresenterà l'incontro di 'striccare' con 'stringare' (it.), il quale *stringare* o sarà alla sua volta molto verisimilmente come uno 'striccare' influenzato da 'stringere' o deriverá da *stringa*. Questo è un deverbale dal presente di *stringere* (*stringo -ga*) e ha allato a se *strinca* (gen. ecc.), derivato alla sua volta da uno **strincare* (port. *estrincar*). — Quanto a *strucar* ecc. (Arch. glott. XIV, 338) penserei all' incontro di *stricar* colla base ch' è nel ted. *drucken*.

[7]) Lo rivedremo nel sardo *stricchiddai* schizzare, accanto a cui sta *scriccare* (Arch. trad. pop. XXII 515 n; *scre-* nel Purqueddu), che ha forse *k* per l'influenza di *ischizzare* campid. *schiscinai*, schizzare.

Milano. C. Salvioni.



Sprachpsychologische Untersuchungen mit besonderer Berücksichtigung des Französischen.

Der Satz und seine Wandlungen.

(Fortsetzung. Vgl. Band XXXVI[1], p. 141—169.)

Wie mächtig die Phantasie in die Gestaltung des Satzbaues eingegriffen hat, sehen wir daraus, daß Kasusformen und Präpositionen ursprünglich stets räumliche Beziehungen anzeigen. Die späterhin die Verbindung der Sätze (Parataxis und Hypotaxis) bezeichnenden Konjunktionen entwickeln sich, wie Paul nachweist, zum großen Teil — sie können ja auch aus Substantiven oder ganzen Sätzen hervorgehen — aus den konjunktionellen Adverbien oder aus einzelnen Formen der konjunktionellen Pronomina, die eventuell mit anderen Wörtern verknüpft sind. Entstehungsweise der Konjunktionen s. Paul *Prinzipien.* Was die darin erwähnte Verdunkelung des Wortes anbelangt, die notwendig sein soll, um es als bloß satzverbindend zu e m p f i n d e n, so ergibt sich diese mit der Zeit von selbst, wie auch die Verdunkelung aller Etymologie, dadurch, daß ein bewußter geistiger Vorgang allmählich zu einem unbewußten des psychischen Mechanismus (sensorisches Zentrum) herabsinkt, wodurch das höhere intellektuelle Koordinationszentrum entlastet wird. S. hierüber die Gesamtdarstellung von Pierre Janet *Automatisme psychologique.*

Ein Niederschlag reiner Beziehungsvorgänge ohne jede Einmengung von Phantasie liegt vor in der von G. Körting *Handbuch der romanischen Philologie* S. 529 Anmerk. 1 als volkstümliche Unbeholfenheit erwähnten Limitation mittels *non quam* (frz. *ne-que*, ital. *non-che*, span. *no-que*) in den romanischen Sprachen. Es ist wie wenn anstatt: „er ist hart wie ein Fels“ man sagt: „Er ist hart, nicht ein Fels!“ Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir diese Verbindung eines ausschließenden „*non*“ mit einem positiv setzenden „*quam*“ auffassen als den unmittelbaren Ausdruck des logischen Vorgangs, wodurch zwei

im conträren Gegensatz stehende Urteile in Übereinstimmung gebracht werden, Urteile wie: „*il a beaucoup d'amis*“ und „*il a trois amis.*“ Vgl. auch deutsch „nur“ von *newâre* = „wenn es nicht wäre“ und ital. *senonchè.* Dagegen ist die kurze und farblose, d. h. jetzt ohne jede Beziehung zur Phantasie stehende Verbindungsweise durch *que (che)*, die in Nebensätzen, besonders wenn, wie bei Cervantes, noch Relative sich einmischen, als unschön empfunden wird, Folge der schon erwähnten Mechanisierung eines bequemen Zeichens für einen allgemeinen Beziehungsprozeß. S. noch Michel Bréal, *Essai de Sémantique.* 1897. p. 204: *De la Conjonction.*

Dieses „*que*“, mag es die Reflexion nachträglich im einzelnen Falle (s. Brunot *Hist. de la langue fr.* II, 428: *Deus brebiz que il dit que je li ay mangies* etc.) als Konjunktion oder als Relativum oder auch als Relativum mit dem Personalpronomen *il* ansehen, bezeichnet eigentlich ein Minimum von verbindender Tätigkeit des Intellekts bei nur auf Satzverbindung gerichtetem Willen, der auch direkt auf das sensorische und das motorische Zentrum einwirken kann. Mit Recht meint G. Körting *Handb. d. rom. Ph.* S. 540, daß es gleichsam nur ein lautliches Satzzeichen als Konjunktion darstelle. *Que* als Relativum für „*dont*“ ist in der Vulgärsprache sehr beliebt. Bsp.: *l'homme que j'y ai acheté des cerises*, wobei das „*y*“ als die Beziehung verdeutlichend zu beachten ist. S. noch Brunot *l. c.* II, p. 430: *Le langage vivant se dérobe aux exigences d'une logique trop minutieuse. . . Qu'il y eût là un pronom, ou un adverbe, la relation était exprimée sous le mode le plus court, le plus simple, le plus clair à l'esprit.*

Als im 16. Jahrhundert die Nachahmung der lateinischen Satzform bewußter und allgemeiner wurde, geriet sie in häufigen offenen Widerspruch mit dem der neuen Sprache zugrunde liegenden Prinzip der sorgfältigen Analyse der durch schweigendes Denken unbewußt gebildeten Vorstellungsmassen, in deren klarer Auseinanderlegung nach einzelnen Vorstellungs- und Beziehungsmomenten mit dem wachsenden Selbstbewußtsein der vornehmste Zweck der Rede besteht. Fügungen wie: *il ne trouva pas les hommes dignes pour lesquels on se mit aucunement en peine* (Brunot II p. 428), ungeschickte Nachahmungen lateinischer Vorlagen, mußten verschwinden, sobald man die Beziehungsvorgänge einer kritischen Betrachtung unterzog. Desgleichen andere Latinismen (s. Brunot in Petit de Julleville *Histoire de la langue et de la littérature française* II *p.* 197 bis 200), die mit schon eingeübten Konstruktionen in Konkurrenz traten, wie der Gebrauch von *ce que* in dem folgenden Satz: „*Si est bien raisonnable d'attribuer à la prouesse des combattants et à la sagesse du capitaine ce que la ville fut ainsi emportée d'assaut*“ und der unorganisch gewordene Akkusativ mit Infinitiv, dessen

Elemente zu wenig deutlich aufeinander verwiesen, z. B. *Elle se disait avoir perdu* (Henri Estienne) = *Elle disait avoir perdu.* Was man im Neufranzösischen als Akkusativ mit Infinitiv auffaßt, wird nur durch grammatisch-logische Analyse als solcher konstruiert, aber nie als ein besonders zusammengefaßter Nebensatz wie im Lateinischen vorgestellt. Bsp.: „*J'ai vu, j'ai vu couler des larmes véritables*" (Racine) und „*Qui est cet homme qui est si familier avec vos ducs, et qui parle si souvent à vos ministres qu'on me dit être d'un accès si difficile?*" (Montesquieu.) Auf der einen Seite energisches Zusammenfassen einer Handlung mit einem Subjekt, das in seiner Beziehung zu einem andern als Objekt erscheint, auf der anderen Seite Analysieren von Vorstellungen und Beziehungen, die erst eine Schlußapperzeption vereinigt: es ist ein radikaler Unterschied zwischen dem sogenannten Akkusativ mit Infinitiv im Lateinischen und im Französischen. In zwei Richtungen: in der Tendenz, zusammengehörige Satzteile so viel als nur möglich zu trennen *(tendance vers la séparation excessive)* und der anderen, welche dem Satz durch Schöpfung einer Menge von Beziehungszeichen Kohäsion zu verleihen sucht *(tendance vers la cohésion)* charakterisiert sich besonders dieser Gegensatz des den lateinischen Satzbau beherrschenden ästhetischen Prinzips und des logischen, welcher im Französischen sich vorzüglich geltend zu machen strebt. (S. Brunot *Hist. de la langue fr.* II 212—215.) Hier setzte die vermittelnde Arbeit der Grammatiker und Schriftsteller ein (Marot, Vaugelas, Malherbe etc.), deren fortgesetzten Bemühungen die heutige Sprache zugleich ihre logische Durchsichtigkeit wie ihre ästhetische Schönheit verdankt. S. Brunot „*En même temps qu'il proscrit les mots inutiles. Vaugelas veut que, pour mieux resserrer le faisceau des idées, les mots qui se complètent ou se déterminent réciproquement soient aussi rapprochés que possible les uns des autres.*" Ebenso Lanson *Hist. de la litt. fr.* p. 382: „*Il* (Malherbe) *donna une structure artistique à la masse inorganique du vers et de la phrase.*" Mit der entwickelten Sprachlogik tritt auch eine neue auf Überlegung der ästhetischen Wirkungen gegründete Sprachästhetik ins Dasein, von der wir weiterhin zu handeln haben. All dies aber war das Werk überlegender Geistesarbeit an dem Material der Sprache, nicht von selbst sich auswirkendes Ergebnis unter dem Einfluß herrschender Vorstellungen oder eines Motivs der synthetischen Einheit der ursprünglichen Apperzeption eines verwickelten Gedankens, wie es W. Wundt *Sprache* II S. 358—366 darstellt. Läßt sich die sprachliche Synthese eines solchen wirklich nur durch Verschlingung vollziehen? oder müssen wir nicht eher hierin ein Mittel erblicken, den Satz ästhetischen Anforderungen gemäß zu gestalten? Dies wird noch in der Folge zu entscheiden sein, wie auch die weitere Frage, ob feste Normen der Wortstellung und

ästhetische Wortfügungen nicht mit der Verbreitung der Schrift und der Ausbildung der Literatursprache zusammenhängen. Vorher jedoch haben wir noch zu untersuchen, ob nicht, wie in die ursprüngliche Struktur des einfachen nur aus Subjekt und Prädikat bestehenden Satzes, auch in seiner weiteren Entfaltung, ferner in dem sprachlichen Ausdrucke der Beziehungsverhältnisse zwischen den Sätzen die Phantasie mitgewirkt hat und ob ihre Formen sich mit der Zeit verändert haben. Zutreffend sagt Wundt von der Phantasietätigkeit (*System der Philosophie* S. 584), daß sie ein Denken in Anschauungen sei, in das im einzelnen die Assoziation unterstützend eingreife, das aber in seiner eigensten Wirksamkeit dem logischen Denken verwandter sei als der reinen Gedächtnisfunktion. Ergänzend fügen wir bei, daß dieses Denken in Anschauungen von einem Gefühlsinteresse in Bewegung gesetzt wird. Jedes Phantasiebild ist demnach das Produkt dreier Zentren, wird hervorgebracht durch Funktionen des Gemüts, des Intellekts und der Sinne. Suchen wir dies durch einige Beispiele aus der historischen Grammatik zu veranschaulichen.

Wird der lateinische Satz: „*Helvetii sua victoria gloriabantur*“ in das Französische übertragen, so muß der lateinische Casus durch „*de*“ wiedergegeben werden. Grund ist räumliche Vorstellung des im lateinischen Ablativ nur gefühlten kausalen Beziehungsprozesses zwischen Subjekts- und Prädikatsvorstellung. Ein vorstellbarer Ausgangspunkt, auf den „*de*“ hinweist, verdeutlicht nun den Beziehungsprozeß. Dazu war aber nach unserer Auffassung Vorbedingung ein Gefühls- nebst Willensfunktion anregender äußerer Antrieb, der wahrscheinlich während der Kaiserzeit in der Notwendigkeit lag, sich in Rom, noch mehr aber in den Provinzen, mit einer Menge Leute zu verständigen, die das lateinische Flexionssystem zu erfassen außer stande waren, auch überhaupt alle Beziehungswörter nur schwer gebrauchen lernten. Daraus würde sich ebenso das Aufkommen der in allen romanischen Sprachen gebildeten Demonstrativformen mit „*ecce*“ sowie die so häufig begegnenden zusammengesetzten Bildungen von Präpositionen, Konjunktionen und Adverbien erklären. Bsp.: *avant*, *devant*, *puis*, *ainsi*, *aussi*, *cependant*; *encore*, *désormais*, *dorénavant.*

Wenn *ab*, ursprünglich die Richtung der Bewegung von einem Punkte aus bezeichnend, später dazu kommt, Ursache, Mittel und Werkzeug zu bezeichnen, so liegt hier gleichfalls Auffassung der Beziehung durch die Phantasie zugrunde.

Kann „*que*“ jetzt Deklarativsätze, Kausalsätze, Finalsätze, Konsekutivsätze, Temporalsätze und Komperativsätze einleiten, so liegt der Grund davon in der ihnen allen gemeinsamen Vorstellung der Unterordnung, welche, und nichts anderes, durch „*que*“ bezeichnet wird. Also wieder Phantasievorstellung.

Von den mit *avoir* konstruierten Partizipien der Vergangenheit sagt Brunot *Hist. de la langue fr.* I p. 223 f.: „*Ceux-ci ont de très bonne heure une tendance à constituer avec l'auxiliaire une forme verbale unique, et cette tendance vient contrarier les règles d'accord.*“ Da jedoch dieses Zusammenschließen von Partizip und Hilfszeitwort zu einer einheitlichen Verbalvorstellung nur in der ihnen von der synthetischen Phantasietätigkeit, die ja auch die formalen grammatischen Kategorien schafft, verliehenen Form bestehen kann, so ist nicht recht einzusehen, wie zur gedachten Zeit noch gar nicht existierende, weil noch nicht gegebene Normen der Übereinstimmung sollen verletzt worden sein. Im Gegenteil, diese letzteren sind es, welche später die psychologisch zusammengehörigen Momente einer Verbalvorstellung in gewissen Fällen, von grammatischer Phantasie geleitet, willkürlich in den sie vertretenden Wortvorstellungen anders bezogen haben.

Mit Victor Henry's Satz (s. *Antinomies linguistiques* p. 74): „*Les faits si délicats d'adaptation ou de différenciation grammaticale sont d'ordre inconscient et mécanique*“ steht in Widerspruch Brunot I p. 224, wo es heißt: *Un changement essentiel s'est produit; le superlatif relatif est définitivement considéré non plus comme un superlatif, mais comme un comparatif; on rapporte l'objet comparé à tous les objets du même genre.* Rol. 111—112: *As tables juent pur els esbaneier, Et as eschès li plus saive e li vieill.* Hier ist aber wohl zu unterscheiden und am Ende haben beide recht. Denn unbewußt verlaufen: Wiedererkennen, Assoziation und Reproduktion, Verschmelzung, Vergleichen, Gleichsetzen und Grade des Unterschieds bestimmen, Trennen und Vereinigen, Absehen vom einen und Hervorheben des andern, worauf dann die Abstraktion beruht, sie sind sämtlich elementare Vorgänge, die zur Zeit nicht weiter reduziert werden können; sie bilden das weite und unermeßlich fruchtbare Gebiet des „schweigenden Denkens“ (s. Dilthey *Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie* 46, 11). Dagegen sind die mit diesen Vorgängen innig verflochtenen Wortvorstellungen und die sie begleitenden Gefühle (Begriffs- und Gefühlswert) sowie auch die einzelnen mit ihnen erweckten Phantasieschemen bewußte Gebilde geistiger Tätigkeit, mit denen auch jene zur Bewußtheit erhoben werden. Die Erscheinung des Bewußtseins ist durch Vorgänge zwischen den Gehirnzentren, durch eine Synthese subjektiver und objektiver Wahrnehmung bedingt. Zustände des Gemütes rufen Gedächtnis- und Aufmerksamkeitsfunktionen hervor, die in ihrer Verbindung Phantasieformen erzeugen. Sprache ist eine typisch willkürliche Kombination psycho-physischer Funktionen.

Beizupflichten ist auch Brunot *Hist.* I p. 224, wo wir lesen: „*En outre le vieux français a une manière toute nou-*

celle de considérer la phrase comparative quand il y a comparatif d'inégalité. Non seulement on exprime par plus *que l'un des termes l'emporte sur l'autre, mais en même temps un* ne *placé devant le verbe qui suit semble exprimer que le second terme n'a pas tant d'avantage que le premier. Plus est isnels que n'est oisels ki volet* (Rol. 1573): *le païen est plus rapide, l'oiseau ne l'est pas tant, d'où* ne". Wie wir schon früher auseinandergesetzt haben, wird in solchen Konstruktionen ein begonnener Vergleichungsprozess durch Einmischung einer zu raschem Urteilen drängenden Phantasievorstellung unterbrochen, überholt.

Um zu zeigen wie Phantasie selbst die Bildung der Verbalformen beeinflußt, führen wir hier noch an: Brunot I p. 236 f. „*Les verbes intransitifs ont . . . aussi la forme réfléchie: A czo nos voldret concreidre li rex* (Eul. 29) . . . *Cette forme . . . i n d i q u a que le sujet appliquait ses forces, son activité à l'action, qu'il y était particulièrement i n t é r e s s é , puis elle finit par se répandre si bien que dans plusieurs verbes elle ne signifia rien de plus que le verbe sans pronom. . . . Cette tendance devint peu à peu très forte et de très bonne heure une foule de verbes intransitifs prirent cette forme, qu'il ne convient pas d'appeler réfléchie, mais pronominale*".

Diese leicht zu vermehrenden Beispiele mögen genügen zu zeigen, daß, wie schon in der Struktur des dem einfachsten Urteil entsprechenden Satzes, so besonders in seiner weiteren Ausgestaltung fortwährend die Phantasie am Werke ist, um Beziehungsvorgänge zum Bewußtsein zu bringen, sowie den Anforderungen gefühlsstarker Willensimpulse zu genügen. Bei Betrachtung dieser Tätigkeiten treten uns nun noch zwei weitere sprachliche Erscheinungen entgegen:

1. Die Entwicklung der subordinierten Sätze.

Schon die Bildung einer Menge zusammengesetzter Konjunktionen wie: *ainsi (aeque sic), aussi, cependant = pendant cela, encore (hanc horam), néanmoins, plutôt, puisque, quoique, toutes fois* etc. beweist in ihrem Hinweis auf räumliche und zeitliche Verhältnisse das Vorwalten der Phantasie in ihrem Ursprung. Sie mischt sich aber noch in anderer Weise ein, wie die folgenden Stellen aus Brunot *Hist. de la langue fr.* I, 251 ff. erkennen lassen.

„*Les consécutives peuvent marquer deux ordres de conséquence: tantôt le résultat est atteint, le mode ordinaire est l'indicatif a); tantôt le résultat est à atteindre, le mode est le subjonctif b).*

Propositions causales. — Elles sont annoncées par que, quant = puisque, por o que, por ço que, de ço que, puis que. La cause est généralement considérée comme un fait et présentée à l'indicatif.

Propositions temporelles. Quand l'idée est celle d'un fait positif et réel, le mode est l'indicatif a), quand au contraire il s'agit

d'un fait qui n'existe pas encore et qui peut être par conséquent problématique, le mode est le subjonctif b) . . . On trouve très souvent comme et quand avec le subjonctif que le sens le comporte ou non.

Propositions comparatives. — Si la chose à laquelle on compare ce qui est exprimé dans la principale est une chose réelle, on emploie l'indicatif.

Le subjonctif reparaît lorsqu'il s'agit d'une chose non réelle particulièrement avec la valeur du conditionnel.

C'est à ces propositions comparatives qu'il faut rapporter les anciennes formules : tant comme je tienge (= autant que je puisse tenir Alisc., 6, 290); que je sache (Chrest. Er. 1005); que je puisse (Chrest. Chev. lion 3715).

Propositions hypothétiques. Conjonctions : si, mais que, por tant que, par si que, par que, por oec que, quant.

I. *Hypothèse simple. On trouve encore le futur de l'indicatif comme en latin; mais déjà dans l'Alexis se rencontre le présent: (Rol. 492). Au futur tendent à se substituer toutes sortes d'auxiliaires: devoir, voloir, pooir, aller, venir.*

II. *Hypothèse possible. — On emploie, en ancien français, diverses combinaisons, où le potentiel est marqué, tantôt à la subordonnée par le subjonctif ou par l'imparfait de l'indicatif, tantôt à la principale par les divers temps de l'indicatif ou par le conditionnel. (Rol. 2682—4).*

Les formes modales sont souvent remplacées par les auxiliaires modaux. (Rol. 2121.) A partir du XIIe siècle, on voit apparaître et se répandre le tour moderne, qui consiste à mettre l'imparfait de l'indicatif à la subordonnée, le conditionnel présent à la principale.

III. *Hypothèse irréelle. 1. Si les deux propositions, principale et subordonnée, sont au passé, il use surtout soit de l'imparfait du subjonctif, aux deux membres, soit d'une combinaison de l'imparfait avec un plus-que-parfait. (Rol. 1717. Rol. 1728). Et s'il volsist, il l'eust mis à pié (Cor. L. 1095).*

Il est rare jusqu'au XIIe siècle de trouver deux plus-que-parfaits.

2. Si les deux propositions concernent le présent et le futur, la vieille langue se sert surtout de l'imparfait du subjonctif aux deux termes.

Mais on trouve aussi l'imparfait du subjonctif combiné avec le conditionnel . . . ou avec le passé de l'indicatif (Rol. 440. 2134—6).

On trouve quelquefois le subjonctif à l'imparfait, avec un sens de conditionnel (Rol. 630.)

Si annonce non seulement le futur dans le présent, mais le futur dans le passé: Por esgarder s'il les verroient As fenestres monté estoient (Chrest. Er. 1521).

Il y a plus. Sans le secours d'aucune conjonction, et dans des propositions indépendantes d'apparence, mais qui dépendent en fait d'un premier verbe signifiant dire, promettre, etc., le con-

ditionnel seul, en tant que futur dans le passé, exprime l'intention, la pensée du sujet principal pour l'avenir.

Après les verbes qui signifient nettement doute, le subjonctif est ordinaire. Cette idée de doute résulte du fait que la proposition est négative ou interrogative.

Le ut *et le* ne *du latin sont remplacés par* que *(peut-être sous l'influence de* quo*); le mode reste comme en latin le subjonctif. L'idée de désir, de préférence peut être marquée très vaguement. Elle peut même être contenue dans un verbe déclaratif comme* dire: *(Rol. 81—82).*

Mais il faut remarquer que par une anacoluthe assez fréquente, la vieille langue substitue très bien le style direct à l'indirect, d'où l'impératif: Por Dieu te pri, *qi en la crois fu mis, Que en l'estor hui seul ne me guerpis (R. de Camb., 2652).*

I, 251. *Mais une différence importante se remarque. La négation n'est pas aussi régulièrement employée près du verbe subordonné*: timeo ut veniat, *je crains qu'il ne vienne pas, n'existe plus, et* timeo ne veniat *n'est pas toujours conservé. Rol. 257: Jo me creindreie que vus vus meslisiez.*

255. *Mais ces modalités sont souvent confondues dans des constructions mixtes. Ainsi on mettra un imparfait de l'indicatif .... dans la conditionnelle, et un futur de l'indicatif dans la principale: Se aviemes mengié, mius maintenrons assés (Fierabr,* 3389). *Ou inversement: S'ensi le crois com jou l'ai devisé ... Jou te lairoie aler a saveté (Alisc., 1194).*

Très souvent l'hypothèse est sous-entendue: Ja le lour vuel de lui ne dessevrassent (Al., 117, *5).*

256. *Propositions concessives. Elles peuvent être construites avec* si, *et suivent alors la même syntaxe que les hypothétiques, suivant que la concession r é p o n d ou n o n à l a r é a l i t é. .. De même quand elles sont construites avec les équivalents de* etiamsi: encore si, neis si, portant si, meisme si. *Mais très souvent on coordonne les propositions.*

256. *Dans la proposition au subjonctif figure souvent un adverbe de temps*: encor, ja, or; *un adverbe de quantité*: si, tant, dont, *ou un adverbe interrogatif ou un pronom. Rol. 1546. 3827.*

De là est sortie peu à peu toute la série des locutions conjonctives: quoique, ja soit que etc. *Le sens général y est perdu, l'indicatif reparaît.*

Propositions relatives ... On les trouve soit jouant le rôle de simples propositions coordonnées au moyen des pronoms dits relatifs, soit remplaçant une proposition conjonctionnelle finale, consécutive ou concessive, soit enfin après une principale négative ou bien dans laquelle se trouve un superlatif.

257. *Après un superlatif, ou bien — c'est le cas ordinaire — on présente la chose énoncée comme un fait: coms fut de Rome del mielz qui donc i eret (Al., 4, 2); ou bien il y a incertitude, hypo-*

thèse: on qualifie à l'aide de cette proposition la personne ou la chose, par comparaison avec tous les autres objets semblables qui peuvent exister; l'idée redevient potentielle, le vieux français met le subjonctif: Plus que nul home en terre qui fust vivant (Aiol, 2409); Que c'est la plus bele que soit (Chrest., Er., 1824).

257. *La proposition relative est souvent complexe. Un relatif régime est suivi d'un verbe déclaratif qui régit une complétive commençant par la conjonction* que, *laquelle a pour complément le relatif de tête: deus brebiz siennes que il dit que je li ai mangies (Menest. de Reims 405). Le relatif régime est quelquefois, par o u b l i d e l a c o n s t r u c t i o n o r i g i n e l l e, remplaceé par* qui *(qui sonne comme* qui'l, *réduit dans la prononciation à* qui): *il faisait Totes les choses qui savait Qu'a la dame deüssient plaire (Fab. Méon I, 174, 9). Un troisième type est fourni quand le premier relatif est intact, mais au lieu de la conjonction de la complétive on a un relatif: ne dirai chose que je cuit Qui vos griet (Chrest., Cligès, 552—3).*

Ein Vergleichen mit der späteren Entwicklung dieser Sätze läßt vor allem einen Fortschritt in der attentiven Subordination in engem Zusammenhang mit dem Werden und Wachsen der literarischen Sprache erkennen. Mit der Subordination beginnt die Reflexion den Satzbau zu beherrschen und setzt auch die Selektion ein. Aber irgend eine, wenn auch noch so unbestimmte Phantasievorstellung von einem Verhältnis zwischen Vorstellungsgruppen muß Hilfe leisten, sonst bleiben die Beziehungsprozesse unbewußt. Schon in der einfachen Verbindung der Sätze durch Koordination kommt die Tatsache zum Ausdruck, daß ein beim bewußten Denken — und alles sprachliche Denken ist bewußt — gefühltes Beziehen durch einen lautlichen Reflex versinnlicht und festgehalten wurde. Zu lichten Phantasiebildern mußte sich aber das sprachliche Bewußtsein erheben, wenn der Schriftsteller mit klarer Überlegung seine Gedanken in mannigfachen Beziehungen verwebte. Nun wurde die Sprache zur Kunst, deren Fortschritte wir in aller Literaturgeschichte verfolgen können. Was in den Konjunktionen wie auch in den Präpositionen der Intellekt erkennt, das sind auf der objektiven Seite beim ersten Bewußtwerden dieser Worte flüchtige Phantasiebilder von Beziehungstätigkeiten, wie sie sich beispielsweise in der Etymologie von *ainsi*, *aussi* und *cependant* wiederspiegeln, auf der subjektiven Seite undefinierbare Gefühle, wie dies James (*Principles of Pychology*, p. 245) in so meisterhafter Weise ausführt: „*If there be such things as feelings at all, then so surely as relations between objects exist in rerum natura, so surely, and more surely, do feelings exist to which these relations are known. There is not a conjunction, or a preposition and hardly an adverbial phrase, s y n t a c t i c f o r m, or inflection of voice, in human speech, that does not express some shading or*

other of relation which we at some moment a c t u a l l y f e e l *to exist between the larger objects of our thought. If we speak objectively, it is the real relations that appear revealed; if we speak subjectively, it is the stream of consciousness that matches each of them by an inward coloring of its own. In either case the relations are numberless, and no existing language is capable of doing justice to all their shades. We ought to say a feeling of and, a feeling of if, a feeling of but, and a feeling of by, quite as readily as we say a feeling of blue or a feeling of cold. Yet we do not: so inveterate has our habit become of recognizing the existence of the substantive parts alone, that language almost refuses to lend itself to any other use.*"

P. 246. „*The lingering consciousnesses, if of simple objects, we call 'sensations' or 'images', according as they are vivid or faint; if of complex objects, we call them 'percepts' when vivid, 'concepts' or 'thoughts' when faint. For the swift consciousnesses we have only those names of 'transitive states' or 'feelings of relation', which we have used.*"

Dazu P. 676: „*Our consciousness of these relations, no doubt, has a natural genesis.* B u t i t i s t o b e s o u g h t r a t h e r i n t h e i n n e r f o r c e s , w h i c h h a v e m a d e t h e b r a i n g r o w , t h a n i n a n y m e r e p a t h s o f 'f r e q u e n t a s s o c i a t i o n' w h i c h o u t e r s t i m u l i m a y h a v e p l o u g h e d i n t h a t o r g a n."

Ist es das unterscheidende Erkennen der Beziehungsgefühle, das doch von Bewußtsein begleitet sein muß, nicht das unbewußt bleibende Beziehen selbst, was die Konjunktionen mit Hilfe der Phantasie hervortreibt, gilt dasselbe auch in bezug auf alle Wortformen, so werden schon damit nicht nur viele der in den *Antinomies linguistiques* von Victor Henry aufgestellten Sätze hinfällig, auch ganz allgemein kann nicht mehr mit Ziemer (s. *Junggrammatische Streifzüge* S. 146) behauptet werden, daß die Entwicklung des Satzbaues im w e s e n t l i c h e n auf der u n b e w u ß t e n T ä t i g k e i t der menschlichen Seele beruhe. Korrelation ist doch Korrelation von Vorstellungen und als solche Funktion der vom Bewußtsein untrennbaren Aufmerksamkeit. Unbegreiflich wäre es auch, wie aus den unbewußten, bei den verschiedensten Völkern und zu den verschiedensten Zeiten gleichen Grundtätigkeiten so verschiedene Sprachformen hervorgehen konnten. Warum beherrscht z. B. im Jakutischen das Substantiv als Träger von Eigenschaften und Tätigkeiten den Satzbau, während im Grönländischen das Substantiv als Objekt zum Beziehungsmittelpunkt geworden ist? Warum muß also mit der Tatsache, daß die Sonne leuchtet im Jakutischen auch das Zeitverhältnis des Leuchtens an die leuchtende Sonne, im Grönländischen an die beleuchtete Erde geknüpft werden? Dies kann sich doch nur aus verschiedener Form der Phantasie erklären, weshalb S p r a c h l o g i k wohl

nichts andres sein wird als die den Phantasieschemen eines Volkes genau entsprechende Gruppierung seiner Vorstellungen. Doch nicht allein die Grundform des Satzes wird von der Einbildungskraft bestimmt, sondern außerdem noch die eigentümliche Bildung vieler Satzgruppen, ja selbst die Verbindungswörter sind größtenteils ihre Schöpfung. Selbst die im Satze erscheinenden Modus-Zeit- und Aktionsarten reflektieren ihre Tätigkeit. In den ersteren kommt, wenn auch anfänglich nur ganz flüchtig, zum Durchbruch und wird durch das Lautbild anschaulich: das Gefühl einer subjektiven Haltung des Sprechenden gegenüber einem als Objekt erscheinenden Vorstellungsinhalt. In ähnlicher Weise entstanden alle Lautmetaphern, in deren Auffassung wir uns Renouvier anschließen. S. *Essais de Critique générale 2ième Essai. Traité de psychologie rationelle d'après les principes du Criticisme* p. 152—153: „*On a dû choisir parmi les sons vocaux et articulés, ceux que produisait l'imitation instinctive de certains bruits liés aux objets de la pensée, ou que suggérait les premiers quelque lointaine analogie; il est certain, en effet, que les assimilations les plus vagues entres des choses de genre très-différent s'emparent de l' imagination, et d'autant plus que la raison est moins cultivée; on croit reconnaître aux sons des caractères semblables à ceux qu'on prête aux autres sensations, force, douceur, mollesse, aspérités, grandeur, petitesse, profondeur, rapidité, lenteur, éclat, obscurité et beaucoup d'autres; ces mêmes caractères s'appliquent aux objets de la conscience, quoique non sensibles, et à ses états propres, à l'intelligence, à la passion, à la volonté; d'ailleurs on ne se pique pas d'exactitude, et c'est par la poésie que l'homme commence.*" S. auch W. Wundt, *Die Sprache*, erster Teil, zweite Auflage S. 317—359. Im abhängigen Satz wird nun das Gefühl der subjektiven Haltung, welches das der subjektiven Bedeutung für den Sprechenden oder das der Ungewißheit sein kann, mit den die Beziehungsprozesse begleitenden Gefühlen in seiner Qualität mannigfach modifiziert, woraus sich verschiedene Arten des Konjunktivs ergeben, wie sie uns in den oben angeführten Nebensätzen und im Ergänzungssatz begegnen. Beispiele für den Konjunktiv der subjektiven Bedeutung für den Sprechenden sind: *N'allons pas nous hâter de conclure que cette université soit une petite république absolument libre. C'est l'intérêt de l'érudition même que ce triage soit fait tout d'abord, car le pire danger pour l'avenir de cette érudition serait qu'elle fût livrée à la médiocrité et à l'impuissance.*

Le temps humide et froid ne permettait pas de penser qu'il se promenât en mer pour son plaisir. — Il ignorait même qu'elle fût libre de se marier. — J'ai regretté que tu n'eusses pas demandé quelques milliers d'hommes.

Dagegen: *Pourrait-on affirmer que l'esprit d'association est moins développé en France, où la centralisation est franchement acceptée, qu'en Suisse où l'autorité fédérale, le gérant de la grande société, n'obtint qu'avec peine les pouvoirs qui lui sont cependant indispensables pour défendre et faire avancer les intérêts politiques et moraux de la confédération.*

Hier gilt was Étienne vom Subjonktif sagt: *Dans l'indicatif le sujet s'efface, avec le subjonctif il devient visible.*

Subjektive Bedeutung für den Sprechenden wird manchmal auch durch den Konditionalis ausgedrückt: *C'est une sensation très singulière de se croire au milieu d'une nation dont tous les individus s e r a i e n t é g a l e m e n t cultivés* (Mme de Staël *Corinne*). Es ist also der Konjunktiv sowohl Modus des subjektiven Interesses als Modus der Ungewißheit. Doch werden beide Gefühle vom Intellekt nicht unterschieden und deshalb auch durch die gleiche Lautform bezeichnet. —

Da unser Anliegen hier darauf geht, möglichst anschaulich das Wirken der Phantasie in der Entwickelung der Modusformen im abhängigen Satz darzustellen, so unterziehen wir die vorausgehenden Klassen von Nebensätzen noch einer genaueren Betrachtung. Dabei finden wir:

a) Daß bei den Konsekutivsätzen der Konjunktiv durch die Vorstellung eines zu erreichenden Zieles bedingt ist, welche sich mit dem Gefühl des subjektiven Interesses verbindet.

b) Bei den Temporalsätzen durch die Vorstellung einer zeitlich entfernten, problematischen, mit dem Gefühl der Ungewißheit behafteten Tatsache. Wo mit *comme* und *quand* auch in der Vorstellung einer als wirklich erkannten Tatsache der Subjonktif vorkommt, da müssen wir eine unbewußt wirkende Association als Grund der Erscheinung annehmen.

c) Bei den Komparativsätzen durch Vorstellung eines nicht wirklichen, symbolisch von der Phantasie in die Ferne gerückten Gedankeninhaltes, der deshalb von dem Gefühl der Ungewißheit begleitet wird. Wie ersichtlich, mischen sich hier wie auch in der Gestaltung der vorausgehenden Sätze Schätzen und Urteilen ein. Entscheidend für den Modus bleibt aber immer die Phantasiekonstruktion mit dem Gefühl, das sie hervortreibt.

d) Bei den Kondizionalsätzen war vor allem notwendig, daß zwei Gedankeninhalte lebhaft vorgestellt wurden, um sie mit einander in Beziehung zu bringen. Mehr noch wie irgendwo zeigt sich hier ihre Synthese durch ein Ziel geleitet und die Notwendigkeit einer Verknüpfung zweier Gesamtvorstellungen von einem überlegenen Koordinationszentrum her. Dann konnte die Einbildungskraft das Verhältnis der Abhängigkeit noch durch flüchtige Vorstellungsbilder verdeutlichen, wie sie sich durch: *mais que, por tant que, por si que, por que, por oec que*

und *quant* angedeutet finden. All diese Konjunktionen regen die Phantasie auch an, sich das Bild eines reflectierenden Bewußtseinssubjektes zu entwerfen. Übrigens genügt hier schon das Gefühl der Subjektivität in dem sich durchsetzenden Denkprozeß, um den Modus des Konjunktivs herbeizuführen. Aller Wechsel der in den verschiedenen Kondizionalsätzen vorkommenden Ausdrucksformen der Bedingung gehört einer Behandlung beim syntaktischen Bedeutungswechsel an. Auf Beweglichkeit einer noch nicht durch Normen eingeschränkten Phantasie läßt im Altfranzösischen der nicht seltene Wechsel der Modalität schließen: *Se aviemes mengie, mius mainterrons assés. — S'ensi le crois com jou l'ai devisé, Jou te lairoie aler a saveté.*

In: *Ja le lour vuel de lui ne dessevrassent* (Al., 117, 5) ist die Hypothese in „*le lour vuel*" verdichtet.

Wie die Phantasie Tatsachen bald objektiv bald subjektiv auffaßt, erweisen die Verschiedenheiten im Gebrauch des Konjunktivs sowohl zwischen den verschiedenen romanischen Sprachen als auch zwischen den verschiedenen Epochen einer jeden einzelnen. Wir begnügen uns hier auf A. Haase's *Untersuchungen über die Syntax des 17. Jahrhunderts* und *die Syntax Pascal's* zu verweisen. —

e) Wie im Russischen Lebhaftigkeit der Phantasie in Kondizional- und Konzessivsätzen häufig die Form des Imperativs herbeigeführt hat (s. L. v. Marnitz *Russische Grammatik* S. 131, 2), so verdrängt im Altfranzösischen auch der Imperativ häufig den Konjunktiv im Ergänzungssatz nach Verben des Bittens, Wünschens: *Por Dieu te pri , qui en la crois fu mis, Que en l'estor hui seul ne me guerpis* (R. de Camb., 2652). Vgl. lat: *cras petito : dabitur.* Deutsch: *sei im Besitz und du wohnst im Recht.* Englisch: *Of space you can say that it is infinitely divisible, that is, t h a t c u t i t u p a s small as you like, the parts will still have size, and so can be cut again, so that you could never reach the end of your cutting* (Royce *The spirit of modern philosophy* p. 129). Der Dichtersprache und selbst der naturwüchsigen Umgangssprache ist noch heute geläufig bloße Wünsche unter dem Einfluß lebhafter Einbildungskraft zur Aufforderung zu steigern und durch den Imperativ auszudrücken. Das Slavische versinnlicht so allgemein den Optativ durch den Imperativ.

f) Daß auch im Konzessivsatz der Modus durch Phantasievorstellungen bestimmt wird, ergibt sich unter anderem auch aus folgender Darlegung von Wunderlich (*Der deutsche Satzbau* S. 300): „Der konzessive Konjunktiv ist zunächst nichts anderes als das Ausdrucksmittel für eine Willensmeinung, deren Z i e l nicht in der Tätigkeit des Subjektes, sondern in der eines anderen liegt; er richtet sich also auf eine Verbaltätigkeit, an der das Subjekt der Willensmeinung passiven Anteil nimmt. Dieses

letztere Moment wird nun in dem besonderen Zusammenhang dieser Sätze so scharf herausgearbeitet, daß die Nebenvorstellung eines Zurücktretens vor dem anderen sich entwickelt. So ergaben sich die Vorstellungen des Zugeständnisses, der Erlaubnis, die ihrerseits wieder in das Gebiet des Möglichen, der bloßen Hypothesen ausmünden." Also wiederum ist es das Phantasiebild, welches ein Gefühl der Subjektivität erweckt.

Bemerkenswert ist noch, daß im Altfranzösischen Zeit- und Quantitätsadverbien: *encor*, *ja*, *or*, *si*, *tout*, *dont*, auch interrogative Adverbien oder Pronomina (s. Rol. 1546. 3827) im Konzessivsatze neben dem Konjunktiv auftreten. Sollte dies nicht mit einer Verstärkung der Aufmerksamkeitsfunktion durch Fixierung eines Zeitpunktes, einer räumlichen Quantität, ja schon eines räumlich unbestimmten Etwas (*ki que*, *que que*) zusammenhängen?

g) Bei den Relativsätzen hängt der Modus davon ab, ob eine Vorstellungsgruppe mit dem Gefühl der Wirklichkeit vorgestellt wird oder nicht. Das wird aber nur unter der Bedingung möglich sein, daß sich diesem Gefühl erhöhte Aufmerksamkeit zuwendet, so lange noch nicht psychischer Mechanismus die Beziehungsform dem Bewußtsein entzogen hat. Wie wenig allgemeine Regeln imstande sind, den Sprachgebrauch in dieser Hinsicht für alle Fälle fest zu bestimmen, zeigen die Grammatiker. So Plötz, *Syntax und Formenlehre der französischen Sprache*: „der Konjunktiv steht im Relativsatz nach einem verneinenden, im verneinenden Sinne fragenden, beschränkenden, bedingenden und einräumenden Hauptsatze." Dagegen Tobler, *Zur fr. Grammatik* I, S. 99: „Es gilt dies von Relativsätzen nur dann, wenn sie seiend Gedachtes determinieren, dessen Existenz ausdrücklich als hypothetisch hingestellt werden soll." Bsp.: *Je ne connais pas le livre dont il est question* (nicht *soit*). Wir halten hier fest die Abhängigkeit des Modus vom Gefühl, nicht von spekulativen Erwägungen.

Unterwerfen wir noch die Zeit- und Aktionsformen einer kurzen Erörterung, indem wir wiederum einige Stellen der *Histoire de la langue française* von Brunot unseren Betrachtungen zugrunde legen.

I. p. 239. *Le futur est quelquefois marqué par le présent, quelquefois aussi, par figure, on emploie le passé.*

Par contre la forme du futur de certains auxiliaires n'a souvent que la valeur d'un présent.

240. *Passé. Le simple marque un fait passé sans relation avec le présent, le composé marque un fait passé dont les conséquences s'étendent au présent, ou un fait accompli dans une période de temps dont le tout n'est pas écoulé.*

En fait, les deux temps se mélangent constamment.

241. *Il faut noter, en particulier, que les descriptions sont ordinairement mises au passé simple.*

C'est d'habitude le passé défini qui exprime ce passé; la contemporanéité est marquée par la répétition de la même forme. Mais à partir du XIIe siècle, l'imparfait fait des progrès visibles.

F u t u r d a n s l e p a s s é. Le futur dans cette division est marqué par la forme dite conditionnel présent, qui ne se trouve que dans les subordonnées.

242. *Au subjonctif, le plus-que-parfait latin est devenu imparfait. Mais il s'en faut de beaucoup qu'il eut partout ce sens nouveau. Il marque le présent du conditionnel.* Rol. 332, 240. *Il marque aussi le passé.* Rol. 1728, 349.

A s p e c t s d u v e r b e. Nous parlerons sous ce nom de la qualité qu'ont les formes verbales d'exprimer à quel point d'accomplissement en est la chose énoncée à un temps donné, si elle commence, progresse, dure, est accomplie, etc.

242. *La durée est marquée par une forme nouvelle, faite du verbe* estre *et du participe présent.* Rol. 1764, 1703.

La progression ou la continuité est marquée par le verbe aler *ou* s'en aller *accompagné d'un gérondif. Toz s'en vait declinant.* (Al. 2, 4.) Rol. 2732, 1781; 2648, 2843, 3024, 3371.

La fréquence même de cette periphrase en use rapidement la valeur; de bonne heure elle tendit à n'être qu'un substitut analytique du verbe au présent simple.

243. *L'idée de l'accomplissement est très nette dans le passé dit antérieur, et le futur antérieur, qui souvent devraient plutôt être appelés passé et futur accomplis, et ailleurs encore.* s. Rol. 972.

243. *A côté des auxiliaires* aveir *et* estre, *le vieux français emploie le verbe* faire *en façon de demi-auxiliaire, et le combine: a) avec l'infinitif; b) avec le participe passé, pour faire des formes périphrastiques analogues à celles dont nous venons de parler.*

243. *Mais une autre nouveauté est l'apparition du verbe* faire *comme substitut d'un verbe antérieurement exprimé. On le remarque surtout d'abord dans les comparaisons.* Rol. 1636—7. 516. 764—5.

Mais la liberté d'autrefois était beaucoup plus grande, et on trouve des substitutions qui ne peuvent s'expliquer que par l'indécision où était encore la syntaxe.

244. *On rencontre le passé antérieur à la place du passé.*

Inversement le passé simple tient la place du passé antérieur (plus-que-parfait). Rol. 89—90.

b) *On trouve de même le plus-que-parfait à la place du passé simple. Celle ala a l'escrin, si l'avait defermé* (Ors. B., 595).

c) *On trouve enfin le futur antérieur pour le futur simple: Or vos dirai comment je l'avrai esprovee* (Ors. B., 101).

Indécision dans les temps composés.

Les formes périphrastiques se trouvaient constituées, mais elles étaient loin d'avoir acquis leur unité de signification. Rol. 1039. 1464. 1192.

En second lieu, l'un ou l'autre peut ne pas être répété, même si la seconde fois l'auxiliaire ne doit pas se trouver au même temps ni à lamême personne: *Ains que m'amie Aiez . . . baisie, n'ele vous acolé* (Enf. Ogier 2778). *Même on n'exprime pas* aveir, *alors que c'est* estre *qui a été exprimé la première fois*: *Et quant se furent tant tenu Cil du castel et enduré* (Chev. II, esp. 9853).

Wie bei Bildung eines Satzes die einzelnen Wortvorstellungen nicht ohne Bewußtsein sich aus einer Gesamtvorstellung herausheben und miteinander in Beziehung treten, so werden auch einzelne damit kombinierte Zeitelemente nur bewußt fixiert (analysiert), durch entsprechende Lautelemente symbolisch bezeichnet, verdeutlicht und aufeinander bezogen. Die aus diesem Denkprozeß hervorgegangenen sprachlichen Gebilde sind als selbständige Begriffe (Wörter) aufzufassen, zu deren Schöpfung große Bewußtseinsintensität die Vorbedingung bildet. Auf einen geringen Grad von Aufmerksamkeit auf Zeitwahrnehmungen führen wir es zurück, wenn in einer Sprache anderswo zum Ausdruck gekommene Unterschiede fehlen, wie z. B. im Russischen, das keine bestimmten Formen für das Plusquamperfektum und Futurumexaktum besitzt und die in der Gegenwart vollendete Handlung von der in der Vergangenheit eintretenden nicht unterscheidet. Im Slavischen richtet sich nämlich die Aufmerksamkeit mehr auf den Rhythmus der Bewegung (objektive Zeit) als auf den der Wahrnehmung (subjektive Zeit). Über die Funktion der Aufmerksamkeit bei direkter Wahrnehmung der Zeit s. Jodl, *Lehrbuch der Psychologie* II, S. 170. 2. Darnach erklären wir das Eintreten des Präsens für das Futurum damit, daß das subjektive Zeitphänomen bei lebhafter Erfassung eines bestimmten objektiv vorgestellten Bewußtseinsinhaltes zurücktritt, ohne ganz zu verschwinden. Daher: ungenaue Bestimmung des Zeitpunktes. Bsp.: *attendez, je viens à l'instant.* Der historische Infinitiv, gebraucht in lebhafter, sinnlicher Darstellung von Tatsachen, reflektiert einen noch höheren Grad der nur von der Vorstellung ergriffenen Aufmerksamkeit, weil hier die sonst mit dem Zeitwort verbundene halbbewußte Vorstellung eines Zweckes ausgeschaltet wird. S. Mauthner, II. Bd. 45. *Verbum*: „Wir wissen, daß wir z. B. mit dem Worte „graben" eine Unzahl minimaler Körperbewegungen unter dem menschlichen Gesichtspunkte eines Zwecks zusammenfassen." Und: „Beim Verbum ist das Gemeinsame, der Zweck der minimalen Veränderungen, der Sinn des Verbums, welcher in der Gegenwartswelt ganz gewiß nicht vorhanden ist." Lebendigere Vorstellung des Zweckes scheidet besonders die neueren Sprachen von den klassischen. S. die Häufung der Infinitive bei Tacitus, z. B. Ann. Lib. I Cap. 16 u. 28.

Deutet figürlich die Form der vergangenen Zeit ein Futurum an, so beruht dies auf dem gleichen Gefühlseindruck der sich mit den in der Vergangenheit und den in der Zukunft vorgestellten Zeitpunkten verbindet. Es vollzieht hierbei die Phantasie nur dieselbe Bewegung in verschiedener Richtung. Damit mag es zusammenhängen, daß vielfach die Antwort auf wo durch die Form erfolgt, die sonst eigentlich der Kasus für die Frage woher ist und daß nach der Situation des Sprechenden die Adverbien usw. sehr leicht direkte Gegensätze ausdrücken, sich häufig genug im Sprachgebrauch durch Formveränderung ein Adverbium zu solchen Gegensätzen differenzierte. Das deutsche „da“ (auch einst) und „schon“ (er wird schon kommen, er ist schon gekommen), das französische *déjà*, das englische *then* und das lateinische *tum* weisen ebenso auf die Zukunft wie auf die Vergangenheit. *Cum* und *contra*, *sub* und *super* mögen als Beispiele für die Differenzierung durch Formveränderung genügen.

Hat die Form des Futurs gewisser Hülfszeitwörter nur die Geltung eines Präsens, so möchten wir hierin nur die Korrektur einer momentanen falschen Auffassung der zeitlichen Anordnung erblicken und gehört diese Erscheinung in das Kapitel der von Sully mit so großer Meisterschaft behandelten Illusionen, worunter er jede Art von Irrtum versteht, welche ein unmittelbares, selbstverständliches oder intuitives Wissen, gleichviel ob als Sinneswahrnehmung, oder in einer anderen Form, vortäuscht. Dagegen ist wieder die historische Entwicklung eines deutlichen vom Intellekt erfaßbaren Unterschiedes von passé défini und passé indéfini, der sich im Altfranzösischen noch nicht ausgebildet hatte, ganz und gar abhängig gewesen von dem Fortschritt der den Gebrauch dieser Tempora begleitenden, durch Wiederholung und Ausdehnung sich verstärkenden Phantasiebilder, wodurch das eine durch die Vorstellung eines mit einem Punkte der Vergangenheit verbundenen, das andere durch die Vorstellung eines in der Gegenwart abgeschlossenen Geschehens näher bestimmt wurde. In ähnlicher Weise vollzog sich auch die Unterscheidung von imparfait und passé défini, wie Brunet l. c. I, p. 466 bezeugt: *Un autre progrès se marque dans la détermination de la fonction exacte des divers temps.* P. I. 468. *L'imparfait achève aux dépens du passé simple d'entrer en possession de son rôle de présent dans le passé. . . L'opposition entre l'imparfait marquant les circonstances, la durée, la répétition etc., et le parfait marquant les événements comme des points isolés et détachés dans la durée du passé est aussi sensible dans certains passages de H. Capet ou de Froissart qu'en langue moderne.* Die sogenannte Funktion der Tempora besteht in nichts anderem als in dem deutlichen Hervortreten in das Bewußtsein eines mit der Wahrnehmung der Zeit verknüpften Phantasiebildes, von dem wir annehmen, daß

es vollständig mit seinem Gegenstande übereinstimmt. Wir erkennen hier einen Fortschritt des vergleichenden Denkens durch Steigerung der Aufmerksamkeit in literarischer Betätigung, worauf selbst viele einzelne sprachliche Veränderungen zurückzuführen sind. So die Differenzierung zweier Begriffe mit Hülfe zweier im Bewußtsein einander gegenüberstehenden verschiedenen Formen eines Wortes. Die Analogie, die wir noch in der Folge zu erklären haben, ist hierbei nicht das Entscheidende, sie liefert nur die Veranlassung zur Einleitung eines schöpferischen Denkprozesses, wie eine Gesamtvorstellung die zu ihrer Gliederung im Satz. In diesem Sinne kann man sagen, daß Bossuet den Plural „fols" geschaffen hat. S. Nyrop, *Grammaire historique de la langue française* I, 231 und p. 239: *Parfois une double action analogique crée une nouvelle forme et pour le singulier et pour le pluriel du même mot. De cette manière, au lieu d'un mot à deux formes différentes, on a deux mots nouveaux dont le pluriel correspond exactement au singulier. Ainsi, au lieu de col-cous et appel-appeaux on a col-cols, cou-cous et appel-appels, appeau-appeaux.*

Symbolische Bezeichnung der Dauer erblicken wir in den slawischen Dauerformen wie auch in der Zusammensetzung von *être* mit dem Partizip der Gegenwart im Altfranzösischen. Bsp.: „*Si l'orrat Carles, Ki est as porz passant*". Chanson de Roland 1703. Hier scheint uns vorbegriffliches Phantasiedenken, Romanes sogen. Logik der Erkenntnisse, die Wortformen hervorgetrieben, logisches sie später interpretiert zu haben.

Der für den Ausdruck der Bedingung mit dem Subjonctif im Französischen konkurrierende Konditionnel deutet darauf hin, daß die Phantasie die mit beiden sprachlichen Formen verbundenen subjektiven Zustände als ähnliche erfaßte. — In seiner doppelten Verwendung des imparfait du subjonctif als présent und passé des conditionnel verrät das Altfranzösische eine gewisse Schwäche des Unterscheidens. Bsp.: *Pechiet fereit ki dunc li ferist plus* Rol. 240 und *Là veïssez tanz chevaliers plurer* 349. — Wird Fortschritt oder Fortdauer der Handlung durch *aller* mit dem Gérondif ausgedrückt, so ist hierin die Wirkung lebhafter den Begriff zur Anschaulichkeit erhebender Phantasie zu erblicken. Ebenso erklärt sich die Verwendung von Richtungsworten des Raumes zur Bezeichnung der äußersten Nähe einer Zeit: *il vient d'arriver* und: *il va partir.* Die Sprache kann keine Zeitbegriffe bilden, Raum- und Bewegungsvorstellungen müssen sie andeuten. — Besonders bei den Zeitarten (Bsp.: passé indéfini, passé antérieur, futur antérieur) haben wir es mit zusammengesetzten Begriffen zu tun, die nicht ohne höhere bewußte Geistesarbeit gebildet werden konnten.

So finden wir, daß in der Gestaltung der französischen Syntax Phantasiedenken dem logischen voraneilte

und durch beide der psycho-physische Organismus immer mehr differenziert, kompliziert und vervollkommnet wurde. Die letzte Vollendung gaben ihm die Grammatiker und hervorragende Schriftsteller. Was Brunot so oft im Altfranzösischen bemerken läßt, ist die Unzulänglichkeit der Analyse (Beispiel: *Et quant se furent tant tenu Cil du castel et enduré* (Chev. II, esp. 9853.) und syntaktische Unsicherheit, d. h. es herrscht in der Satzfügung, wie in allem was damit zusammenhängt, noch die Logik des Gefühls, welche erst in der weiteren Entwicklung der Logik des Begriffs Platz macht. Erlernt wurde sie indem man sich die klassischen Sprachen zum Muster nahm (Amyot, Calvin) und reflektierend gestaltete. Diese Zeit des Übergangs zur klassischen Form des Französischen charakterisiert Brunot mit folgenden Worten:

„*Ce qui fait l'originalité de la langue française au XVIe siècle, c'est le mélange et la combinaison des deux éléments que nous venons d'indiquer. D'une part, le lien qui unit les phrases est beaucoup plus serré qu'aujourd'hui; les pronoms et les adverbes relatifs, et aussi, dans une certaine mesure, les conjonctions jouent un rôle beaucoup plus considérable et mettent mieux en saillie les rapports des idées. D'autre part la phrase a une mobilité et une souplesse qu'elle a perdues depuis; l'ordre rigoureux auquel les mots ont été soumis dans le français moderne n'est pas encore fixé d'une façon définitive; les constructions sont plus variées les tournures plus nombreuses, un certain nombre de mots peuvent se supprimer sans altérer la physionomie de la phrase, d'autres qui nous sembleraient surabondantes, s'introduisent sans inconvénient dans ces cadres encore mal tracés, leurs fonctions peu délimitées leur permettent de se substituer les uns aux autres, et d'y ajouter ainsi à la richesse un peu confuse et à la facilité un peu molle du langage.*“

Das XVII. Jahrhundert beschränkt den Gebrauch der freien ästhetisch-synthetischen Wortfügungen nach klassischen Mustern (der Inversionen) auf das äußerste, gefällt sich im periodischen Satzbau und fordert deutliche begriffliche Hervorhebung der zwischen den Sätzen bestehenden Bezeichnungen. Fügungen wie: *Le gouvernement de l'île de Sardaigne lui échut une fois par le sort, étant préteur.* (Amyot, *M. Caton*, ch. XIII) oder: *Telles étaient ses prières, étant à genoux sur l'échafaud* (Brantôme, *Dames illustres*, *Marie Stuart*, A. VII, p. 434.) sind nicht mehr gestattet. Man verlangt jetzt deutliche Bezeichnung der zwischen den einzelnen Sätzen bestehenden Beziehungen, analysiert noch genauer. Anderseits drängen ästhetische Forderungen zu Verdichtungen, die wir als Schöpfungen der Phantasie hier besprechen müssen. — Nur die Entwicklung des subordinierten Satzes, worin sich bewußt und absichtlich auf Satzverhältnisse gerichtete Geistes-

tätigkeit betätigt, konnte im Französischen eine begriffliche Differenzierung von imparfait und passé défini zustande bringen. Letztere ist das Resultat zahlreicher, von bestimmten Phantasiebildern getragener Beziehungsprozesse, die Nachahmung im psycho-physischen Organismus befestigt hat. Wenn Froissart noch beide Zeitformen nebeneinander zur bloßen Verstärkung des Verbalbegriffs gebrauchen kann, so merken wir, daß für ihn ein solcher Unterschied noch nicht bestand. Bsp.: *Cilz bastars Henris estoit et fu moult hardis et preus chevaliers* VI, 185. 28.

Eine sprachliche Bestätigung des Satzes: „*Reflection continually transcends time*" (Royce, *The spirit of modern philosophy*) enthält die Tatsache, daß die Präsensform neben der zeitlichen noch eine allgemeine oder zeitlose Bedeutung vertreten kann. Beide Bedeutungen hält in der Form auseinander das Russische.

Wenn das Chinesische keine Redeteile kennt, so muß der Grund davon in einer Schwäche des Gefühls und der Phantasie liegen. Denn die intellektuellen kategoriellen Operationen des Beziehens, denen zufolge derselbe Laut „Ball, rund, rund machen, in einem Kreise" bedeuten kann, sind ganz dieselben wie bei uns und was der Chinese bei Aneignung einer europäischen Sprache zu erlernen hat, ist nur eine andere Form sprachlicher Anschauung. Im einzelnen ändert sich diese stetig, wie die Entwicklung einer jeden Sprache zeigt. Und wenn, wie Darmesteter *La vie des mots*, p. 263 hervorhebt, häufiger Gebrauch und Abblassung des mit dem Begriff assoziierten sinnlichen Bildes als Grund des Verschwindens eines Wortes aus dem Sprachschatz zu gelten hat, so läßt sich dies ganz besonders von Adverbien, Präpositionen und Konjunktionen sagen, wenn sie, vom Boden der einfachen Erkenntnisse und der Anschauung auf den der Begriffe versetzt, in der lebendigen Sprache die Phantasie nicht mehr anregen. Der Versuch der preziösen Gesellschaft im 17. Jahrhundert, den Gebrauch der Konjunktionen möglichst einzuschränken, entbehrt nicht einer gewissen ästhetischen Berechtigung.

2. Satzverdichtung.

Verdichtung fassen wir auf als Synthese einer Vorstellung mit leisen Erregungen anderer. Im Gegensatz zur Verschmelzung, der automatischen Assoziation von Vorstellungselementen, ist sie das Resultat einer auf dem ästhetischen Interesse begründeten Selection aus einer Gesamtvorstellung, infolge deren wohl die Realisierung des Urteils durch das Wort nur teilweise erfolgt, trotzdem aber durch assoziativ mit letzterem verbundene Vorstellungen ins Bewußtsein tritt. „*Le langage est la traduction de ce qui existe dans la conscience.*" Das hierzu treibende Motiv

ist sicher das Prinzip des kleinsten Kraftmaßes in seiner Anwendung auf die Periode. Denn dieser Verkürzung der Struktur eines Satzgefüges entspricht psycho-physisch ein geringerer Grad ideomotorischer Arbeit. Betrachten wir daraufhin einige Sätze noch genauer. *'Le lexique du XIIIe siècle, comparativement à celui de l'ancien français, est déjà tout pénétré d'éléments savants.'* Brunot. *'Comparativement à'* steht hier seinem Sinne nach nicht als adverbiale Ergänzung zu *'est'*, sondern bildet einen vollständigen Satz in verdichteter Form, darin bestehend, daß die die Urteilsfunktion im Sinneszentrum vertretenden Vorstellungen eines Subjekts und eines Prädikats mittels eines einzigen Sprachzeichens (*comparativement*), das an sie entfernt erinnert, zusammengefaßt werden. Wir müssen diese im entwickelten Satzbau begegnende verkürzte Satzform als eine beabsichtigte, zum Zweck der leichteren Zusammenfassung eines Komplexes von Vorstellungen herbeigeführte, unterscheiden von der Form des Urteils auf einer Sprachstufe, die den Satzbau noch nicht entwickelt hat. Denn wenn hier Hauptwort oder Zeitwort für sich einen vollständigen Satz repräsentiert, so vollzieht sich dessen Bildung nur durch generische Ideen oder einfache Erkenntnisse, nicht durch allgemeine oder Begriffe, die durch bewußte, auf Vorstellungen gerichtete Geistestätigkeit, durch bewußte Urteilsfunktion hervorgebracht werden. Alle Satzverkürzungen durch einzelne Wörter sowie durch Partizipial- und Infinitivkonstruktionen, auch durch Supina gehören hierher. Bsp.: *Et, certes, il est bien Espagnol, ce Daniel Urrabieta y Vierge. La dernière ligne enfoncée, Bagration dut demander au corps du centre des renforts. Pour avoir l'aspect et les goûts d'un prince militaire, Guillaume, n'était que morgue et rudesse en ses dehors. Le lait est ta nourrice enfant, vieillard tu y retrouveras tes forces.* Weiter sind als Satzverdichtungen noch anzusehen: das participe absolu, Ausdrücke wie *les yeux baissés, les larmes aux yeux*; die sozusagen elliptischen Akkusative: *merci, grand merci, pardon, bonjour, bonsoir, bon voyage*; *une demi-tasse, un verre d'eau sucrée*, wenn damit eine Bestellung ausgedrückt wird. Ferner: *Le culte de son père, par exemple, jusqu'au fétichisme* anstatt *Il avait le culte etc.* Annales litt. 11. mars 1900, p. 149; *il était de ceux qui ne vivent point en ce monde, ce qui n'est pas à dire, et au contraire, qu'ils n'y soient pas à l'aise.* Faguet; *éloignement de l'animalité, il est probable mais éloignement progressif et sans retour possible, nous n'en savons rien.* Faguet. Vgl. damit Tacitus Lib. I. Cap. 9. Ende.

'Die Kraft des verdichtenden Denkens, unentwickelt im Griechischen und Slavischen, beginnt, sagt Misteli, im Lateinischen, wächst im Romanischen, vollendet sich im Englischen.' Beispiele für das letztere sind:

It represents a matter of fact which can only be explained and its laws determined through careful observation (Royce) und: *His point of view was too elevated, and his logical sensibility too acute, for him to sanction blunders worthy of a tradesman in a country town* (Royce).

B. Syntaktische Erscheinungen, welche auf Vorgänge im Gefühls- oder Empfindungszentrum zurückgehen.

Wie wir bereits bemerkten, stehen alle der Entwicklung des Geistes dienenden Zentren zueinander in engen Beziehungen, so daß die analytischen, synthetischen (koordinierenden wie subordinierenden) und verdichtenden Tätigkeiten des Intellekts, wie sie zu ihrer Erweckung der Sinneszentren bedurften, ihrerseits die wertschätzende Tätigkeit des Gefühls anregen und so Wortgefühle mit der koordinierenden wie subordinierenden Form der Satzgefüge, dem Grade ihrer Kohäsion, ja selbst mit den Vorgängen der Verdichtung verbunden werden. Andrerseits war es sicher das ästhetische Gefühl des Schriftstellers, das Calvin bestimmte, als er in seiner Ausgabe der *Institution chrétienne* vom Jahre 1563 zahlreiche Konstruktionen der 1541 gedruckten veränderte, z. B.: „*Voilà pourquoi tous les Etats d'un commun accord conspirent en la condamnation de nous et de notre doctrine. De cette affection ravis et transportés, ceux qui sont constitués pour en juger prononcent pour sentence la conception qu'ils ont apportée de leur maison*“ in: „*Voilà pourquoi tous les États d'un commun accord conspirent à condamner tant nous que notre doctrine. Ceux qui sont constitués pour en juger, étant ravis et transportés de telle affection, prononcent etc.*“ S. dazu Amicarelli *Della Lingua e dello Stile italiano* II. Lezione IX. und XXVIII p. 409.

Machen sich hier außer dem ästhetischen Gefühl noch Aufmerksamkeit und Überlegung bemerkbar, so zeigt sich reine Wirkung einzelner Gefühle in der Voranstellung einzelner Wörter und Wortgruppen, wie im Einschalten einzelner Laute und ganzer Sätze. Beispiele: *nous, honnêtes gens, paisibles bourgeois, ce louche rôdeur du XVe siècle parle de nous, parle pour nous, nous le sentons, et c'est ce qui le fait grand. Il a trouvé dans les institutions, les opinions, les mœurs, depuis la façon de s'habiller jusqu'à la morale et la religion* l e p l u s u n i v e r s e l, é p o u v a n t a b l e e t g r o t e s q u e *conflit qui se puisse imaginer* (Brunot). *É t a i t - i l cependant un* b r i l l a n t *causeur et un* c h a r m a n t *convive, lui qui a écrit ces lignes!*

*Ce qu'il devait y avoir de plus difficile à pratiquer pour une âme violente comme la sienne, l'*i m p a r t i a l i t é, *il fait le plus louable effort pour y atteindre* (Petit de Julleville. *Histoire de la langue et de la littérature française. Seizième siècle*, p. 553).

La fantaisie, e l l e, se montre dans l'emploi de telle locution prime-sautière qui accompagne l'expression technique et la fait passer. — Quand il préconise les engrais agricoles et explique leur rôle, n o t a m m e n t, Palissy est génial. — Il a b e a u c o u p vu d'hommes, de contrées, de batailles. — D a n s l e s j u g e m e n t s h y p o t h é t i q u e s une proposition prend la place du sujet et une autre celle de l'attribut. L a c o p u l e est dans ce cas remplacée par cette formule: „Si — alors" si tel sujet — alors tel attribut: — A u n c e r t a i n â g e, selon Thakeray, la nature parle, quelqu'un se rencontre, s o t o u n o n, b o n o u m a u v a i s, on l'adore: c'est une fièvre. A s i x m o i s les chiens ont leur maladie; l'homme a la sienne à vingt ans. Si l'on aime ce n'est point que la personne soit aimable, c'est qu'on a besoin d'aimer. —

L a s u b o r d i n a t i o n d e s c a r a c t è r e s a u x s u j e t s, voilà ce qu'on apellerait justement la formule maîtresse du théâtre de Corneille; l a s u b o r d i n a t i o n d e s s u j e t s a u x c a r a c t è r e s, voilà l'originalité du théâtre de Molière et de Racine. — I l s s o n t b i e n r a r e s, l e s p e n s e u r s dont la vue perçante ait pénétré si avant dans les ténèbres du passé. — Mais on n'aurait trouvé un individu, l e p l u s m o r o s e, l e p l u s t i m i d e, l e p l u s e n t h o u s i a s t e, qui prévît un seul des événements extraordinaires vers lesquels les États assemblés allaient être conduits (Taine, *Ancien régime*, p. 398). — *Tâchez d'être riches; la richesse, c r o y e z - m o i, aide beaucoup au bonheur. — Les incroyants, a u j o u r d'h u i s u r t o u t, ont la plupart une incrédulité de tempérament ou d'éducation qui se passe de preuves. —*

In den vorstehenden Beispielen war es entweder das besondere, einzelnen Elementen einer Gesamtvorstellung anhaftende Gefühlsinteresse, das in der Entwicklung des Satzes die mit jenen assoziierten Begriffszeichen vor anderen in das Bewußtsein hob, oder mit der Gesamtvorstellung assoziierte gefühlsbetonte Gedankenelemente erlangten mit ihren Wortsymbolen ein solches Übergewicht, daß der begonnene analytische Prozeß zeitweilig aufgehalten wurde. Bewußte Aufmerksamkeit auf Gefühle, wie sie poetische Sprachschöpfungen verlangen, ist dabei ausgeschlossen. Es erfolgt die Voranstellung der bevorzugten Satzglieder einzig unter dem Drange des Gefühls. Dagegen bildet sich ihres Wirkens bewußte, auf harmonische Gruppierung der Vorstellungen gerichtete Willenstätigkeit die Vorbedingung zur Gestaltung ästhetischer Wort- und Satzgruppen. Was wir damit meinen, werden die folgenden Beispiele klar legen:

Caesar transgressus Visurgim indicio perfugae cognoscit d e l e c t u m a b A r m i n i o l o c u m p u g n a e. . . H a b i t a i n d i c i f i d e s et cernebantur ignes, suggressique propius speculatores a u d i r i fremitum equorum immensique et inconditi agminis murmur a t t u l e r e. (Cornelii Taciti, *annalium Liber* II,

Kap. 12.) Ferner: *igitur propinquo summae rei discrimine explorandos militum animos ratus, quonam id modo incorruptum foret, secum agitabat* (ib.). Vgl.: *Per gli ampli tetti andava il Paladino Tutte mirando le future vite.* (Ariosto, *Orlando Furioso*, Canto XXXV, 3.)

E come di splendore e di beltade
Quel vello non avea simile o pare (dss. 5).

Por estas náos os Mouros esperavam,
Que, come fossem grandes e possantes,
Aquellas, que o commercio lhe tomavam,
Com flammas abrazassem crepitantes:
Camões *Os Lusiadas* Canto IX. 4.

Böhmisch: *Kolik je Vám let?* Wie alt sind Sie? *Kolik jest hodin?* Wieviel Uhr ist es? *Dobře jsem jej vyklepal.* Ich habe ihn (den Mantel) recht ausgeklopft.

Ebenso ist es, wie schon früher erwähnt, dem Russischen wie überhaupt den slavischen Sprachen eigen, die Satzfügung dadurch kompakt zu gestalten, daß Satzteile in die Mitte von zwei eine Einheit bildenden Wörtern gestellt werden, also z. B. im Russischen zu sagen: „Euere zu uns Ankunft," „unter welchen wohl sie Namen auch existieren," „eine schreckliche verging Minute," „eine blieb ihm Hoffnung," „infolge des eingereichten von dem General T. an das Gericht Gesuches," im Serbischen: „jeder ist Anfang schwer."

Vgl. im Magyarischen: *aligha meg nem halt* = er ist vermutlich gestorben, *meg ne mozdulj* = rühre dich nicht, *ha e pénzt el találnám veszteni* = wenn ich dies Geld zufällig verlöre, *a jó könyveket el kell olvasni* = die guten Bücher muß man lesen, *a levelek már le vannak irva* = die Briefe sind schon abgeschrieben.

Frz.: *on ne doit rester dans l'eau que quelques instants seulement*; *pour prendre un bain froid, il faut que la digestion soit faite*; *néanmoins, il ne faut cependant pas être à jeun depuis trop longtemps. — Il me l'a dit*; *je le lui ai promis. — Au bruit de tant de voix, Alois, dans sa maison profonde, comprit que les farauds, en bande, accompagnaient Pierre* (G. Beaume, *Mademoiselle Josette*). — *L'histoire d'Angleterre a été en France, après la chute des Stuarts, si mal sue, et si peu comprise qu'il était difficile à nos aïeux contemporains de Bolingbroke de se bien expliquer un tel personnage* (Rémusat).

Wir unterscheiden hier mehrere Arten von Verschlingung der Wörter, alle bedingt durch einen gewissen Grad von Aufmerksamkeit auf ästhetische Gestaltung der Wortvorstellungen, jede einzelne von besonderem Wert. Gemeinsam ist ihnen nur der Zusammenschluß der Satzelemente zu einem ästhetisch

wirksamen Ganzen. Am gefälligsten erscheint die Umschließung von Satzteilen durch zwei in enger Beziehung zueinander stehende Wörter, denen sie subordiniert sind: *delectum ab Arminio locum pugnae, habita indici fides, propinquo summae rei discrimine,* russisch: *Euere zu uns Ankunft*; böhmisch: *dobře jsem jej vyklepal.* Eine nicht minder wertvolle Gruppe bildet auch das Verb mit einer durch innere oder äußere Beziehungen zu ihm gehörigen Umgebung: böhm.: *kolik je Vám let? kolik jest hodin?* Russ.: *eine schreckliche verging Minute, eine blieb ihm Hoffnung.* Vgl. lat.: *qui adipisci veram gloriam volet, iustitiae fungatur officiis.* Cic. *off.* 2, 43.

Ästhetische Wirkung anderer Art, herbeigeführt durch Spannungs- und Lösungsgefühle (s. W. Wundt, *Sprache* I, S. 48) liegt vor, wenn zusammengehörige Satzelemente durch mehrere Wörter getrennt werden, mit denen sie nur in assoziativer, nicht in apperzeptiver Beziehung stehen. S. hierüber W. Wundt, *Sprache* II, 320—324: Apperzeptive und assoziative Beziehung der Satzglieder. Beispiele bieten die vorstehenden französischen Sätze mit Ausnahme von: *il me l'a dit* und *je le lui ai promis.* Denn die Gruppierung der verbundenen persönlichen Fürwörter zwischen Subjekt und Prädikat im Französischen besitzt den geringsten Grad ästhetischer Wirksamkeit, ganz abgesehen davon, daß ihre Häufigkeit sie in eine mechanische umgewandelt hat. Das Gefühl wird nämlich nur leise angenehm erregt durch die Leichtigkeit der Zusammenfassung verschiedener Vorstellungselemente, wovon immer wenigstens eines nur ganz schwach und flüchtig im Bewußtsein erscheint.

Die aus dem Magyarischen angeführten Verflechtungen — *aligha meg nem halt* ist sogar eine doppelseitige — bewirken ebenso wie die ihnen folgenden französischen Spannungs- und Lösungsgefühle. Ihre Elemente, Vorwort und Zeitwort, in *aligha nem* Adverb und Negation, sind aber apperzeptiv miteinander verbunden, denn assoziativ treten nur Wortvorstellungen zusammen, die sinnlich wahrnehmbare Vorstellungselemente bezeichnen. Von den Verschlingungen der beiden italienischen und des portugiesischen Satzgefüges ist zu bemerken, daß auch sie Spannung und Lösung des Gefühls erkennen lassen und das Gepräge associativer Verbindung an sich tragen. Eine besondere Betrachtung erheischt noch die Satzverschlingung, wozu wir obiges Beispiel aus Tacitus: „*speculatores audiri fremitum equorum immensique et inconditi agminis murmur attulere*“ sowie: *haec res metuo ne fiat* anführen wollen. Hier erreicht die Spannung der Aufmerksamkeit auf die Verknüpfung der Wortvorstellungen den höchsten Grad, ebenso aber auch das Gefühl der Lösung, sowie die Begriffsverhältnisse in einem Gesamtblick klar überschaut sind. Nicht einfach durch Gliederung einer Gesamtvorstellung entstanden solche Satzgefüge, sondern durch

ordnende Tätigkeit nach intellectuellen Gefühlsantrieben, durch Phantasie. Ein Neues, Durchgeistigtes ist ihre Schöpfung. Es ist bemerkenswert, daß die beiden klassischen Sprachen besonders reich an solchen Verschlingungen sind, wenn sie auch in keiner der neueren fehlen.

Bsp.: *J'ai tenu à citer ces paroles éloquentes, qui ont été récitées, l'auteur le dit positivement, du haut d'une chaire d'État, avant février 1576, et qu'il a fallu tant d'années pour voir triompher des préjugés de la plus 'grande Université de l'Europe'.* Brunot, *Histoire de la litt. fr.* I, 651. — *Au lieu d'adopter le sonnet, dont la structure mathématique eût mieux convenu sans doute à la nature de son talent, s'il est resté fidèle au dizain de Marot, il y a su du moins introduire des intentions d'art* q u i*, pour n'avoir pas toujours été suivies d'effet, n'ont pas laissé de servir de guide à ses imitateurs* (Brunetière, *Études critiques*, p. 92). Vgl.: *Di questo stento varie sono le cause, lentezza naturale nel comporre, come asserì lui stesso; le infermità, il dolore di restare in Recanati, e quegli studi suoi specialissimi di erudizione, tutt'altro che favorevoli alle povere Muse,* c h e*, come donne, di poco fa mestieri* p e r s g o m e n t a r l e. Francesco Montefredini. Leopardi, G.

Ganz besonders haben also in die Satzstrukturen eingegriffen: die dem Affekt entgegengesetzten, mit Aufmerksamkeit verbundenen höheren Gefühle, worüber wir aus Rhetoriken, Poetiken und Stylistiken, unter anderen auch aus A. Albalat's *Art d'écrire en vingt leçons*, Belehrung schöpfen können. Unter den daraus hervorgehenden Satzgebilden sind wohl die wirkungsvollsten: Antithese, Wort- und Satzverschlingungen, wenn sie nicht zu viele Glieder umfassen. Sonst gestattet Überspannung der Breite seelischer Betätigung nicht mehr, sie mit dem Lustgefühl der Kraft in einem Punkte zusammenzufassen. S. Theodor Lipps, *Ästhetik*, 1. Teil, S. 156. Sätze, wie: „*Quis dubitat, quin, si Saguntinis impigre tulissemus opem, totum bellum in Hispaniam aversuri fuerimus*" wirken gerade so überspannend wie die früher zitierte ungarische analytische Reihe: '*leánya jolétének elömozditásában tanusitott gondtalansága miatti szemrehányásai által.*' Der Satz aus Livius 31, 7, 3 ist ästhetisch schön durch Satzrhythmus und proportionalen Bau, weil aber die durch '*q u i n*' eingeleitete Spannung zu lange andauert, mischt sich ein Unlustgefühl ein. Und lange fortgesetzte, durch keine Gemütserregung unterbrochene analytische Tätigkeit ermüdet, wie das ungarische Beispiel zeigt. So erscheint Phantasietätigkeit, das lebhafte von Gefühlen begleitete Denken in Anschauungen (Kombination der Funktionen dreier Zentren) als eine Notwendigkeit in der Gestaltung des Satzbaues. Sie bewirkt, daß die durch analytische Tätigkeit aus einer Gesamtvorstellung deutlich herausgehobenen Einzelvorstellungen in einem erweiterten Blickpunkte simultan und ästhetischen Forderungen gemäß geordnet vorgestellt

werden, während eine analytische Satzstruktur, wofür das Ungarische uns die Muster bot, sich aus den in der Gesamtvorstellung begründeten Assoziationen, sowie dem momentanen Interesse der Aufmerksamkeit ergibt, indem jeder einzelne Teil gesondert gedacht und dann erst in Kombination gebracht wird. (Gegensatz der analytischen und synthetischen Satzstruktur.) Daß die antiken Sprachen den neueren wie in der Verschlingung so auch in der Schönheit des Satzrhythmus überlegen sind, wollen wir zugeben. Indes wird diese Inferiorität wieder ausgeglichen durch einen größeren Reichtum an konkreten und deshalb gefühlsstärkeren Begriffen sowie auch eine gewisse Selbständigkeit des einzelnen Wortes, durch die es sich außer die Satzstruktur stellt und darin durch ein Fürwort vertreten läßt. Sätze wie: ,,*En effet cette doctrine sociale, il sent les objections qui s'élèvent contre elle; les libertés, elles sont quatre: de presse, de culte, de parlement, de magistrature*" (Faguet *Politiques et moralistes du XIXe siècle*) erwecken eine Frische des Lebensgefühls, die an ästhetischem Wert jenen kunstvollen, durch die Flexion ermöglichten Kunstschöpfungen der Alten nicht nachstehen. Wir möchten deshalb neben Lipp's ästhetischem Prinzip der monarchischen Unterordnung noch ein solches der freien aufstellen.

Wie eine ästhetische Forderung, Satzrythmus oder Euphonie, sich gegen eine vom intellektuellen Zentrum begründete und assoziativ im sensorischen Zentrum festgelegte Gewohnheit der Satzstruktur durchsetzen kann, wird im Lateinischen besonders in der verschiedenen Stellung des Verbums ersichtlich. Bsp.: *Isdem fere diebus litteras [a Coeno] accipit de rebus in Europa et Asia gestis, dum ipse Indiam subigit.* Q. Curtius *Hist. Alex.* X, 1. 6. Für alle Vorgänge in den zwischen innen und außen vermittelnden psycho-physischen Zentren müssen wir das auf harmonische Entfaltung einer geistigen Welt gerichtete unbewußte Streben eines lebendigen unmittelbaren Daseins als Grundbedingung setzen. Denn der die analytische Tätigkeit der Aufmerksamkeit, die Konzentration der Nervenkraft auf jeweils einen bestimmt abgegrenzten kurzen Abschnitt im Strom der Vorstellungsbewegung, erweckende Anstoß geht stets von einer Erregung des Gemüts aus, einem spontanen oder von der Umwelt aufgezwungenen Interesse, d. h. einem auf das Wohl des geistigen Gesamtorganismus gerichteten Gefühle. Ebenso aber auch die synthetische Einheitsfunktion, wie sie sich in der Zusammenfassung der analytisch unterschiedenen Teile zu einem zusammenstimmenden Ganzen, wie sie sich in der Bildung von Satzgruppen nach dem attributiven, prädikativen, objektiven und adverbialen Verhältnis kund gibt. Wo die Wörter sich nicht in diesen Gruppen aneinander schließen, wo eingesprengte Wörter zusammengehörige trennen, wo arabeskenhaft verschlungen wird,

da macht sich entweder die Gefühlskraft *(idée-force)* einzelner Vorstellungen geltend oder die Gruppierung wird, so besonders in den klassischen Sprachen, von ästhetischen Gesetzen beherrscht. Bei ihnen bildete, wie Wilhelm Humboldt über das Griechische bemerkt, die Stellung der grammatischen Formen gegeneinander ein eigenes — wir möchten hinzufügen „akustisches" — Ganzes, das die Wirkung der Ideen verstärkt und schon an sich durch Symmetrie und Eurythmie erfreut. Es ist auch ganz andersartig psychisch zusammengefaßt. Denn einmal bestimmen dabei Gefühle, nicht kategorielle Tätigkeiten, die Wortfolge, zum andern wirkt gleichzeitig eine energisches Lebensgefühl weckende Synthese in einem erweiterten Blickpunkt. Um so wirksamer werden solche ästhetische Gruppierungen je mehr Gefühlswert die einzelnen Worte besitzen, je erregendere Bilder sie aufsteigen lassen, je glücklicher also die dabei stattfindende Selektion unter dem Wortvorrat sich vollzog. Z. B.:

Paulum sepultae distat inertiae
Celata virtus. Non ego te meis
Chartis inornatum silebo
Totve tuos patiar labores
Impune, Lolli carpere lividas
Obliviones.

(Horaz: *Oden* IV, Carmen IX, 29—34.)

Stehen nun auch nach ihrer akustischen Wirkung die klassischen Sprachen über allen neueren, so fehlt es doch auch den romanischen nicht an ästhetisch wertvollen Tonbewegungen. (S. hierüber A. Albalat *L'art d'écrire*, p. 139—159.) Was ihnen abgeht ist ja lediglich die soeben genannte nur von den Flexionen abhängige Symmetrie und Eurythmie. Dafür haben in ihnen mit zunehmender Konzentration des Bewußtseins auf den einzelnen Begriff die ihnen entsprechenden Worte einen stärkeren Nachdruck (expiratorischen Akzent) erhalten, ein nicht zu unterschätzender ästhetischer Ersatz für die eingetretene Schwächung des musikalischen Elements. Dazu kommt, daß wie schon früher erwähnt wurde, der den Worten eigene Gefühlswert sich in der Entwicklung der modernen Völker erhöht hat. De Amicis drückt dies in *L'Idioma gentile* treffend so aus: *'Le sue parole* (le parole della nostra lingua) *hanno per noi un suono che è come un secondo significato nascosto, sfuggente a ogni espressione*; *la sua armonia ci risveglia infiniti ricordi di sensazioni, di luoghi et di forme umane, di voci e d'accenti conosciuti e cari di viventi e di morti, e pensieri e immagini e versi di maestri immortali, diventati nostro spirito e nostro sangue*; *essa è per noi la musica dell'affetto, del dolore, della gioia, dell'amor di patria, piena di forze e di dolcezze misteriose, che non salgono fino alle*

nostre labbra, ma vibrano e germinano nel più profondo dell'anima nostra, come virtù secrete della nostra natura'. Über Stimmungsgehalt der Worte s. Erdmann, *Vorstellungswert und Gefühlswert* S. 80—90. Mauthner meint, die Einheit eines geschlossenen Gedankengangs hänge doch nicht von sprachlichen Künsten und der Menge der Konjunktionen ab. Ganz recht, aber die Konjunktionen lassen seine Gliederung erkennen und Sprachkunst verleiht ihm doch erst ästhetischen Wert. Werden die Beziehungen, wenn auch noch so flüchtig, nicht anschaulich in einem Lautbilde erfaßt, so bleiben sie unreflektiert, somit unbewußt. Die Vermittlung der Phantasie ist deshalb notwendig für ihr Bewußtwerden. Doch ist zu unterscheiden, ob diese Lautbilder nur Reflexe von gefühlsmäßig erkannten inneren Vorgängen, sogen. Erkenntnissen (s. Romanes, *Mental Evolution in Man*) sind oder ob wir in ihnen wirkliche Beziehungsbegriffe (tertiäre psychische Gebilde) erkennen müssen. Darnach wird sich immerhin die Werteinschätzung der Sprachen zu richten haben. Denn es ist doch etwas anderes, wenn die transitiven Elemente einer Sprache in ihrem selbständigen Werte als Begriffe und einer Begriffsklasse angehörig erkannt werden als wenn sie, wie in der Sprache der Cree und Chipewey Indianer (s. Byrne I, p. 145) *e*, *h* und *t* nur als Signale dienen, um eine bestimmte Bewegung zwischen den Vorstellungen einzuleiten. Nicht viel höher stehen die Flexionen, die nichts weiter sind als mit Begriffen verschmolzene Erkenntnisse, woraus wie aus den in aller Sprachbildung fortwährend wirksamen Phantasievorstellungen sich auch die unzähligen Bedeutungen des lateinischen Akkusativs und Genetivs erklären. So ist Phantasievorstellung die Vorstellung eines mit verbaler Kraft ausgestatteten Substantivs, der wir im objektiven Genitiv begegnen: *Caesar pro veteribus Helvetiorum injuriis populi Romani ab iis poenas bello repetierat.* (Caesar, *Bell. Gall.* 1. 30.) Ebenso die Vorstellung eines Teils als das Resultat eines an einem Ganzen willkürlich angenommenen Trennungsaktes, wie sie dem Genitivus partitivus in all seinen Formen zugrunde liegt. Auch *nigrae lanarum*, *degeneres canum* (Plinius) gehört hierher. Ohne das Beziehen anschaulich gestaltende, sonach ästhetisch wirkende Phantasiebilder bleibt auch unerklärt, wie sich im 15. Jahrhundert im Mittelfranzösischen die verschiedenen Zeiten in ihrem Gebrauch so genau scheiden konnten und wie sich allmählich der Gebrauch ausbildete, die rückbezüglichen Verben zur Bildung der Passiva zu verwenden. Zu allen Zeiten ist die Phantasie die Hebamme des logischen Gedankens. Sie bestimmt deshalb häufig die Wortfolge durch den Gefühlswert, den sie einzelnen Vorstellungen verleiht. Cicero consul, Imperator Nero. Die Phantasie der Kaiserzeit haftete nicht mehr an der Person, sondern am blendenden Titel. „*Dies irae, dies ille solvet saeclum in favilla.*" Erregte

Phantasie erhebt den Akt des Hinweisens zu etwas Selbständigem, trennt infolgedessen das hinweisende Fürwort von dem damit gewöhnlich verbundenen Substantiv. Ebenso können noch *'iste'* und selbst *'hic'* und *'is'* nachgestellt werden. Vielleicht verdankt solch emphatischer Stellung der rumänische Suffixartikel seinen Ursprung. Vgl. norwegisch: *mand-en* der Mann, *kone-n* die Frau, *sabel-en* der Säbel. (Analytische Wortfolge.) Wo dagegen im Phantasiedenken mehrere Vorstellungen als Einheit gefühlt werden, da greift die sog. kombinatorische Wortfolge Platz: *'Adjungatur haec j u r i s i n t e r p r e t a t i o , quae non tam mihi molesta sit propter laborem, quam quod d i c e n d i c o g i t a t i o n e m aufert.' 'Domum reditio.'* Caes. *B. Gall.* 1, 5; *'domum concursus'*. *B. Civile*, 1, 53.

'Eximia forma pueros delectos.' Dagegen *'Iccius Remus summa nobilitate et gratia inter suos'*. Caes. *B. Gall.* 2, 6, weil mit *'summa nobilitate'* etc. „ein Denkprozeß über die Persönlichkeit des Iccius Remus einsetzt". Derselbe Gegensatz wird besonders in der Stellung des Adjektivs im Lateinischen und in den romanischen Sprachen bemerkbar, wozu Byrne, p. 254 Latin bemerkt hat: „*Denoting a quality common to many things, an adjective may be r e g a r d e d a s e m b o d i e d i n i t s g o v e r n i n g n o u n , or else as a separate entity, appertaining to many other nouns besides, and deriving abstract independence from the multiplicity of its concrete embodiments. Hence its changeable position.*" Wenn es heißt: *'cursus ad gloriam'*, nicht *'ad gloriam cursus'*, so liegt eben der Grund in dem durch *'ad'* bezeichneten, genau analytischen Denkprozeß. In *'Ex Italia itinera in Macedoniam'* hat eine sich in der Antithese betätigende Phantasievorstellung eingegriffen. *'Italia'* und *'Macedoniam'* deuten Anfangs- und Endpunkt an. Denktätigkeit analysiert, setzt Beziehungen und unterscheidet mit Hilfe der Dichttätigkeit (siehe über diesen Begriff F. Jodl, *Lehrbuch der Psychologie*, S. 172. 56). Dichttätigkeit kombiniert mittels der Denkprozesse in Übereinstimmung mit ästhetischen Gesetzen und schafft aus sinnlichem Material Bilder zur Erfassung geistiger Vorgänge. Beide reichen sich die Hand beim Aufbau der verschiedenen Sprachtypen, deren Unterschiede in höherem Grade auf Verschiedenheiten in Kraft und Richtung der Phantasie als auf Stärke oder Schwäche der Beziehungsprozesse beruhen. Wir haben dies ja schon bei Besprechung des Urteils gesehen. Als eine gesetzmäßige Funktion des Intellekts ist es, wie auch alle übrigen, allen Menschen gemeinsam. Sprachen ohne Urteil kann es nicht geben. Aber ob das Urteil als Urteil erkannt und anschaulich wird, darauf kommt es an. Und dies wird nur möglich, wo es sich in einer lebhafte Anschauung erweckenden Sprachform verkörpert, wie es die folgenden Beispiele erweisen sollen:

1. Die sieben fetten Kühe sieben Jahre sie (Hebräisch); 2. er stehend auf, er gehend heim, er da gehend rauchen (Busch-

mannssprache) = er stand auf, er ging heim, er rauchte; 3. *kto ne so — mnoju, tot prótif menja* (russisch) = wer nicht mit mir (ist), der (ist) wider mich; *a ház szép* = das Haus ist schön; 4. Vater — von — dir, alt — von — ihm (oder genauer: „Sein Alter, dein Vater) = Dein Vater ist alt, dein Vater sieht alt aus; er mit weiß mit Jacke = er trägt eine weiße Jacke (Dayakisch); 5. das Essen — von — mir — den — Reis (Polynesisch) = ich will den Reis essen; 6. *ni-naka — kwa* = ich — Fleisch — esse (Mexikanisch); 7. des Walfisches — Schwanz — sein, des Bootes Vorderteil — sein, er berührte es (Grönländisch) = der Schwanz des Walfisches berührte das Vorderteil des Bootes; 8. bekannter Mann — mein kommen — sollte — er, seit — lange gesehen — er — mein sichtbar — werden — sollte — er, ich jenen mich — verbergend — kommend Küsse — mein — werdend (Nomen futuri) gewiß = wenn mein Bekannter käme, wenn mein vor Zeiten Erblickter sich zeigte: ich nahte mich verstohlen und küßte ihn gewiß. (Böthlingk, *Die Sprache der Jakuten, Jakutischer Text*, S. 96); 9. *quid tibi meam tactio est.* Plautus; 10. *wo pa ni ki wo ti su tyeu lyaù* (Chinesisch) „ich nehmend du gabst mir welches Buch verloren habe" = ich habe — das Buch, welches du mir gegeben hast, verloren; 11. *pahalau gia — e katit avi — m* zu sehr ihr — Geschoben — Sein (oder ihr Schieben, Schieben derselben) Bank durch — dich (Polynesisch) = du hast die Bank zu sehr auf die Seite — geschoben; 12. *te hoc facere ausum esse*; 13. zu meinem erlegten Seehunde — ich kam zu ihm ein Haifisch er ihn fressend (Grönländisch) = ich kam zu meinem Seehunde, welchen ein Haifisch fraß; 14. „Sie bugsierten das Boot und darüber war es Abend" heißt grönländisch: Das Boot (neutral) ihr — es — Bugsieren sie kamen mit ihm, (d. h. sie brachten bugsierend das Boot) welches Abend wurde. 15. Lehrer, ich schlagen, betrügen, — schelten — nein; ich lieben, ehren — ja (Taubstummensprache) = ich muß meinen Lehrer lieben und ehren. Aus einer Übersicht dieser Sätze geht vor allem die größere synthetische Kraft des Verbalsatzes gegenüber dem Nominal- und Existenzialsatz hervor (s. darüber Misteli, *Characteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues*, S. 701). Woher kommt nun diese? Misteli war der Ansicht, daß die Bildung der Kategorie es sei, welche die Satzbildung beeinflusse. Bildung der Kategorie in anschaulicher Form ist aber abhängig vom Phantasiedenken. Als Formen können dabei nur in Betracht kommen: 1. Vorstellung eines Ganzen und eines oder mehrere Teile desselben (attributives Verhältnis), 2. Vorstellung einer Tätigkeit und ihres Zieles (objektives Verhältnis), 3. Vorstellung einer Persönlichkeit und einer von ihr gewirkten Handlung (prädikatives Verhältnis). Die erste liegt zugrunde den Sätzen unter 1, 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 12, 13 (ein Haifisch ihn fressend), 14 (welches Abend wurde). Sie bringen nur die Beziehung der Inhärenz zwischen einem Sub-

stantiv und einem Attribut zum Ausdruck. Die zweite Phantasievorstellung erscheint wirksam in: 6, 7, 13 und 14. Das Boot ihr — es Bugsieren, 'sie kamen mit ihm' dagegen kann nur attributiv gedacht sein. Attributive Sätze können eben in jeder Sprache gebildet werden und ist es wahrscheinlich, daß, wie W. Wundt, *Sprache* 2, S. 346, bemerkt, diese auf Berührungsassociation gegründete Satzform den Ausgangspunkt aller syntaktischen Entwicklungen bildet. Aus der dritten Phantasievorstellung endlich sind alle echten Prädikativsätze hervorgegangen. Gemeinsam ist allen die Form der inneren Beziehung, d. h. eine Vorstellungsbewegung, in welcher eine Vorstellung eine andere oder auch eine gegenwärtige Wahrnehmung sich ihr unterordnend determiniert (subsumirende Determination). Ungarisch: '*a szép ház*' = das schöne Haus und '*a ház szép*' = das Haus ist schön, unterscheiden sich allein dadurch, daß im zweiten Falle subsumirend determiniert wird. So auch 'seine Thräne' in unserer Auffassung von 'seine Träne' = er weint, im Ural-Altaischen. Die innere Urteilsform ist immer, auch im vorbegrifflichen Denken, die gleiche. Mit ihr können sich in weiterer Modifikation noch andere psychische Bewegungen kombinieren und sprachlichen Ausdruck finden: Bejahung, Verneinung (15, wo 'müssen' zum begrifflichen Ausdruck nicht kommt), Befehl, Frage, Überraschung, (*te hoc facere ausum esse*, zugleich ein Beispiel für den Einfluß der Gemütsbewegung auf die äußere Sprachform), Wahrscheinlichkeit, Unwahrscheinlichkeit, Zweifel, Möglichkeit, Unmöglichkeit, sichere Erwartung in der Zukunft (vgl. engl. *shall*), Disjunktion etc. Die Grundform ist überall dieselbe. Nur daß in jeder Sprachgruppe zufolge der wechselnden Gefühlsbetonung eine andere subsumirende Determination eintritt: Determination eines Objekts (attributiver Satz), Determination eines Geschehens (*ni* — *naka* — *kwa* ich Fleisch esse, wo die Verbindung mit *ni* „ich" rein attributiv ist), durch ein als Ziel vorgestelltes Objekt (Satzwort, vorbegriffliches Urteil), Determination eines Subjekts durch eine von ihm ausgehende oder eine es berührende Handlung (prädikativer Satz). Was der Synthese von Determinand und Determinator im echten Verbalsatz (prädikativem Satz) eine so besondere Kraft verleiht, ist das lebendige Gefühl eines aus einem Ich hervorbrechenden Willens, ursprünglich wahrscheinlich hervorgerufen durch eine die Phantasie zur höchsten Anspannung treibende gewaltige Naturerscheinung. Ist es doch das Wesen des Geistes, sich selber und all seine Funktionen in der anschauenden Tätigkeit des Dichtens zu objektivieren. Wo diese in einer Sprache nur wenig (Chinesisch) oder nur schwach (transitive Elemente im Cree, s. Byrne p. 145—147) in die sinnliche Erscheinung treten, da werden wir nicht auf ihren Ausfall schließen, wohl aber daß sie entweder gar nicht oder nur flüchtig

apperzeptiv erfaßt und projiziert werden. Daß dadurch die Struktur einer Sprache wesentlich beeinflußt wird, ihre Wertung ganz besonders davon abhängen muß, dürfte wohl nicht zu verkennen sein. Ebensowenig — wo wir sie antreffen — die Wichtigkeit der Bildung von den Gliedern des Urteils untergeordneten Wortgruppen und ihrer Verknüpfung (z. B. nach den Beziehungen der Koexistenz, Zeitfolge, Kausalität, der Ähnlichkeit, des Unterschiedes). Zuletzt ist der ästhetische Wert einer Sprache im Satzbau, Sprachmelodie, Gefühlswert der Worte und Bilderreichtum festzustellen. Ferner werden in der Sprache der Poesie Klangfiguren, Rhythmus, Cäsur, Reim, kurz alle sprachlichen Kunstmittel auf ihren ästhetischen Wert zu prüfen sein. In vergleichender Behandlung der Satzstrukturen in den romanischen Sprachen wollen wir noch später die Hauptunterschiede feststellen, welche sich aus einer Betrachtung der in ihnen vorkommenden Gruppenbildungen und Satzbeziehungen ergeben, in logischer wie in ästhetischer Hinsicht. Im Verfolg dieses Zieles werden wir unsere Aufmerksamkeit auf die Verstandestätigkeiten der Analyse, der Abstraktion, der Vergleichung und des Unterscheidens der Relationen, auf Gefühl und Phantasie zu richten haben. Der Vorzug der indo-europäischen vor allen anderen Sprachen scheint uns darin zu bestehen, daß nur in ihnen das Urteil als solches im Bilde einer von einem Subjekt ausgehenden Tätigkeit in klarer Anschauung und mit voller Lebendigkeit des Gefühls erfaßt wird, nur in ihnen das geistige Interesse sich gleichmäßig über Innen- und Außenwelt verbreitet, nirgends gleiche Energie der Verstandestätigkeiten und der künstlerischen Phantasie anzutreffen sind, nirgends ein größerer Schatz von Begriffen und Gefühlen ausgemünzt wurde. Den Bau der klassischen Sprachen sehen wir beherrscht von der ästhetischen Synthese, die romanischen, aus der lateinischen Volkssprache hervorgegangenen Idiome kehrten zwar in ihren Anfängen zur ursprünglichen analytischen, ihrer Phantasieauffassung des Urteils entsprechenden Satzordnung zurück, indem sie wieder eine zusammenhängende Wortgruppe: 'Subjekt — Verb — Objekt' zum Kern ihrer Satzgebilde machten, im übrigen nur den momentanen Gefühlsimpulsen folgten, mußten jedoch in ihrer literarischen Gestaltung sich im Verlauf ihrer Entwicklung immer mehr lateinischen Vorbildern anpassen und wurden schließlich durch grammatisch-logische Arbeit einerseits, durch das Beispiel überragender Sprachschöpfer andererseits zu ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit gebracht. Der Fortschritt bestand in einer fortlaufenden Steigerung der beiden ineinander greifenden Prozesse der Analyse und der Synthese. Wenn Jespersen mit bezug auf das Englische in *Progress of Language* p. 276 sagt: '*The substitution of word-order for flexion means a victory of spiritual over material agencies,*' so bedeutet dies nach

der Auffassung der physiologischen Psychologie weiter nichts, als daß beim Ersatz der Flexion durch eine feste Wortordnung auf eine Unterstützung der beziehenden Tätigkeit im intellektuellen Zentrum durch das sensorische verzichtet wird. Ob dies nun der Klarheit des Denkens bezüglich einer scharfen Auffasssung der Denkprozesse nicht abträglich ist, möchten wir kaum dahingestellt sein lassen, wenn wir sehen, wie beim Fehlen einer bestimmten Beziehungsvorstellung das Beziehen selbst unsicher wird und so leicht in die Abhängigkeit assoziativer Einflüsse gerät. Beispiele: *if you please*, früher als Dativ, jetzt als Nominativ aufgefaßt; *you were better do it* und *here you are* = *here is something for you*, *here is what you want*, Sätze, die eben nur durch Situation und Gewohnheit, nicht durch ihre logische Struktur verständlich sind. Ein sonderbarer Sieg, den hier das Geistige über das Materielle errungen haben soll.

Was moderne ästhetische Satzstruktur charakterisiert, das ist die in ihren Verdichtungen liegende Geisteskraft und das selbständige Heraustreten einzelner Satzteile, die sich einem folgenden Ganzen unterordnen. (Prinzip der freien Unterordnung.) Beispiele für das letztere sind noch: *C'est donc la vraie religion*, *celle qu'en ne croyant pas vous mettez non seulement au hasard votre salut éternel, mais encore tout ce qui fait le vrai prix de la vie de ce monde* (Brunetière, *Étud. crit.* III, p. 53). *Les héros de Corneille, en général, considèrent donc l'amour comme une faiblesse indigne d'eux, à laquelle, en se laissant aller, ils se prennent eux-mêmes en pitié, pour ne pas dire en mépris, et dont ils ne suivent les mouvements qu'en essayant de se persuader que le destin des empires en dépend* (*Étud. crit.* VI, p. 129). Weitere Beispiele s. S. 155.

Vgl.: Derselbe Sinn geht durch das ganze 18. Jahrhundert, niemals war der gute Stil so allgemein verbreitet; literarische Angelegenheiten werden mit viel größerer Wichtigkeit behandelt als religiöse und jene Schriftsteller, die mit Ungestüm an den Grundfesten des Bestehenden rüttelten, die für die Wissenschaften oder das Leben, ein neues Prinzip suchten, ihr nächster Zweck war durchweg, ein künstlerisch abgerundetes Buch zu schreiben. Julian Schmidt, *Geschichte der frz. Lit. seit der Revolution 1789*, Bd. II, S. 113. Die Sklaven nun gar war es viel weniger eine Ehre besiegt, als eine Schande ihnen jahrelang in gleichem Kampfe gegenübergestanden zu haben. Mommsen, *Römische Geschichte*, Bd. 3, S. 84. — *L'uovo trovandosi in questo stato, se vi penetra un elemento fecondante, qual'è lo spermatozoide, vi si forma un secondo nucleo derivato da questo, perciò chiamato pronucleo maschile.* (Sergi, *l'origine dei fenomeni psichici*, p. 30.)

C. Syntaktische Erscheinungen, welche sich aus Vorgängen im sensorischen Zentrum erklären.

Vorab stellen wir fest, daß unter Vorgängen im sensorischen Zentrum Vorgänge im Großhirn zu verstehen sind, genauer Erregungen und Koordinationen von Erregungen in den Hinterhauptslappen. Ihnen entsprechen auf der psychischen Seite Vorstellungen, wozu auch die Wortbilder gehören, und Vorstellungsverbindungen (Assoziationen). Näheres hierüber s. Bastian, *das Gehirn als Organ des Geistes.* II. Teil. Siebenundzwanzigstes Kapitel: *Substrate des Geistes im Gehirn.*

Die vom Willen und der Aufmerksamkeit geleiteten Reaktionen subjektiver Tätigkeit auf Vorstellungen, die Funktionen des Denkens und Phantasierens, hinterlassen bleibende Eindrücke im sensorischen und motorischen Zentrum als Disposition zum Reproduzieren von Vorstellungen, Wortbildern, Muskelbewegungen und einer bestimmten Form ihrer Verknüpfung, womit dem Verlauf späterer Verstandesprozesse eine leichte Bahnung gesichert ist. Indes kann das sensorische Zentrum auch von sich aus in die Struktur des Satzes eingreifen, wie wir sogleich sehen werden. Freilich nur durch kleine Abänderungen in der wesentlich durch die ursprüngliche Satzanschauung (Verb — Objekt, Subjekt — Attribut, Subjekt — Prädikat), die Weite der zusammenfassenden Synthese (*Amplitude of intellectual view*, J. Byrne), die Kraft der Abstraktion (s. James II, 357—361 *dissociation, of similar association to an extreme degree*), besonders augenfällig bei einer Vergleichung unseres Sprachtypus mit dem Chinesischen, das zu keiner strengen Scheidung von Begriff und Vorstellung gelangt ist (vgl. J. Byrne, *Chinese*, p. 475 *the concrete particularity of Chinese thought*) und die Energie der verdichtenden Tätigkeit bedingten Struktur. Denn es ist klar, daß Verdichtung besondere Vorgänge im sensorischen Zentrum erzeugen muß. James II, p. 369 drückt das so aus: *'Processes once multiple get to be performed by a single act.' It is less a condensation than a loss, a genuine dropping out and throwing overboard of conscious content. Steps really sink from sight.* Vgl. lat. *Plato scribens mortuus est. Mucius Porsennam proposita sibi morte interficere conatus est. Oppidani hostes intra moenia conspicati arma proiecerunt.* Sprachlich kommt hier die Verdichtung zum Ausdruck im Zusammenrücken zweier Sätze zu einem Satzganzen, wobei immer eine attributive Beziehung an die Stelle einer prädikativen rückt, eine Subjektsvorstellung ausfällt und ein Zeitelement nur schwach angedeutet wird. Den Zusammenhang solcher Sätze braucht eine besondere Schlußapperzeption nicht zu besorgen, da ihre Einheit schon in der Urteilsfunktion und einer während der Gliederung stets gegenwärtigen Gesamtvorstellung gegeben ist.

an der sich die verschiedenen Beziehungsprozesse vollziehen. Letztere kann nun mit ihren Assoziationen unter gewissen Bedingungen die Gestaltung der Sätze und ihre Verbindung bestimmen.

1. Wenn in der Gliederung der Gesamtvorstellung der Zusammenhang (Kohäsion) ihrer Teile lebhaft bewußt wird. Dies fällt vor allem im Rumänischen auf. Beispiele: *Acest copil al fratelui îi bolnav. O casa a fratelui meu îi mare. — Primâvara îi timpul cel mai frumos al anului. — Timpul, ce-l am pentru acest lucru, îi prea scurt. — Pe aceia a mîncát-o si s'a facut asá glasul subtire.* (Hinweisung auf das Objekt.) Th. Gartner *Darstellung der rum. Spr.*, S. 22. Viele Beispiele s. Weigand, *Praktische Gramatik der rumänischen Sprache*, S. 77. Daß hier nicht mehr im Blickpunkt der Aufmerksamkeit, wohl aber in der jeweils gegenwärtigen Gesamtvorstellung befindliche und soeben fixierte Elemente einwirken, lassen hièr: *al*, *a*, — *l* und *o* erkennen. Sie sind die Nachbilder analysierter Einzelvorstellungen und deuten auf eine große Empfänglichkeit für die von den Dingen kommenden Reize.

So erklären wir auch die sogenannten Pronoms pléonastiques im Altfranzösischen. Beispiele: Rol. 2465 *L'ewe de Sebre (ele lur est devant)*, 1101 *Vostre olifant suner vus ne l'deignastes*, 1683 *Cels qu'il unt morz, bien les poet hum preisier*, 1765 *De l'corn qu'il tient l'oïe en est mult grant!* Desgleichen: *Et neporquant il cort si li destriers Ne s'i tenist ne lievre ne levriers* (Cor. L. 657—8), worin sich die Wirksamkeit einer der Aufmerksamkeit sich aufzwingenden Vorstellung reflektiert. Vorstellung von einem Objekt fehlt in: *Or sui si graime que ne puis estre plus* (Al. 22, 5), weshalb im Altfranzösischen auch in diesem Falle kein '*le*' gesetzt wird. Vgl. noch die folgenden Beispiele aus Illescas *Historia pontifical* und Cervantes' *Don Quijote*: *Porque sabia el muy bien que a Borbon no se le habia de creer la metad de lo que dijese. — Especialmente en estos dias escribió un libro, que le llamó los cien agravios de Alemaña, pidiendo que se remediasen aquellos, y que cessarian los escandalos. — Y pues cosas de menos cuenta y valor, las encarecieron tanto los autores antiguos. — Restaua le a Bonifacio de cumplir su palabra, al Rey Carlos II que dezia el que le auia prometido de favorescerle en el negocio de Sicilia. — ... las cuales Clorando, por compasion que debia tener Merlin dellas, las convirtió en otras tantes lagunas, que ahora en el mundo de los vivos y en la provincia de la Mancha las llaman las lagunas de Ruidera. — ... los dientes qeu tal vez los descubría, mostraban ser ralos y no bien puestos, aunque eran blancos como unas peladas almendras. — Con esta satisfacción que me dió el gran Montesinos se quietó mi corazón del sobresalto que recibí en oir que á mi señora la comparaban con Belerma. — Nel che è maraviglia a considerare come tanta dovizia di scienza,*

che a quel tempo si avvolgeva tutta in nebbia di latino scolastico, Dante potè egli primo vestirla di forme volgari . . . . . J. Amicarelli *D. L. e d. St.* It. I. p. 100.

Absichtliche Betonung, um den Gefühlseindruck zu erhöhen, liegt vor in: *La fantaisie, elle, se montre* und ähnlichen Sätzen.

2. Fortwirkung einer durch apperzeptive Tätigkeit im sensorischen Zentrum hervorgerufenen Bewegungsform und Fixierung derselben durch den Intellekt als ähnliche in der nachfolgenden analytischen Sonderung der Vorstellungen bemerken wir in: *Il ne saurait s'agir ni de trancher ni même de discuter ici cette question fondamentale, assez semblable à celle qui s'est posée depuis un certain temps devant les naturalistes, en présence de l'impossibilité où ils sont de fixer nulle part la ligne de démarcation entre la race blanche et la race noire. 'Impossibilité'* symbolisiert hier eine in '*nulle part*' fortwirkende verdichtete Urteilsfunktion. Ebenso in den folgenden Sätzen: *C'est de tous les actes de Timoléon celui qui me semble le plus désagréable: car s'il eût voulu, il eût bien pu empêcher que ces pauvres femmes ne fûssent point mortes* (Amyot, *Timoléon* ch. XLIV). *Et voyant qu'ils ne fuyaient pas tous en troupe vers la ville, ains s'écartoient parmi les champs ça et là, il fit sonner la retraite, défendant qu'on ne les chassât plus* (Amyot, *Philopoemen*, ch. XXIV). *J'ai quasi envie de me dispenser de ne vous point écrire* (Malherbe III, 188). *Comment peut-on se refuser à croire que quelques dieux n'aient voulu hanter familièrement avec Zaleucus, Minos, Zoroastre Lycurgue, Numa?* (Amyot, *Numa*, ch. VIII.) Neufrz.: *Il n'est pas impossible que d'autres aient eu un scrupule d'autre espèce, analogue à celui des théologiens et n'aient craint de dévoiler au public des secrets dont il pouvait abuser.*

3. Bemerkenswert ist das Fortwirken der Vorstellung eines persönlichen Subjekts im Spanischen und Portugiesischen: *el me habla á mi*; *Y al sabio que los presenta le asombraba, por su grandeza, un Homero solo!* J. M. de Pereda, *Esbozos y Rasguños* p. 371; *y hasta le sería á usted fácil demostrarle que me debe gratitud* ibid. p. 7; *A los guerreros famosos representábamelos siempre como se ven en el teatro*, p. 323. Portug.: *o mesmo me succede a mim*; *busca-me a mim?* suchen Sie mich? *Ao duque de Palmella cabe-lhe a gloria de haver assignado conjuntamente com Mousinho da Silveira algumas d'essas rasgadas medidas, que enfraquecendo as classes que davam apoio ao absolutismo, filiaram o partido liberal aos principios da escola democratica.* Lopez de Mendonça, *Memorias de Litteratura contemporanea*, p. 149.

Auch den persönlichen Infinitiv im Portugiesischen glauben wir hier anführen zu dürfen. Sollte sein Ursprung nicht auf lebhafte Vorstellung des persönlichen Subjekts zurückgehen, die

ja dem Portugiesischen mit dem Spanischen eigentümlich ist? Zu wenig wahrscheinlich dünkt uns seine Entstehung aus den Formen des lateinischen Imperfekt, die als verbale Substantiva und so als Infinitive aufgefaßt worden wären. (Bsp.: *Non potuerunt te adducere ut jurares* = *Não poderam persuaderte a (que) jurares*; *era melhor (que) irdes* besser war, (daß) ihr ginget = euer Gehen.) Es hätte doch solcher Auffassung die lebendige Funktion der Verbalformen mit der Masse ihrer Assoziationen entgegentreten müssen. *Jurares*, *irdes* konnten nie 'dein Schwören, euer Gehen' bedeutet haben, wie dies beim suffigierten Infinitiv des Ungarischen, einer Sprache von ursprünglich ganz attributiver Struktur, recht wohl möglich war. Bsp.: *várnom kell* ich muß warten; *ha az Isten megadja érnünk*: wenn Gott gibt, daß wir es erleben. Fassen wir deshalb eine Reihe von Satzfügungen mit dem persönlichen Infinitiv im Portugiesischen näher ins Auge.

I. *A guerra civil em que ardia a Africa tornava pouco provavel alguma séria tentativa dos almuhados para se melhorarem da quebra de reputaçao e da immensa perda que tinham padecido em 1184* (Herculano, *Hist. de Portugal* I, p. 19). *Providos abundantemente de viveres, estes se lhes tornavam inuteis pela falta d'agua para os cosinharem*, ib. p. 41. *Muitas cidades da Galliza abrazaram o partido de D. Fernando de Portugal contra Henrique II de Castella, na esperança de alcançarem a sua independencia*. 104. *Braga. Apresentamos o facto, sem o tentarmos commentar*. Lopez de Mendonça, *M. de Lit. Cont.*, p. 331. II. *Renderem-se ou perecerem de sede com todos os habitantes que sobreviviam, eis a alternativa que lhes restava*. Herculano 44. *A crêrmos Garrett, foi este um grande collector de poesia popular* (Wernekke S. 17). *A tragedia, a não se considerarmos senão pelo que pertence ao estilo, é o jogo das paixoes d'alma* (Wernekke 17 . — *Bejo-vos as mãos por vos lembrardes ainda d'um velho homem*. (ibid. 17.)

Die persönlichen Infinitive der ersten Gruppe erklären sich ohne Mühe durch Fortwirken der Vorstellung eines tätigen persönlichen Subjekts, die sich mit einer nachfolgenden Tätigkeitsvorstellung assoziiert, während die der zweiten Gruppe eine andere Erklärung fordern. Hier kann nur ein apperzeptiver Verdichtungsvorgang zugrande liegen, demzufolge ein Subjekt durch die Beziehungsformen *-mos -des* und *-em* nur angedeutet und mit der Verbalvorstellung in einer Synthese zusammengeschlossen wird. Daß das Spanische nicht ebenfalls solche persönliche Infinitive entwickelte, mag daher kommen, daß *-mos* und *-des* im Portugiesischen ohne vorhergehenden Vocal im Futuro imperfeito begegnen und deshalb leichter als Zeichen einer bestimmten Beziehungsfunktion erkannt und übertragen werden konnten. (Vgl. sp. *amáremos*, *amáreis* mit port. *amarmos*, *amardes*.)

4. Anderer Art sind: *Cela émut une crierie et un tumulte, le plus grand qui eût encore point été sur la place* (Amyot, Corneille, etc. LXXXII.) *Il voulait que l'on acquît des héritages et maisons où il y eût plus à semer et à pâturer que non pas à balayer et à arroser* (Amyot).

Die Negationen der letzten Glieder dieser Satzgefüge erklären sich hier damit, daß zwei schon im schweigenden Denken vollzogene und im Hörwortzentrum reflectierte Urteile entgegengesetzter Form analysiert und einander einfach ohne weitere Reflexion koordiniert werden. *Coordination of sensory components by central connexions.* Sully, p. 36. Ebenso sind zu beurteilen: *Me iours Deuoient plus tost finir, que non pas son discours.* (Régnier *Sat.* VIII, 69 ed. Courbet und: *lui rendoit plus de fruict que non pas vne grande quantité de celles de ses voisins* (B. Pallisy 11).

Ebenso neufranzösisch: *On craint qu'avec Hector Troie un jour ne renaisse.* (Racine.) *Il est plus puissant que vous ne croyez. Il est moins spirituel que vous ne pensez. Il parle autrement qu'il ne pense.* (Er denkt nicht so. Er redet anders.) *L'objet propre de l'art c'est donc de peindre les êtres, non pas autres qu'ils ne sont sans doute, mais moins encore tels qu'ils sont.* (Saisset.) *J'irai vous voir avant que vous ne preniez aucune résolution.* (Mme de Sévigné.) Portug.: *Mr. de Chateaubriand conhecia melhor do que ninguem que o passado e o futuro se não podiam combinar n'uma transacçao politica.*

Dagegen zu 2 gehören: *Elle ne voyait aucun être souffrant, sans que son visage n'exprimât la peine qu'elle en ressentait.* (Bern. de St. Pierre.) *Vous ne sauriez nier qu'un homne n'apprenne bien des choses quand il voyage.* (Fénelon.) *On ne doute pas que le prince d'Orange n'ait bien voulu laisser échapper le roi.* (Mme de Sévigné). *Si c'est la fatalle destineé Qui m'ait à ces maulx condamnée, Je scay bien a la fin que vaine sera toute prudence humaine,* (St. Gelais), wo sich der hypothetische Charakter des ersten Satzes im folgenden abhängigen fortsetzt und im Subjonktif seinen Ausdruck findet. Ähnliches fand auch statt bei der Struktur des folgenden Satzes: *s'il y allait pour dire ses heures, encore diroit-on qu'il iroit pour autre chose* (Nic. de Tr., Par., 185') Was hier vorliegt ist: Ausbreitung einer intellektuellen Funktionsbewegung im sensorischen Zentrum (Ondulation cérébrale), wodurch eine logische Koordination der aufeinander folgenden Sätze vereitelt wird. S. Sully *Outlines of Psychology* p. 191 *'an overlapping of the correlated nervous processes'.* Es ist bemerkenswert, daß die Entwicklung der französischen Sprache nach der logischen Seite sich besonders in der Einschränkung solcher übergreifenden Bewegungen und der kongruenteren Gestaltung der Beziehungen zwischen den Sätzen offenbart. Besonders viele Beispiele der Ausbreitung intellektueller Funktionsbewegung in den Wortzentren bietet das

Spanische. Folgende werden hier genügen: *Circunstancia es esta de sumo interes, que cobra mayor bulto, al considerar que en balde hubiera esperado Rabbi don S. T., no ya á producir el más insignificante efecto, pero ni á ser oido, sin identificarse con la manera de ser y de pensar de sus dominadores, á quienes pudo acaso designar con el nombre de hermanos.* Amador de los Rios, *Hist. crit. de la lit. espan.* 4, p. 475. *Non era posible en España, durante la edad media, que la imitacion del arte antiguo, aunque no apagados nunca sus vivos resplandores, se sobrepusiera al sentimiento nacional que dabo aliento á la poesia popular ni imprimiese tampoco un carácter decidido á la erudita, sacándola del ancho y profundo cauce de la civilicacion española* (ds.).

Vgl. frz.: *empêcher que rien ne s'établisse*; *la pluie empêche qu'on n'aille se promener.*

5. Auch kleinere Veränderungen in der Beziehungsform sind hierher zu ziehen. Denn es ist in solchen Fällen jedesmal eine von der Phantasie hervorgehobene oder durch sie umgeformte Vorstellung, wodurch die Funktion des intellektuellen Zentrums bestimmt wird. Bsp. engl.: *As more than one novelist have illustrated, moments of intense feeling appear to raise the plastic or acquisitive powers of the brain to a preternatural hight, so that small insignificant details of the objects happening to present themselves at the moment are permanently reflected in the mirror of the mind* (Sully: *Outlines*, p. 177). Und p. 183: *Every three repetitions to-day effects a saving of one repetition to-morrow.* Hier ist es die Vorstellung einer Mehrzahl von Personen oder eine Sammelvorstellung, welche die Form des beziehenden Denkens bestimmen. Der Intellekt kann also durch das sensorische Zentrum in seiner Funktion bestimmt werden. Vgl. noch frz.: *Ils retournaient chacun dans leur pays natal.* (Balzac.) *La plupart des jeunes gens croient être naturels lorsqu'ils ne sont que mal polis et grossiers.* (La Rochefoucauld.) *La nourriture ordinaire de l'écureuil sont des fruits, des amandes, des noisettes, de la faîne et du gland.* (Buffon) *De nostre gibier, qui sont les lettres.* (Jos Scalig. *Let.*, p. 259.) Hier ist es '*les lettres*', welches, von der Aufmerksamkeit festgehalten, nun seinerseits die Form des Verbs bestimmt. Ebenso '*toy*' in: *dont toy et tes compagnons nous empeschas bien.* S. Paul et N. du Fail *Eutr.* II, p. 79. Wie oben erklären sich: *nul prince catholique se doyuent recepuoir ne parmectre.* (J. d'Aut. *Chron.*, IV, 38.); *Sa saincteté estoit allée ... et portant le diadesme pontifical estoit assis en son throsne* (Palm Cayet, *Chron.* sept. 29. 1.) und: *tant plus ie le fuy, plus s'en espais nuage, De pensers orageux me troublent le cerveau.* (Bell. II, 475, note 59.) Es sind Veränderungen in der Auffassung des Begriffs herbeigeführt durch Phantasiebilder.

6. Im Altfranzösischen erscheint die Aufmerksamkeit beim Aufbau der Sätze ausschließlich auf Analyse von Gesamtvor-

stellungen und ihre Nebeneinanderstellung (Koordination) gerichtet. Erst später geht das Bestreben der Schriftsteller auch darauf aus, die Sätze in Verhältnisse der Unterordnung (Subordination) zu bringen. Stellenweise setzt auch die Satzbildung ganz aus und, nur durch die Gesamtvorstellung zusammengehalten, reihen sich daraus losgelöste Einzelvorstellungen rein assoziativ aneinander.

Bsp.: *Mes sire Yvains por verité*
Set que li lions le mercie,
Et que devant lui s'humilie,
Por le serpant qu'il avoit mort
Et lui délivré de la mort.

(Chrestien, *Yvain* 148.)

Précision, clarté manquent souvent au vieux français. (Brunot.)

Es wäre dies, wie wir schon andeuteten, eine rein automatisch im sensorischen Zentrum ablaufende Gliederung einer Gesamtvorstellung, möglich, weil ja Teile derselben schon mit Wortvorstellungen assoziiert sind und es deshalb, um die letzteren ins Bewußtsein zu heben, nur der auf jene gelenkten Aufmerksamkeit bedarf, ohne daß dabei Beziehungsprozesse ins Spiel zu treten hätten. Sinn erhält das Ganze ja doch durch seinen Zusammenhang mit dem Vorhergehenden. Vielleicht ist es ein ähnlicher Vorgang, dem der historische Infinitiv sein Dasein verdankt. Bsp.: *Un jour, dans une grande prairie, deux promeneurs allaient devisant. Tout à coup, l'un dit: Voyez donc, là bas, ce petit chien qui vient vers nous. L'autre de regarder, et de reprendre aussitôt: Un chien! mais c'est un lapin.* Man entschlägt sich der strengen Urteilsform und läßt die Vorstellungen bequem vorbeispazieren. In '*ce vase, ce tonneau fuit*' sehen wir trotz der Verbalform keinen anderen psychischen Vorgang. Es ist reine Wiedergabe einer Anschauung. Aber noch in ganz anderer Weise ist Assoziation (durch Kontiguität und durch Ähnlichkeit) wirksam. *Chez moy, qui le tiendra* (Rons. IV, 48. M.—L.) zeigt nach Brunot Einwirkung von '*i(l)*', Subjektspronomen der dritten Person. Demnach muß, die Aufmerksamkeit von *moy* und seiner logischen Verknüpfung ablenkend, der Assoziation durch Lautähnlichkeit von '*qui*' und '*i*' (*l* war ja stumm) noch eine weitere, nämlich die mit der dritten Person des Verbs gefolgt sein. Der ganze Prozeß der Vorstellungsverbindungen wäre aber hier rein automatisch, ohne Mitwirkung der intellektuellen Tätigkeit verlaufen.

Werden zufolge etymologischer Verdunkelung Beziehungsvorstellungen unbestimmt, so assoziieren sie sich leicht mit solchen von ähnlichem Charakter und führen zur Vertauschung ihrer Lautsymbole. So im Mittelfranzösischen, das *dont* für *où* und für *que* eintreten lassen konnte. Beispiele: *Le matin dont*

(= *où*) *le bon chevaler devait desloger.* — *De ses biens, dont* (= *que*) *il n'auoit pas gueres grant peine a departir. Departir = partager.* (Brunot.) Das '*que*' in '*en Arabie, pres la Rouge* (*Mer rouge*) *il y a une fontaine, que si les brebis en boiuent, elles muent de couleur*' ist wohl allgemeines Beziehungssymbol und nicht, wie Brunot meint, aus einer Verwechselung (confusion) von *que* mit *qui* zu erklären. *Que* schließt hier nur an und soll nicht *fontaine* vertreten.

Bekannt ist, daß die Deklination von *ille* und *ipse* auf Grund von Funktionsähnlichkeit durch *qui* beeinflußt wurde. Altfranzösisch *li* ist *illi* und hat sich *qui* angeglichen, wie man so zu sagen pflegt. Freilich beruht diese Redewendung auf der phantastischen Vorstellung, daß unsere Worte reale Mächte sind, Kräfte, die miteinander in Beziehungen treten können, nicht bloße Erinnerungszeichen für Begriffsbildungsprocesse im Denkcentrum. Aber was ist denn eigentlich Assimilation und wie kommt sie zustande? „Eine ein Kennen oder Erkennen einschließende Verknüpfungsform von Vorstellungsinhalten, die im Sinne einer physiologischen Funktion nicht anschaulich zu machen ist." So belehrt uns Jodl (s. *Lehrbuch der Psychologie* II, S. 135—143), bei dieser Form das Prinzip der psychischen Spontaneität, bei der Berührungsassoziation das der Gewohnheit hervorhebend.

James' Meinung hierüber ist wohl in folgender Stelle (*Principles of psychology* I, p. 591. *Similarity no elementary Law*) zusammengefaßt: *The similarity of two things does not exist till both things are there-it is meaningless to talk of it as an agent of production of anything, whether in the physical or the psychical realms. It is a relation which the mind perceives after the fact, just as it may perceive the relations of superiority, of distance, of causality, of container and content, of substance and accident, or of contrast, between an object and some second object which the associative machinery calls up.* Die vorstehenden Beispiele bezeugen die absolute Richtigkeit der Auffassung, wie sie James formuliert hat. Erkenntnis findet hier immer erst post factum statt und kann vorher in gar keinem Sinn davon die Rede sein. Allein entscheiden hier die neurale Bewegung, Reproduktionstendenzen, offene Verbindungsbahnen. Es steht aber der psychische Automatismus im umgekehrten Verhältnis zu einer einheitlichen, geschlossenen Satzstruktur. *L'association par contiguïté ou ressemblance est une forme inférieure de l'activité intellectuelle. Si elle dirigeait seule l'esprit, elle le réduirait à une complète anarchie, le jeu indépendant des éléments psychiques y remplacerait la coordination générale de l'intelligence* (Renouvier).

Läßt das momentan sich an eine Vorstellung heftende Interesse diese an die Spitze des Satzes treten, so folgt meist

mechanisch die gewöhnlich mit ihr verknüpfte. Solcher Vorgang erklärt wohl die im Altfranzösischen gewöhnliche Inversion des Subjekts hinter dem Verb, wenn ein Objekt, ein Attribut oder eine attributive Verbindung mit dem Subjekt oder Objekt den Satz einleiten. Bsp.: *Ombre li fait li plus biax arbres Conques poist former Nature* (Brunot). *Desur son braz teneit le chief enclin.* Ebenso die im Alt- und auch noch im Neufranzösischen häufige Nachstellung des Subjekts, wenn ein Adverb den Satz beginnt. Bsp.: *Ainsi périt, à l'âge de trente-six ans et demi, Charles XII, roi de Suède* (Voltaire). *Ici fleurit jadis une ville opulente, ici fut le siège d'un empire puissant* (Volney). *Il y a quelques années vivaient deux vieux époux.* Rol. 155: *Là vuldrat il chrestiens devenir. De chaque côté, sont les religieuses prosternées* (Annales).

Von Paul (*Prinzipien der Sprachgeschichte*, S. 24) ist aufgestellt worden, daß sich die verschiedenen Kasus des gleichen Nomens, die verschiedenen Tempora, Modi, Personen des gleichen Verbums, die verschiedenen Ableitungen aus der gleichen Wurzel vermöge der Verwandtschaft des Klanges und der Bedeutung assoziieren; ferner alle Wörter von gleicher Funktion, z. B. alle Substantiva, alle Adjektiva, alle Verben; ferner die mit gleichen Suffixen gebildeten Ableitungen aus verschiedenen Wurzeln; ferner die ihrer Funktion nach gleichen Formen verschiedener Wörter, als z. B. alle Plurale, alle Genitive, alle Passiva, alle Perfekta, alle Konjunktive, alle ersten Personen, ferner die Wörter von gleicher Flexionsweise. Überdies noch sollen sich Wörter von nur partiell gleicher Flexionsweise im Gegensatz zu stärker abweichenden zu Gruppen zusammenschließen und in Form oder Funktion gleichen Satzformen sich assoziieren.

Diese dem Studium der Herbart'schen Psychologie ihr Dasein verdankende Theorie der Vorstellungsgruppierung erhebt Möglichkeit zur Wirklichkeit, ist demnach unhaltbar. Die Vorgänge lassen sich unseres Erachtens kaum anders auffassen, als so, daß jeder zerebrale Erregungszustand eine Disposition besitzt, in einen anderen gleichartigen überzufließen, daß eine weite Möglichkeit der Realisierung jederzeit besteht, diese selbst aber von den Umständen, der Bewußtseinskonstellation abhängt. Treten nun die begünstigenden Umstände ein, so werden von allen im intellektuellen Zentrum erregten nun durch eine Bewegung in den Assoziationsfasern verbundenen Punkten aus Nervenströmungen nach dem sprachmotorischen Zentrum weitergeleitet und dort diejenigen Bewegungen der Sprachmuskeln ausgelöst, auf welche die einzelnen nervösen Erregungen eingestellt sind. Die Kombination dieser Bewegungen kann dann nur noch durch den motorischen Apparat bedingt sein. Beispiele: das obige *ille (li)* und *qui*; *i(l), le — qui, que*, wo *qui, que* durch häufige Assoziation mit

i(l), *le* in ihrer Geschiedenheit erhalten blieben. Das Mittelfranzösische neigte dazu, *qui*, *que*, *quoi*, *dont* und *où* ununterschieden zu gebrauchen, zeigt sich also hierin mehr von Assoziation als von Reflektion abhängig.

Häufig waren in der Entwicklung des Französischen Assimilationen einzelner Wörter an Wortklassen, so von *haïr* (nfr. *hadir*, ahd. *hazan*) durch die inchoative Konjugation. Man findet schon Beispiele von *je haïs*, *tu haïs*, *il haït*. Die Intervention der Theoretiker hat eine Rückbewegung eingeleitet.

In *campus*, *campos* > *chans*, *flumen* (+ *s*) > *fluns* etc. ist der sogenannte regressive Einfluß des *s* nach unserer Meinung so zu verstehen, daß, weil zwei verschiedene Artikulationsbewegungen unmittelbar nacheinander ausgeführt werden, die eine (s) in die andere übergreift und sie verändert.

Bemerkenswert ist im Französischen besonders der assimilierende Einfluß der ersten Konjugation sowie der ihr sich anschließenden Suffixe, wodurch beispielsweise die Partizipialendung auf — *ant* sich allgemein durchsetzt und die Adjektive auf — *ibilis* in solche auf — *abilis* umgewandelt werden. Grund ist jedenfalls der häufige Gebrauch dieser Formen. Der Gebrauch von — *ant* als Adjektivsuffix ist zurückzuführen auf den assoziativen Einfluß der veränderten Bedeutung gewisser Partizipien, wodurch sie Adjektiven angeglichen werden; so *tirant* = *opiniâtre*.

Gewohnte Verbindungsweise wirkt apperzeptiver Abänderung entgegen. Bsp. *les vieilles gens*.

Einfluß der Form ist weiter zu bemerken in der Tatsache daß man im Mittelfranzösischen mit abgeschwächtem *e* am Ende der Substantiva die Vorstellung des weiblichen Geschlechts verband und deshalb eine Menge Nomina vom Maskulinum in das Feminimum übergingen: *affaire*, *age*, *alarme*, *populace*, *presche*, *prestige*, *tige*.

Auch Analogie der Suffixe führt Geschlechtswechsel herbei. *Parents*, *frisson*, *poison*, *soupçon* wurden allmählich Maskulina. Sollte diese nicht auch ihr Spiel treiben bei der Suffixvertauschung? Natürlich nicht überall. *'El'* in *autel* ist sicher, wie Cohn S. 239, *Die Suffixwandlungen im Vulgärlatein und im vorliterarischen Franz.* gegen Scheler bemerkt hat, durch das voraufgehende *l* (vfr. *alter*) beeinflußt worden. Vielleicht wirkte auch *'t'* mit, die Bewegung der Sprachorgane in derselben Richtung zu erhalten. — *Chaud*, *chaude* bestimmt die Bildung von *bedeaude* (zu *bedeau*). — *Butorde* folgt einer gewohnten Assoziation von *tor* und *torde*, der wir in Wörtern wie *bord*, *border*, *bordage*, *accord*, *accorder* begegnen. — *Grave* wurde *greve* durch Assoziation mit seiner Korrelatvorstellung *'leve'* (s. F. Jodl, *Psychologie* II, S. 138). *A celle fin de* wurde in *à seule fin de* umgewandelt durch analogischen Einfluß des Lautes *'seule'*. Analogie, eine Art der Ähnlichkeitsassoziation, besonders im phantastischen Spiel der Volksety-

mologie bemerkbar, wenn auch von einem rein physiologischen Vorgang eingeleitet, erfordert immer zu ihrer Vollendung noch ein Mitwirken der Phantasie. Die Synonymen nun gar, wenn schon assoziativ verbunden (Bsp. *matin*, *matinée*, *maison*, *maisonée*), erhalten unterschiedene Bedeutung erst durch Reflexion. Ihnen steht diametral gegenüber die von Brunot sogenannte *Synonymie syntaxique (Un état d'indétermination où sont restées longtemps les fonctions de certaines formes. Les pronoms n'étaient pas définitivement séparés des adjectifs, les formes au lieu d'être strictement limitées dans leurs fonctions empiètent les unes sur les autres.*) Denn hier herrscht, von höheren logischen Funktionen der Verbindung und Unterscheidung noch uneingeschränkt, lediglich assoziative Aneinanderreihung nach Gefühlseindrücken. In ein neues Stadium ihrer Entwicklung trat daher die Sprache, als dieser psychische Automatismus durch die Arbeit der Grammatiker und Sprachkünstler den Anforderungen beider unterworfen und umgearbeitet wurde.

Indes bestimmt Assoziation nicht nur oft Wortfolge und Lautform, sie bietet noch überdies allein oder mit Hilfe der Phantasie den Beziehungsprozessen die Mittel sich in anschaulicher Klarheit darzustellen. So mag ein passiver Zustand sich in der Phantasie als ein solcher darstellen, in dem der Gegenstand der Betrachtung zugleich Objekt einer Tätigkeit und Subjekt eines darauf folgenden Gefühls ist. Ein solches Verhältnis lag aber im reflexiven Verbalgebrauch des Französischen bereits vor, war schon ausgedrückt und es mußte daher die neue Auffassung des Passivs, mag sie dem Italienischen entnommen sein oder nicht, hierin die ihr notwendig assoziative Stütze finden. Auch der Ausdruck der zahlreichen durch die Kasus angedeuteten Beziehungsprozesse war, immer unterstützt durch konkrete Vorstellungen, nur möglich auf Grund von Assoziation und Phantasietätigkeit. So wurden, durch die Form des Instrumental ausgedrückt, nacheinander die Verhältnisse des Z u g l e i c h s e i n s im Raume, in der Zeit und auch der Begriff des Hilfsmittels, eines mit Hilfe des andern, aufgefaßt. Die Grundbedeutung des Zugleich- oder Zusammenseins gestattete dann auch dem Russischen damit den adjektivischen Charakter des prädikativen Substantivs zum Ausdruck zu bringen. Außer einer Menge anderer Beziehungsbegriffe, die sich sämtlich von der Vorstellung des Zusammenseins oder der Begleitung ableiten lassen, bezeichnet im Russischen der Instrumental auch den Vergleich. Zugrunde liegt wahrscheinlich die Auffassung des verglichenen Gegenstandes als eines begleitenden Umstandes der Handlung. Vgl. Byrne *Principles of the structure of language* II p. 252: *The fundamental idea of the instrumental case is that along which the action takes place*; *it expresses not only the instrument*, *but also how often and how much*, *and the direction or manner of a process.*

Übrigens wäre hier zu bemerken, daß das Zurückführen der verschiedenen Bedeutungen einer Kasusform auf eine Grundbedeutung zwar, weil man nur von einer möglichst allgemeinen Beziehungsvorstellung auszugehen braucht, kein Kunststück ist und recht plausibel gemacht werden kann, wissenschaftlich aber gar keinen Wert besitzt, sofern ihm nicht sprachgeschichtliche Beweise zur Seite stehen, wie es Abel C. 166 *Linguistic Essays* überzeugend dargetan hat: *On seeing the diverse notions of cause and place expressed by one and the same case in Latin, the inference would seem to be forced upon us that, however different in sense, both must have been connected by some vague and hazy reasoning in the infancy of the undeveloped tongue. But the conclusion is altogether erroneous. In restoring ancient forms, etymology proves that the two expressions originally differed in sound, and only by a process of phonetic decay gradually coalesced in a single phonetic form. Accordingly place and cause were never confounded in Latin.* D. h. hier sind die verschiedenen Bedeutungen durch rein phonetische Vorgänge, nicht durch Vermittelung der Phantasie einem Wortzeichen angeschlossen worden.

Indes auf Begründung einer sprachpsychologischen Kasustheorie kommt es uns hier nicht an. Nur die allgemeine Notwendigkeit konstruktiver Phantasie für die Weiterentwicklung von Pronominalstämmen zu anschaulichen Begriffen möchten wir hier betonen. Diese hatten doch ursprünglich, wie Jolly *Infinitif* S. 104 sich ausdrückt, nur den Zweck einer mehr oder minder deutlichen Hinweisung, einer stärkeren oder weniger nachdrücklichen Hervorhebung. Wie sollte denn die beziehende Tätigkeit selbst darin erkannt werden, wenn die Phantasie nicht ein neues Element hinzubrachte? Hinweisung und Vorstellung eines Gegenstandes müssen sich doch associativ verbinden. Wie konnte aber z. B. der Dativ die körperliche Neigung zu etwas ausdrücken, wie Delbrück sagt, wenn zu dem etwas und dem hinweisenden Laut nicht das Bild des strebenden Körpers hinzugenommen wurde? Dies ist aber offenbar eine Phantasieergänzung, durch welche erst das ganze Verhältnis seine Anschaulichkeit gewinnt und der hinweisende Laut seine bestimmte Bedeutung erhält. Ebenso legt Delbrück dem Lokalis und dem Ablativ räumliche Beziehungsanschauungen zugrunde. Und wenn, wie Jolly (S. 107) sagt, die Sprache bei dem Pronominalstamm *am* (Endung des Akkusativs, welche im Indogermanischen mit der des Neutrums identisch ist) von dem Hinweis auf die Ferne zur Bedeutung des Leblosen gelangt, wie soll das anders geschehen können als durch Vermittelung der Phantasie? Selbst: '*Er ist hart wie ein Fels*' = '*Er ist hart, nicht ein Fels*' in der Sprache der Drawidas verlangt die Anschauung des vergleichenden Beziehungsprozesses im

Bilde eines Setzens des zweiten Gliedes der Vergleichung und des Entfernens vom ihm. Vgl. hierzu den Genitiv im Russischen bei einem verneinten transitiven Verbum, das Hinwegwinken in unserer Geberdensprache, das Bewegen der Hand von rechts nach links in der der Indianer. Die Negation gehört allein dem vergleichenden Urteil an, das Negative ist kein Gegenstand der Wahrnehmung, es existiert im Gegebenen nicht und muß erst von der Phantasie gegenständlich gemacht werden, gerade so wie der Begriff 'ähnlich' im Lateinischen *(similis)* durch *semel* 'einlich', 'eine Einheit mit etwas anderem bildend', im Russischen durch *pachožy* = auf etwas zugehend, im Ungarischen durch *hasonló* (*verb. hasad* = sich spalten, reißen), wo das Bild der beiden Teile eines gespaltenen Scheites zugrunde liegt, sinnlich erfaßt wurde. (Simonyi, *Die ungarische Sprache.*) War das Bild zu einer räumlichen Beziehung einmal gebildet, so konnte dann natürlich Gefühlsanalogie so wirken, daß Beziehungsbewegungen gleicher Form ohne weitere Vermittlung von Reflexion ihm angeschlossen wurden, sowie diese von der Aufmerksamkeit erfaßt waren und der Wille sie zum Ausdruck zu bringen sich regte. Das Automatische bildet dann nur einen Teil des ganzen Prozesses und können wir deshalb Henri *Antinomies linguistiques* nicht zustimmen, wenn er entscheidet: *Les faits d'analogie dérivative sont d'ordre inconscient et mécanique* (p. 70.). — La perception du monde extérieur n'est pas un état purement passif, où l'esprit ressemblerait à un miroir reflétant fatalement les objets. Elle *est l'œuvre commune du sujet sentant et de l'objet senti.* Ribot *La Psychologie anglaise contemporaine* p. 424.

7. Wie wir bisher beobachtet haben, entsteht der unbewußt arbeitende Mechanismus der Sprache, der Gebrauch eines gewohnten Systems von Bewegungen im Geflecht der Nerven und Muskeln, erst durch die Betätigung kategorieller mit Aufmerksamkeit ausgeführter Denkprozesse, von denen er immerfort, logischen wie ästhetischen Anforderungen entsprechend, abgeändert wird. Aller sprachlicher Fortschritt beruht darauf. Syntax einer Sprache ist die Gesamtheit der in unabhängigen oder verschmolzenen Wortformen, in Wortstellung und Ton zum Ausdruck gelangenden Beziehungs- und Verdichtungstätigkeiten. Die feste sinnliche Basis der ersteren schafft allein konstruktive Phantasie, deren Verschiedenheit nebst der der Assoziationsgewohnheiten die einzelnen Sprachen von einander trennt. „*The ideal element may be said to be the origin of our Knowledge with the more propriety of the two (elements) in as much as our Knowledge is t h e r e l a t i o n o f i d e a s.*“ Whewell *Philosophy of the inductive sciences.* P. 660 II. Nun können wohl die Tätigkeiten des Beziehens von Wortvorstellungen selbst zu assoziativen Gewohnheiten werden, wie stehende Redens-

arten *(phrases de tous les jours)* und abgedroschene Metaphern beweisen. Immerhin aber, mag der Sprachmechanismus noch so gut funktionieren, wird stets ein gewisser Grad von Aufmerksamkeit auf das mechanische Ablaufen gegliederter Gesamtvorstellungen gerichtet sein müssen. Bewußtsein wäre ja sonst unmöglich. Indessen ist zuzugeben, daß die Aufmerksamkeit durch den Assoziationsmechanismus abgelenkt, eine begonnene Gliederung so zeitweise durch eine andere verdrängt werden kann, wie dies z. B. '*la grammaire*, *elle non plus*, n'*a conservé que de rares souvenirs du gaulois*' erkennen läßt. '*Elle non plus*' ist verdichteter Komparativsatz, entstanden unter dem Einfluß vorhergehender Gedanken. Gewöhnlicher sind die vollständigen eingeschobenen Sätze, zu denen auch die gehören, welche die wörtliche Anführung einer Anrede anzeigen. Das Hinzukommen assoziativer Vorstellungen (assoziative Apposition) zu einzelnen Produkten der apperzeptiven Zerlegung haben wir mit W. Wundt (*Sprache*, 2. Teil, S. 323.) anzuerkennen. So sind alle Relativsätze apperzeptive Zerlegungen von Gesamtvorstellungen, welche Assoziationsvorgänge herbeigeführt haben. Assoziation der passiven Form mit aktiver Bedeutung im Deponens zusammen mit einer Verdichtung zu einem Begriff von früher beim Zerlegen getrennt gehaltenen Vorstellungen erklärt vielleicht die Bildung eines neuen aktiven Perfekts mit '*habere*' in den romanischen Sprachen. Vgl. *In ea provincia pecunias magnas collocatas habent* und *Principum philosophorum ita percepta habuit praecepta ut* ... (Nep. Att. 17, 3.) mit dem später entwickelten Gebrauch von '*habere*' als Hülfszeitwort.

In: *Et il li a tel cop doné*
Que la teste del bu li ret (Crestien)

findet Brunot den Grund der von der heutigen verschiedenen Satzgliederung in einer anderen Betrachtungsweise (Phantasie): *De nos jours nous considérons le substantif comme objet de l'expression verbale composeé de l'auxiliaire et du participe, et nous le plaçons après celle-ci*; *au XIIe siècle on considère le participe comme notion prédicative se rapportant à l'objet*: *on le place dont après le mot auquel il se rapporte.*

Liegt die Erklärung nicht eher in einem noch nicht vom Intellekt seinen Bedürfnissen angepaßten, von Gefühlsimpulsen beherrschten Mechanismus der Vorstellungsgliederung. Denn soviel steht fest: Die strenge Satzordnung des Neufranzösischen ist ein Produkt beharrlich fortgesetzter logischer Arbeit und eines gewissen Zwanges, der auf die Schriftsprache ausgeübt wurde.

Rab. *la terre, par eux ensemblement trouvée, qui depuis fut Athenes dit de Athené* und 211, 18: *Par ceste raison, quand le temps venu estoit que aucun de ceste abbaye*

voulut issir hors lassen sofort erkennen, daß es die Logik der Gefühle ist, welche noch den Satz beherrscht. Die sogen. stabilisierte Wortstellung dagegen folgt der Logik der Begriffe. (Wundt. *Sprache.* Zweiter Teil, *Stabilisierung der Wortstellungen*, S. 370 bis 377.)

Hier ist auch der Ort, darauf hinzuweisen, daß Ähnlichkeit der Bedeutung von Zeitwörtern sie nicht selten in gleiche Konstruktionsweisen zieht. So war im Altfrz. (Brunot I, 454) der Infinitif mit *laissier* gewöhnlich vom Akkusativ begleitet. Desgleichen aber auch *permettre* und *souffrir.*

Auf Assoziationswirkung ist auch zurückzuführen die Verwendung der Grundzahlen für die Ordnungszahlen zur Bezeichnung des Monatsdatums und zur Unterscheidung der Personen, namentlich der Fürsten gleiches Namens im Französischen. Brunot meint: *En tout cas, il n'y a point de doute que des formes comme le premier, le second, le tiers, le quart, dont le radical n'avait rien de commun avec les nombres cardinaux: un, deux, trois, devaient du jour où la langue était lue, céder la place à des formes qui, elles, étaient toutes proches des formes cardinales correspondantes.* Was die Änderung bewirkte, war die Assoziation von Gesichts- und Gehörbild. G. H. Charlton Bastian *Das Gehirn als Organ des Geistes.* II. Teil. Kapitel 29.

Der Einfluß der lateinischen Schriftsprache auf die Entwicklung des Französischen ist schon oft hervorgehoben worden. Ihm verdankt diese Sprache namentlich die Infinitifsätze, die absolute Verwendung der Partizipien und alle Konstruktionen des Relativums. Es mußten besonders bei den Schriftstellern des sechzehnten Jahrhunderts, sich gegenseitig störend oder fördernd, zwei Mechanismen der Satzstruktur in Übung sein. Ihr Zusammenwirken erscheint in der häufigen Auslassung des Subjektpronomens, dem Wegfall von 'que' beim Subjonktiv und besonders in den vom heutigen Standpunkte aus sogenannten Inversionen. Dagegen sind Mangel an Zusammenhang, Schwerfälligkeit, Unklarheit und Verwickelung der Satzstruktur die Zeichen sich entgegenwirkender und hindernder Beziehungsbewegungen.

8. Gesondert zu betrachten ist hier die syntaktische Kontamination, vor allem die Vermischung zweier Sätze, von denen der eine in seiner Gliederung durch einen anderen assoziativ dazu tretenden unterbrochen wird und, da die Verbindung beider nur durch das intellektuelle Zentrum geschehen könnte, nun ein lose zusammenhängendes Wortgefüge entsteht, das man sich erst logisch zurecht rücken muß. Beispiele bei Jesperson, *Whom do men say that I the son of man am* (Math. XVI, 13). Darwin *Life and L.* I, 60 „*to assist those whom he thought deserved assistance.* Muloch, *Halifax* „*one whom all the world knew was so wronged and so unhappy.*“ *And were I anything but what I am, I would wish me only he.* Keine Erklärung ist: *In these cases the blending was due to the fact that*

what was grammatically the object of one verb was logically the subject of another verb.

Paul (*Principien* S. 131, 2. Aufl.), nach Herbart'scher Psychologie die sprachlichen Erscheinungen erklärend, versteht unter Kontamination den Vorgang, daß zwei synonyme Ausdrucksformen sich gleichzeitig ins Bewußtsein drängen, so daß keiner von beiden rein zur Geltung kommt, sondern eine neue Form entsteht, in der sich Elemente der einen mit Elementen der andern mischen. Kontamination in der Lautgestaltung einzelner Wörter unterscheidet er nicht von Kontamination in der syntaktischen Verknüpfung und von Strukturen wie: Freitags als dem ruhigsten Tage (Goethe) als ob „am Freitage“ gesagt wäre. Und doch liegen hier ziemlich verschiedene Vorgänge vor. Kontamination in der Lautgestaltung einzelner Wörter (Bsp. *cminzipia*, im ämilischen Dialekt aus *cominciare* und *principiare* hervorgegangen) besteht darin, daß eine Vorstellung gleichzeitig zwei Prozesse, die sich ineinander mischen, im motorischen Zentrum erregt. Beispiele wie Freitags = am Freitag waren nach Paul's Definition ganz auszuscheiden, denn die beiden Wortvorstellungen sind nicht gleichzeitig aufgetaucht, — dies hätte ein Mischmasch wie *cminzipia* ergeben müssen — sondern die Wortvorstellung 'am Freitag' trat durch Ähnlichkeit der Funktion nach 'Freitags' ins Bewußtsein und bestimmte nach sich die Konstruktion der folgenden Wörter. Als dritte Art der Kontamination kommen in Betracht Konstruktionen wie: 'das gehört mein' aus 'gehört mir' und 'ist mein', engl. *I am friends with him* aus *I am friend with him* und *we are friends*, lat. *poenarum solvendi tempus* (Lucrez) aus *poenarum solvendarum* und *poenas solvendi*, *exemplorum eligendi potestas*, span. *muchas de virgines* statt *muchas virgines* oder *mucho de virgines*, *á pocos de dias*, *una poca de miel*, *tantas de yerbas*, *la mas de la gente* (bei Cervantes); ital. *la più della gente* und ähnliche. In der Beurteilung solcher Kontaminationen bei großen Schriftstellern, die damit oft den Gefühlswert einer Konstruktion steigern wollen, ist zu bedenken, daß ihre Werke nicht mit dem Lineal, dem Zirkel oder der Reißfeder geschaffen werden.

Ziemer (*Junggrammatische Streifzüge* S. 92—104) nennt diese Art syntaktischer Kontamination Kombinations-Ausgleichung oder Reihenausgleichung und bezeichnet das Wesen dieses zugleich apperzeptiven und assoziativen Vorganges genauer, indem er sagt: 'Zwei verschiedene syntaktische Strukturen, die im Bewußtsein des Sprechenden irgendwie mit einander assoziiert sind, steigen in einem Moment, wo von dem Zweck des Sprechenden eigentlich nur die eine von beiden gefordert wird, alle beide im Bewußtsein auf und gleichen sich in der Weise durch gegenseitigen Einfluß aus, daß bei der Verleiblichung der vorgestellten Sprachformen durch

die Sprachorgane von jeder der beiden ursprünglich getrennten Vorstellungen ein Merkmal zum Ausdruck gelangt.' Während also bei der rein lautlichen Kontamination der Wille gleichzeitig zwei unbewußt bleibende Wortvorstellungen erregt und assoziativ die ihnen entsprechenden Muskelbewegungen in einem Gesamteffekt auslöst, wirkt sich bei der Reihenausgleichung eine Kombination verschiedener nervöser Vorgänge aus, wovon einzelne zum Bewußtsein gelangende Momente vom Intellekt erfaßt und in den sie symbolisierenden Lauten dargestellt werden.

Ob die bei Plautus begegnenden verbalen Konstruktionen mit dem Objektsakkusativ der Verbalsubstantiva *curatio*, *receptio*, *tactio*, *aditio*, *natio* ebenfalls als Kombinationsausgleichungen aufzufassen seien (Ziemer *Jgr. Streifz.* S. 94 und 95), ob ein *quid tibi hunc receptiost virum*? aus einer Ausgleichung der Formen *quid recipis hunc?* und *quid tibi huius receptio est viri* hervorgegangen sei, erscheint zweifelhaft. Für wahrscheinlicher halten wir, daß dies attributive Satzformen sind und der Akkusativ ein Ergebnis der Assoziation der Verbalsubstantiva mit ihren Verben. S. dazu W. Wundt *Die Sprache* II. *Attributive Satzformen* S. 347. Jesperson sieht auch p. 196 Kontamination in: *The nations not so blest* a s t h e e *must in their turn to tyrans fall*, wo weiter nichts gewirkt haben kann als mechanisch-assoziative Übertragung präpositioneller Funktion auf ein Wort, dessen Stelle vor dem Pronomen häufig Präpositionen einnehmen. Dies ist aber Katachrese, die wir nun betrachten wollen.

9. Wie Nyrop (Nyrop-Vogt *Das Leben der Wörter* Kapitel VI.) S. 138 seiner geistreichen, an interessanten Belegen so reichen Schrift ausführt, beruht die Katachrese auf dem Vergessen der ursprünglichen Wortbedeutung, wozu wir auch die grammatische Funktion rechnen müssen. Hier soll nur von grammatischer Katachrese, dem Vergessen der grammatischen Funktion, die Rede sein, da alle übrigen Fälle zum syntaktischen Bedeutungswandel gehören. Beispiele dazu sind außer dem obigen bei Jesperson: *Sh. Rom.* 1992 (III 5, 83) '*And yet no man* l i k e h e *doth greeve my heart*'; *a stone is heavy*, *and the sand weighty*; *but a fool's wrath is heavier than* t h e m *both* (Prov. XXVII, 3). Aus dem Französischen erwähnen wir nochmals, weil hier Phantasie, Beziehungsgewohnheit und Vergessen der grammatischen Funktion zusammen gewirkt haben: *son assassin*, *mon ami*, einer, der zu mir sich als Freund zeigt, *son obligé* 'ein durch ihn Verpflichteter', *mon aîné*, *cadet*, *pareil*, *mes injures*, *sans votre respect*, *à votre considération*, *obtenir son pardon*, *sa grâce*; *à son recours*, *à son aide*, *à sa santé*; *en sa faveur*, *à mon aspect*, *à ma vue*; *en mon honneur*, *à mon égard*; *ô dieu*, *rendez-le heureux en lui conservant votre crainte à mon égard* (in Beachtung meiner Person), *à sa rencontre*; *la révolution française était alors dans toutes les bouches*, *son amour*

ou sa haine dans tous les cœurs. Rev. pol. et lit; *mon dû, mes injures. Athalie* II, 5, *à mon intention* im Hinblick auf mich, *à mon endroit*, *en sa mémoire* zu seinem Gedächtnis, *nous aurons de ses nouvelles* (was nicht bloß von ihm selbst gegebene Nachrichten sind), *on portrait encore son deuil* (s. Tobler II, *V. B.* S. 69.7 B.), Altfrz. *un soen norri* (*Turpin* I, 38, 24) 'ein von ihm Erzogener'. Es ist überall ein analogischer Vorgang, der die Verschiebung der possessiven Bedeutung erzeugt hat. Zugrunde kann ihm nur liegen ein allem Beziehen gemeinsames Gefühl, ferner die Geneigtheit Besitzbeziehungen zwischen den Gegenständen unseres Denkens zu erblicken und ein momentanes Vergessen des speziellen funktionellen Sinnes. (Bei der gewöhnlichen Katachrese: Vergessen des Begriffswertes.) Gleiche Ähnlichkeitsassoziation der Funktion hat auch im Russischen in der Bildung besitzanzeigender Adjektiva gewirkt (s. von Marnitz *Russische Grammatik* S. 31), welche ebenfalls dazu dienen, die Beziehung zu bestimmten Personen oder Tiergattungen anzudeuten. Ein Mißverständnis wird hier jedesmal durch die begleitenden Umstände ausgeschlossen.

Erscheinen dagegen Beziehungsbegriffe in gegenständlicher Form als Adjektiva, wie z. B. im Ungarischen: *iránti* (rücksichtlich aus *iránt* gegen), *abbeli* (diesfällig, dies oder jenes betreffend), im Deutschen: damalig, diesseitig, allenfallsig usw., so ergibt eine genaue Analyse, daß sich bei der Satzgliederung die beziehende Funktionsbewegung mit einer unbestimmten Masse von Nebenvorstellungen zusammengeschlossen, verdichtet und einer Hauptvorstellung attributiv angegliedert hat. Letzteres ist durch Kontiguitätsassoziation bedingt.

10. Einfluß der Wortstellung auf die beziehende Tätigkeit des intellektuellen Zentrums kann noch darin sich geltend machen, daß allmählich durch häufige Assoziation mit einer bestimmten Stelle im Satz eine Beziehungsfunktion andere verdrängt. Beispiele: *if you like*, *if you please*, wo der frühere Dat. pl. jetzt Nom. sg. geworden ist. Im Zusammenhang damit ist auch *please* aus einer 3. Person sing. subj. zu einer zweiten sg. oder pl. indic. geworden. Vgl. noch: *you were better do it (you* früher Dativ, jetzt Nominativ; *were* zuerst 3. Person sing, später 2. Person sing. oder pl.).

11. Mechanisches Fortwirken einer Funktionstätigkeit liegt vor in vulgärenglischem: *It is both your faults* und *she is both their mothers* (Jesperson *Progress* 289.) Im Spanischen: *Acontece tener un padre un hijo feo y sin ninguna gracia.*

12. Daß das Denken die Vereinigung verschiedener kategorieller Funktionen nicht immer zu vollziehen vermag und wie besonders Nebenvorstellungen die sprachliche Unterscheidung von Subjekt und Objekt verhindern können, wurde von Misteli (*Charakteristik d. haupts. Typen des Sprachbaues* S. 86) beim Finnischen und Magyarischen gezeigt.

13. Wenn im Mittelfranzösischen *celui* die Bedeutung eines unbestimmten Fürwortes erhielt, so war dies nur möglich durch das Gefühl einer Analogie zwischen den Funktionen des bestimmten und des unbestimmten Hinweisens auf einen Gegenstand des Denkens. Bsp.: *Il n'y a celui qui ne voie combien est nécessaire ce second point* (Calvin, *Inst. chrét.* II, 2). Überhaupt scheint das Gefühl der Analogie nicht nur zwischen Beziehungsprozessen, sondern ganz allgemein zwischen Bewußtseinszuständen in der Entwicklung aller Sprachen hervorragend beteiligt gewesen zu sein. Wie im Chinesischen, so kann z. B. auch im Französischen die Bedingung in der Form der Frage ausgedrückt worden. Bsp.: *Eût-il été bien plus fort et bien plus habile, eût-il été Richelieu ou Sully, il fût tombé de même* (Mignet). *Eussent-ils été gens à mesurer les distances, ils n'en auraient pas eu le loisir.*

14. Doch scheint bisweilen schon die Berührung zweier Wortvorstellungen zu genügen, sie beide mit derselben Funktionsform auszustatten. Bsp.: Im Italienischen ist die Verbal-Endung (nach Analogie von *vogliono* z. B.) an das Pronomen gefügt in *eglino*, *elleno*; in deutschen Mundarten kann die Verbal-Endung gar an eine Konjunktion oder eine Adverb gefügt werden, z. B. obst hergehst zu mir, wannst wiederkommst. Formübertragung durch Berührung liegt hier vor.

15. Berührung führt zur Verschmelzung in mittelfrz. *'ce que'*, wo es wie lat. *quod* im Satze: *'Quod venisti, pergratum mihi fecisti'* gebraucht wird. *Et ce que saint Paul ajoute qu'il souffrait pour l'Église, il n'entend pas pour la rédemption, réconciliation ou satisfaction de l'Église.* Calvin, *Inst. chrét.*, III, IV, 18. Grund: Der rasche Fortgang gliedernder Apperzeption, der für unterscheidende Tätigkeit keinen Raum ließ. So wird auch zu erklären sein, wie *'qui est-ce qui'* dazu kam ein dem *'qui'* ganz gleichwertiger Ausdruck zu werden. S. Brunot II, 448: *Il est remarquable que* qui est ce qui *n'étant pas encore un simple synonyme de qui, le deuxième verbe peut être une subordonnée au potentiel, qui est ce qui en plain iour puist veoir les estoilles.* Ebenso wurde altfr. *atout* und *otout* aus *apud totu* ganz im Sinne von einfachem ad gebraucht.

16. Oft wird Dicht- oder Phantasietätigkeit Anlaß zu neuen Formbildungen und syntaktischen Veränderungen, indem durch dieselben umgestaltete Begriffe nun andern analog werden, wie dies bei den Benennungen der Stoffe im Deutschen und im Französischen ersichtlich ist. Als ungegliederte, einheitlich zusammenhängender Masse gedacht und solange diese Bedeutung der Worte festgehalten wird, können sie keinen Plural bilden. Wird dagegen dasselbe Wort zur Bezeichnung eines abgegrenzten Teiles der Masse oder auch einer bestimmten Art derselben angewandt, so ist Anlaß zur Pluralbildung da, dem in vielen Fällen leicht, in anderen schwer oder gar nicht nachgegeben wird.

Bsp.: *M. Hébrard sait habiller ses bronzes, ses étains, ses cuivres, de patines admirables. — Il a des ors embrumés de vert, des bruns d'un effet merveilleux. Les Annales politiques et littéraires* 21 juin 1903 p. 401.

Masse ist im Deutschen auch bestimmend für die Auffassung vieler abstrakten Substantiva, die einen Zustand oder eine Eigenschaft bedeuten.

Durch s. g. falsche Analogie (s. Wundt *Sprache* I, S. 364) übertragen ist der Singular auf das Zahlwort beide = beides.

Dagegen liegt der Form 'zu Häupten', so viel wie 'am Haupte und seiner Umgebung, am Kopfende' eine Kontiguitätsassoziation mit den das Haupt umgebenden Dingen zugrunde, welche in diesem Ausdruck verdichtet wurden. Hier haben wohl drei verschiedene psychische Tätigkeiten zusammengewirkt, indessen ist die entscheidende die im sensorischen Zentrum sich betätigende Assoziation gewesen. Berührung (Kontiguität) zweier Vorstellungen und Überfließen des Inhaltes der einen in den der andern scheint die Grundlage dafür gewesen zu sein, daß man nach ital. *mi riesce l'impresa* und *mi riescono le imprese* auch sagen konnte: *ci riesco*, frz. *j'y réussis*. Vgl. altf. *il me membre* und *membres vous de nostre espusement*, nfrz. *il me fâche* und *je me fâche*.

Vielleicht war auch bei der Verschiebung der ital. Personalpronomina *è me* (engl. *it is me*) ich bin es, *lui*, *lei* für *egli*, *ella* (Bsp.: *diceva lei*, *mormorava lui*) Phantasie im Spiel, indem lebhafte objektive Vorstellung einer Person sie anderen Objekten gleichstellen ließ, auf welche eine Tätigkeit wirkt. So müßte dann auch die Verdrängung von *jo*, *tu*, *il* durch *moi*, *toi*, *lui*, *eux* im Französischen vom XIV. Jahrhundert an auf denselben Vorgang zurückgeführt werden. Dagegen können Adverbien die Stelle der Pronomima nur einnehmen durch eine zwischen ihnen bestehende Beziehungsanalogie; Bsp. ital. *ne*, *ci*, *vi*; frz. *en*, *y*. Verschiebung von *ne* nach der ersten Person Pluralis im Italienischen wird wohl, wofür sich schon Körting *Frz. Formenlehre* S. 79 ausgesprochen hat, aus einer Ähnlichkeit der Lautformen *noi* und *no* (alte tonlose Form von *noi*) sich ergeben haben. Da wir nun hierüber noch in der Folge zu handeln haben, so dürfte es angemessen sein, die Ähnlichkeitsassoziation noch einmal näher ins Auge zu fassen und ihren psychischen Charakter genau zu bestimmen. Sollte sie nur ein physiologischer Vorgang sein, welchen das intellektuelle Zentrum mit Hülfe der Aufmerksamkeit einfach registriert? Oder ist nicht am Ende das entscheidende Moment für das Zustandekommen einer jeden bei der sprachlichen Entwicklung stattfindenden Ähnlichkeitsassoziation eine r e a k t i v e Tätigkeit des Willens, durch welche er, bestimmt durch die ganze Vergangenheit, gegenwärtiges Interesse und Innenleben des Seelenganzen, unter verschiedenen dem Intellekt gleichzeitig zustrebenden Erregungen eine Auswahl trifft (Selektionsprozeß) und die gewählte, durch eine verwandte

verstärkt, in den Blickpunkt des Bewußtseins stellt, während er die übrigen diffundieren läßt? Külpes und Gätschenbergers Ansicht, wonach die sogenannte Assoziation nach Ähnlichkeit immer auf ein reales Abhängigkeitsverhältnis gründbar wäre, können wir nicht teilen. (Cf. Külpe *Grundriß der Psychologie* S. 195 f. und Gätschenberger *Grundzüge einer Psychologie des Zeichens* S. 101.) Wenn letzterer sagt: Speziell die Assoziation nach partieller Gleichheit ist gründbar auf ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen Teil und Rest des Ganzen. Erinnert ein *ab* an ein *ac*, so mag man deren Vorstellungen nach Ähnlichkeit assoziiert nennen, die Reproduktion verläuft aber nicht von der ganzen *ab*-Vorstellung zur ganzen — *ac*-Vorstellung, sondern über a nach c, also in der Richtung einer Kontiguitätsassoziation', so haben wir dagegen einzuwenden, daß eben nicht ein *ab* an ein *ac* erinnert, sondern eine gegenwärtige Erregung a^1 eine andere als Disposition vorhandene, objektiv ähnliche a^2 verwirklicht und mit ihr verschmilzt, daß darin die physiologische Assoziation nach Ähnlichkeit besteht, nicht in der späteren von a^2 nach c verlaufenden Kontiguitätsassoziation. *Ab* wirkt nicht als Ganzes, sondern nur a^1. Erinnert z. B. in der Entwicklung des Französischen die Gestalt (a^1) des Krahnen (b) an die Gestalt (a^2) des Vogels (c) *grue*, so ging die Assoziation direkt von a^1 zu a^2, dies war die Ähnlichkeitsassoziation; a^2c ist darauf folgende Kontiguitätsassoziation. Vgl. für unsere Anschauung James I, 579: *If the thought of the moon is succeeded by the thought of a football, and that by the thought of one of Mr. X- railroads, it is because the attribute rotundity in the moon broke away from all the rest and surrounded itself with an entirely new set of companions — elasticity, leathery integument, swift mobility in obedience to human caprice, etc. and because the last named attribute in the foot-ball in turn broke away from its companions, and, itself persisting, surrounded itself with such new attributes as make up the notions of a 'railroad king' of rising and falling stock market, and the like.*

Ähnlichkeiten, sagt Ebbinghaus *Psychologie* I, S. 478, werden ohne weiteres als größer oder geringer empfunden, aber zerlegbar in verschiedene Summen gleicher und ungleicher Teile sind sie auf keine Weise. Sie sind (s. S. 476), ganz ebenso wie Raum, Zeit und Veränderung, sofern sie dem sinnlich Empfundenen zukommen, durchaus sinnlich empfundene Ergebnisse. Aber, fügen wir hinzu, werden Ähnlichkeiten als größer oder geringer empfunden, so hat sich den sinnlich empfundenen Ergebnissen schon ein, wenn auch noch so leiser, Vergleichungsprozeß beigemischt, ein intellektueller Vorgang. Ferner: Nicht der im sensorischen Zentrum verlaufende Assimilationsprozeß, wohl aber das Bemerken desselben, ein bewußter Akt des Intellekts, ist es was zwei verschiedene Vor-

stellungen miteinander verknüpft. Vgl. Fouillé *La psychologie des idées-forces* p. 214: *A vrai dire deux représentations semblables sont la même représentation avec des représentations contiguës qui diffèrent. De même, la ressemblance de fait entre les objets, ressemblance qui d'ailleurs n'existe que pour une conscience et dans une conscience, ne pourra devenir un lien que si elle réussit à produire comme telle quelque effet déterminé dans le cerveau et dans la conscience.* Dagegen vollzieht sich Berührungsassoziation ganz ohne Beihilfe einer nach außen, nach den Vorstellungen gerichteten Tätigkeit des Intellekts, wird von ihm nur einfach als Tatsache angenommen. Berührungsassoziation der Ähnlichkeitsassoziation gleichsetzen heißt Adhäsion und Attraktion nicht mehr von einander unterscheiden. Cf. James *Principles of Psychology* p. 455: *I believe, moreover, that there is such a thing as an energetic power of recognising similarity in general, and that this is productive of very striking consequences*, wozu uns im Französischen '*personne*' ein treffendes Beispiel bietet, indem es anschaulich werden läßt, wie erst ein kurzer Moment der Reflexion Ähnlichkeitsassoziation vollendet. Brunot bemerkt hierüber: *Le sens agit sur le genre de certains noms. Ainsi* personne, *qui désigne souvent des êtres masculins, tend à devenir du genre neutre, dont la forme est masculine. En effet, il était bizarre de dire: homme de bon iugement pour bien cognoistre les semences de vertu naissante en une jeune personne (un jeune homme*, Amyot, cat, 6 L) *De même pour* rien, *de même pour* gens. Es mag diesem kurzen Moment der Reflexion nur eine beginnende leise Erregung des intellektuellen Zentrums *(a fringe* bei *James*), eine zerebrale Einstellung auf einen Reflexionsprozeß (s. v. Kries in *Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane*, 8. Bd. 1895, S. 15) entsprechen, jedenfalls so viel ist sicher, daß jede Ähnlichkeitsassoziation ein Aufmerksamkeitsvorgang vollenden muß und aus diesem Grunde automatischer Kontiguitätsassoziation nicht völlig an die Seite gestellt werden darf.

D. Syntaktische Erscheinungen, welche sich aus Vorgängen im motorischen Zentrum ergeben.

Zusammenzufassen sind in diesem Abschnitt alle Lautänderungen, die ihren Charakter eigentümlicher Bildung der Sprachorgane und den in ihnen entwickelten Bewegungs- und Verbindungsdispositionen verdanken. Die auf diesem Gebiet vorkommenden können nur mechanische und physiologische sein, weshalb wir nicht anstehen, mit Borinski (*Grundzüge des Systems der artikulierten Phonetik*, S. 21, rezensiert von Rudolf Lenz, Phonetische Studien, 6. Bd.) darin übereinzustimmen, daß

gleiche Faktoren sich anziehen, ineinander übergehen und nur durch Abstoßung, statische Separation, ihre Selbständigkeit bewahren. Nur ist mit einem so allgemeinen Gesetz für die Erklärung der einzelnen Fälle des Lautwandels noch nichts geleistet, solange eben diese Faktoren nicht genau festgestellt sind. Es käme darauf an, jedesmal unter Berücksichtigung des biologischen Gesetzes der Gewohnheit den Kampf der bei einer Artikulation beteiligten treibenden und hemmenden Kräfte mit mathematischer Genauigkeit darzustellen (F. Techmer, *Phonetik*, S. 210). Da dies nun zurzeit nicht möglich ist, müssen wir uns wohl damit bescheiden, die für die einzelnen Sprachen historisch nachgewiesenen Lautänderungen zu ordnen und in Formeln festzuhalten, die nichts anderes ausdrücken sollen, als daß uns annäherungsweise bekannte Artikulationen unter uns in ihrer Gesamtheit noch unbekannten Bedingungen sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit in andere umwandeln, wenn nicht psychische Vorgänge entgegenwirken. Für selbstverständlich halten wir, daß alle Tätigkeit des Sprechens von psychologischen Motiven angeregt sein muß. Dies steht aber dem nicht entgegen, daß die Art der Lautgebung nur von physikalischen und physiologischen Bedingungen abhängt. Und zwar für die beiden von uns zu betrachtenden Klassen von Vorgängen im motorischen Zentrum, die wir die mechanischen und die psychophysischen nennen wollen. Beide haben zu ihrer Grundlage einerseits Gestalt und Massenverhältnisse der Sprachorgane nebst ihren Einstellungsgewohnheiten, andrerseits durch Übung gefestigte Tendenzen der Sprachmuskeln, bestimmte Nervenbewegungen in entsprechende Bewegungen ihrer Fasern umzusetzen. (*Analogies of motor combinations.*) Als Beispiel hierfür mögen einmal dienen die Diphthongierung von freiem haupttonigen *o* zu *uo*, *ue* vor oralen Konsonanten im Altfranzösischen und *courrier* für *courlieu* = *curre locum* (V. Li premiers livres des reis: *des uns en frad chevaliers, des altres curlieus devant sun charrei*), zum andern der Übergang von *florir* zu *fleurir* durch die Vorstellung, welche mit dem Wortzeichen '*fleur*' verbunden ist. *Fleurer* entstand wahrscheinlich durch Assoziation zwischen den Vorstellungen von *flairer* und *fleur.* Es unterscheiden sich also unsere psycho-physischen Vorgänge im motorischen Zentrum dadurch, daß sie nur auf Antrieb von Vorstellungen und Gefühlen zustande kommen. Was die mechanischen betrifft, so können die durch sie bewirkten lautlichen Veränderungen ihrerseits syntaktische nach sich ziehen, wie es besonders in der Entwicklung der romanischen Sprachen in auffallender Weise hervortritt. Denn hier wirkten quantitative Verstärkung der Hochtonsilbe mit weit gehender lautlicher Abschwächung, teilweise sogar Unterdrückung der unbetonten Endungen, dahin, zahlreiche, die Flexionen ersetzende Neubildungen für den Ausdruck der Beziehungstätigkeiten zu schaffen.

(Verbindung des Prinzips des Kraftaufwandes mit dem Prinzip der Kraftersparnis.) Hierher gehört auch, daß im vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, wie Brunot nachweist, viele Substantive im Französischen einen Genuswechsel vollzogen. Geschlechtswechsel durch formelle Umgestaltung, wie wir ihn auch bei Erdmann, *Grundzüge der deutschen Syntax* II, S. 3, dargestellt finden. W. Wundt, *Sprache* I, S. 405 zählt alle regressiven wie progressiven Lautassimilationen zu den *psycho-physischen* Erscheinungen des Lautwandels, gründet dies auf seine Auffassung derselben als assoziative Kontaktwirkungen und sagt: Das Attribut 'assoziativ' weist darauf hin, daß, wie bereits die Betrachtung der entsprechenden individuellen Artikulationsfehler gezeigt hat, trotz mithelfender physiologischer Momente das hauptsächlich wirksame Motiv in Lautassoziationen besteht. Dagegen behaupten wir: Von Assoziationen, wie sie die moderne Psychologie versteht, von Wiederbringung des einen Bewußtseinselements durch das andere (Jodl, 2. Bd., S. 124) kann hier gar nicht die Rede sein. Mögen immerhin psychische Erregungen sich in das Ineinandergreifen der Laute mischen, die einzelnen Bewegungen in den kinästhetischen Zentren werden im gewöhnlichen Redefluß nie vorgestellt, sondern nur ein akustischer Gesamteindruck. S. H. Ch. Bastian, *Das Gehirn* II, S. 292. Bewegungstendenzen des motorischen Apparats entscheiden für die Lautgebung wie die Beschaffenheit des Sensoriums für die sinnlichen Eindrücke. Eben deshalb weil die Artikulation aufeinander folgender Laute nicht beachtet wurde, sich unbewußt vollzog, konnte *adsimilare* in *assimilare*, *adferre* in *afferre*, *adgredi* in *aggredi*, *adtrahere* in *attrahere*, *conligere* in *colligere*, *supmus* in *summus*, *sedla* in *sella* übergehen, gleichwie im Ungarischen *ulica* in *ucca* (Straße), *azonban* in *azomban*, *mondja* 'er sagt es' in *monygya*, *dobta* in *dopta* und dgl. Durch Aufmerksamkeit auf das Schriftbild sind ja manche Assimilationen, so in der Entwicklung des Französischen im 16. Jahrhundert, wieder rückgängig gemacht worden. Hingegen wird vokalische Assimilation, wie sie lat. *similis (simul)* und *facilis (facultas)*, im Deutschen der Umlaut (ahd. *gaste* in *gesti*, mhd. *geste* 'Gäste', *fallit* in *fellit*, 'füllt' usw.) aufweist, wohl mit Recht auf psychische Motive zurückgeführt. Mußte doch bei Bildung der genannten Adjektive die Aufmerksamkeit auf die Bildungssilbe gerichtet sein, während Umlaut wahrscheinlich Folge einer Veränderung in der geistigen Auffassung der Beziehungsform ist. Byrne II, 220: *the words had come to be thought with increased singleness of idea, the formative elements being gradually taken up in thought by the root.* Sweet *A History of English Sounds*, p. 27 unterscheidet *Umlaut* sehr genau von *Schwächung* (a simple organic sound-change).

Dissimilation, sie sei regressiv oder progressiv, gehört wieder zu den rein mechanischen Lautveränderungen von Konsonanten, soweit nicht eine besondere Empfindlichkeit des Hörwortzentrums dazu treiben konnte. Sie tritt ein, weil die Aufmerksamkeit die Artikulationsbewegung nicht mehr begleitet und nun das physiologische Prinzip der Kraftersparnis ungehindert schalten kann. Sweet, *H. of E. S.*, p. 8: *It is generally assumed by philologists that all organic sound changes may be explained by the principle of economy of exertion.* Und dasselbe läßt sich noch sagen von Elision, Aphäresis und Apokope, von Zufügung, von den meisten Umstellungen (Metathesen) und den Zusammenziehungen von Lauten, wie engl.: *I'd*, *I shan't*, *I won't*, *that'll do*, norwegisch: *hun er syg* (sie ist krank) gesprochen: *'hu är ssük'*, *han vilde ikke'* er wollte nicht, gespr. *'han will'ike'*, *hvorledes er det med ham?* wie steht es mit ihm, gespr. *'hossen är'e me'n'?*

Bei Lehnwörtern ist Metathese auf die Täuschung des Gehörs zurückzuführen, Bsp. ung. *lecke* (Lektion, für *lekce*), ebenso wie der Wandel der Artikulationsstellen. Auch Einfluß der Kindersprache ist bei der Metathese beobachtet worden. Für das Studium ihrer verschiedenen Arten verweisen wir auf die wertvolle Arbeit von D. Behrens, *'Über reciproke Metathese im Romanischen,'* Greifswald 1888 und p. 134 des Dictionnaire général. Vielleicht sind sie alle auf eine verminderte Erregbarkeit des Hörwortzentrums zurückzuführen. S. Bastian l. c. II, S. 342—351.

Indessen scheint doch auch das Prinzip des Kraftaufwandes, welcher der ursächlichen Gemütserregung proportioniert ist, einen tiefgreifenden Lautwandel hervorgebracht zu haben. Nämlich bei der berühmten Lautverschiebung der germanischen Sprachen, bezüglich welcher Byrne den Satz aufstellt: *It (Grimms Law) arose from an increased volition to carry expression through. Sprache* I, S. 499—508 hat ihn Wundt weiter ausgeführt. Mauthner, *Beiträge zu einer Kritik der Sprache* 2, S. 561 scherzt wohl nur, wenn er fragt, ob diese Lautverschiebung nicht mit einer Schreibung angefangen habe, aus der man jetzt (bei der Schriftlichkeit aller Quellen) die 'Gesetze' abzuleiten sucht.

Somit entsteht die Notwendigkeit, beim Lautwandel zwischen mechanischen und psychischen Ursachen desselben genau zu unterscheiden. Dies ergibt sich schon daraus, daß mechanisch ausgeführte Artikulationskomplikationen Veränderungen ausschließen können, die unter anderen Verhältnissen durch psychische Einwirkung erfolgt wären, wie Herzog in: *Streitfragen der romanischen Philologie* dargetan hat. So wurde bei der ersten ahd. Umlautbildung durch ein zwischenstehendes *ht*, *hs*, zum Teil auch *lt* usw. (Braun, *Ahd. Gramm.* § 27) der Umlaut $a > e$, im Portugiesischen (im Gegensatz zu italienischen

Mundarten, Meyer-Lübke, *Ital. Gramm.* S. 24) der von $e > i$ verhindert. Im Ahd. hat bei $u - \left\{\begin{matrix} a \\ e \\ o \end{matrix}\right.$ ein dazwischenstehender, kombinierter oder geminierter Nasal den Wandel $u > o$ durch Bewegungsausgleichung aufgehalten.

Wundt, *Sprache* II, 431 behandelt unter seinen sog. 'assoziativen Fernwirkungen' die grammatischen und begrifflichen Angleichungen, die durch Assimilation von Begriffs- oder von Formgefühlen angeregt werden und die wir deshalb in diesem Abschnitt zu behandeln berechtigt sind, weil bei all diesen lautlichen Veränderungen jedesmal eine im Hörwortzentrum vorhandene Bewegungstendenz die Grundbedingung des im motorischen Zentrum vor sich gehenden Geschehens bildet. Relativ selbständig, sind die verschiedenen Zentren des psycho-physischen, sich durch das Leben entwickelnden Organismus zur Umwandlung ihrer Spannkräfte in lebendige Kräfte auf einander angewiesen.

Bei den nun folgenden, durch Gefühle bewirkten assimilativen Lautvorgängen, greift ein Bewegungskomplex entweder in einen andern verändernd über, indem er, von einer Lautvorstellung erweckt, unmittelbar einen andern ihm ähnlichen entbindet und nach sich umbildet (a), oder ähnliche Gefühle, Funktions- oder Begriffsgefühle, wirken so, daß die mit ihnen verbundenen Lautvorstellungen, gleichzeitig ins Bewußtsein gehoben, komplizierte Sprachbewegungen auslösen (b und c). Das Endresultat wird hier ebenfalls ganz von den erworbenen organischen Bewegungstendenzen abhängen, nicht von Assoziationen wie bei dem Schauspieler, der anstatt zu sagen: 'Rings um die Burg stehen verdächtige Haufen Reiter, mitten darinnen der Hauptmann' vom Lampenfieber ergriffen deklamierte: 'Rings um die Burg liegen mehrere verdächtige Haufen, mitten drinn — der Hauptmann.' Bei einer anderen Gelegenheit: 'Seht, im Mondenschein sitzt sie und zittert mit den Armen' anstatt: 'Seht, im Mondenschein sitzet sie, mit der Zither still im Arm.'

Rein physiologische Angleichung, Angleichung eines Fremdwortes nach Anlage des nachahmenden Sprachorgans (Wundt I, S. 393) liegt vor in: frz. *chétif (captivum = cactivo = chaitif = chétif)*, womit der Übergang von lat. *acceptum* in irl. *aicecht* zu vergleichen ist. Ebenso in altf. *criembre (tremere)* der Wandel von *tr* zu *cr*. Vgl. Ascoli, *Arch. glott.* XI, 439. Anziehung von *tremere* durch *contraindre* ist doch sehr unwahrscheinlich. Vgl. dazu noch *glaive* aus *gladius* und kelt. *cladero* sowie *orteil*, das Mischform von vlt. *arteclu* und kelt. *ordag* Daumen sein kann.

Assimilative durch Gefühle angeregte Lautwandlungen.

a) Suggestive Kraft der Lautvorstellung war im Werke: bei der Umwandlung von ital. *son* zu *sono* durch *buon buono.* Ferner bei Übertragung des *t* von *est-il*, *fait-il* etc. auch *aima-il*, *aimera-il*, *a-il.* S. Nyrop, *Gram. hist.* II p. 166—67. *Comme on disait il est — est-il, il dort — dort-il, il aimait — aimait-il* etc., *on a fini par dire il a — a-t-il, il aime — aime-t-il ,au lieu de a-il, aime-il, qui faisaient disparate avec les autres formes interrogatives. Le t intercalé apparaît d'abord dans le parler vulgaire; les grammairiens le traitent longtemps comme une faute grossière, et il n'obtient droit de cité qu'au XVIIe siècle.* In gleicher Weise sind zu erklären: die Umbildung des einförmigen *balourde* in *balourd balourde* nach dem Muster von *lourd lourde.Bouvreux*, dem Synonym von *bouvreuil (boviolus, bovriolus)*, liegt nicht falscher Rückschluß aus der das Flexions-*s* tragenden Form, sondern ebenfalls einfache Lautsuggestion zugrunde, wie bei *balourde.* Vulgärlat. *monisterium*, von Herzog S. 106 durch Einmischung von *ministerium* erklärt, verdankt sein *i* den beiden Wörtern gemeinsamen Elementen. In *Cambray (Camaracu)* erklärt den Ausfall des *a* das suggestierte *camera.* Ist altf. *service* Kreuzungsprodukt zwischen *servis* und gelehrtem *service* (siehe Herzog, S. 99 § 69), so ist der psychologische Vorgang ganz derselben Art. Die Nebenform *covoise* (s. Herzog, *Streitfragen der rom. Phil.* 97) bekam so ihren betonten Vokal durch *covoit, -ier, covoitise* die Silbe *oi* vielleicht dadurch, daß *covoitier* durch *covise* gleichzeitig suggeriert wurde.

Ailleurs (aliorso) erklärt sich durch die Wirksamkeit der zahlreichen Wörter auf *-eurs*, zu denen es in Ähnlichkeitsbeziehung stand. *Aiguiser* verdankt seine Gestalt den stammbetonten Formen, die endungsbetonten hätten ja ursprünglich *acier* (aus actiare) lauten müssen, da dies Wort, wie seine Verbreitung beweist, nicht eine erst späte Ableitung von *acutu* sein kann. — *Pentecôte* L. *pentecoste.* Offnes *O* ist hier durch Einfluß von *coste* zu geschlossenem geworden. — *Secouer*, Altf. *secourre.* Wahrscheinlich wurde durch *secouant*, *secouons*, *secouais* etc., *secouer* analogisch zu *louant*, *louons*, *louais* — *louer* gebildet. *Sapere* bildete sich vielleicht unter dem Einfluß von *habere.* — *Bénin. Comme on prononçait bénine, maline, on a créé bénin, malin sur le modèle de voisin en regard de voisine* (Brunot). *Epeler. En vfr. espeldre ou espelir* (goth. *spillan*). *Le changement paraît dû à l'influence de appeler, grâce à une analogie proportionelle (appelons: espelons appeler, espeler).* Wird ein Wort einem andern durch Lautanalogie assoziiert, so ist eine Tendenz vorhanden, die grammatischen Formen beider einander anzugleichen: *Genoil, puis genou par l'influence de genous (genuclu). Dans ce mot (genou) le singulier*

a été refait sur le pluriel à cause de l'emploi très fréquent de cette forme (Brunot). — *Naître nasquit* > *naquit modelé sur vf. visquit vesquit.*

b) Gleichzeitige Erregung verschiedener Artikulationsreihen und Beeinflussung der einen durch die andere auf Veranlassung desselben Funktionsgefühls liegt allen sogenannten äußeren grammatischen Angleichungen (Wundt, *Sprache* I, S. 435—438) zugrunde. Ihre Ursache kann aber nur die Ähnlichkeit des Funktionsgefühls, keine Lautattraktion (Wundt I, *Sp.* 452) sein. Denn wie ein Laut (flatus vocis) auf einen andern eine Attraktion ausüben sollte, ist nicht recht begreiflich. Wohl aber sind im motorischen Zentrum stets Dispositionen zu Bewegungen und Bewegungsverbindungen vorhanden, die durch Einwirkung eines anderen Zentrums, durch einen Willensimpuls, durch ein Gefühl oder durch eine Vorstellung wirksam werden können.

Ebenso verhält es sich auch mit Wundts inneren grammatischen Angleichungen, unseren von Begriffsgefühlen erregten, lautlichen Veränderungen. Wie sollen denn bei ihnen Beziehungs- auf Beziehungselemente (S. 460) einwirken? In *'starben'* und *'sturb'* sind Begriffs- und Beziehungselemente ja dergestalt zu einer Einheit zusammengefaßt, daß schwer einzusehen ist, wie sich die Beziehungselemente verselbständigen und auf einander Einfluß ausüben sollten. Sie sind, mögen wir sie als bloße Laute oder als geistige Tätigkeiten auffassen, immer etwas Vorübergehendes, sich in der Wirkung Erschöpfendes, keine Kräfte die unter günstigen Bedingungen Veränderungen hervorrufen können. Wenige Beispiele werden genügen, das Wirken der Funktionsgefühle zu veranschaulichen. In Neugriech. λέγουν vereinigen sich λέγουσι und ἔλεγον zu einer Lautform durch eine ihnen gemeinsame vom Gefühl erfaßte Beziehungsform. So wird ital *parlava*, von *ho* beeinflußt, zu *parlavo*. In ähnlicher Weise wirkten im Lateinischen die Deklinationsformen von *qui* auf die von *ille* und *ipse* (Schwan-Behrens, *Altf. Gr.*). Übrigens gehören alle *Analogiewirkungen* (Gefühlswirkungen) von *Verbalendung* auf *Verbalendung* hierher, weshalb wir bezüglich weiterer Beispiele hier auf die *Grammatik des Altfranzösischen* von Schwan-Behrens verweisen können.

c) Ein mit einer Lautreihe verbundenes Begriffsgefühl kann im gleichen Moment seiner Erregung ein ihm ähnliches einer anderen Lautreihe und damit diese selbst hervorrufen, woraus sich ein neues komplexes Wortbild ergibt. Gefällt es uns nicht, so

nennen wir diesen Vorgang eine Kontamination. Der motorische Mechanismus ist ein sehr komplexer und von Moment zu Moment veränderlicher Reproduktionsmechanismus (Jodl II, 89), der durch ein System treibender und hemmender psycho-physischer Kräfte beherrscht wird. Seine Wirkungsweise ist der des assoziativen Vorstellungsmechanismus analog, d. h. wenn eine gemeinsame Bewegungsform A in den verschiedenen Bewegungskombinationen C A B, M A P usw. vorkommt, so kann dieses überall gegenwärtige A neue Kombinationen unter den mit ihm verbundenen übrigen Elementen, z. B. M. C. oder P. C., schaffen. Somit kann gr. ἀρύσσω unter der Wirkung von ἀρύω und ἀφύσσω entstanden sein, ein *jecuit* (das altfr. *jut* ergab) unter der von *jacuit* und *jecit.* Weitere Beispiele sind:

Englisch *good-bye*, dessen *oo* wahrscheinlich von andern Grußformen herrührt, wie: *good-morrow*, *good night* etc. (Jesperson, *Pr.* 254). Rein phonetisch ist: *bye* aus *be with you* (*b'w'ye*). Auch zur Kreuzung zwischen *ye* und *thou* mit dem Resultat '*you*' scheint Assoziation durch Begriffsgefühl den Anstoß gegeben zu haben, ingleichen zu Shakespeare's '*rebuse* = *rebu* (ke) + (a) *buse*' (Shrew) und Tennyson's: *be dang'd* = *da* (*mned*) + (*h*) *anged* (*Works* p. 618). S. noch W. Wundt, *Sprache* I, 387 *Wortvermengungen.* — *Chacun. Quisque + unus se combinent en quiscunus, d'où par assimilation ciscunus; cette forme a dû se changer probablement sous l'influence du synonyme cataunus en cascun, d'où en français chascun, chacun* (Brunot, *Hist. de la langue française*). In *chescuns* findet sich das *ch* von *cadhuns* > *chadhuns* und das *esc* von *quesques.* — *Serviable* für *serviçable* = Bl. *servitiabilis* ist höchst wahrscheinlich, wie Tobler glaubt, durch *amiable* herbeigeführt worden. Begriffsverwandtschaft liegt ja vor. — *Le féminin nièce doit sa diphtongue à l'influence du nominatif niés* (Nyrop, *Gr. hist.* I, § 164 und § 260). — Werden nach dem Muster von *romanz* auch *normanz*, *bretanz* gebildet, so ist auch hier begriffliche Ähnlichkeit im Spiel. Begriffliche Ähnlichkeit, besonders in Verbindung mit lautlicher, vermag auch Lautgesetze unwirksam zu machen, indem sie Laute erhält, die sonst geschwunden wären. So hat, wie Herzog, *Strf.* S. 114 ausführt, ähnlich wie bei *hereditare*, *cupiditat* > *copédetat* die Verstummung des ersten *e* in *cupiditare copedetare* verhindert. Aus *hèreditare* würde man *erdëer* erwarten. *Hereditare* ergäbe allerdings das frz. *ereter* (oder eher *ereder?*), aber man kommt auch ohne dies aus, denn die stammbetonten Formen geben korrekt *eréte. Hereditare* hat ja zunächst durch *èredetare* passieren müssen. Da aber auf dieser Stufe etwa ein *erédetat* (und vielleicht auch noch das Subst. *erēde*) daneben stand, so blieb statt des zweiten *e* das erste. Vielleicht klang ein solches *e* vor dem Falle mehr gegen das *i* zu, so würde sich das *i* der Nebenform *eriter* erklären.

Suffixvertauschungen scheinen oft angeregt durch ein besonders ganze Klassen von Begriffen verbindendes Gefühl. Beispielsweise führen wir nur an: *Polisson* (s. Cohn S. 127) kann aus dem Part. Präs. *polissant* durch Suffixwechsel infolge von Gefühlsassoziation mit Wörtern wie *fripon*, *bouffon*, *brouillon* hervorgegangen sein. Zu *burdone*, *crabrone*, *muscone* gesellt sich *tabone* statt *tabanus*. Daß mitunter auch ein rein physiologischer Vorgang Suffixwandel herbeiführt, hat Cohn bei '*autel*' gezeigt. S. 239: Man hat in *el* nicht eine merkwürdige Darstellung des Ausgangs *are* für sich betrachtet vor sich, wie Scheler glaubt, sondern eine Angleichung des lat. *r* an das *l* der voraufgehenden Silbe.

Eine Art des rein physiologischen Lautwandels ist auch der Suffixwandel durch proportionelle Analogie, über welche man sich in Zehetmayr's Analogisch-vergleichendem Wörterbuch über das Gesamtgebiet der idg. Spr. gut unterrichten kann. Ein mit *travail* assoziiertes *travauz* gab Anregung dazu, neben *esmauz* ein *esmail* zu bilden. Die regelmäßige Form im Acc. sing. wie im Nom. plur. wäre *esmalt*, *esmaut*, *emout* gewesen. *Esmal* findet sich Narbonnais v. 3370.

Um zu einer vollständigen Scheidung zu gelangen zwischen den lautlichen Vorgängen, als deren eigentliche Ursachen Dispositionen im motorischen Zentrum anzusehen sind, und den andern, deren Form und Richtung von einem anderen Kraftzentrum abhängt, wollen wir noch die 'Volksetymologie' ins Auge fassen. Wundt, *Sprache* I, 460 definiert sie als Wortentlehnung mit Begriffsassoziationen und lehrt, daß bei ihr Grundelemente auf Grundelemente assimilierend einwirken. Er versetzt den ganzen Vorgang in das dunkle Gebiet des psychischen Automatismus und läßt das ganze Wort in allen seinen Bestandteilen gleichmäßig den verändernden Wirkungen der Assoziationskräfte ausgesetzt sein. Wie ist aber begriffliche Assimilation wohl möglich zwischen einem Begriff und einem unverständlichen oder unverständlich gewordenen Wort, z. B. zwischen *sin* und *Sünde* in *sin-vluet* (Sündflut), *levisticum* und *Liebesstöckel*, *Tinctura amara* und *Martertropfen*, *Tinctura asae foetidae* und *Aastropfen?* Vgl. Wundt, *Spr.* 470 und 471 nebst dem Schema VI auf Seite 461. Müßten wir uns die Volksetymologie einzig aus der assimilierenden Wirkung verständlich machen, welche begriffliche Elemente aufeinander ausüben sollen, dann wäre sie der Wortassimilation analog (Wundt, *Spr. Psychologische Analyse der Wortassimilationen* S. 579—582.), aber doch darin verschieden, daß diese Elemente von sich aus imstande wären zwecktätig zu handeln und dem Streben nach Verständigkeit des Ausdrucks zu dienen. In ung. *mérföld* Meile (*mér* messen und *föld* Erde) steckt in der ersten Silbe das deutsche Wort *Meile* (Simonyi S. 54), das früher *mélyföld* gelautet hat. Wie kann in diesem Fall das Grundelement eines Begriffs (Be-

griffsgefühl?) auf das Grundelement eines andern eingewirkt haben? Vergl. a) Verhören: 'Wie stets mir vor dem Kloster graut' aufgefaßt als: Wie steht's hier mit dem Kloß mit Kraut' und b) Volksetymologie in: prov. *malvais*, ital. *malvagio*, fr. *mauvais*, von gl. *ahd. balvási*, *goth. balvavêsis*, zu folgern aus *goth. balvavêsei*, Bosheit, mit Umdeutung der Silbe *bal* durch *mal*; *guazardon*, *guiardon*, *guierdon* für *guizardon*, it. *guiderdone*, von *ahd. widarlôn*, worin das undeutliche *d. lón* durch das verständlichere lat. *donum* ersetzt wurde; *obsequias*, fr. *obsèques*, Leichenbegängnis, frühmlat. im 5. Jahrh. *obsequiae* statt *exsequiae*, von *obsequium*, Folgsamkeit, Willfährigkeit, Gefälligkeit, indem an das willfährige Gefolge der Freunde und Diener gedacht wurde. (A. Mahn, *Grammatik und Wörterbuch der altprovenzalischen Sprache.* Erste Abteilung, S. 142.) Es lassen sich solche lautliche Veränderungen eben nur erklären, wenn wir annehmen, daß Bewegungen im motorischen Zentrum sie einleiten, Phantasietätigkeit sie vollendet.

Wir gelangen somit zum Schluß, daß im motorischen Zentrum vorhandene Dispositionen umgeändert werden können:

1. Durch Gemütserregungen. Beispiel: Das Gesetz der Lautverschiebung in den germanischen Sprachen.

2. Durch Phantasietätigkeit. Beispiel: Die Volksetymologie.

3. Durch die Kraft der Einheitsfunktion. Beispiel: Der Umlaut und wohl auch die Vokalharmonie in den uralaltaischen Sprachen. „Die Vokalharmonie ist kein mechanisch-lautlicher, sondern ein grammatischer Vorgang und ein Mittel der Formung, weil sie Worteinheit schaffen soll.“ (Misteli). Hier gilt: *La causas fisicas son meras condiciones; la causa eficaz y final no puede ser otro que el espiritu.*

Daß auch die Schrift durch den Zusammenhang zwischen dem Sehwortzentrum und dem motorischen Zentrum die Lautform beeinflussen kann, mag noch kurz bemerkt werden. Simonyi S. 568: So verdanken wir ung. *minta* dem Druckfehler eines lappischen Wörterbuchs. Aber auch den Druckfehlern ungarischer Wörterbücher entsprangen einige Wörter, die durch Neuerer in Gebrauch kamen: *nemtö* im Calpinus statt *nemzö*: *genius* eigentlich Erzeuger, *föveg* (ebd. statt *süveg* Kopfbedeckung, vergl. *fö* Kopf). Durch irrige Lesung entstanden: *vezekel* Buße tun (lies: *veszékel*' 'wehklagen'), *sirám* 'Wehklage' (lies *siram*, eine Nebenform von *siralm*, *siralam*.)

Die Grundlagen zu einer neuen sprachpsychologischen und vergleichenden Syntax der romanischen Sprachen haben wir hiermit gewonnen.

Augsburg. K. Morgenroth.

Leconte de Lisle's Qaïn und Byron.

In Vianeys Buch über die Quellen Leconte de Lisles, das ich an einer anderen Stelle dieser Zeitschrift bespreche, finden sich manche tote Strecken, die über eine überflüssige Analyse oder ziemlich oberflächliche Vergleichung kaum hinauskommen. Besonders enttäuscht hat mich der kurze Abschnitt über eine der gewaltigsten Dichtungen Leconte de Lisles, über Qaïn, zu dem ich eine Ergänzung geben möchte. Nach einer Inhaltsangabe und einer treffenden Kritik der ungemeinen Künstlichkeit in der Komposition (der Seher, der im Traum einen Toten sieht, der aufwacht und die Zukunft prophezeit, die aber für den Seher schon graue Vergangenheit ist) weist Vianey auf den immer wieder zitierten Äschyleischen Prometheus und auf Hugo, Vigny und Gautier hin, die interessante Analoga zu einzelnen Teilen des Qaïn bieten. Vianey hat aber außerdem noch eine neue Quelle des Gedichtes entdeckt, nämlich Byrons dramatisches Myterisum *Cain*. Die paar Belegstellen, die er gibt, sind frappierend. Ein paar andere Ähnlichkeiten, die ich noch fand, will ich hier abdrucken, ohne sie irgendwie zu arrangieren, genau in der Reihenfolge, in der die Verse bei Leconte de Lisle begegnen. Sie sind alle der großen Rede Cains entnommen. Ich zitiere Leconte de Lisle nach der kleinen Elzévirienne-Ausgabe (Paris Lemerre) und Byron nach: *The works of Lord B. Poetry.* Vol. V ed. by E. Hartley Coleridge (London 1901 p. 205 ff.).

Byron	Leconte de Lisle
Akt III, Sc. 1: Angel: Who shall heal murder? What is done, is done.	p. 10 Strophe 5. Qaïn (vom Tod Abels): .... Tais-toi, la chose irréparable est faite.
I, 1 Caïn (solus): And this is Life? — Toil! And whereford should I toil? — because My father could not keep his place in Eden?[1]) What had I done in this?	p. 13, 3 Misérable héritier de l'angoisse première .... Quel mal avais-je fait? Que ne m'écrasait-il, Faible et nu sur le roc quand je vis la lumière....

[1]) Auch bei Vianey p. 295 f.

III, 1 Cain zu Adah: .... Why, we are innocent: what have We done that we must be victims...? (von seinem schlummernden Sohn: Little deems our young blooming sleeper, there, The germs of an eternel misery To myriads is within him! Better 'twere[2]) I snatched him in his sleep and dashed him 'gainst The rocks, than let him live to —	vgl. auch weiter unten: Je souffre, qu'ai-je fait?
I, 1: Lucifer: ...... was not the Tree of Life Still fruitful? Did I bid her pluck them not? Did I plant things prohibited within The reach of beings innocent, and curious By their own innocence?	p. 13, 5 Auprès de la défense ai-je mis le désir, L'ardent attrait d'un bien impossible à saisir...
I, 1 Lucifer: We are immortal! — 'nay, he'd have us so, That he may torture .... indissoluble tyrant ib. Caïn (solus): What had I done in this? I was unborn: I sought not to be born .... III, 3 Caïn: That which I am, I am; I did not seek For life nor did I make myself..	p. 14 .... Ai-je dit à l'implacable maître, Au Jaloux, tourmenteur du monde et des vivants ....: La vie assurément est bonne, je veux naître! ....
I, 1 Abel zu Caïn: Why wilt thou wear this gloom upon thy brow, Which can avail thee nothing, save to rouse The eternal anger? ib. (Caïn solus von Lucifer): Why should I fear him more than other spirits, Whom I see daily wave their fiery swords Before the gates round which I linger oft,	Sois satisfait! Qaïn est né. Voici qu'il dresse, Tel qu'un cèdre, son front pensif... Il monte avec la nuit sur les rochers d'Hébron Et dans son cœur rongé d'une sourde détresse Il songe....... .... Et là sombre, debout... .... Et je vois la lueur de la sanglante Épée .....

[2]) Auch bei Vianey p. 295 f.

In Twilight's hour, to catch a glimpse of those
Gardens which are my just inheritance,
Ere the night closes o'er the inhibited walls
And the immortal trees which overtop
The Cherubim-defended battlements?
If I shrink not from these, the fire-armed angels
. . . .

Je regarde marcher l'antique Sentinelle,
Le Khéroub chevelu de lumière . . .
. . . . . l'Esprit aux six ailes de feu
Qui . . . . .
S'arrête sur le seuil interdit par son Dieu
u. p. 12, 4:
Éden . . .
Loin de tes murs sacrés éternellement clos
. . . .

ib. Caïn (zu Lucifer vom Tod):
. . . . . I have looked out
In the vast desolate night in search of him;
And when I saw gigantic shadows in
The umbrage of the walls of Eden, chequered
By the far-flashing of Cherubs' swords,
I watched . . . . .
. . . .
And then I turned my weary eyes from off
Our native and forbidden Paradise.

Vgl. auch p. 12,3
Et le glaive flamboie à l'horizon quitté.

ib. Caïn (Kurz vorher):
Thoughts unspeakable
Crowd in my breast to burning . . .
. . . .

I, 1 Caïn u. Adam:
C. Why should I speak?
A. To pray.
C. Have ye not prayed?
. . . .
A. But thou, my eldest born? art silent still?
C. 'Tis better I should be so.
A. Wherefore so?
C. I have nought to ask.
A. Nor aught to thank for?
C. No.

I, 1: Lucifer u. Cain:
L. Hast thou ne'er bowed
To him?
. . . .
He who bows not to him has bowed to me.
C. But I will bend to neither.

p. 15
Il reluit sur ma face irritée et me nomme:
Qaïn, Qaïn! — Khéroub d'Javeh, que veux-tu?
Me voici — Va prier, va dormir . . .
. . . .
Heureux qui s'agenouille et n'a pas combattu!
Pourquoi rôder toujours par les ombres sacrées . . . . .
Vers la limpidité du Paradis lointain
Pourquoi tendre toujours tes lèvres altérées?
Courbe la face, esclave . . . .
Rentre dans ton néant, ver de terre! Qu'importe
Ta révolte inutile à Celui qui peut tout?

ib. Lucifer (zu Caïn):
Souls who dare look the Omnipotent tyrant in
His everlasting face, and tell him that
His evil is not good! ...
. . . .

ib. Lucifer (zu Adah):
If the blessednes
Consists in slavery—no.
. . . .
. . . . your sire hath chosen already:
His worship is but fear.

II, 1 Lucifer (zu Caïn):
What are they which dwell
So humbly in their pride, as to sojourn
With worms in clay?

III, 1 Adah:
Dear Cain! Nay, do not whisper o'er our son
Such melancholy yearnings o'er the past:
Why wilt thou always mourn for Paradise?

ib. Caïn (von Abel's Opfer)
. . . . . which he daily brings
With a meek brow, whose base humility
Shows more of fear than worship — as a bribe
To the creator?

Und dann:
. . . . . If I am nothing,
For nothing shall I be an hypocrite,
And seem well-pleased with pain?

Cain (im Opfern zu Javeh):
. . . . . If thou, must be induced with altars,
And softened with a sacrifice, receive them.
. . . .
Look on it! And for him, who dresseth it,
He is—such as thou mad'st him; and seeks nothing
Which must be won by kneeling . . [3])

Prie et prosterne-toi. — Je resterai debout.
Le lâche peut ramper sous le pied qui le dompte,
Glorifier l'opprobre, adorer le tourment
Et payer le repos par l'avilissement;
Javeh peut bénir dans leur fange et leur honte
L'épouvante qui flatte et la haine qui ment.
Je resterai debout! Et du soir à l'aurore
Et de l'aube à la nuit, jamais je ne tairai
L'infatigable cri d'un cœur désespéré.
La soif de la justice, ô Khéroub, me dévore.
Écrase-moi, sinon jamais je ne ploîrai!

[3]) Auch bei V. p. 296.

vgl. oben:
What had I done?

II, 2 Caïn zu Lucifer:
Why do I exist?
Why art thou wretched? Why are all things so?

ib. Lucifer:
He is the second born of flesh,
And is his mother's favourite.

III, 1 vgl. oben, wo Cain den demütig furchtsamen Abel charakterisiert. Und die Worte Cains zu Abel selbst:
Thou art fitter for his worship than I am;
Revere him .....

p. 16
Ténèbres répondez! Qu' Javéh me réponde!
Je souffre, qu'ai-je fait? — Le Khéroub dit: Qaïn!
Javéh l'a voulu. Tais-toi......
........le mal est dans le monde.
Oh pourquoi suis-je né! ....
....
(von Abel)
O jeune homme....
....
Et Celui qui te fit docile à l'esclavage
Par ma main violente a voulu t'égorger!
....
O préféré d'Héva....

I, 1 Caïn zu Adah:
..... Thei plucked the tree of science
And sin—and.........
Begot me—thee—and all the few that are,
And all the unnumbered and innumerable
Multitudes, millions, myriads, which may be,
To inherit agonie accumulated
By ages!...

ib. Luc. zu Adah:
The million millions
The myriad myriads — the all-peopled earth,
The unpeopled earth....

III, 1 Caïn:
His pleasure! What his high pleasure in
The fumes of scorching flesh and smoking blood,
To the pain of the bleating mothers, which
Still yearn for their dead offspring? or the pangs
Of the sad ignorant victims underneath
Thy pious knife?

Und
Give way! — Thy God loves blood!...

p. 17
Élohim, Élohim! Voici la prophétie
Du Vengeur, et je vois le cortège hideux
Des siècles de la terre et du ciel...
....
......Tu le verras sortir [den Rächer]
Non plus géant, semblable aux Esprits, fier et libre
Et toujours indompté, sinon victorieux;
Mais servile, rampant, rusé, lâche, envieux,
Chair glacée, où plus rien ne fermente et ne vibre,
L'homme pullulera de nouveau sous les cieux.
....
Hors la haine et la peur[4]) ayant tout oublié,
Dans les siècles obscurs l'homme multiplié
Se précipitera ....
....
Dieu de la foudre ......
....
Qui te plais aux sanglots d'agonie et défends
La pitié, Dieu qui fais aux mères affamées,
Monstrueuses, manger la chair de leurs enfants!
....

[4]) Vgl. den oben zit. Vers: His worship is but fear.

cfr. oben I, 1 Lucifer: His evil is not good!	p. 18 Dieu qui mentais disant que ton œuvre était bon,
III, 1 Cain u. Abel: C. I will build no more altars, Nor suffer any — A. Cain, what meanest thou? C. To cast down yon vile flatterer of the clouds, The smoky harbinger of thy dull prayers —	Mon souffle........ Un jour redressera ta victime vivace. Tu lui diras: Adore! Elle répondra: Non!
Und II, 2 wo Lucifer Caïn den Kampf schildert, den er gegen Jehovah kämpft.	u. p. 18, Str. 2—5 p. 19, 1 und 2, wo Qaïn Javeh den Kampf ankündigt, bis er ihn besiegt.

Selbstverständlich sind unter diesen Übereinstimmungen viele, die sich zwanglos erklären lassen, bei denen man durchaus nicht an Beeinflussung von Byron her zu denken braucht. Das gleiche Motiv, derselben Quelle, der Bibel entnommen, das gleiche biblische Milieu mußten beiden Dichtern auch gleiche Einfälle suggerieren und es wäre lächerlich, schon von Nachahmung zu reden, weil bei Leconte de Lisle nach Byron der verbotene Garten des Paradieses, das flammende Schwert des Engels auftauchen. Es wird aber trotzdem, sobald man die Texte miteinander vergleicht, durchaus wahrscheinlich, wenn nicht sicher, daß Leconte de Lisle das englische Drama kannte und aus ihm ebenso unbedenklich schöpfte, wie er es nach Vianey aus anderen Dichtern tat. Bei der großen Bewunderung, die Byron und gerade sein Cain in ganz Europa und in Frankreich vielleicht mehr als anderswo fanden, bei den vielen Anregungen, die von ihnen ausgingen, wäre es doch seltsam, wenn allein Leconte de Lisle davon unberührt geblieben wäre, doppelt seltsam, da er Byron las, verehrte, andichtete und seinen Frauengestalten einen eigenen Aufsatz widmete, in dem sich deutlich verrät, welch tiefen Eindruck er von den biblischen Visionen Byrons empfangen hat (s. Marius-Ary Leblond p. 115).

Man darf also mit Vianey Byrons *Cain* ruhig als Quelle ansetzen, darf seinen Einfluß sogar so hoch als irgendwie möglich anschlagen. Aber dann springt nur um so klarer in die Augen, wie Vianeys Betrachtungsweise hier versagt. Denn, was dann an dem Verhältnis der beiden Gedichte interessiert, das sind, meine ich, nicht mehr die Ähnlichkeiten, sondern die Verschiedenheiten, von denen einige schon in meiner Gegenüberstellung auffallen und die ihre Gründe im verschiedenen Temperament, in der verschiedenen Weltanschauung, der verschiedenen Kunstanschauung der zwei Dichter, vielleicht auch in der verschiedenen Zeit haben müssen.

Manche von diesen Verschiedenheiten sind zum Teil durch die Wahl einer verschiedenen Form bedingt gewesen. Byrons

Werk ist ein Mysterium in 3 Akten, das fast 1600 Blankverse enthält, also schon räumlich große Bewegungsfreiheit ließ, ein wechselvolleres Auf und Ab der Handlung gestatten konnte. Ein Drama, das mit verteilten Rollen agiert wird. Um Cain drängen sich die Nebenspieler, Lucifer, die Eltern, die Geschwister, Abel, Zillah, Adah. Daraus ergeben sich Kontrastwirkungen. Cains Auflehnung sticht gegen die fromme Ergebenheit seiner Familie ab. Adam und Eva sind mit ihrem Schicksal bereits ausgesöhnt, Adam ist sogar fröhlich: «*'Twas his will and he is good.*» Damit trösten sie sich. Abel versteht noch weniger, warum Cain durch seine Unzufriedenheit den Zorn Gottes herausfordern will. Cain ist nicht einsam. Seine Frau und Schwester ist liebend um ihn bemüht und sieht ihn mit Kummer sich quälen. Es ist durchaus nicht alles düster in diesem Bild. Die Gegenwart von Kindern, von Enoch, dem kleinen Sohn Cains, der im Schlaf noch unschuldig und ohne Ahnung der Zukunft lächeln kann, bringt mindestens einen idyllischen Ruhepunkt (III, 1) in die Tragödie.

Dagegen ist Leconte de Lisles Werk ein knappes, in den engsten Rahmen gepreßtes Epos von 500 strophisch gegliederten, in bestimmter Reimfolge aneinander gereihten Versen, von kaum der Hälfte sogar, sobald man den Kern des Gedichtes — Cains Rede — herausschält, aber von Versen fast ohne ein Wort zuviel, so zum Überlaufen voll an Gehalt und Bedeutung, wie sie nur Leconte de Lisle schreiben konnte. Alles Interesse ist auf Cain und besonders auf seine Imprekationen gegen Javeh zusammengeballt. Über ihnen vergißt man den Schnörkel des Eingangs und den des Schlusses, die Juden in der babylonischen Gefangenschaft und ihren träumenden Seher Thogorma. Cain auf den Zinnen der verfluchten Stadt, Cain in den Strömen der Sintflut zieht die ganze Aufmerksamkeit auf sich. Die einzigen Abschweifungen, die der Dichter sich erlaubte, sind malerischer Art, da es ihn lockte, die Heimkehr der Riesen und Riesinnen, die Grabstätte Cains, die Trutzburg Henokhia in purpurner Abendbeleuchtung und in Gewitterstimmung erstehen zu lassen — Abschweifungen (nebenbei gesagt), denen die französische Literatur ein paar Strophen von unvergleichlicher Schönheit verdankt. Cain ist einsam, ein im Tod vergessener, ein Fremder unter den Lebenden, unter seinen Urenkeln, die tief unter ihm wimmeln. Er wirkt so doppelt groß, aber auch doppelt düster. Er selbst erzählt sein Schicksal. Und diese Erzählung, in der weder eine Mutter, noch eine Gattin, noch ein Kind, kaum Abel eine nennenswerte Rolle spielen, in der kein Raum für weiche, zärtliche Gefühle ist, setzt nach einem kurzen Auftakt von lyrischem Reiz (Erinnerung an Eden) schrill und heftig mit der Schilderung der sturmgepeitschten Gewitternacht ein, in der Eva auf dem Dornenbett gebar:

Celle qui m'a conçu ne m'a jamais souri.

Natürlich ist diese Verschiedenheit der Form, durch die sich manche Verschiedenheit der Dichtungen erklärt, ihrerseits nichts zufälliges, sondern selber bedingt durch die verschiedenen Auffassungen, die jede nach einem eigenen, anderen Ausdruck verlangen mußten. So liegt es z. B. nicht an den verteilten Rollen im Drama dort und an dem Monolog im Epos hier, dass in den Cain von Leconte de Lisle auch Teile von Byrons Lucifer eingehen. Leconte de Lisle hat die beiden Empörer, den Engel und den Menschen in eine Gestalt verschmolzen. Aus der Gegenüberstellung der Texte oben läßt sich leicht ersehen, wie viel von dem, was bei Leconte de Lisle Cain hinauf zum Himmel schreit, bei Byron Lucifer spricht oder — insinuiert. Lucifer ist dort so wichtig, das man ihn nicht wegdenken kann, ohne das ganze Drama zu zerstören. Er füllt mit seiner Persönlichkeit mehr als die Hälfte des 1. Aktes und den ganzen II. Akt aus. Und wenn er im III. nie selbst auftritt, so ahnt man ihn doch hinter jedem Wort, hinter jeder Gebärde Cains, ahnt ihn, immer näher, immer mächtiger in Cains Seele und weiß: er ist's, der gegen Abel den mörderischen Schlag lenkt. Die gefährliche Krisis, durch die der zweifelnde Cain gehen muß, Lucifer hat sie erspäht und hetzt ihn zur offenen Auflehnung gegen Gott, schürt seine Eifersucht auf Abel, den Liebling der Mutter, den sklavische Demut auch bei Gott lieb Kind gemacht hat, wagt nackt und unverbrämt das auszusprechen, was Cain kaum in den verborgensten Falten seines Herzens scheu zu denken wagte. Cains Tat (und das ist noch ein Gegensatz zu Leconte de Lisle) wird bei Byron psychologisch ausführlich begründet. Sie kommt nicht unerwartet, als der Abschluß einer an inneren Kämpfen reichen Entwicklung. Aber die Entwicklung wird im entscheidenden durch einen Einfluß von außen her orientiert, durch Lucifers Einfluß, der im selben Grad wächst, in dem sich Cain innerlich von den Eltern und Geschwistern loslöst.

Cain mit dem Charakter, wie ihn Byron schildert, muß der stärkeren Energie des Versuchers wehrlos unterliegen. Sein Cain ist alles eher denn ein brutaler Kraftmensch primitiver Zeiten. Er hat viel mehr von einem modernen Träumer in sich, nicht ohne Sentiment und von naiven Wünschen nach Glück und Weltbeseligung erfüllt. Ein Schwacher, an dem der Weltschmerz nagt, der sich selber klein vorkommt, den Wundern des Alls und den Geistern gegenüber die eigene Nichtigkeit empfindet, der mit sich uneins ist und sich zerfleischt, ein Grübler, angekränkelt von des Gedankens Blässe, mit einer ausgeprägten Neigung zum Philosophieren, der es Bedürfnis ist, sich in langen Reflexionen Luft zu machen. Im ganzen eine Hamlet-Natur mit faustischen Zügen oder der Narr Heines, der die Brust voll Wehmut, das Haupt voll Zweifel unter den gleichgültigen Sternen am Meer steht, Fragen in den Wind ruft und auf Antwort wartet.

Es fehlt ihm nicht an Eigenschaften, die ihn auch dem Nächstbesten sympathisch machen können. Er hat Mitleid mit den Tieren, mit einem von einer Schlange gebissenen Lamm, mit den Lämmern, die Javeh zu Ehren getötet werden und deren Mütter blöken. Er ist ein liebender Gatte, ein besorgter Vater. Er zaudert zwischen widersprechenden Stimmungen. Macht sich — fast ebenso beredt, wie es später Sully Prudhomme (Vœu in *Vaines Tendresses*) tun sollte — Vorwürfe darüber, daß er Kinder zeugt, neue Opfer für die Qualen der Welt und für den Tod. Ihm bangt vor dieser Verantwortung. Er möchte sein Kind an den Felsen zerschmettern, um es vor dem Leben zu retten. Aber im Augenblick nachher sieht er nur mehr das Lächeln des Knaben, den er "um alle Sterne" nicht "rauher grüßen kann" als mit zärtlichem Vaterkuß. Er will nicht knechtisch sein wie Abel, weiß aber das Leben auch nicht tapfer zu nehmen wie es ist. Ewig wird er um die seligere Vergangenheit trauern, dem verscherzten Paradies nachweinen, wie Adah ihm vorwirft. Sein Schicksal rührt ihn selbst zuerst. Er spiegelt sich nicht ungerne im eigenen Leiden. Was ihn am meisten quält, ist die Angst vor dem Tod, dem er mit der ganzen Menschheit ausgeliefert ist. Um den Tod kreisen alle seine Gedanken. Sein Ich sträubt sich dagegen, unbändig lebt in ihm die Sehnsucht nach Unsterblichkeit, nach der physischen Unsterblichkeit wie nach einer höheren, die veredeltes, vollkommeneres Dasein wäre. Denn — das darf ja nicht vergessen werden — dieser Cain fällt im Grunde von Gott ab und vertraut sich Lucifer an, wie Faust: aus Drang nach Erkenntnis, Drang nach dem Guten. Verse wie die folgenden, aus manchen ähnlichen ausgewählten lassen keinen Zweifel über sein Ideal:

I thirst for good..

und It is not with the earth, though I must till it,
I feel at war — but that I may not profit
By what it bears of beautiful, untoiling,
Nor gratify my thousand swelling thoughts
With knowledge....(II, 2)

Und nun daneben Cain, wie ihn Leconte de Lisle schaut! Ein Cain aus einem Guß, groß, sicher, unbeugsam, hart wie Javeh. Er ist in sich, mit Gott und der Welt fertig, ein Toter, der durch den Reiter der Hölle aus jahrhundertelangem Schlaf aufgescheucht wurde und der sich nun mit ungebrochener Kraft zum Kampfe reckt. Wenn er zu uns zu sprechen beginnt, liegt seine Entwicklung längst abgeschlossen, als ferne Vergangenheit hinter ihm. Nur flüchtige Rückblicke leuchten in sie hinein, zeigen für eine Minute den Jüngling, der ähnlich wie bei Byron trostlose Trauer im Herzen um die verbotene Schwelle des Paradieses herumirrt und sich vergebens fragt:

Je souffre, qu'ai-je fait?..
Oh pourquoi suis-je né?

Aber nur eine Minute lang. Denn er verweilt nicht bei solchen Gedanken, will sich vom eigenen Leid, von der Erinnerung an das verlorene Eden nicht rühren lassen, sondern rafft sich sofort wieder auf, unbeugsam, stählern, nur mehr Trotz, nur mehr Haß:

Prie et prosterne-toi! — Non, je resterai debout!

Seine Mordtat braucht nicht erst lange durch psychologische Zergliederung motiviert zu werden. Die Eifersucht auf Abel ist kaum gestreift. Kein Lucifer braucht seine Dialektik spielen zu lassen, um Cain zu verführen. Er weiß, was kam, mußte kommen, und darf jetzt ohne Reue, unerschüttert, darauf zurückschauen. Gott hat es gewollt, um ihn zu vernichten. Er war nur das Werkzeug. Mörder ist die «*iniquité divine*». Die Theologenstreitfrage, ob die Allwissenheit Gottes die Unfreiheit des Menschen in sich schließe, ist für ihn längst bejaht.

Er zerbricht sich überhaupt nicht den Kopf über theologische oder philosophische Probleme. Bei Byron wird viel und manchmal mit fast scholastischer Spitzfindigkeit debattiert: über den Sinn und Wert des Lebens, über den Wert der Erkenntnis, über Gut und Böse, über das Wesen Gottes und ob Gott in seiner öden Einsamkeit sich glücklich fühlen kann. Die manichaeistische (V. Hugo so teure) Antithese von zwei miteinander ringenden Prinzipien wird im Verhältnis von Lucifer und Gott wieder lebendig. Nichts davon bei Leconte de Lisle. Lucifer scheidet, das ist sehr charakteristisch, ganz aus der Darstellung aus. Cain selbst verkörpert hier den feindlichen Gegensatz zu Javeh. Er fühlt sich allein stark genug, den Kampf aufzunehmen, stark, weil ihm keine Zweifel den Willen lähmen. Er ist so gar nicht kompliziert, innerlich durchaus nicht zerrissen. Er braucht sich über Gut und Böse nicht erst mit Fremden oder mit einer unruhigen Stimme in seiner Seele auseinanderzusetzen. Alles liegt klar und einfach vor ihm. Er rechnet mit Gott als einem Gegebenen, das er nicht verneinen kann, das er aber vernichten muß, weil es ihm das Übel an sich bedeutet. Er weiß, wenn Gott sagt, sein Werk sei gut, so lügt er. Er denkt nicht an das Jenseits. Ihn martert keine Furcht vor dem Tode. Er weiß, daß er unsterblich ist, daß er leben wird, um seine Mission zu erfüllen. Es liegt ihm nicht viel am Leben. Von Sehnsucht nach Erkenntnis spricht er nie. Er hat nur einen Weg vor sich, ein Ziel vor den Augen, sich an Javeh zu rächen, die Menschheit von seiner Tyrannei zu erlösen. Dann wird auch das Leben gut und schön sein, sobald Javeh aus den Himmeln verjagt ist, sobald die entgötterte Welt seinen Namen vergessen hat, werden Abel, das Paradies und mit ihm das entschwundene Glück der ersten Zeiten, Schönheit und Jugend wiederkehren.

Und er weiß, daß er Javeh besiegen wird. Byron zeigt Cain in einem letzten Bild, wie er besiegt und unglücklich, mit dem Mal gezeichnet in das Weite flieht, begleitet von dem Mitleid

seiner Gattin, die seine Verbannung teilt. Leconte de Lisle zeigt seinen Cain in einer letzten Vision als Sieger, wie er durch Wasser und Nebel der Sintflut aufrecht hin zur Arche schreitet, auf deren sicheren Planken die Menschheit in ein paar Auserwählten dem Strafgericht Javehs entgehen wird — Cain, der die Sintflut überlebt und, wenn die Wasser wieder gefallen sind, den Überlebenden von neuem den Haß gegen Javeh predigen wird. Leconte de Lisles Gedicht ist düsterer als das Drama Byrons, das da und dort ein freundliches Licht erhellt. Aber es klingt nicht in Verzweiflung aus, sondern optimistisch in die Perspektive auf den endlichen Sieg Cains, von dem das Heil der Menschheit abhängt. Ich weiß nicht, ob Leconte de Lisle die Zuversicht seines Cain geteilt hat. Möglich, daß in ihm gewisse Jugend-Utopien lebendig geblieben sind, seine sozialistischen und revolutionären Ideale von 1848. Ich kann aber kaum daran glauben. Der absolut pessimistische Grundton so vieler anderer Gedichte widerspricht zu scharf. Vielleicht, daß dieser Schluß nur eine letzte große Bitterkeit ist, in der Leconte de Lisle die Illusionen Cains ironisiert — daß er uns überläßt, uns auszumalen, was Cain empfinden wird, wenn nach der Sintflut wieder die ersten Altäre zum Himmel dampfen, deren fromme Feuer durch die langen Jahrhunderte nie erlöschen werden. Wer weiß?

Aber — und das ist das entscheidende — Cain selber hat diesen Glauben an seinen Sieg. Und er leiht ihm den unsäglichen Stolz, der aus seinen Anklagen spricht. Cain mißt nicht sich an Gott, sondern Gott an sich und findet ihn klein, verächtlich. Er haßt Javeh nicht als Sklave, der sich, sonst feig geduckt, einen Augenblick gegen die Peitsche aufbäumt, er haßt ihn im Bewußtsein seiner Ebenbürtigkeit, ja Überlegenheit. Wenn man die Verwünschungen und Drohungen Cains und Lucifers bei Byron liest, klingen sie kühn und wild und es ist leicht zu begreifen, welches Aufsehen, welchen Skandal sie seinerzeit in kirchlichen Kreisen erregt haben. Sobald man sie aber neben den Cain Leconte de Lisles hält, scheint ihre Wildheit blaß, zahm, rhetorisch. Ihnen fehlt der Hochmut, der den Haß beschwingt und anfeuert, der in den glühenden Strophen Leconte de Lisles jedes Wort, jeden Vers zu einem zertrümmernden Schlag macht:

> Dieu triste, Dieu jaloux qui dérobes ta face...
> Je ferai bouillonner les mondes dans leur gloire
> Et qui t'y cherchera, ne t'y trouvera pas...
> Et toi, mort et cousu sous la funèbre toile
> tu t'anéantiras dans ta stérilité.

An diese riesenhafte Größe, die Menschenmaß weit überragt, reicht der Cain Byrons nicht entfernt hinan, selbst wenn man ihn mit Lucifer kombiniert. Bei Leconte de Lisle ist alles

ins ungeheure, titanische gesteigert. Das ist wirklich eine primitive Welt in der ersten Jugendkraft, in der

> toute vigueur grondait en pleine éruption
> l'arbre, le roc, la fleur, l'homme et la bête immonde.

Byron dagegen hält sich in menschlichen Proportionen. Sein Cain ist kleiner, aber darum auch vertrauter, rührender. Seine Schmerzen, die die unseren sein könnten, gehen näher. Auch sein unsichtbarer Gegenspieler, Gott, wächst kaum sehr über diese Proportionen hinaus. Sein Bild schwankt, nicht ganz fest umrissen. Wir sehen ihn in verschiedenen Beleuchtungen, hören neben den Blasphemien Lucifers und Cains, wie Adam, Eva, Adah, Abel seine Güte, Liebe, Weisheit preisen. Bei Leconte de Lisle sehen wir ihn nur durch die Augen Cains: düster, finster, stumm in der Tiefe der Himmel, der blutgierige, barbarische Götze einer barbarischen Zeit:

> Dieu de la foudre, dieu des vents, dieu des armées...
> Qui te plais aux sanglots d'agonie et défends
> La pitié, dieu qui fais aux mères affamées,
> Monstrueuses, manger la chair de leurs enfants.

Byrons Cain (der übrigens auch nicht ganz ohne „wissenschaftliche" Prätentionen ist, da sich Byron im Vorwort auf gewisse Theorien Cuviers beruft, wonach die Welt vor der Erschaffung des Menschen mehrere Male zerstört worden sei) — sein Cain wirkt äußerlich echter, sobald man an die Bibel denkt. Freilich ist seine Psychologie ganz die eines modernen, komplizierten Menschen. Und der sie ersann, war kein bibelgläubiger Christ, aber auch kein unbedingter Skeptiker und Verneiner, sondern ein Gottsucher auf seine Art. Die immer wiederkehrenden Anspielungen auf Züge der biblischen Erzählung, auf die verbotene Frucht, auf die Versuchung Evas durch die Schlange, die Darstellung von Opferszenen, das Auftreten des Engels, der Cain das Mal auf die Stirne brennt — all das weckt immerfort Erinnerungen an den biblischen Text und läßt das Mysterium Byrons trotz seiner bibelfremden Auffassung des Vorgangs besser mit unseren hergebrachten Anschauungen von alttestamentlicher Atmosphäre übereinstimmen als das Epos Leconte de Lisles. Leconte de Lisle weckt nur selten Erinnerungen an die Bibel, wenn man vom Rahmen absieht, von der Schilderung der Gefangenschaft der Juden. Und doch wirkt sein Cain historisch, „wissenschaftlich" ungleich echter, nicht bloß der Held, sondern das ganze Gedicht. Man hat den mächtigen Eindruck von einem Ereignis aus der dunklen Urgeschichte der Menschheit, das die Bibel bereits durch sagenhafte Ausschmückungen entstellt berichte und das hier in seinen ursprünglichen Zügen, mit seinem wahren Sinn ausgegraben und rekonstruiert sei. Byrons Cain ist mythologischer, wenn man will: er spielt zu einer Zeit, da die Geschichte der isolierten Menschheit noch gar nicht be-

gonnen hat, sozusagen zwischen Himmel und Erde schwebend, nah am Paradies, nah an der Welt der Engel und Geister, die noch mit tausend Fäden an die irdische Welt geknüpft ist. Bei Leconte de Lisle ist die Trennung von Himmel und Erde geschehen und die Erde zum Eigentum des Menschen geworden, auf dem er sich einrichten muß. Die Tage von Eden im Verkehr mit den Engeln, der Sündenfall liegen weit zurück. Die einzige Beziehung zum Jenseits vermittelt der Reiter der Hölle, der die Sintflut, die allgemeine Vernichtung ankündigt. Man bewegt sich in einer bestimmten Epoche aus der fernsten Vergangenheit, die in wenigen knappen Strophen wunderbar lebendig gemacht ist, mit ihrer primitiven Kultur, ihren rohen Sitten und riesenhaften Geschöpfen. Die gigantische erzgegürtete Trutzburg Henokhia steigt aus dem Nebel, in deren Wasserbecken die gefangenen Krokodile winseln, um deren Eisenmauern Schakale, Löwen, Bären und vorsintflutliche Ungeheuer beutegierig schleichen. Eine Epoche der Viehzüchter und Jäger, die nach Schweiß und Blut riecht, in der der Mensch, selber noch ein riesiges, schönes, hungriges, starkes Tier, ganz noch Instinkt, ohne Gedanken in jeder Stunde sein Dasein neu erringen und verteidigen muß. Diese Gemälde machen Leconte de Lisles Cain „echt" in bezug auf eine bestimmte Zeit, prähistorisch. Dass der Kampf, mit dem hier der erste Akt der Menschheitsgeschichte einsetzt und der zuerst in rohen Formen tobt, von einem ungeschlachten wilden Cain geführt, mit anderen verfeinerten vergeistigten Waffen höherer Zivilisationen bis ans Ende der Welt ausgefochten werden wird, das gibt dem Epos über die prähistorische begrenzte Echtheit hinaus die allgemeinmenschliche Wahrheit.

Das Cainsmotiv, das immer eine Anklagerede gegen Gott, Götter, Himmel, Schicksal oder wie man es nennen will, bedeuten wird, ist in der Literatur ungezählte Male behandelt worden, vielfach variiert, vorsichtiger oder frecher, kühler oder leidenschaftlicher. Wir kennen den Empörer nicht bloß als Cain, Satan, Prometheus. Unter tausend Namen, in tausend Masken kehrt er wieder, jedesmal anders und doch immer derselbe Dolmetsch von Gefühlen, Sehnsüchten, Feindseligkeiten, die tief in uns schlummern. "Tous ceux qui luttèrent contre le ciel injuste, ont eu l'admiration et l'amour secret des hommes" hat Vigny, der selbst ein Empörter war, 1834 in seinem Journal geschrieben.

Dass das Cainsmotiv gerade den Romantikern lieb wurde, dass sie es so häufig aufgriffen und den Cainismus in die Mode brachten, das ist kein Zufall, sondern hängt mit der Tendenz ihrer ganzen Bewegung zusammen. V. Hugo z. B. hat das Thema ähnlich geschaut wie Byron, nicht in seinem Cain, der bloß den alltäglichen, von Gewissensbissen gefolterten Mörder darstellt,

aber in den vielen geächteten Vogelfreien, von denen sein Roman und sein Theater wimmeln. Hernani, Jean Valjean, Ruy Blas oder Balzacs Vautrin oder (künstlerisch in weitem Abstand) der Monte Christo des älteren Dumas — was sind sie anders als kleinere Brüder Cains, in wechselnden Kostümen, mehr oder weniger ehrlich, manchmal mit Opern-allüren, aber immer im Gegensatz zu den frommen und bescheidenen Söhnen Abels? Was ist das Outlaw-Motiv anders als das Cainsmotiv, nur in engere Verhältnisse gebracht? Der Kampf gegen Gottheit und Schicksal meistens reduziert auf einen Kampf gegen die Konventionen der Gesellschaft, den Kampf gegen die Gesetze des organisierten Staates, den Kampf der Unzufriedenen gegen die Zufriedenen, der Hungrigen gegen die Satten, der Schwachen und Bedrückten gegen die Herren der Erde.

Im Grunde, auch da, wo sozialistische Träume wie bei Hugo mit hereinspielen, immer der Kampf des einzelnen, der seine individuellen Rechte, seine Freiheit gegen die Allgemeinheit durchsetzen will. In dieser romantischen Beleuchtung ist auch der Cain Byrons geschaut. Er ist der lyrisch-sentimentale Held der Romantik, der sein Ich in den Mittelpunkt der Dinge stellt und das eigene Leid im mitleidenden All, die eigene Zerrissenheit in der Disharmonie der Welt gespiegelt entdeckt, und der scheitert, weil er seinem Schicksal nicht gewachsen ist.

Davon ist die Auffassung Leconte de Lisles grundsätzlich verschieden. Sein Cain mag von Byron angeregt sein und ihm viele Einzelheiten verdanken. Ich halte das für mehr als wahrscheinlich. Aber innere Beziehungen zu ihm hat er so gut wie keine. Ihm stehen andere Verkörperungen desselben Gedankens ungleich näher. Steht näher das vornehme Wort Vignys in "Le mont des Oliviers":

> Le Juste opposera le dédain à l'absence
> et ne répondra plus que par un froid silence
> au silence éternel de la Divinité.

Oder Baudelaire, der in den Litanies de Satan mit dem perversen Satanskult des mittelalterlichen Katholicismus spielt und damit Töne anschlägt, die man bei Barbey d'Aurevilly, Villiers de l'Isle-Adam und Huysmans wieder hört. Und der in einem markigen Hymnus die alte Feindschaft zwischen Cain und Abel verherrlicht hat:

> Race d'Abel, dors, bois et mange.
> Dieu te sourit complaisamment.
> Race de Caïn dans la fange
> rampe et meurs misérablement...
> Race de Caïn, au ciel monte
> et sur la terre jette Dieu.

Oder endlich der blasphemische Prometheus des jungen Goethe, der auf seiner Erde, in seiner selbst erbauten Hütte sitzt, der die

Götter verhöhnt und die hoffnungsvollen Toren, die ihnen opfern und der ein Geschlecht formt nach seinem Bilde:

> Zu leiden, zu weinen,
> Zu genießen und zu freuen sich
> Und dein nicht zu achten
> Wie ich!

Von solchem Blut ist auch der Cain Leconte de Lisles. "Jamais blasphème n'est sorti d'une bouche d'homme, plus tragique depuis Eschyle, ni plus triomphant depuis Lucrèce" sagt Lemaître von ihm (Contemporains II). Was den Schrei so tragisch macht, das ist, daß er nicht um Mitleid bettelt, sondern durch seine Würde und Erhabenheit wirkt, durch die "majesté des souffrances humaines", wie Vigny einmal schön gesagt hat. Und daß er nicht bloß der Schrei eines einzelnen ist, sondern, daß in ihm der Schrei der ganzen Welt, von Mensch und Tier mitbraust. Das Motiv ist geläutert von allem Zeitlich-bedingten, Subjektiv-persönlichen, ins ewige gehoben. Dieser Cain ist nicht mehr ein zufälliger vergänglicher Mensch. Er symbolisiert eindringlicher als der Byrons den ewigen Menschen, der von Geschlecht zu Geschlecht neu geboren Leben und Tod überdauert. Was den Schrei so triumphierend macht, das ist, daß in ihm nicht bloß Erdenqual laut wird, sondern auch Erdenstolz. Der spricht, ist ein Diesseitsmensch, der sich niemandem beugt und nur das Glück schätzt, das er mit eigenen Händen erarbeitet hat, einer, den der unerschütterliche Glaube an sich und seinen endlichen Sieg beseelt, einer, der die Sehnsucht der Menschheit erfüllt, weil er so groß und stark ist, wie sie sich gerne träumt.

In dieser verschiedenen Auffassung spiegeln sich zwei verschiedene Kunst- und Welt-Anschauungen: Romantik und idealistischer Pessimismus, der von der Philosophie des XVIII. Jahrhunderts her kommt, Naturalismus und positivistischer Pessimismus, der durch die moderne Wissenschaft gegangen ist. Für die Literatur sind beide indifferent, beide gleich wertvoll oder wertlos. Ihr Wert kann sich nur nach der Vollkommenheit des Ausdrucks bemessen, den sie gefunden haben, hängt also zuletzt vom Dichter ab. Man würde Byrons Tragödie Unrecht tun, wenn man sie durch einen Vergleich mit Leconte de L. erdrücken wollte. Sie, von der Goethe so entzückt schwärmte, behält ihre eigene Schönheit, obwohl man ihr weniger Reflexion und mehr Geschlossenheit wünschen möchte. Aber wenn Leconte de Lisle an teifere Schichten der Seele rührt und sein Schrei weiteren Widerhall wachruft, d. h. wenn Leconte de L. sich in diesem einzelnen Fall als den größeren Dichter erweist — und wenn sein Pathos gedrungener, energischer, seine Bildnerkraft schöpferischer, seine wie mit dem Hammer geschmiedeten Strophen makelloser und wuchtiger scheinen, d. h. wenn Leconte de Lisle sich in diesem Fall auch als den größeren Künstler erweist: hat

dann sein kleines Epos nicht Aussicht, noch gelesen und bewundert zu werden, wenn der Cain Byrons bereits vergessen ist?

Der Qaïn gilt ziemlich allgemein als die schönste, bedeutendste unter den vielen schönen bedeutenden Schöpfungen Leconte de Lisles. Gegen dies Urteil oder Vorurteil protestiert Vianey auf Grund seiner Quellenstudie. Für seinen Geschmack fehlt es dem Epos an Spontaneität. Es ruft die gefährliche Erinnerung an zu viele Vorbilder wach, ist aus zu vielen fremden Elementen kombiniert. Als Leconte de L. es schrieb, war ungefähr alles, was es enthält, schon einmal gesagt. Nun ist die ganze Frage, ob man das Gedicht als erstschönstes oder zweitschönstes oder drittschönstes in seinem *Œuvre* einreihen will, müßig. Wir sollten uns in der Kunstgeschichte endlich das sinnlose Spielen mit derlei Preiskotierungen abgewöhnen. Wenn man aber schon darauf eingehen will, so könnte sie nur beantwortet werden durch einen Vergleich mit den anderen Gedichten Leconte de Lisles selbst, nie durch den Vergleich mit irgend einem Vorbild, der hier besonders unglücklich wirkt, weil Leconte de L. dabei genau so viel gewinnt, als Byron verliert.

Bonn. HANNS HEISS.

Die Néphélococugie des Pierre Le Loyer (1578).

Das Interesse, das Rostands Chantecler gefunden hat, scheint den Versuch zu empfehlen, das Andenken eines ziemlich vergessenen Werkes ganz eigenartigen Gepräges zu erneuen, das des Wolkenkuckucksheims des Pierre Le Loyer.

I.

Über das Leben des Verfassers unterrichten Niceron, *Mémoires des hommes illustres*, Tom. XXVI (1734) 317 ff., Goujet, *Bibliothèque françoise*, Tom. XV (1753) 357 ff., ein Artikel bei Bayle und ein solcher aus der Feder von Célestin Port in der *Nouvelle Biogr. Gén.* (XXX, 545),[1]) mit ziemlich dem gleichen Material. Erwähnen wir, daß er, geboren zu Huillé (Anjou) 1550, in Toulouse die Rechte studierte, dann nach vorübergehendem Aufenthalte in Paris eine Stelle als conseiller au présidial zu Angers erhielt, wo er 1634 gestorben ist. Seine Jugend stellte er weit mehr unter das Patronat der Musen als unter das der Themis, bei den Blumenspielen zu Toulouse erhielt er 1572 die „églantine", das Prädikat Sieur de la Brosse. Später verfiel er völlig der Neigung des ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts zur Mystik, Daemonographie, Magie und Geheimwissenschaft. Eine ungeheure Belesenheit in semitischer und altklasischer Literatur ließ ihn überall geheimnisvolle Vorahnungen, Beziehungen und Erfüllungen erkennen. Persönlichkeiten und Orte der jüngsten Gegenwart waren in magischer Weise determiniert durch alte Prophezeiungen; abstruse historische Konstruktionen verbanden die Gegenden seiner engeren Heimat mit den geschichtlichen Völkern des Altertums. Eine verwirrende Fülle bizarrer Einfälle dieser Art liest man in seinem Buche *Edom ou les colonies iduméanes en l'Asie et en l'Europe* etc. Paris

---

[1]) An dieser Stelle noch erwähnt eine handschriftliche *Histoire d'Anjou* von Thouraille fol. 68 et 429 (Bibl. Angers), *Revue de l'Anjou* 1856 II, 363 und *Mémoires de la Soc. d'Agric. Sciences et Arts d'Angers* IV, 294, mir unzugänglich.

1620 (Ex. München Hof- und Staatsbibliothek).[2]) In der Nekyia der Odyssee (λ 184) las er den Vers σὸν δ' οὔπώ τις ἔχει καλὸν γέρας. ἀλλὰ ἕκηλος und schwelgte, außer sich vor Entzücken, in der Gewißheit, sich selbst bezeichnet zu sehen. Durch Umstellung der Buchstaben ergab sich nämlich

Πέτρος	Λωέριος	Ἀνδένκαος	Γάλλος	Ὑλείῃ.
Pierre	Le Loyer	Angevin	Gaulois	d'Huillé.

Die drei unverwendet und übrig gebliebenen Buchstaben α κ χ ergänzen sich zu dem griechischen Zahlzeichen ᾳχκ = 1620, wodurch Homer selbst das Datum der Entdeckung, die Edition des Edombuches angedeutet hat. „*Je ne pouvois et devois taire ce qui avoit été revelé à Homère de moi. Ceci servira davantage pour valider mon oeuvre des origines, migrations et colonies des peuples qui m'étoient reservées. Homère a eu beau cacher l'origine de beaucoup de nations sous l'écorce de ses fables; si est ce qu'il y en devoit avoir un ès siecles à venir qui decouvriroit ce qu'il avoit pensé si bien cacher.*"

Unser Stück führt uns in die Jugendzeit des Dichters, in der sein erwachendes Interesse an Gespensterkunde und Geheimwissenschaft sich noch vereinigte mit gelehrter Nachahmungspoesie, pantagruelischer Ausgelassenheit, erotischer Lyrik. Die *Néphélococugie* eschien (mit der Sonderdatierung 1578) in der Veröffentlichung *Les œuvres et meslanges poétiques* de Pierre Le Loyer. *Ensemble la comédie Néphélococugie ou la Nuée des cocus, non moins docte que facetieuse,* Paris 1579, welche ihrerseits eine um das Wolkenkuckucksheim vermehrte Wiederholung des Büchleins *Erotopegnie ou Passetemps d'amour, ensemble une comédie du Muet insensé* Paris 1576 war. Die Lyrik Le Loyers weist zahlreiche Variationen von Motiven der Anthologie, der Anakreontea, des Theokrit, Catull, Ovid u. a. auf. Freundschaftliche Beziehungen zu den Dichter der Plejade sind aus zahlreichen Widmungsgedichten kenntlich, so zu Ronsard, du Bellay, Jodelle, Baif u. a.[3]) Ronsard hat denn auch mit einem recht nichtssagenden quatrain über die N. quittiert:

---

[2]) Ähnlichen Stiles: *Quatre livres des spectres ou apparitions et visions d'esprits, anges et démons se montrant sensibles aux hommes,* Angers 1586; Discours et histoires des spectres, Paris 1605.

[3]) Aus Les *Amours de Flore* Sonnet VII:
N' esperer qu'une paix et vivre en une guerre
Ne pourchasser ma grace et demander merci
Paroistre de douleur et de ioye transi,
M'enlasser d'un lien qui iamais ne se serre,
Voler iusques aux cieux et demeurer en terre,
Me captiver moymesme et m'eslargir aussi,
Chercher mon passe temps et n'avoir que souci
Estre plus dur qu'un roc et plus fresle qu'un verre
M' armer de patience et enrager tout vif
Vivre tantost heureux, tantost pauvre chetif,

Loyer, ta docte Muse n'erre
De bastir une ville en l'air,
Où les Cocus puissent voler,
Pour eux trop petite est la terre.[4])

Deutlicher als in der N. ist der spätere Daemonograph Le Loyer kenntlich in einer zweiten Komödie *Le muet insensé.* Beachtenswert der Prolog dazu, der die erstaunlich weisen alten Komiker preist. Wären sie alle auf die Nachwelt gekommen,

La Tragédie estant ores prisée,
Ne serviroit que de vaine risée,
Quoy de risée ? ains plustost de terreur
Aux enfançons, qui l'auroyent en horreur.

Das Stück erzählt, wie ein unglücklich Liebender die verschiedensten Sorten von Zauber versucht, um zum Erfolg zu gelangen, schließlich aber durch eine Teufelsbeschwörung in Wahnsinn verfällt. Die Heilung erfolgt durch einen Hexenmeister.

II.

Der spärliche Nachruhm galt einzig dem vielbelesenen Kenner der Magie, die N. wird in den mir bekannten Quellen entweder flüchtig gestreift oder auf das heftigste getadelt, was bei der Veränderung des allgemeinen Kunsturteils nicht Wunder nimmt.[5]) An eine wirkliche Aufführung erinnert kein Zeugnis. Die Seltenheit der *œuvres et mélanges* etc. — es sollen Exemplare bis zu 1000 fr. gekommen sein — veranlaßte 1869 den Abdruck der Komödie als einer rareté bibliographique in 100 Exemplaren für Liebhaber (Turin, Gay et fils). Von den deutschen Bibl. besitzt m. W. lediglich die Dresdener einen Druck in einem Ex. der œuvres etc. In Frankreich hat sie die Aufmerksamkeit Eggers erregt (*De l' Hellénisme en France* II, 13, 195), auf den wohl die flüchtigen Nennungen bei Darmesteter-Hatzfeld, Tilley u. a. zurückgehen. Eingehendere Inhaltsangaben bei Toldo *Revue d'hist. litt. de la France* V (1898) 574 und Lintilhac, *Hist. générale du théâtre en France* II, 341.

Brusler à petit feu, et geler en la glace,
Ma propre volonté changer en un moment,
Ce sont les passions que i' endure en aimant
Ma Flore qui m'a prins par les rais de sa face.

[4]) Artig und bissig die Schwester Marguerite Le Loyer über die Lyrik des Bruders und seiner Genossen im Apoll:

Si voz amours sont du tout vrayes
Vous estes malheureux vrayment,
Mais si elles sont pures bayes,
Que sert feindre tant de tourment?

[5]) „*Ce qu'il y a de plus remarquable sont les glossieretés et les ordures*" Niceron. „*Un fruit fort indécent de la jeunesse de l'Auteur. Les extravagances et les obscénités y sont révoltantes*" Goujet.

Das Stück ist eine im wesentlichen originelle Neuschöpfung der aristophanischen Vögel. Aus den etwa 1750 Versen des Originals ist mehr als das Doppelte an Zahl geworden. Ein Vorwort *Au docte et benevole lecteur* gibt einer überschwänglichen Verehrung für Aristophanes Ausdruck, auf den im Grunde Menander, die Lateiner, Franzosen, Italiener und Spanier in ihren Komödien zurückgehen. Denn er habe im Plutus schon, wie mit einem alten Grammatiker ausgeführt wird, den Schritt zum klassischen Lustspiel getan. Etwaige finstere Catonen, an den es, wie man sieht, in der Tat nicht gefehlt hat, werden mit dem in der Renaissance typischen Hinweis auf eine Anekdote erledigt, wonach Cato bei den obscönen Floralien aufgestanden und weggegangen sei. „*Id circo venisti, ut statim exires*". Im übrigen wird eine erlesene Gelehrsamkeit ausgepackt. Le Loyer will eigentliche verba praetextata (direkte obscöne Werke, vgl. Suet Vesp. 22, Gell. IX, 10 Macr. Sat. II, 1) nicht gebraucht haben. „*Je les figure par circonlocutions et parolles ambigues et a deux ententes observant partout ce que les Grecz appellent πρέπον, et sçachant bien à quelles personnes j'accommode mes parolles et les continuant ainsi depuis le commencement jusques à la fin, selon les preceptes d'Horace, comme tu verras par le fil de la Comédie.*" Die erste Angabe stimmt in der Tat insofern, als Le Loyer an einigen Stellen für brutale Eindeutigkeiten Verschleierungen eingesetzt hat. Freilich steht dem ein reichlicher Zuwachs an unzweideutiger burlesker Obscönität entgegen, der es, soviel ich sehe, um stilistische Herabstimmung nicht zu tun ist. In Verbindung bringt Le Loyer mit dieser Angabe eine Bemerkung über das πρέπον, offenbar weil er nach einer in der Renaissance beliebten Verschiebung des Begriffs nach der moralischen Seite hin zugleich bei diesem Worte auch an das sittlich geziemende dachte. Im übrigen faßt er es im richtigen antiken Sinne. Die Berufung auf Horaz bezieht sich auf die *Ars poetica*, wo 316 empfohlen wird, *reddere personae convenientia cuique*, also eine Abstimmung der Figuren nach dem Charakter ihrer Rolle, 126 aber überdies

servetur ad imum
qualis ab incepto processerit et sibi constet,

die strikte Durchführung der Rolle. In der Tat darf sich der Dichter dieser Dinge berühmen. Die Rolle des Begleiters Cornard mit ihrem burlesken Hereinreden, das oft a parte zu den Zuschauern geht, ohne von den übrigen Personen beachtet zu werden, und ebenso die Gestaltung des zweiten Teils, in dem Genin die windigen Ankömmlinge burlesk abfertigt, in ihren schwachen Seiten treffend packt und heimjagt, sind Zeugen dafür, daß Le Loyer in überaus feinfühliger Weise die Eigenart der entsprechenden Rollen der Vorlage erfaßt und organisch neu gestaltet hat. Ich wüßte keine Aristophanesnachahmung

sonst, in der das Kolorit der aristophanischen Charaktere so getreu bewahrt ist.

Mit Aristophanes hat der Dichter ausdrücklich auf eine Akteinteilung verzichtet, statt dessen hat er den Versuch gemacht, die komplizierte Struktur einer aristophanischen Komödie durch Nachahmung ihrer lyrischen Einlagen wiederzugeben. Bei der Parabase ist ihm das im wesentlichen gelungen. Im übrigen aber ist eine seltsame Verwirrung dadurch entstanden, daß er im ausdrücklichen Anschluß an Pindar und den pindarisme Ronsards Gebilde von Strophe Gegenstrophe und Epode eingelegt hat, nicht ohne daß auch hier seine mystische Imagination Erbauung fand. Die Strophe und die Bewegung des Chors dabei veranschaulicht er „*à la proportion et analogie du mouvement des cieux, lesquelz se tournent de l'Orient en l'Occident*", die Gegenstrophe „*à la proportion des Planettes qui se tournent de l'Occident en l'Orient*", die Epode „*à la proportion de la terre, laquelle asseurée en son poix et sur son centre ou toutes choses pesantes s'arrestent, ne bouge de son lieu et ne se mouve jamais.*" Schließlich hat er an vielen Stellen seines Dramas, um der Regellosigkeit der Vorlage gerecht zu werden, ein *système entrecoupé* eingelegt, d. i. ein Dialogstück, das von lyrischen Gesängen einzelner oder des Chors umrahmt wird. Denkt man daran, daß die Renaissance, wo sie im neulateinischen Drama Chöre verwendet, diese ganz mechanisch im Stile des Seneca zwischen den Akten einlegt und daß auch die späteren Aristophanesnachahmer sich die Sache nicht so sauer haben werden lassen, so begreift man das hohe Selbstgefühl, das im übrigen aus dieser Vorrede spricht. Interessant ist noch zu erfahren, daß schon vor der Veröffentlichung Spötter und Neider die bizarre Chorphantastik und das Aufgebot an gelehrtem Witz durchzuhecheln nicht müde wurden. Ihnen gelten stolze Antworten, und die übliche Verwahrung gegen Angriffe, die hier in Form eines *Sonnet à son livre* gegeben wird, war in diesem Falle wohl mehr als eine Phrase, wie sie auch mit ungewöhnlicher väterlicher Wärme für das in die feindliche Welt ziehende Büchlein gehalten ist.

Mon livre, mon enfant, je t'ay assez gardé,
Va, laisse maintenant mon estude secrete,
Et te rends des sçavans d'une audace discrete
Familier, favory, connu et regardé,

Que si quelque envieux en rage débordé
Avec un haussebec se rit de ton poète
L'accusant que sa Muse est folle et indiscrete
De ces mots tu tiendras son langage bridé:

Mon Pere qui ces vers escrivit pour s'ebattre,
Sçavoit au style grave autant comme au folastre

Sa Muse composer s'il en avoit desir.
Mais voyant qu'en la France autre subject plus brave
N'est commun aujourd'hui que celui qui est grave,
Il a mieux desiré le folastre choisir.

Wenn Le Loyer statt Athen Toulouse wählte, so folgte er einem Brauche, wie ihn schon Baïf in seiner Neuschaffung des plautinischen *Miles gloriosus* beobachtet hatte, die unter dem Titel *Le Brave* französische Personennamen und Nantes als Ort brachte. Auf Toulouse aber war der Autor, der dort seine Studien gemacht hatte, aus nicht zu erkennenden Gründen besonders schlecht zu sprechen. Man liest 7 Sonette in seinen *œuvres*, die gegen diese Stadt gerichtet sind, in deren einem es am Sch usse heißt:

Il est bien vray que dans toy j'ay esté
Presque toujours d'un Rheume tourmenté
Et d'un chagrin fantastique et bizarre.

Rien toutes fois ne m'a tant courroucé
Et rien n'a tant mon cerveau offensé
Comme les mœurs de ton peuple barbare.

Das Versmaß, in den lyrischen Partien von großer Mannigfaltigkeit, ist im Dialog der altheroische Zehnsilber mit Reim, wie er zur Zeit des Dichters in der dramatischen Übersetzungsliteratur noch mit dem Alexandriner konkurrierte.

III.

Die aristophanische Benennung des utopischen Luftreiches als Νεφελοκοκκυγία hat dem Franzosen die ihm eigentümliche Wendung des Hauptmotivs an die Hand gegeben. Genin und Cornard, zwei Brüder aus Toulouse, haben beschlossen, ihrer ewigen Hahnreischaft ein Ende zu machen und zu ihren Leidensgenossen der Luft auszuwandern, den Kuckucken, bei denen schon einmal ein Mensch, den dasselbe Übel plagte, zu hohen Ehren und unter dem Namen Jean Cocu zum königlichen Szepter gekommen ist. Die Eingangsszene sieht die beiden Hörnerträger auf dem Wege zu ihm. Ein Vergleich mit der Vorlage zeigt schon hier an einigen Stellen die latente Kritik des Nachahmers Ein besserer Führer als der krächzende Rabe ist die Flasche, deren Inhalt Genin den Rat eingibt, immer geradeaus zu gehen. Cornard ist ganz wie der aristophanische Euelpides als burlesklustiger Begleiter gehalten, der z. B. an dieser Stelle einfällt:

Tu parles bien, ton oracle j'admetz;
Si nous eussions, malheureux et infâmes,
Cheminé droict sur le corps de nos femmes,
Ayans le manche et l'outil tousjours prompt,
Nous n'aurions pas deux cornes sur le front.

Genin macht dann den speziellen prologus unter direkter Wendung an die spectateurs, nachdem diese Praxis zunächst als *fascheuse et moleste* getadelt, schließlich aber (entsprechend dem Ausweg der tragischen Helden und Heldinnen) motiviert wird mit dem Bedürfnis des Leidenden nach Aussprache und Mitteilung. Dieser Bericht ist eine burleske und vortrefflich gelungene Schilderung der Leiden, die das Weib seit ihrer Sendung durch Juppiter über die armen Männer gebracht hat.

> Pauvre chetif! qui en ces lacz tenu
> Est ou sera ou doibt estre cornu.

Auf ihr Klopfen bei Jean Cocu (bei A. Tereus) kommt, wie in der Vorlage, zunächst der Diener, hier der Tiercelet,

> tiré de luy comme une quintessence
> pour estre mis souz son obeissance.

Denn nicht nur bei *autour* und *faucon*, auch bei den *cocus* gibt es eine solche Spezies von „Drittelvögeln", deren kümmerliches Aussehen derbe Zwischenbemerkungen der beiden Ankömmlinge rege macht. Der Herr selbst erscheint, nicht ohne seine Würde durch Berufung auf Juppiter zu bekräftigen. Denn noch jetzt führt Juno den Kuckuck auf dem Szepter, zum Zeichen, daß

> Jupin en cocu
> Feut maistre d'elle, et ensemble vaincu,
> Et qu'elle feut d'un maistre Cocu faite
> D'une pucelle une femme parfaicte.

Es trifft sich gut, daß Jean Cocu gerade in großer Bedrängnis ist. Er soll nach einem von Mercur überbrachten Befehl der Götter dem Priap — das Ganze ist natürlich freier Zusatz des Franzosen — in seinem und in der Kuckucke Namen Reverenz erweisen, was aber auf keinen Fall angängig ist, da ja gerade der Gott, der die obscöne Sichel als Attribut führt, das Motiv ihres grand ennuy und ihr rechter Widerpart ist. An diesem Punkte macht Genin den aristophanischen Vorschlag der Begründung eines Luftreiches, der dieses Mal nur den cocus zugute kommen soll. Den Priap bombardiert man mit Steinen, die Götter hält man im Schach und von einer Rettung ihres Kollegen durch die Möglichkeit zurück

> Vous humerez leurs friandes odeurs,
> Comme d'un coup en humant on avalle
> Au desjeuner les huitres en escalle.

Es folgen lyrische Einlagen, ein Gebet des Kuckuckkönigs an Apollo um süße Stimme und die Lockung aller Kuckucke zur großen Beratung. Da kommen nun die verschiedensten Spielarten, der *cocu cocué*, ein träger Nesthocker und Griesgram, der pfäffige *cocu mitré* und schließlich der flotte *cocu cocuant*,

der Cornard Gelegenheit zu obscönen Reminiszenzen an seine eigene, aktivere Jugendzeit gibt. Die beflügelten Vogelhahnreie sind zunächst außer sich über den verwegenen Einbruch in ihr Reich und machen ihrem Kummer Luft in klagenden, bald aber zur Abwehr auffordernden Weisen. Die beiden Menschen beschließen, sich mit ihren Hörnern zur Wehr zu setzen. Mit Mühe werden die Wütenden durch den Hinweis ihres Führers auf die gleichgestimmten Seelen der Ankömmlinge beschwichtigt. Man beschließt, da die Franzosen der einzelnen Landstriche so überaus verschieden sind, eine genaue Recherche über ihre Herkunft anzustellen. Toulouse darf allerdings als Liebhaberin der Hahnreie gelten. Man schwört Burgfrieden bei Coquart, einem Gott, der zwar nicht im Kalender des Cornard steht, bei den cocus aber als höchste Instanz gilt. Danach beginnt Genin sein Referat. Die Cocus sind so alt wie Amor selbst, also älter als alle Götter, denn die beiden Eier, die die Urnacht, aus sich selbst schwanger, gebar, trugen den Urcocu und den Amor. Sie sind älter also durch ihren Ahnherrn als Erde, Meer und Himmel und alle Götter, besonders auch älter als ihr Erz- und Todfeind Priap, den Venus, seine Mutter, voll Entsetzen über einen so häßlichen Sprossen, nach der Geburt aussetzte. Eine obscöne Zwischenbemerkung des Cornard läßt, wie alle Äußerungen der Komödie über den Gartengott, die fleißige Lektüre der klassischen Priapea erkennen, die einige wenige Motive, wie das von dem rigidum telum, den lüsternen puellae, den zweideutigen testiculi unermüdlich variieren. Alles, was Peithetairos in den aristophanischen Vögeln zum Preise der Vergangenheit der Vögel sagt, wird dann auf die cocus speziell übertragen. Schuld an ihrem Niedergang von der ehemaligen Herrschaft trägt ihr Mangel an Zusammenhalt. Es gilt daher jetzt, zusammenzuhalten und die neue Gründung der Néphélococugie in Angriff zu nehmen. Die cocus sind den übrigen Vögeln an Zahl und Stärke überlegen, und Juppiter hat man vollständig in der Tasche dadurch, daß man ihm auf seinen zahlreichen Liebesfahrten die Passage durch das Reich sperren kann, wobei Cornard mit einer besonders drastischen Bestrafung droht. Ebenso können auch die übrigen Götter an der Ausführung ihrer Obliegenheiten gehindert werden. Bei dieser Gelegenheit wird eine reichliche Gelehrsamkeit entwickelt. Besonders gegen Priap wird ein ausführlicher Feldzugsplan entwickelt,

> Pour le grever et deroidir son manche.

Die Frauen,

> Qui n'aymoient rien de tout ce qu'il avoit,
> Que le boudin qui si bien les servoit,

werden nach der Ansicht Cornards zur Selbsthilfe greifen müssen.

Il leur faudra user d'un gondemisse — — — —
Et imiter d'un remu'ment lubrique
Le branlement de la Françoyse picque.

Lyrische Einlagen durchbrechen immer wieder gelegentlich den Dialog. Die Frau des Jean Cocu, nach ihrem Tode zur caille geworden, wird zur Belustigung der Zuschauer herausgerufen, da die übrigen Akteure sich in die Wohnung des Hahnreifürsten begeben. Über die Eigenart der caille entspinnt sich noch eine längere Auseinandersetzung, Cornard läßt sich über ihre intimsten Reize belehren und über die Möglichkeit eines ehelichen Verkehrs mit ihr, der durch eine corne au cu ihm erheblich erschwert scheint. Diese trägt sie zur Erinnerung ihrer ausgiebigen „hörnenden" Tätigkeit auf Erden. Die Begeisterung der beiden Auswanderer für sie erreicht bald einen solchen Grad, daß Jean Cocu es für geraten hielt, sie schleunigst zu entführen. Nun folgt die überaus interessante Parabase. Die Caille, die im ganzen Stück das Attribut chaude bekommt und sich Witze aus diesem Anlaß gefallen lassen muß, spricht nach dem einleitenden Liedchen des Chors der cocus die eigentliche Parabase, entsprechend den zeitgenössischen Texten, in denen man durch ein Mißverständnis der Nachtigall diese Partie gab. Die Zuschauer werden mit der erhabenen Genealogie der Cocus bekannt gemacht. Macht ihnen der Zwillingsbruder Amor zu schaffen, so ist jeder Widerstand vergebens. Lediglich die Cocus können dann helfen. Selbst Juppiter ist ihnen beiden unterlegen. Mit Kindererziehung geben sie sich nicht ab, sie überlassen das, wie es Kybele bei Juppiter, Juno bei Vulkan machte, anderen. Alle edelen Französinnen geben gleichfalls ihre Kinder weg zu einer Pflegerin,

La quelle en prend soing, les baize, leur faict chere,
Et les va plus aymant que ne feroit leur mere.
Leur apaize leurs cris, leur forme leur parler,
Et en les pourmenant les apprend à aller.

König der Vögel ist der Adler statt des Kuckucks lediglich durch die Dienste geworden, die er Juppiter in der Angelegenheit des Ganymed geleistet hat.

Ode und Gegenode enthalten Lieder des Chors, ausgezeichnet durch den oft wiederholten Refrain

Tortau, Tortau, Tortau
Kikabau, Kikabau.

Das Epirrheme führt den Gedanken aus, daß der Dichter, indem er dem Cocu die Caille gab zur Gattin, einem Naturgesetz Rechnung getragen hat,

Les Cocus estantz froidz et dedans et dehors,
Et la Caille bien fort chaude par tout le corps.

Die Mystik des Autors gefällt sich in der Ausmalung der Bedeutung, die der Gegensatz für das kosmische Leben hat, das nur durch ihn sich in der Schwebe hält. Das Antepirrheme lobt und preist die *cailles coiffées*, über deren Bedeutung der Zusammenhang keinen Zweifel läßt. Des Athenaeus 13. den Hetären gewidmetes Buch wird ausgebeutet und ausdrücklich zitiert, auch außerdem eine überraschende Gelehrsamkeit auf diesem schlüpfrigen Feldė entfaltet. Solon als Begründer dieser segensreichen und notwendigen Institution erhält das gebührende Lob. Am Schluß macht der Dichter den interessanten Versuch, im Sinne dieses Stückes der Vorlage namentliche Bescheltung einzuführen, die freilich hier entsprechend dem Sujet wenig appetitlich ausgefallen ist:

Cependant qu'une Alix, Caille à nulle seconde,
Procuroit dans Paris les affaires du monde,
La ville n'estoit pas si pleine de cornus,
De cornes, de cornardz, grandz, petitz et menus:
Car cette bonne Caille, en son mestier experte,
Avoit à tous venans une maison ouverte.
Et depuis le matin jusques au soir bien tard,
En cullant culletoyt d'un culletis mignard,
Et le long de la nuit elle se monstroit preste
A remuer le bas plus souvent que la teste,
Et cullant jusqu'à tant que le Soleil levoit
En culletant tousjours son jardin cultivoit.

Genin und Cornard haben inzwischen Federkleider erhalten, und man schreitet zur Sache. Die Debatte über den Namen der zu begründenden Stadt scheint kulturgeschichtlich beachtenswert:

G.: Luy don'rons nous de Paris le beau nom?
J.: Nenny, nenny, Paris a le renom
d'estre de gens tous divers rapiecée,
Diverse en meurs, en vouloir, en pensée,
Et les Cocus sont unis et entiers.
G.: Il faudra doncqu' la nommer de Poitiers
J.: Encore moins: Poitiers n'est que trop fine,
Que trop hagarde, et que trop libertine.
G.: Et d'Angiers, quoy?
J.: Elle ayme a chicaner.
G.: Veux-tu le nom de Bordeaux luy donner?
J.: Il n'est point beau.
G.: Et de Lyon jo ie?
J.: Elle trafficque avecque l'Italie.

G.: Et de Tholoze?

J.: Il me deplaist aussi,
Car ceste ville est fiere et sans merçy,
N' ayme personne, et de nul n'est aymée,
Et n'est sinon en piaffe estimée.

So einigt man sich auf Néphélococugie, Coquard bleibt Schutzpatron. Der Vorschlag, ihm Pallas bei dieser Gelegenheit zum Weibe zu geben, wird nicht angenommen, da diese Göttin ein unliebenswürdiger Blaustrumpf sei.

Ce n'est le cas des cocus qui ne sont
De faction et lesquels rien ne vont
Tant detestant sur leurs choses fascheuses,
Comme l'orgueil des femmes factieuses.

Der Bau der Stadt, die Entsendung von Boten an Sterbliche und Unsterbliche geht wie bei A. von statten. Es folgt eine feierliche Zeremonie, bei der ein cocu mitré als Pfaffe die Messe singt, unterstützt durch Responsorien des Genin. Dieses feierliche Hochamt geht über in die burlesken Abfertigungsszenen, die wie bei A. den zweiten Teil des Stükes ausmachen. Die erste dieser verhöhnten und abgewiesenen Figuren ist, wie bei A, ein Poet, der in den erhabenen Tönen von dem kaum gegründeten Reich singt, um ein Trinkgeld zu erlangen. Dadurch bekommt Genin Gelegenheit, zugleich ein kräftiges Wort gegen die Poeten zu sagen, nicht ohne ausführliche Berufung auf Platos Staat. An Stelle des aristophanischen Orakelmannes erscheint als zweiter Ankömmling ein Astrolog, uns besonders interessant um der späteren Lebensrichtung des Autors willen. Kompaß und Astrolabium in der Hand erfleht er den Segen der Gestirne auf das neue Reich herab. Vogelflug, Eingeweideschau, Traumdeutung nach Artemidor und Synesius, Geomantie, Chiromantie, sortes Virgilianae, Agrippas dunkle Kunst sind ihm wohlvertraut.

Je sçay par coeur Ptolemée, Firmique,
Haly, Peucer, Bonate et Coperique,
Et peux comme eux connoistre les saisons
Des ans futurs, et les douze maisons.

Die Dienste dieses Mannes, dessen egoistische Absichten belustigend zu Tage treten, werden mit Hohn und Prügeln abgelehnt. Als dritter erscheint an Stelle des Mathematikers der Vorlage ein Alchymist. Er verbreitet sich ausführlich über die Tugenden der Metalle, über die Mühle der Natur. Er hat von frühster Jugend an alle Gründe erforscht im Himmel und auf Erden, den Hermes Trismegistos durchaus studiert. Er beherrscht den alchimistischen Jargon vollkommen, redet sehr ausführlich über Mercurius, Sonne, König, Königin und ihre Hochzeit. Vergebens. Genin: Je n'y entend que le haut Allemand. Deut-

licher werdend verspricht er mehr Schätze als alle Könige des Altertums hatten

> Et qu'aujourd 'hui la puissance Espaignole
> N'a en Mexique et au Peru Jndoys
> De lingotz d'or et d'argent à la foys.

Kommt als No. 4 der Sophist, ein Meister des Ergo, ein Disputax und pädagogischer fesse-cul, der bereits über die Natur des neuen Staates bewunderungswürdige conclusiones zur Verfügung hat, dabei artig von natura naturata, transcendent, spezialissima etc. zu reden weiß. Er flieht zur rechten Zeit, ehe durch Genins Hülfe sein Individuum eine privatio per accidens erfährt. Erschöpft zieht sich der Reichsgründer zurück, und die zweite Parabase setzt, wie in der Vorlage, ein. Einer Strophe des Chors folgt ein von der Caille gesprochenes Epirrheme, in dem sie das Lob der Kuckucke singt, der Gegenstrophe das antipirrheme, in dem die Caille ihr Horn au cul tiefsinnig und unter Aufgebot einer profunden Gelehrsamkeit begründet, indem sie alle Sterbliche und Unsterbliche der Geschichte, die Hörner trugen, Revue passieren läßt. Eine nicht minder staunenswerte zoologische Gelehrsamkeit entfaltet gleich darauf ein messaiger, der, überaus gesprächig, berichtet, wie alle Vögel je nach ihrer Eigenart beim Bau mithalfen. Unter eingehender Zitierung von Platos Staat werden alle Kuckucke in drei Klassen eingeteilt. Plötzlich meldet die „Garde" den Einbruch eines Gottes ins Cocureich. Der Chor singt ein Schlachtlied, doch beim Anblick der Sünderin Iris schmilzt Genins Barschheit bald. Durch rohe Zoten vertrieben flieht Iris wieder zu den Himmlischen, die über die ausbleibenden Opfer ratlos sind. Dagegen meldet ein Herold den grenzenlosen Jubel der Sterblichen über die Neuordnung. Es ist bereits Mode geworden, in allen Dingen den cocus es nachzumachen. Niemand kennt mehr eheliche Eifersucht.

> Sans nul scandale et sans aucun ennuy
> Les deux espoux pondend au nid d'autruy
> Et mariant la lyre à la chanson
> Rien que cocu ne tonne par le son:
> Pour le refrain d'un plaisant vaudeville,
> Cocu, cocu on chante par la ville.

Viele wollen sich tatsächlich in dem Neuland naturalisieren lassen. Als erster dieser Adepten naht ein Chicanoux, der gerne Flügel haben möchte, um sein Gewerbe noch besser ausüben zu können. Er gibt die rechtsverdreherischen Praktiken seines Berufes kund, da er jedoch sich im übrigen nicht akklimatisieren will, scheitern die Verhandlungen. Ein Soldat möchte gleichfalls im Interesse seines Berufs Flügel. Interessant ist dabei die Schiderung des rohen Landsknechttums der Zeit, seiner

Bauernschindereien und seiner Räubereien. Zugleich sind Züge des miles gloriosus eingemischt, Renommieren mit Taten und Ahnen,

> et fraizant ma chemise
> Comme seigneur je veulx que l'on me prise.

Er verspricht jedoch, sich zu bessern und wird in die Gemeinde aufgenommen. Eine nicht minder interessante Figur ist der folgende Gauner, l'enfant de la Matte, der nicht selten im Gaunerargot spricht und seine Spitzbübereien aufzählt, aber keine Aufnahme findet. Diese drei originellen Gestalten sind ein echtes Produkt jener typischen Satire der Stände wie sie das 16. Jahrhundert liebt, und man weiß im speziellen, daß das Interesse für die Gaunersprache auch im deutschen Humanismus nicht gering war (Liber vagatorum). Dieses Motiv der Charakteristik ganzer Stände wird in den folgenden Chorgesängen fortgesetzt, die vielleicht kulturhistorisch nicht uninteressant sind:

Str. Dans l'air où assis nous sommes
Nous voyons de toutes partz
Decà et delà espars
Mille et mille sortes d'hommes:
Icy demeure arresté
Dans le mellieu d'une escolle
Le philosophe crotté
Qui fait tonner sa parolle,
Et voulant s'auctoriser
Pour les autres depriser,
Discourt sur le poil d'un lievre
Ou la laine d'une chevre.
Le medecin est icy
De biens et d'argent farcy,
Pource que bien il devine
Sur la couleur de l'urine
Et plus se void reputé
Que beaucoup il a jeté
D'hommes de nom et de marque
Dedans l'infernale barque.

Antistr. De ce costé le bravache
Ses pas mesure en marchant
Et de tout se va faschant,
Mesme son chapeau le fasche
Le point d'honneur il reçoyt
Et d'un seul mot il s'offense:
Mais c'est contre ceulx qu'il croid
N'oser se mettre en deffense.
Là le courtisan flatteur

Enfin dissimulateur
Vend sa fumée et contente
L'acheteur de vaine attente;
Là le subtil mercadant
An gaing est prompt et ardent
Et falsifie à sa guise
Ce qu'il vend de marchandise;
Là l'usurier sans repos
Va rongeant jusques aux os
Le pauvre homme et luy assemble
Le sort et l'usure ensemble.

Str. Icy font flamber les rues
De leurs joyaux et atours
Les femmes qui sont tousjours
En leurs habitz dissolues;
Elles monstrent leur tetin
Et masque leur face, affin
Que l'amant transi leur touche
Le tetin avant la bouche
Et qu'il aille recepvant
Le plaisir d'aymer, devant
Qu'il conçoyve dedans l'ame
Combien l'amour a de flamme.

Antistr. Deçà des dames plus fines
Pour leur grossesse cacher
On void la rue empescher
Portant des larges basquines:
Là marchent à graves pas
Renforcées par le bas
Celles qui deux culs supportent
Souz les robbes qu'elles portent,
Lesquelz, l'un de chair, la nuict
Leur sert à prendre deduict,
L'autre de laine et de bourre
Autour leurs fesses embourre.

Prometheus als Überläufer berichtet von der Verzweiflung der Götter, die fast verhungern, von Priap, der, seiner Kraft beraubt, nur noch ein Schatten ist. Er rät, den Himmlischen scharfe Bedingungen zu stellen, insonderheit, die hochmächtige Göttin Zélotypie für den Schutzpatron Coquard als Gattin auszubitten, die, allen anderen fürchterlich, den Cocus allein wohl will. In dieser Weise werden denn auch in engerem Anschluß an A. die Verhandlungen mit den Bevollmächtigten Neptun und Hercules geführt. Eine Folge von Hochzeitsliedern auf das neue Paar beschließt das Stück.

IV.

Sehe ich recht, so braucht die Néphélococugie den Vergleich mit keiner der französischen Renaissancekomödien zu scheuen, die längst ihre Einordnung in die Literaturgeschichte erfahren haben. Nicht wenige literar- und kulturgeschichtliche Fragen werden durch sie rege gemacht, auch wird die Beobachtung des Sprachgebrauchs und der Metrik wohl lohnen. Alles derartige muß ich Berufeneren überlassen. Lediglich drei Bemerkungen seien hier angefügt über Dinge, in denen Sicheres vorzubringen verstattet ist.

Daß das Unternehmen einen doctus poeta im Geiste der Renaissance zeigt, wie es der Dichter selbst stolz im Titel aussprach und Freund Ronsard es bestätigte, wird nicht nur durch den exzentrischen Plan einer möglichst vollkommenen Nachahmung aller aristophanischen Eigentümlichkeiten bestätigt, sondern auch durch zahlreiche Einlagen, die lediglich der Ausbreitung einer profunden antiquarischen und literarischen Gelehrsamkeit dienen und von denen wir einige bei der Inhaltsangabe markiert haben. Der Gesichtskreis dieses Dichters reicht, wenn man seine Werke alle zusammenhält, in der Tat über das Gesamtgebiet antiker Überlieferung, über Epos, Lyrik, Komödie, Tragödie, Bukoliker, Grammatiker, Philosophen, Callimachus, Priapea,[6]) Pindar usw. Man darf bezweifeln, ob der deutsche Humanismus in vielen Vertretern eine ähnliche Weite der Belesenheit aufwies. Dabei sind Irrtümer des Verständnisses, soviel ich sehe, selten, die Zitate freilich öfters irreführend und unkorrekt. Ein spezielles Beispiel wird an seinem Teil das Gesagte, bestätigen und die Art der Verwendung dieser gelehrten Bildung in der Komödie besonders gut illustrieren. Dem Dichter ist wohl kaum irgend eine antike Belegstelle entgangen, die irgendwie für die Eigentümlichkeit und die Bedeutung der Kuckucke zu verwenden war. Zu ihrem Lobe wird z. B. an einer Stelle ausgeführt

> Ce preux Aiax indompté de courage,
> S'il faut au moins croire le tesmoignage
> De Lycophron, autheur digne de foy,
> Estoit Cocu, et le filz d'un grand Roy,
> Luy-mesme chef entre les chefz de Grece etc.

Gemeint ist der Alexandriner Lycophron, der die an wirrer Mystik reiche, durch ihren Rätselstil ausgezeichnete Kassandra verfaßte. Als die gemeinte Stelle stellt sich dabei die folgende heraus:

Es wird von dem Lokrer Aias gesprochen, der um seiner Freveltaten willen den Tod auf der Heimkehr fand. Dabei

---

[6]) Auch das horazische Priapeum Sat. I, 8; vgl. *tronc de figuier — truncus ficulneus.*

schwelgt der Dichter in der Schilderung des herumgetriebenen Leichnams, wobei sich die eigentliche Redeweise von Zeile zu Zeile mit fernliegenden Bildern mischt 387 ff. So vergleicht er den auf- und niedertauchenden Leichnam mit dem κηρύλος, dem Tauchervogel, nennt ihn aber unvermittelt auch 395

κόκκυγα κομπάζοντα μαψαύρας στόβους,

einen Kuckuck, der mit windigen Reden sich wichtig macht, im Gedenken an das Gehaben des Lebenden. Wie stieß Le Loyer auf diese ihm genehme Metapher? Wir dürfen, glaube ich, die Frage mit Sicherheit beantworten. 1566 erschien die Ausgabe des Lycophron von Canterus, die besonders geschätzt war um der beigegebenen lateinischen Übersetzung des großen Philologen Scaliger, die auch an ihrem Teil das Interesse des ausgehenden Jahrhunderts für das wirre mystische Gedicht zeigt. Nun zitiert Le Loyer in der Vorrede zur N. desselben Canterus Euripidesausgabe mit Lob. Die Lycophronausgabe wird ihm nicht minder gelegen gekommen sein, und er dankt feinsinnig, versteckt, für Wissende aber kenntlich, für die Lektüre durch die Anbringung einer unscheinbaren Stelle.

Daß der Kuckuck auf dem Szepter der Hera sitzt zum Zeichen, daß Zeus in dieser Gestalt ihr nahte, ist an sich eine entlegene Gelehrsamkeit, die sich m. W. nur auf Pausan. II, 17, 4 und Schol. Theocr 15, 64 gründet. Gleichwohl steht sie schon im Rabelais, an einer Stelle, die auch sonst nicht spurlos an dem Autor der N. vorübergegangen ist, wie denn seine Komödie, nicht nur *docte*, sondern auch *facétieuse*, zweifellos starke Beziehungen zur pantagruelischen Literatur hat. Es handelt sich hier um das 12. Kapitel von Buch III: *Comment Pantagruel explore par sors Virgilianes quel sera le mariage de Panurge.* Dabei ist ja überaus viel von Hahnreischaft die Rede. Ich gebe einige Stellen, deren Einordnung in die N. durch die gegebene Inhaltsübersicht ersichtlich ist:

1. Minerve, déesse puissante, fouldroyante, ennemie des cocuz.

2. Jupin... pourroit cent et cent fois se transformer en cycne,... en cocu, comme il fit quand it depucella Juno, sa sœur.

3. Je vous luy couperay les couillons tout rasibus du cul etc. Derselbe Vorschlag von Cornard:

> Il vaudra mieux l'arrester à la porte
> Et lui couper ras le cul ce qu'il porte
> Affin qu'il soit de son membre escouillé etc.

4. le Jan en vault deux.... Je pensois au jeu de tricque trac. Der Zusammenhang dieser Stelle mit der Cocuschaft deutlicher in der N. ausgeführt.

Ein cocu „en vaut tousjours bien deux“.

Cornard: C'est comme on dict, au Tric trac, ce me semble,
Q'au petit Jan et au grand Jan ensemble,
Le jeu vaut quatre et est double le jeu,
Quand chasque Jan son rang fournir a peu,
Ainsi dict-on en la maniere telle
Des bons cocus q u e b o n s J a n s o n a p p e l l e
Lesquelz de force, et d'haleine et d'ardeur
En valent deux quand ils sont en fureur.

Eine psychologisch interessante Erscheinung ist es, den späteren Geheimwissenschaftler gerade diese Gegenstände in seinem Jugendwerk witzig abfertigen zu sehen. Hat er doch die Gelegenheit ergriffen, einige Narren dieser Art zu einem Besuch im Wolkenkuckucksheim zu bemühen, um sie durch seinen Wortführer Genin eintreiben zu lassen. Zwei Stellen fallen besonders auf, an denen man spätere Studien des Dichters geradezu persifliert zu sehen glaubt: Der Alchemiste läßt Genin einen Namen raten, bei dessen Erschließung jene Buchstabenberechnung und -Umsetzung, wie sie Le Loyer zum Zwecke mystischer Funde in der Bibel und im Homer pflegte, zur Anwendung kommt. Die Lösung ist mir so wenig wie Genin gelungen:

Escoute au moins les vers de la Sibille:
Mon nom est faict de neuf lettres sans plus,
Et de deux foys deux syllabes entieres;
Les trois qui vont en ordre les premieres,
Six lettres ont et l'autre a le surplus;
Le tout est clos de cinq lettres muettes
Qui ont valeur en leur nombre Gregeoys
De sept fois deux et de cent par trois fois,
Quand elles sont des voielles distraictes:
Qui connoistra qui je suis par ces vers,
Possedera le sçavoir qui ameine
Avecques luy mille profits divers
Et conduit l'homme à richesse sans peine.

Eine andere Stelle ist noch auffälliger, wenn man sich erinnert, daß es bei Le Loyer später zur fixen Idee geworden war, jedes Dörfchen und Städtchen im Anjou durch vage linguistische und historische Konstruktionen auf eine klassische oder semitische Gründung zurückzuführen

Genin berichtet nämlich im prologus am Schluß von der Heimat der beiden Auswanderer

Et nous, Messieurs, que la fortune exile,
Sommes natifz de Tholoze gentille,
Où Amalthé a longtemps habité
Et a Jupin là mesmes allaicté,
Non dedans Crete, et pour reconnoissance
Luy a laissé sa corne d'abondance.

Es ist nicht nötig, auf den Unterschied des Lebensalters zur Erklärung dieser Erscheinung allein zu verweisen. Es scheint vielmehr die Neigung zur Mystik und Geheimwissenschaft, der ja alle hervorragenden Menschen um die Wende des Jahrhunderts ihren Tribut zollten, in vielen Köpfen sich seltsam zusammengefunden haben mit einer ernsten oder schalkhaften Bekämpfung dieses Triebes, an dem sie selbst leiden. Die Persönlichkeit des Johann Valentin Andreae, der etwas jünger als Le Loyer ist, weist dieselbe fesselnde Erscheinung auf.

V.

Ein Wort über die Stellung des Aristophanes im 16. Jahrhundert in Frankreich stehe am Schluß. Die Leistung des Le Loyer wird dadurch erst das rechte Relief erhalten.

Von einer ähnlichen Vertrautheit mit der Technik des Griechen kann wohl nirgends sonst die Rede sein. Doch zitiert schon Rabelais oft und gern seinen Confrater, dem er auch, wie sich selbst, den Ehrentitel eines Quintessentialen gibt. Du Bellay erkennt denn auch in Rabelais den echten Erwecker des Aristophanes[7]) und führt gerade ihn in seiner Programmschrift La deffence et illustration de la langue françoyse als einen Beweis dafür an, daß die sprachliche Reformation nicht durch Lateinschreiben, sondern durch Französischschreiben im Geiste der Alten anzupacken sei.

Das gleiche Jahr 1549 brachte außer der Deffence noch eine programmatische Handlung der Plejade, Ronsards Aufführung einer Plutusübersetzung im collège de Coqueret. Daß gerade Aristophanes bestimmt war, im Kampfe gegen die mittelalterlichen Farcen die klassische Komödie zu inaugurieren, möchte man eine Ironie des Schicksals nennen. Die besondere Eigenart des Stückes, das sich mehr dem bürgerlichen Lustspiel nähert und mit seiner lehrhaften Allegorie dem Geschmack der Renaissance besonders entgegenkam, ist natürlich dabei zu berücksichtigen. Interessant ist nun, daß Le Loyer in der Vorrede seiner N. gerade vom Plutus aus die klassische Komödie des Altertums und der Neuzeit datiert. Man wird nicht fehlgehen mit der Vermutung, daß die Tatsache, daß die erste Aufführung eines französisch geschriebenen, den Renaissanceansprüchen genügenden Dramas der Plutus seines Freundes Ronsard war, dieser Ansicht die Wege ebnete. Außer bei Le Loyer aber finden wir nicht, daß dieser glückverheißende Anfang einer Aristophaneswürdigung und Aristophaneskenntnis zu weiterer Entwicklung gekommen sei. Die Poetik der Zeit, so bei Vauquelin, zeichnet im Anschluß

[7]) Celuy qui fait renaitre Aristophane et faint si bien le Nez de Lucian, en porte bon temoignage. Die Stelle schon von einem Zeitgenossen auf R. bezogen. Vgl. deffence ed. Person 159 Anm. 2.

an die antiken Quellen (Horaz, Grammatiker, Aristophanesscholien) die Entwicklung der Komödie im Altertum so, daß der Schritt von Aristophanes zu Menander etwa dem zeitgenössischen Übergang von der mittelalterlichen Farce zum klassischen Drama vorgebildet erscheint. Der Name Aristophanes ist höchstens eine klischeehafte Verzierung des Programms. Man weist darauf hin, daß man im Gegensatz zu den Moralitäten des Mittelalters eine Komoedie dichten will *en telle pureté qu'anciennement l'ont baillée Aristophane aux Grecs, Plaute et Térence aux Romains.* Von einem aristophanischen Einfluß auf die ja weitmehr italienisch oder durch die mittelalterliche Tradition als durch humanistische imitatio beeinflußten französischen Komödien der Renaissance ist mir im übrigen nichts bekannt. Es ist aber beachtenswert, daß der Gesichtskreis der Renaissance nicht dogmatisch verengt ist, wie später im Klassizismus. Aristophanes und Pindar sind als antike Autoren klassisch, als solche zur Nachahmung wohl geeignet. Da ist es denn überaus bezeichnend, daß noch die letzten Ausläufer der Renaissance, die Preziösen, ihre Ideale in dem gesamten Altertum verwirklicht sehen. Der Jesuit Vavasseur (1605—1681) führt in seiner Streitschrift *De ludicra dictione*, die seinem intimen Freunde, dem Herrn von Balzac gewidmet ist, den heftigsten Kampf gegen den burlesken Stil, der den Renaissancestil in einem dem Preziösen gerade entgegengesetzten Sinne weiterbildet (Travestien, Scarron, Cyrano von Bergerac). Bei Vavasseur ist nun wie bei Balzac selbst, die gesamte Antike urban, preziös. Er erweist I. *Ludicra dictione non usi sunt Graeri scriptores, non usi sunt Latini.* II. *De ludicra dictione nihil ulli praeceperunt antiqui scriptores.* III. *Ludicra dictione utendi nulla causa est, non utendi causae multae sunt.* Den zeitgenössischen Gelasimi schneidet er die Berufung auf Aristophanes ausdrücklich ab durch ein besonderes Kapitel[8]) über ihn, in dem er es durch seine Dialektik fertig bringt, ihn auf seine Seite zu ziehen.

Man wird gut tun, eine tiefere Kenntnis des griechischen Komikers in der französischen Renaissance nicht über einen verhältnismäßig engen Kreis hinaus anzusetzen. Immerhin hat der Geschmack ihn noch nicht aus der Reihe der klassischen Autoren verdrängt, und so sehen wir alle Renaissancerichtungen gelegentlich um ihn bemüht, die Plejade, die burlesken Gelasimi und die Preziösen. Nur in dieser freien Luft konnte der Versuch einer Nachahmung trotz aller Originalität des Dichters in einer so überraschend treuen Weise glücken.

Ich hoffe, an anderer Stelle im Zusammenhang eines Versuchs, der Entwicklung des Urteils über Aristophanes geschichtlich

---

[8]) p. 72—86. Ex. Berlin, königl. Bibl.

nachzugehen, auch die weitere französische Entwicklung verfolgen zu können, will aber auch hier nicht unterlassen, dem alten Sieur de la Brosse, nicht zu seinen Ungunsten, zwei Gegenbeispiele entgegenzustellen, die eine veränderte ästhetische Atmosphäre getragen hat, Racines *Plaideurs* (1668) und den *Plutus* von George Sand (*Revue des deux Mondes* Jan.-Febr. 1863), um nicht zu reden von den *Philosophes* von Palissot, die der Unverstand von Freund und Feind als eine Neubelebung der aristophanischen Wolken ausgab und die Voltaire Gelegenheit gaben, sich als Sokrates zu fühlen und mit dem vermeintlichen auch den wirklichen Aristophanes zu hassen.

Leipzig. WILHELM SÜSS.

Zum altfranzösischen Artusromane „Li Atre Perillos“.

Dieses höfische Episodenepos ist bekanntlich in drei Handschriften erhalten, die noch dem 13. Jahrhundert angehören: in No. 2168 und 1433 der Pariser Nationalbibliothek, fonds français, und in der bekannten Hs. des verstorbenen Herzogs von Aumale auf Schloß Chantilly. Ich bezeichne sie mit N^1, N^2 und A.

Leider ist eine vierte Handschrift, von der man Nachricht hat, verschollen. Im Kataloge der Louvre Bibliothek König Karls V. († 1380), den Gilles Mallet 1373 angefertigt hatte (ms. frç. 2700, fol. 2—37), steht unter Nummer 1163: „*Item de Pierre Alphons et de La Rose abregie, l'E s t r e p e r i l e u x a c h e v é p a r m e s s i r e G a u v a i n, e n r y m e, de vieille lettre, a deux coulombes. Comm. du texte: car cil qui est. Fin: celle nuit. Couvert de deux ais sanz cuir, a deux fermoirs de cuivre*“.

Diese Handschrift findet sich noch in vier späteren Katalogen der kgl. Bibliothek bis zum Jahre 1424 verzeichnet. S. L. Delisle, *Recherches sur la librairie de Charles V*, t. II, p. 190. Paris 1907.

Daß es eine Anzahl älterer Handschriften gegeben hat, geht aus dem gegenseitigen Verhältnisse der vorhandenen hervor, welche auf verschiedene Vorlagen zurückgehen. Es ist dies ein Beweis dafür, daß sich der Roman einer gewissen Beliebtheit erfreut hat; sind ihm ja auch Motive für andere Dichtungen *(Gavain et Humbaut, Claris et Laris)* entnommen worden. Über den Inhalt etc. sehe man G. Paris in *Histoire littéraire de la France* t. XXX, 79 ff.; G. Gröbers altfranzös. Literatur im *Grundriß der rom. Philologie* Bd. II, 1, S. 518; W. Foerster, *Li Chevaliers as II espees* S. LXIII.

Mit einer Inhaltsangabe versehen wurde der Roman nach der Hs. 2168 im 42. Bde. von Herrigs *Archiv f. das Studium der neueren Sprachen* herausgegeben.

Bei seinen bekannten Untersuchungen über den reichen Reim fand E. Freymond (s. *Zeitschr. f. rom. Phil.* VI, 190 f.), daß im ersten Teile des Romans, in welchem Gavain den Teufel

besiegt, der reiche Reim nur selten und zufällig vorkommt, ebenso ganz ähnlich, noch etwas seltener, im Schlusse, etwa von v. 5719 an bis 6674; daß hingegen im zweiten Teile, mit der v. 2570 beginnenden Episode, genauer von v. 2791—5718, auffallend mehr reiche Reime sich finden.

Da im 2. und 3. Teile zahlreiche Reminiszenzen an bekannte Artusepen vorkämen, glaubt Freymond an eine spätere Redaktion des Ganzen. Allein schon vor dem Auftreten des stärkeren Reimes seien vielleicht schon Interpolationen anzunehmen. Nach den Verhältniszahlen der Reime allein zu schließen, wäre er nicht abgeneigt, den 2. Teil für ein Einschiebsel zu halten; jedoch bemerkt er, daß zur genaueren Bestimmung der Interpolationen eine genauere Untersuchung über Sprache und Inhalt in erster Linie zu führen sei.

Andererseits beweist Theodor Wassmuth in seiner Bonner Dissertation: *Untersuchung der Reime des altfranzös. Arturromans „Li Atre Perillos“*, Bonn 1905, daß aus sprachlichen Gründen für den Schluß der Dichtung, etwa von v. 5700 an, notwendiger Weise ein anderer Verfasser anzunehmen sei; die Ansicht, daß der mittlere Teil eine spätere Interpolation sei, weist er zurück. Ich werde weiter unten auf diese Arbeit noch zu sprechen kommen.

G. Paris bemerkt *a. a. O.* S. 79, daß die Friedhofepisode in die Haupterzählung eingeschoben sei. Diese originelle Episode des ersten Teiles wird schon ursprünglich zum Romane gehört haben. Es wird ihrer nämlich in engem Zusammenhange mit dem übrigen an der Stelle Erwähnung getan, wo der Junker dem Schloßherrn Gavains bisherige Geschichte erzählt und dabei auch den Kampf desselben mit dem Teufel, v. 1802 f. Auch hier findet sich ferner v. 1365 die Imperfektendung *-ot* für lat. *-abat*: *plorot*: *ot*, die, wenn auch anderwärts vorkommend dem normannischen Dialekte des Dichters entspricht und im 2. Teile öfters, im Schlusse aber nie vorkommt.

Darf man den 2. Teil auch nicht als Einschiebsel betrachten (schon im Beginne des ersten Teiles hatte Gavain den drei Fräulein versprochen, ihren geblendeten Bruder zu rächen und die Mörder des vermeintlichen Gavain, Faé und Gomeret, zu bestrafen), so ist nicht ausgeschlossen, mit Freymond eine Überarbeitung desselben anzunehmen. Während im ersten Teile, der mehr als ein Drittel des Romans einnimmt, nur die Begegnung der drei Fräulein bei dem geblendeten Jüngling, die Friedhofepisode und die Verfolgung und Besiegung Escanors erzählt wird, drängen sich förmlich im weiteren Verlaufe die verwickelten Abenteuer.

Außer der Häufigkeit des reichen Reimes dürften sich bei genauerer Untersuchung kleinere Verschiedenheiten finden; so fallen z. B. die Reime *riche* : *nice* 127, 2505; *treslices* : *riches (N¹ vëistes)* 2013; *sache* : *place* 495 in den ersten Teil; auch

procre : *chevece* 387, : *perece* 419, *freis* : *orfreis* 2017; im zweiten Teile aber *prooise* : *cortoise* 4813, *fres* : *mes* (Mahl) 3542. Im ersten Teile ist der Reim *a estrous*: *vous* beliebt und findet sich achtmal, im zweiten größeren Teile nur einmal, v. 5013. Im dritten (Schluß-)Teile ist auch auffallend, daß am Beginne, v. 5746 ff., Gavain Faé gegenüber, der einer der Mörder war, die ganze Geschichte von der Ermordung des Ritters und der Blendung des Jünglings und was dessen Schwester ihm darüber schon v. 534 ff. berichtet hatte, nochmals weitläufig erzählt. Hier ist auch die in dem nach v. 6449 in N^1 ausgelassenen Verse sich findende Perfektform *combatié (: exploitié)* bemerkenswert und den von Wassmuth S. 58 angemerkten sprachlichen Verschiedenheiten hinzuzufügen.

In meiner Abhandlung „*Zum Roman de la Dame a la Lycorne et du Biau Chevalier*[1]) in der Festschrift für K. Vollmöller „*Philologische und volkskundliche Arbeiten*“, Erlangen 1908, S. 175 habe ich zu der Stelle, wo erzählt wird, wie ein durch Zauber in eine Quelle gebanntes Fräulein vom Biau Chevalier befreit wird, erwähnt, daß sich Parallelen hiezu in der Prosabearbeitung

[1]) Derselbe wurde inzwischen von Fdch. Gennrich als 18. Bd. der Gesellsch. f. roman. Literatur, Dresden 1908, herausgegeben. Um Literarhistoriker, die vielleicht nur die ausführliche Inhaltsangabe lesen, vor einem Irrtum zu bewahren, möchte ich darauf aufmerksam machen, daß Gennrich eine Stelle mißverstanden hat. S. 21 taucht plötzlich ein König Ludwig auf, der die Entführung der Königin von Jerusalem durch Kaiser Friedrich bald erfahren, mit diesem deshalb ein Turnier vereinbart habe, wobei dem Sieger die Königin zufallen sollte, usw.

v. 3486 (eigentlich 3404; es ist sehr unpraktisch, wie es G. getan, die Druckzeilen eines eingeflochtenen Prosastückes als Verse zu zählen) lautet: *Li roys l'oÿ, mot ne sonna*; G. aber schreibt: *Li rois Loÿ* (!) *mot ne sonna.* Gemeint ist der König v. Jerusalem, der den Vorschlag eines Turniers, bei dem ihm die entführte Gemahlin zurückgestellt werden sollte, anhörte und schwieg.

Es ist daher auch an den weiteren Stellen der Inhaltsangabe, S. 21, 22, 42 und 43, für den König Ludwig der König von Jerusalem zu setzen.

Nebenbei bemerke ich zu S. 23, daß nicht der Eber auf dem Rücken ein Schreiben trug, sondern der Ritter den Brief auf seinem Sattelbogen *(archon)* erblickte. S. 44 ff. ist der Vergleich mit der Schlacht von Bouvines zu phantasiereich, wie überhaupt die Gründe dafür, daß der Dichter durch den Biau Chevalier vielleicht den Bischof von Beauvais, Grafen Philippe de Dreux verherrlichen wollte, nicht wahrscheinlich sind. Geschichtlich näher läge der Bischof Milo von Beauvais; s. meine Abhandlung S. 174. Die Heimat des Dichters ist nicht in Beauvais selbst, sondern nördlicher und östlicher zu suchen.

Textverbesserungen zu Gennrichs Ausgabe gab F. Rechnitz in dieser *Zeitschrift* Bd. XXXV, 185—191. Des ersteren falsche Auffassung des v. 3486 ist ihm entgangen. Zu seiner Anmerkung S. 185 muß ich bemerken, daß ich v. 7481 (bei mir Lied XXII) die Schreibung des Kopisten *poureture (= portreture)* stehen ließ, da ich nicht gefürchtet habe, daß ein Leser das Wort mißverstehen könnte. E. Löseth besprach die Ausgabe und gab Verbesserungen in der *Deutschen Literaturzeitung* 1910, Sp. 1124—26.

des *Roman de la Violette* und in einer Episode, die nur in der Hs. 1433 des *Atre perillos* zwischen v. 3002 und 3003 eingeschoben ist, finden, in denen jedoch das Zauberhafte fehlt.

In letzterer hatte ein Fräulein den König der Rouge Cité, Brun sans Pité, dadurch beleidigt, daß sie ihm widersprach, als er behauptete, jeden Ritter von Arturs Tafelrunde besiegen zu können. Zur Strafe machte er sie seit drei Jahren an vier Tagen der Woche bis Sonnenuntergang in einer Quelle stehen, bis sie einen Ritter finden würde, der ihn überwältigen könne. Gavain traf das Fräulein in der Quelle stehend und in deren Nähe den König in voller Rüstung zu Pferde. Auf Befragen erzählte es ihm den Grund der Strafe und beklagte die edlen Ritter, die ihretwegen das Leben verloren, und deren Köpfe der König habe auf spitze Pfähle stecken lassen. Als es auf Gavains Befehl aus dem Wasser gestiegen war und die Kleider genommen hatte, forderte Brun sans Pité diesen sofort zum Zweikampfe. Lange blieb der furchtbare Kampf unentschieden, bis endlich der König unterlag, um Gnade bat und sich verpflichtete, sich mit dem Fräulein an Arturs Hof zu begeben.

Der rois de la Roge Cité ist auch sonst bekannt, er wird z. B. in den „*Mervelles de Rigomer*“, hg. v. W. Foerster als Bd. 19 der Gesellsch. f. roman. Lit., Dresden 1908, v. 10519 u. 13148 genannt, und zwar auf Seite der Dame von Rigomer und als Gegner Gavains, dem er in einem Turniere unterliegt, wie im „*Erec*“ v. 2192 ff. diesem.

Auch im „*Mantel mautaillié*“ (*Recueil général des fabliaux* p. p. Montaiglon et Raynaud t. III, 15) v. 440 finden wir unter den Rittern den Brun sanz Pitié. Bemerkenswert ist die Ähnlichkeit zweier Stellen, an welchen die Treulosigkeit der Frauen, auch wenn sie den Besten zum Manne oder Freunde hätten, gerügt wird. Im Mantel sagt Gaheriet v. 536:

S'il estoit le mieudres de l'ost,
Tant le decevroit el plus tost;

ebenso in unserer Episode Brun sans Pité v. 177:

Et s'il iert le melleur d'un ost,
Tant le honniroit el plus tost.

Da der Text dieser nur in N^2 enthaltenen Episode bisher unbekannt geblieben ist, teile ich ihn mit.

Ich lasse die Schreibung des Kopisten unberührt, nur ergänzte ich einigemal der leichteren Lesbarkeit halber geschwundene Konsonanten in Klammern.

Die Abkürzungen löste ich auf, das Zeichen c) *(con, com* oder *com')* nach Foersters Beobachtung (*Zs. f. r. Ph.* 28, 506). v. 536 und 605 steht *comme* im Hiatus. Für c)*uenroit* v. 133 schrieb ich *couvenroit*, da es v. 55, 131 etc. so ausgeschrieben steht, 259 auch *cuvenant.*

Endkonsonanten sind verstummt, die Deklination ist zerstört, wie viele Reime bezeugen; auslautendes *s* wird nicht nur im Innern des Verses, sondern auch im Reime vernachlässigt: es wird fortgelassen, wie z. B. v. 21, 58, 210, oder unberechtigt hinzugefügt, wie v. 101, 118, 347, 350[2]). Der Schreiber setzt öfters beide Formen, die des Nominativs und die des Obliquus, unmittelbar nebeneinander, wie v. 163, 446 f., 622 etc. Obgleich einzelne Stellen sich leicht berichtigen ließen, änderte ich sie nicht.

Lors a un carbonnier vëu,
Que il n'a gaires connëu,
Venir vers eux le grant chemin.
Deus asnes maine et .I. ronchin,
5 Si venoit mout grant alëure.
Gavains li demande a droiture
Nouveles, se il les savoit,
De quele part il trouveroit
Plus pres hostel a herbegier.
10 ,,Sire", che dist le charbonnier,
,,Chi pres est la Rouge Cité,
Mais ne vous viengne a pensé,
Ne pour besoing ne por destroit,
Que vous ailliés ja la endroit,
15 Qu'il y a .I. malvais trespas."
Gavains li dit isnel le pas:
,,Biaus amis", dist il, ,,dites moi
Quel li trespas est et de quoi
Vous m'avés ainsi devisé."
20 ,,Sire, le roi de la chité
Est mout outrequidiés et fier,
Si n'a nul si boin chevalier
Des les pors dusqu'en Alemaigne.
Chi devant a une fontaine
25 Le trouverés ja tout armé;
Car ainsi l'a acoustumé:
Les .IIII. jours de la semaine
Vient tout jours a chele fontaine,
Avoec li une damoisele;
30 Onques homme ne vit si bele.
De li ne vous sai plus conter.
Mais qui bien sëust deviser
Tout son atour et sa biauté
Dire pëust en verité
35 C'onques ne fu si bele femme;
Car [s']ele est tant et bele et gente,
N'ot pas le quart de sa biauté.
Et sachiés bien de verité
Que le puchele iert en grant paine;
40 Car toute nue en le fontaine,
Qui mout estoit froide et obscure,
Veulle ou non, jusc'a la chainture
La fait entrer ens, encor plus,
Si qu'il em pert tout par desus
45 Le teste et toute le poitrine
Plus blanche que n'est flor d'espine.
Ainsi est ilec toute jour
En le fontaine a le froidour,
Ne ja hors de l'iaue n'istra
50 Devant chou qu'il avesperra;
Dont s'en retrait et si remonte.
Il n'est nul si haut roi ne conte, f. 25c
Se il parloit ne poi ne grant,
Qu'il ne morust des maintenant
55 C'a lui le couvenroit combatre.
Et sachiés que .l. et quatre
Se sont a li ja combatu,
Qu'il a tous ochis et vaincu,
Tout decopés et detrenchiés.
60 De chiaus du päis plus prisiés
Qui fussent en tout le regné
Or sont si tuit espöenté
Et tant en ont vëu morir
Qu'il n'en osent mais plait tenir.
65 Quant matés les a et vaincus,
Si fait fichier en peus agus,
Qu'il a fait fichier en estant,
Le chief et le hiaume luisant.
Il ne peut estre si prodom
70 Qu'il ait ja autre raenchon,
Que li rois l'a juré ainsi;
Et vous le verrés ja ichi,
Se vous alés en la chité.
Il ne puet estre trestourné

[2]) Der Herausgeber des Romans bemerkt S. 211: ,,Der Fälle dagegen, in denen der Nominativ für das Regime eintritt, sind nur sehr wenige." Ich fand deren nur drei, und zwar stehen sie alle im Schlusse, nämlich v. 6077, 6193 und 6506.

29 puchele.

75 Que n'ailliés par devant le roy.
Biau sire, prenés bien conroy
De vostre vie garandir.
Se par yloec volés venir,
Vous morrés ja en fin sans faille;
80 Ja n'en passerés sans bataille,
Se en parlés ne tant ne quant.“
Et Gavains li dist maintenant: f. 25d
„Amis, trop m'en avés conté,
A Dieu soiés vous commandé.
85 Mais itant sachiés bien de voir
Que je irai la pour vëoir
Le puchele et le chevalier,
Chil qui a fait les peus drechier
Seur le chemin par son orguel,
90 Si li dirai que savoir vel,
Si li plaist et vient a talent,
Son estre et son contenement;
Car mout volentiers le saroie.“
A chest mot se met a la voie,
95 Si se parti du carbonier.
Tant esperonne le destrier
Qu'il ot passee le montagne.
Lors a vëue la fontaine,
Qui sist mout pres de le chité,
100 Et vit le chevalier armé
Sor .I. destrier fort et hardis.
Onques en trestout le päis
N'en ot .I. si tres bel vëu,
Et sachiés bien que son escu
105 Sanloit estre de cuir tané;
Mais tant fu fort et bien ouvré
Que mout vous seroit fort a dire.
Car n'est pas legier a descrire
S'armëure qui tant est riche.
110 Si con li contes nous afiche,
Il n'i ot seur li point de blanc,
Ains iert plus rouge que nul sanc,
Lanche roide, grosse et quarree,
El fer devant bien acheree, f. 26a
115 Espee fourbie et trenchant,
De coulor rouge flamboiant;
Et fu es estriers affichiés.
Es vous Gavain tout eslaissiés,
Si salue le damoisele
120 Qui estoit a mervelle bele.
Puis li dist monseigneur Gavain,
Qui de grant franchise fu plain:
„Sire“, fait il, „pour quel meffait
Faites a ma dame si lait
125 Et si vielment le demenés?“
„Vassal, se savoir le volés,
Dites li qu'ele le vous die,
Et vous ferés grant courtoisie,
Se vous l'en pöés geter hors.
130 Mais vostre vie et vostre cors
Y couvient remanoir en gage(s)“.
Dist Gavains: „Vous dites outrage,
Si vous couvenroit adrechier.
Aler le veul ore pri[i]er,
135 Se il li plaist, qu'ele me die
Par amour et par courtoisie
„Pour quoi et descant et comment
Il vous fait souffrir chest torment,
Chest grant anui et cheste paine.“
140 Chele qui ert en la fontaine
Li respont: „Sire, volentiers.
Sachiés bien que chis chevaliers
Est rois de la Rouge Chité,
Mais tant est fel et sorquidié
145 Qu'il ne crient nul homme vivant. f. 26b
L'autre an m'aloie deduisant
Avoec li [ens] en .I. vergier.
Il dist qu'il n'avoit chevalier
El roiaume le roi Artur,
150 De chou iert il bien assëur,
Qu'il ne conquisist par bataille.
Et je li dis sans nule faille
Comme chetive et mal senee
Que on disoit en ma contree
155 Que chil de le Taule roonde
Erent tuit li mellor du monde.
Et mes sires me respondi:
„„Damoisele, si con je qui,
Il n'i a nul meillor de moi.““
160 Je di: „Sire, je quit et croi
De mellors en y a assés.
Mout est chil fol et sourquidiés
Qui quide estre tout le mellor
Et d'un roiaume et d'une honnor.“
165 Il me respondi par afit:
„„Damoisele, a mout grant despit
Me tenés ore, bien le sai,
Et de che mie ne m'esmai,
Car chou avons assés vëu:
170 Sanson fortin, qui tant preu fu,
Fu dechëus par sa moullier.
Femme veut tous jours mix prisier
Autrui que le sien par nature;
Vis li est qu'ele ~~a~~ la resture

131 gages auch richtig. 146 dedinant.

175 De trestous chiaus de la contree,
Si s'en tient mout a enganee;
f. 26c
Et s'il iert le melleur d'un ost,
Tant le honniroit el(e) plus tost.
Or sachiés bien de verité
180 Trop avés le cuer escaufé.
Quant vous m'avés si despisié,
Si veul qu'i[l] vous soit refroidié.
Pour che que vous m'avés blasmé,
Jusqu'a tant que aiés trouvé
185 Qui me puisse d'armes oster
Et par forche vaintre et mater
Ou tout mort ochire en bataille,
Jert seur vous prise si grant taille:
De le semaine .IIII. jours
190 Vous ferai entrer voiant tous
En le noire fontaine obscure
Sans point de nule vestëure;
Serés ileuc tout en estant
Dusques a soleil esconsant.
195 Loiaument le jur et plevis.
Et si mandés a vos amis,
Se vous vous i fïés de rien(s),
Car je quit et croi et sai bien,
S'aucun venoit par son desroi
200 Qui vausist desraignier vers moi
C'a tort vous faiche chest anui,
Se je vieng au dessus de lui, —
Chest jugement est tous sëus —,
Que pres de vous en peus agus
205 En ferai les testes fichier,
S'il en y venoit .I. millier"".
Entre tant que la creature
f. 26d
Qui iert en l'iaue a le froidure,
Parloit a monseigneur Gavain,
210 Li rois, qui n'estoit pas vilain,
A le damoisele apelee
Que Gavains avoit amenee,
Si li prie qu'ele li die
Par amour et par courtoisie,
215 ,,Qui est chest chevalier armé,
Qui tant est fol et sourquidié
Qu'i[l] est venus par estoutie
Voiant moi parler a m'amie?
Mout grant talent ai de savoir
220 De son estre trestout le voir."
Chele respont mout franchement:
,,Sire", fait el(e), ,,se Dix m'ament,
Je ne vous sai dire son non".
,,Ne le savés?" ,,Par mon chief non".
225 ,,Comment va dont, pour Saint Thumas?"
Chele li conte isnel le pas
Com'il l'avoit u bois trouvee.
L'aventure li a contee,
Onques ne l'en deigna mentir.
230 A Gavain m'estuet revenir,
A qui chele de le fontaine
Conte son anui et sa paine,
Qu'ele a plus de .III. ans soufferte.
Mais plus l'em poise de le perte
235 Des nobles chevaliers de pris
Qu'il a par bataille conquis.
,,Et quant il les avoit vaincus,
Si fait fichier des peus agus,
f. 27a
Le teste y met o l'iaume cler.
240 Chi devant en voi .I. ester
Ou il n'a encor riens fichié,
Ne mais qu'il y a apoié,
Che veés vous bien, .I. escu;
Il fu au de[e]rrain vaincu.
245 Che saichiés bien chertainement
Que li peus vostre teste atent.
Il atent qu'ele y soit fichie,
Si con le chose est prononchie.
Des qu[e] il iert yleuc ferus,
250 Un autre pel iert embatus
Deles cheli, qui atendra
Tant que .I. autre revenra.
Sire, or sachiés de verité
Que mon estre vous ai conté,
255 Se vous l'avés bien entendu".
Et Gavains li a respondu.
Gavains dist: ,,Damoisele, lors
Issiés de le fontaine hors
Par un cuvenant que orrés:
260 Que vous jammais n'i enterrés
Tant con je soie sains ne vis".
Ele a erraument ses dras pris,
Qui ierent pres de le fontaine.
Le chevalier a longue alaine
265 Li escrie mout fierement:
,,Mar vëistes chest parlement,
De che soiés trestout chertain".
,,Vassal", chou li a dit Gavain,
,,Manechiés tant com vous plaira; f. 27b
270 Je sui chil qui ja ne fuira
Pour vous ne pour vostre manache,
Ains serai trouvés en le plache

---

187 mors ochis. 197 riens auch richtig.
217 Qui est.

Tous appareilliés de deffendre;
S'est qui estour me veulle rendre,
275 Veés me chi tout apresté“.
L'un d'eus a l'autre deffïé,
Si s'alerent entreferir
Tant con cheval les puet ramir,
Et fierent parmi les escus
280 Grans cops des fers trenchans, agus,
Que les escus perchent et croissent.
Les lanches esclichent et froissent
Et si volerent en asteles;
Ains l'un d'aus ne se mut des seles.
285 Le roi de la Rouge Chité
Fu mout dolent et abosmé,
Quant voit qu'il ne l'ot abatu.
Il trait le boin branc esmolu,
Si fiert Gavain ireement
290 Amont en l'iaume qui resplent,
Qu'il li fent jusqu'a[u] capeler;
A poi qu'il ne le fist verser.
Mais bien se tint qu'il ne chäi,
Et Gavains ra lui enväi,
295 Si l'a si radement feru
Amont u plus haut de l'escu
Que par le boucle l'a copé
Et que du boin auberc saffré
En a mil mailes abatues.
300 Le branc descent au cop qui rue f. 27c
Par entre l'archon et le roi.
Le feutre et trestout l'aroi
Li trencha tout rouondement
Et le boin destrier ensement,
305 Si que li rois est trebuchié
Entre les deus tronchons a pié.
Mais mout fu tost em piés saliz,
N'estoit pas des armes falis.
Puis dist: „Vassal, par Saint Amant,
310 Chest cop ne fu mie d'enfant,
Ains ne m'ama ne ne tint chier
Qui seur moi vint tel cop lanchier.
Mais quant de moi departirés,
Ja mar vostre coupe en batrés.
315 Or soiés franc et afaitié,
Si descendés o moi a pié.
Se ne faites, tant vous veul dire:
Vostre cheval ferés ochirre,
Si ferés mout plus que vilain“.
320 Adont se pourpense Gavain
Que de che li dist il bien voir,
Qu'il puet a enscïent savoir
A che qu'il est trop fort et fier,
Ja li ara mort son destrier.
325 Par tant descendi a le tere,
Si va son anemi requerre.
Mais chil si bien se deffendi
Que Gavains tout s'en esbahi,
Qu'il li avoit tel cop donné
330 Amont seur le hiaume gemé
Qu'il en embati contreval f. 27d
Fleurs et bericle[s] et esmal.
Desseur l'escu le cop descent,
L'escu jusqu'a le boucle fent,
335 Et le haubert les le costé
Est tout trenchié et decopé.
Dix fu bien a Gavain garant,
Qu'el poing tourna arrier le branc;
Si ne li fust el poing tourné,
340 Jusqu'el foye l'ëust copé.
Chil l'a empaint de tel vertu
C'a poi qu'il ne l'a abatu.
Mais Gavains pas ne s'en esmaie,
Quanqu'il li doit mout bien li paie.
345 Une enväye li a faite,
Seure li keurt l'espee traite,
Et chil l'a mout bien requelliz.
Mout par fu grans li ferëis
Qu'il font seur les hiaumes gemés.
350 Toute le gent de le chitéz
Il sont a grant eslais venu;
N'i remest jone ne chanu,
Homme ne femme, droit ne tort,
Grant ne petit, feble ne fort,
355 Qui aler puisse qu'il n'i voise.
En le chité ot mout grant noise
Et grant bruit par toutes les rues,
Car les grans gens et les menues,
Clers et bourgois et chevaliers,
360 Dames, pucheles, esquiers
Y keurent tous communaument
Pour vëir lor contenement. f. 28a
Le campagne ont avironné,
Et li rois lor a quemandé,
365 Si chier con cascuns a sa vie,
Qu'il n'i ait .I. seul qui mot die
Pour riens qu'il oye ne qu'il voie;
„Car a mes .II. mains l'ochirroie,
Ja ne seroit de tel renon.

---

278 ramir ist mir unbekannt; etwa lor puet randir oder cheval porent randir; vgl. v. 1285 und 4595.

370 Ne vaurroie que träison
Fust a li faite plus qu'a moi,
Et je li jur bien et otroi,
Se il se puet de moi deffendre.
Ja ne li estuet garde prendre
375 D'autrui ne soit ja en frëour".
Grant paour ont de lor seignour
Trestuit li baron du regné.
Le roy de la Rouge Chité
Si dist a monseignor Gavain
380 Con chil qui(l) n'estoit pas vilain:
„Vassal", fait il, „que vous est vis
Contre le gent de mon päis
Qui vienent vë[oi]r le bataille?
Je vous afi et jur sans fallie,
385 Ne soiés ja en nul effroi,
Que n'avés garde fors de moi
Ychi pour nul meschaement.
Tous sui el dessus de ma gent,
Qu'il n'i a conte ne baron
390 Qui pour le barbe du menton
Ne pour le nes ne por le dent
Trespassast mon commandement;
Et je vous ai assëuré, f. 28b
Loiaument plevi et juré".
395 Gavains respont: „Vostre merchi;
Couvrés vous dont, je vous deffi."
„Et je vous", dist le chevalier.
Mais Gavains le feri premier
Amont seur l'iaume rougoiant,
400 L'escu li trenche par devant,
Si qu'il li trencha les enarmes.
Et chil qui mout savoit des armes
Enpaint son cop de tel vertu
Que l'aubert a tout derompu
405 Et trenchié par dessus l'aissiele,
Que res a res de le mamele
Li trencha le char du costé.
Laidement fu le roi navré;
Le sanc l'en keurt a grant randon
Aval dessi qu'a l'esperon.
410 Quant li rois se senti blechié,
A grant merveille fu irié,
Mais ne fu pas espoventé.
Il tint le boin branc acheré,
415 Ou il se fie durement,
En li a pris son hardement.
Gavain feri de tel äir
Que tout en fait l'escu croissir,
Et le branc en fist enbraier
420 En l'iaume jusqu'au chapeler.
Jusqu'au tes[t] li achiers n'areste,
De l'os li trenche de la teste,
Que mout iert trenchans l'alemele,
Mais ne toucha en la chervele. f. 28c
425 Gavains a sentue le plaie,
Qui de riens nule ne s'esmaie,
Ains le requiert mout vassaument,
Et chil mout tres bien se deffent.
Bien escremissent ambedui,
430 Chil fiert Gavain, et Gavains lui.
Et nepourquant tel cop li donne
Seur le hiaume que tout l'estonne;
Et chelui a li referu,
Que le moitié de son escu
435 Li trencha tout roondement
Et de l'aubert .C. mailles prent,
Si que le branc est descendu
Deseur le brach tout nu a nu;
Si l'a navré jusques a l'os,
440 Que le sanc en defile hors,
Que tout contreval le braihier
L'en fait le sanc vermeil raier.
Mout sont fier andui li vassal,
Si se combatent par ingal,
445 Que nus qui le voir en veut dire
N'en sëust le meilleur eslire,
Li plus preuz ne li plus hardiz,
Plus enprenant ne alentis,
Fors tant que monseignor Gavain
450 L'assaloit tous jours premerain.
Mout sont lor aubert derompu
Et detrenchié sont lor escu,
Si que d'entier n'i avoit tant
Qui lor pëust estre garant.
455 A descouvert souvent se fierent,
Mout s'entreblechent et enpirent. f. 28d
Ainsi dura cheste bataille
De l'eure de tierche sans faille
Dessi a soleil resconsant.
460 Ambedui ierent si vaillant
Que nus ne puet l'autre grever
Ne conquerre en camp ne mater.
Neporquant mout tres bien l'assaut
Gavains con chil a qui ne faut
465 Pröeche, forche, (ne) hardement;
Et chelui mout bien se deffent,
Quil ne doute pas par samblant
Une seule frese vaillant.
Gavains fu durement irié,
470 Que la bataille a tant duré.
Seure li keurt par mout grant ire,
Laidement le bleche et empire,

Si l'a de tel äir feru
Seur le penne de son escu,
475 Si que le cop en vint glachant.
Seur le poing, ou il tint le branc,
Est descendus li achiers frois;
Le pauch et .II. des autres dois
Li ëust copé tout a net,
480 Mais tant vint l'espee a souhet
Qu'il tenoient encore ad ners.
Du poing li vola en travers
Le boine espee loing de lui.
Mout ot grant ire et grant anui,
485 Quant il se vit ainsi blechiés.
Par grant ire s'est efforchiés f. 29a
Et avoit saisie s'espee
Et a sa guiche retournee
Et prent l'espee a l'autre poing,
490 Si com li ensengne besoi[n]g,
Et keurt vers li plus que les saus.
La vëissiéz mout durs assaus
Menüement recommenchier.
Chil fiert Gavain du branc d'achier,
495 Et Gavains a lui referu,
C'a poi qu'il ne l'a abatu.
Le roy de son escu se keuvre,
Et chil Gavains son cop rekeuvre
Et quida ferir de rekief
500 A descouvert par mi le kief.
Mais chelui tint l'espee traite,
Une enväy(n)e li a faite
Dont Gavains deut estre grevé,
Se Dix ne l'en ëust gardé,
505 Amont seur hiaume d'achier,
Qu'il le couvint agenoullier.
Puis va Gavains par tel angoisse,
Fiert son escu, qu'il li deffroisse,
Fiert et refiert tout a bandon,
510 Vint cops li donne d'un randon;
Le hiaume [en] esquartele touz,
Et le ventaille dedessous
Li avoit hors du chief tiree.
Le teste li ëust copée,
515 Mais chil qui se senti matés
Li dist: „Merchi! vaincu m'avés;
Puisqu'il ne puet estre autrement, f. 29b
Tenés m'espee, je (le) vous rent.“
Mais Gavains ne la rechut pas,
520 Ains en a juré Saint Thumas:
„A bien poi que ne vous ochi.“
„Ha! gentiex chevalier, merchi!
Trop grant mesproison ferïés,
Se vous hui mais m'ochi[rï]és,
525 Quant en vostre merchi me rent“.
Gavains li a dit esraument:
„Prison vous couvient afïer,
Et le matin sans demourer
Entre vous et vostre puchele,
530 Qui est franche, courtoise et bele,
Vous rendrés a le court le roi,
Et si li dites de par moi
Que de vous li fais un present
Et a la röine ensement.
535 Conterés toute le mellee
Ainsi comme ele est alee
A li et au boin roy Artur“.
Et chil respont: „A benëur,
Vostre plaisir en ferai tout;
540 Ja mar en serés en redout
Que je mout volentiers n'i aille.
Le verité de le bataille,
Si com faite l'avés vers moi,
Conterai je mout bien au roi,
545 Mais vostre non savoir vaurroie.
Que dirai je qui m'i envoie,
Quant a le court serai venu?“
„Biaus amis, j'ai mon non perdu, f. 29c
Je suis le Chevalier sans Non,
550 N'en sarai plus dit, par foi non.
Ytant dites en cheste voie
Que chil sans non vous y envoie,
Si vous apelë(nt) et honourt
Tant que je reviengne a le court.
555 Dites bien que je revenrai,
Quant je men non trouvé arai.
Or me dites le vostre non“.
„Brun sans Pité m'apelë on,
Rois suis de le Rouge Chité“.
560 „Vous n'estes de riens sournommé,“
Fait Gavains, „che sachiés de voir.
Mais une cose poes savoir:

482 vole.
507 angousse.
553 Merkwürdig, daß die neue Konjunktivform neben der alten steht. Man könnte dafür schreiben: *Si bel vous apeaut et honourt*; vgl. 2563 *Et bel les apiaut et honort.* — 562 Auffallender Wechsel der Anrede; vgl. z. B. Gui von Cambrai, Balaham und Josaphas hg. v. C. Appel v. 5702 ff.

Anuit mais serés en repos,
Et quant li jours sera esclos,
565 Si ferés metre vostre sele
Entre vous et vostre puchele
Si com vous m'avés couvenant."
Et chil li affïa errant
Qu'il se rendra en sa prison.
570 Les gens qui furent environ,
Chevaliers, bourgois, vavassor,
Mout font grant deul de leur seignor,
Qui mout laidement iert navré,
Et vont tout droit a le chité.
575 Et Gavains dist qu'il s'en ira
Et que plus ne sejornera.
A le damoisele quemande,
Qu'il trouva el bois en le lande,
Qu'ele mont sor son paleffroi.
f. 29d
580 ,,Par foi", chou li a dit le roi,
,,Je vous pri, requier par franchise,
Se il puet estre en nule guise,
Que vegniés o moi herbegier".
Tuit l'em prïent li chevalier
585 Et le courtoise damoisele,
Qui mout iert avenans et bele.
Mais il lor dit que riens ne monte,
Il ne remaurroit pour nul conte,
Si les commande tous a Dé,
590 Et eux y ont lui quemandé.
Mais li rois li jure et otroie
Demain se metra a la voie
Sans faire plus de demourer.
Gavains ne se veut plus targer,
595 A son droit chemin s'en retrait
Et ot mout grant mestier d'entrait
Pour ses plaies medeciner.
Chele ne finoit de plourer
Qui aloit en se compagnie.
600 Il li dist: ,,Bele, douche amie,
Ne plourés pas, je garrai bien.
Une chose sachiés vous bien:
Onques mais en tout mon aage
Ne vi hom de tel vasselage
605 Comme est chestui chevalier.
Je ne veul o lui herbegier,
Car chou n'iert pas drois ne raison;
Trop fesisse grant mesprison,
Se je me herbegaisse o lui,
610 Car trop li ai fait grant anui.
f. 30a
Mais de tant sui je mout irié
Que n'avés bëu ne mengié".
,,Ha! biau sire, je n'ai pas fain;
Il n'a el monde si boin pain
615 Dont je mengaisse orendroit pas".
Ainsi s'en vont plus que le pas,
Ne sai quel part querre aventure.
Mais les a coisi a droiture
.I. chevalier armé et fort,
620 Qui .I. chevalier avoit mort
Yleuc trestout nouvelement, —
Encore en iert trestouz sanglent
Son branc d'achier, cler et fourbi, —
Qui mout iert fort si con je qui;
625 Si le salue franchement.
Mais chelui mie ne li rent
De son salu, mais li escrie:
,,Vassal", fait il, ,,n'en menrés mie
La dame ainsi, se Dix me saut.
630 Je vous ferai ja .I. assaut,
Que vous comperrés mout tres chier".
Dont estuet Gavain courouchier.
Puis s'entre(s)deffïent et fierent,
As fers des lanches se requierent
635 Andui de toutes lors vertus,
Qu'il depiechent tous lor escus,
Si s'entrefierent vassaument.
Chelui le fiert premierement
Sus en l'iaume par tel äir
640 Que il en fait le fu salir;
Et Gavains a lui referu
f. 30b
A descouvert seur son escu,
Qu'il l'a fendu dusques au foie.
Le destrier saut et va se voie
645 Au travers par mi le forest.
A Gavain merveille desplest,
Car ne se sot pas conseillier,
Qu'il ne veut pas seule laissier
Pour nul besoing le damoisele.
650 Le destrier träine la sele,
Fuiant s'en va mout effraés,
Et Gavains s'en est retournés,
Que le puchele n'ait paour.
Chele nuit dessi qu'a grant jour
655 Ont trestous deuz el bos gëu,
Et quant il ont le jour vëu,
S'en sont d'ilec andui tourné.
Pour son escu qui fu usé,
Qui ne li puet avoir mestier,
660 A pris l'escu au chevalier.
Puis montent andui, si s'en vont.
Trestoute jour chevauchié ont
Dusques bien pres de mïedi;
Et sachiés que il iert tierz di
665 Qu'il n'orent mengié ne bëu.
Lors ont .I. chevalier vëu.

Um die ungeschickte Einfügung dieser Episode besser sichtbar zu machen, teile ich die im Romane unmittelbar vorhergehenden und die par folgenden Verse mit. Nachdem Gavain und das Fräulein von einem Ritter Ragidel gegen das Pfand eines Sperbers zwei Pferde erhalten hatten, reiten sie weiter.

2989 En tel guise, con je vous di,
Oirrent dusqu' aprés mïedi
K'il n'ont ne mengié ne bëu.
2992 Lors ont un chevalier vëu,
Armé mout bien et mout adroit,
Qui venoit vers ex trestout droit.
Li chevaliers lor dist en haut:
„Biax sire“, fait il, „Dix vous saut
Et vostre bele compaignie!“
„Chevaliers, Dix vous benëie“,
Fait Gavains, „et vous doinst honor!
Ensi ai erré toute jor,
3001 Ne sai quel part par aventure“.
3002 Et cil respondi a droiture
3003 Ançois que il li laist plus dire:
„Dites moi“, fait il, „biax dox sire,
Vostre non, s'a plaisir vous vient...

Die Verse 3001 und 3002 stellte der Interpolator sinnlos um, weil er hier nicht mitteilen wollte, was der Ritter gesprochen hat, sondern mit seinem Einschiebsel beginnen: *Lors a un carbonnier vëu* usw.

Nach einem überflüssigen Bericht über die Tötung eines frechen Ritters durch Gavain am Schlusse sucht er v. 661 f. wieder die Anknüpfung an den Roman und wiederholt v. 663 bis 666 beinahe wörtlich die Verse 2989—2992, worauf er mit v. 3003 *Anchois qu'il li laissast plus dire* den Text des Romans wieder aufnimmt, ohne daß zwischen v. 666 und 3003 ein Zusammenhang besteht, da Gavain hier gar nicht gesprochen hatte.

Hinzu kommen noch einige sprachliche Verschiedenheiten, welche in Betracht der Anzahl der Verse groß genug sein dürften, um die Autorschaft dieser Episode dem Verfasser des Romans abzusprechen.

v. 479 *net : souhet*, während der Roman zu den Texten gehört, die den Unterschied zwischen geschlossenem e aus lat. ĭ in Position und offenem *e* bewahrt haben (Wassmuth S. 18).

v. 162 *sourquidiés : assés*, 144 *sourquidié : chité*, 217 *: armé;* im Roman ist *cuidier* nur mit *ié* gebunden (W. S. 33).

291 *chapeler* (Subst.) : *verser* neben 419 : *enbraier* (s. 593 *demourer*, Verbalsubst., : *targer*); hat der Dichter für dasselbe Wort zwei Formen? Im Roman reimt weder *e : ie* noch wird *ie* zu *e*.

469 *irié : duré*, neben 412: *blechié*, 611: *mengié*; im Roman nur mit *ié* gebunden.

455 *fierent : enpirent.*

157 *qui (cogito) : respondi*, 623: *forbi*; *cui* reimt im Roman dreimal nur zu *lui*, auch sonst kein Reim von *ui : i.*

24 *fontaine : Alemaigne*, 98: *montagne* neben 40, 230: *paine*, 263: *alaine*, während im Roman *-aigne* und *-aine* nie zusammen reimen.

355 *voise (: noise)*, im Roman stets *aille* (W. S. 54); nur in den nach v. 5936 ausgelassenen, aber in A erhaltenen Versen, also im Schlußteile, auch einmal *voise (: envoise).*

553 *apele* 3. P. S. Pr. Conj., während Roman 2563 *apiaut.*

Schließlich finden sich 135 ff., 213 ff. und 364 ff. Übergänge von indirekter in direkter Rede, was sonst im ganzen Romane nicht vorkommt.

Das Fehlen dieser Episode in zwei Handschriften zeigt wohl, daß dieselbe von den Kopisten als Interpolation erkannt worden ist; doch ließen sie am Schlusse die Erwähnung derselben durch Artur v. 6611 ff. stehen:

Li rois li a dit et conté
Del roi de la Rouge Chité,
Com il fu de cort revenus,
Qu'il onques mais n'i ot esté,
Et comment il li a juré
Que il tendra chiere s'amie.

Der Zufall wollte es, daß der Herausgeber die mit Ausnahme einer Lücke nach v. 5936 vollständigste Handschrift N^1, welche er für die einzige hielt, zum Abdruck brachte; denn in N^2 fehlen daraus 75, in A 221 Verse. Dagegen haben N^2 8 und A 34 andere Verse mehr, und A allein ergänzt die obgenannte Lücke mit 58 Versen, die ich am Schlusse mitteilen werde.

Die drei Handschriften weichen sehr häufig von einander ab; im ganzen steht N^1 näher N^2 als A, dessen Schreiber sich sehr gehen ließ. Obwohl nun Th. Wassmuth zu seiner schon genannten Arbeit: *Untersuchung der Reime des altfranzös. Artusromans „Li Atre Perillos“* nur den Druck nach N^1 benützen konnte, so können doch seine Resultate, daß die Heimat des Dichters in der östlichen Normandie und zwar im westlichen Eure zu suchen sei, und daß für den Schluß der Dichtung ein anderer Verfasser anzunehmen sei, als gesichert gelten.

Im folgenden einige Bemerkungen zu einzelnen Stellen.

S. 8. „Hiatus stets bei dem relat. *qui*; Elision vor folgendem *i* nur *qu'iluec* 5986.“ N^2 hat aber *qui la*; A ganz anders. „Die beiden Fälle von Hiatus sind jedenfalls zu ändern: *pucele au* 2733 und *coupe en* 4200“. An der ersten Stelle haben alle drei Handschriften *damoisele*; an der zweiten hat N^1 *Cil prist la coupe ens en sa main*, N^2 *Il prist lors le coupe en s. m.*, A *Il prent lors la cope en s. m.*

„v. 3131 *Me gardaisce et de sorfait* schiebe *je* ein.“ N²: *Me gardaisse et de tout malfait*; in A fehlt der Vers.

„Wörter mit Muta + Liquida vor dem *e*: Hiatus nur *autre apres* 4601“, aber N² und A stellen um: *A si apres l'autre feru.*

S. 9. v. 2214 haben auch die drei Handschriften richtig *devez* statt *devriez.*

S. 10. „Es sei noch bemerkt, daß sich im Text einige sog. „erweiterte Futurbildungen“ vorfinden, die jedoch höchst wahrscheinlich auf Rechnung des Schreibers zu setzen sind...“ Ich gebe die von W. als Beispiele angeführten Verse und den besseren Text der andern Hss. wieder.

45 *Et vous l'averés sans mentir.* N²: *Car vous l'arés sans repentir*; A: *Que vous l'arés s. r.*

1898 *Et le matin le ravera.* N² *Et le matin li rendera*, bessere: *Et le matin la li rendra* (vgl. 1854); A schlechter: *Et le m. le vos rendrai.*

2099 *Ja en averés la meslee.* N² und A: *Ja arés de moi le mellee.*

3124 *Par l'anel l'amour averai*, alle drei Hss. haben aber *amour atachai.*

1874 *Si se conbatera eincois*, ebenso A; aber N² *Et il se combatra anchois.*

4488 *Et se combateroit por ex.* N² und A: *Et si se combatroit p. e.*

615 *Je conisterai bien le cors.* N²: *Je connëusse bien le cors*; A: *Je connois tres bien son cors.*

„... während *donrai, dorrai* 880 ..., *menrai, merrai* 257 ... wieder pikardisch ist, also dem Schreiber zufällt.“ Diese Futurbildungen gehören jedoch dem normannischen Dichter; N² und A haben sie ebenfalls bewahrt.

„*jusques* (so zu bessern) 3592, 4215, 4438.“

4215 *Ne de la dusques en Espaigne.* N²: *dessi qu'en Esp.* A: *Ne de ça dusqu'en Alemaigne.*

4438 *Ki soit de ci desque a Rome* ist eine Änderung des Herausgebers, der die gute Leseart von N¹ unter dem Striche mitteilt: *Ki soit de ci desi qu'a Rome*, ebenso N²; A anderes.

S. 11. „*nient* zweisilbig ..., einsilbig nur 959 und 5270, die vielleicht zu bessern sind.“ 959 *N'estoit il nient plus orgellox.* N² und A: *N'est il de riens plus orgellox.*

5270 *Je meïsme nient contredit* ist sinnlos, aber N¹ und N² haben *Je meïsme i met contredit*; in A fehlt der Vers.

„Merkwürdiger Weise finden sich in unserm Texte zwei nur dem pikard. Dialektgebiete angehörende Formen des Pron. Possess., nämlich *vo jugement* 1791 und *vo manace* 3386 (durch Auslassung von *por* ergibt sich *vostre*), die wohl kaum im Original standen.“

1791 *Je m'en met en vo jugement.* N²: *G'en sieurrai vostre jugement*, auch A: *J'en siurai vostre j.*

3386 *Ne por vous ne por vo manace.* N² und A: *Pour vous ne por vostre manace.*

3957 *Lo reproce en seroit toudis.* Durch *lo* irregeführt, glaubte W., es fehle das Nom. *-s*; *reproche* war früher auch Femin.; die Hss. haben *la repr.*

„Im Nom. Plur. mit falscher Setzung des *s*: *li juevnes et* 3141, *paisibles et* 6236.“ N¹ und N² haben *jone et*, also Hiatus, in A fehlt der Vers. 6236 *Or sont mout paisibles et dous*; aber N²: *O. s. mout paisible et mout dous*; A schlecht: *passiable et dols.*

„*sire* erscheint mit Nom. *-s* nur in vier Fällen: 1041, 1112, 1944, 3737.“ 1041 *Quant li sires ot et entent*, aber N² und A: *sire voit.* 1112 N¹ und N²: *Li sires o toute sa gent*, aber A: *Li sire aveuc tote s. g.*; 1944 N¹ und N²: *Li sires ot une seror*, aber A: *Li sire avoit u. s.* Jedoch 3737 N¹ und A: *Un mien sires a cui jou ere*; N² *Un mien seignor a qui . .*

„*atre* ohne *s* 751, 1443.“ 751 *Dont l'atre estoit enclos de mur*; N² und A haben einen andern Text ohne das Wort *atre.*

1443 *Que l'atre avoit son non perdu.* ebenso N²; A: *Que l'atres ot s. n. p.* Ich bemerke, daß 6668 alle drei Hss. *li atres per.* schreiben.

S. 13. „Nach Andresen 53 steht *bel* [: *prael*] 2105 fälschlich statt *bele*; G. Paris *Rom.* IV, 285: „*bel est pris adverbialement*""; 2105 f. *N'ert pas ceste bataille bel.* Je *sai pres de ci un prael*; N²: *N'iert pas ceste bataille bele* . . .; A: *N'est pas cele bataille biel. Je sai ci pres un biel praiel.* Wollte man bele von N² beibehalten, müßte der zweite Vers etwa lauten: *Je sai ci pres une praele*; aber es haben alle drei Hss. *prael.*

S. 22 wird als Assonanz v. 2013 angeführt: *Et cauces blances et treslices, Onques si rices ne vëistes.* N² und A stellen um: *treslices, Onques ne vëistes si rices.*

„Lat. *dies* erscheint in verschiedener Gestalt im Reime . . . ferner *tote die* : *haïe (haïr)* 2723"; *d i e* ist hier sinnlos und alle Hss. haben sinngemäß *oïe.*

S. 24. „Verderbt ist *fratraïz (*: *merciz)* 4529." *Car j'en seroie en fra traïs.* N² und A aber: *seroie en fin traïs.*

S. 25 Anmkg.: „Verlesen scheint *estarcos* (es ist wohl schlecht aufgelöstes *estraitos.* W. F.) 2638 und *c'astose* (viell. steckt darin *artose*, vgl. *mal artos, mal enartos.* W. F.) 4211."

2638 *A felon et a estarcox (*: *orgellox)*; N²: *A si felon et a estours*; in A fehlt leider dieser Vers.

4211 hat aber der Hg. wieder falsch gelesen, er lautet: *Ahi! mors, tant par es costoxe* (: *contralioxe*); A. *trop estes cousteuse*, vgl. v. 1897 f.; N²: *tant par estes ose.*

S. 30. Zu dem v. W. besprochenen Reime *esmai* : *vei* (*video*) 5941 bemerke ich nur, daß N² *anoy* : *voi* und A *esmai* : *delai* reimen.

S. 33. Der Reim *esploitié* : *Faé* 6449 fällt weg, da zwei Verse ausgelassen sind; s. die Lesefehler am Schlusse.

S. 36. Der Reim 1911 *mais* : *demaneis* ist nach N² und A in *mais* : *a eslais* zu verbessern.

Wassmuths Vermutung, daß der Reim *bloi* : *soi* (lat. *sē*) 2407 nicht dem Original angehört habe, ist richtig, denn diese zwei Verse fehlen in N² und A; ebenso, daß *fois* : *retrois* 4623 nicht ursprünglich sei; statt *K'il ciet jus a une fois* haben N² und A: *Cil kaï jus tout a un frois.*

S. 37. „2. Pl. Praes. Conj. *donez* : *venez* 4927;" N² und A: *doigniés* : *vegniés.*

S. 39 „verderbt ist *destoiz* 2820 (: *croiz*)"; statt *Si orent cavé un destois* bietet N² einen andern Text : *Qui estoit mout biax et mout drois.* In A fehlt der Vers.

„Verderbt ist *rencois* 2840 (: *bois*), nach Godefroy VII *syn. de recoi*(?!)." *Sire, fait ele au rencois,* (1 —) *Je ferai tout vostre plaiscir.* Alle Hss. haben *a vostre cois.* Das Komma ist natürlich zu streichen.

S. 40. „Steigende Betonung *uí* sichert der Reim *suivie* : *enuie* 175." *Mais je seuc la toie* (sc. *cort*) *a si tendre Et de bons chevaliers suivie* (: *enuie*); *suivie* ist jedoch sinnwidrig, und die Handschriften N¹ und A haben dafür *si vuie*, N² ebenfalls *widie.*

S. 61 gibt Wassmuth als Anhang eine Anzahl textkritischer Bemerkungen, worunter mehrere von W. Foerster sind.

Die Verbesserungen von v. 607, 1167, 1822, 3736, 3975, 3977, 4155, 5567, 5569, 6000 und 6049 bietet auch die Hs. N¹ selbst; der Hg. hat da überall falsch gelesen.

2733 *A la pucele au cler vis*; die Hss. haben *damoisele*, wodurch Foersters Konjektur „vielleicht *o le* (statt *au*)" überflüssig wird.

„3337 *li autre* und 5086 *li ains née* (*li* = *la*) sind Pikardismen und zu entfernen." Im ersten Falle ist mit N² und A *Et l'autre* zu lesen, im zweiten *Li ainsnee dist que le don* hat N²: *L'ainsnee si dist*, A: *L'ainsnee li dist.*

4200 *Cil prist la coupe en sa main*; W. bemerkt: „erg. viell. lors z. Vermeid. des Hiatus oder l. *a pris*“. N[1] hat *ens en s. m.*, N[2] und A: *p. lors la c.*

4389 *Et cil lait corre outre lui* ist Foersters Änderung *laisse* nicht nötig, da die drei Hss. *contre lui* bieten.

4465 „bessere *Lor livre [et] il se sont armé*“; N[2]: *Lor livra, si se s.a.*; in A fehlt der Vers.

„5191 fehlt Silbe“: *Counoisciés vous bien Gavain?* Es ist mit A *mout bien* zu schreiben.

5971 *Fait or li chevaliers, li dous*, verbessert Foerster als sinnlos in *hidous*, was auch A hat. Statt *or* hat N[1] *soi*, ebenso 6265. Auch der vorhergehende Vers 5970 *Par trestous les consaus de Rome* ist nach N[2] und A in *les cors sains* zu ändern.

6319 und 6324 ändert W. *Qu'ele li ait* in *Qu'el li aït.* 6319 ist *Qu'il li* der drei Hss. beizubehalten, da sich hier *il* auf Tristan und erst 6324 auf dessen Tochter bezieht; auch hier haben N[1] und N[2] qu'il, aber für *qu'ele.*

6326 *Li dit : la plaie ert ja saine, Se Diex m'ait hui en ceste jour.* W. schreibt zur Vermeidung des Hiatus *Li a dit* und wegen *aït : cest jour*, wie an letzter Stelle auch die Hss. haben. Den ersten Vers hätte er aber nicht ändern und die unter dem Striche mitgeteilte Lesung der Hss. *n'ert pas saine* beibehalten sollen; denn die Tochter Tristans sagt nur, daß die Wunde an diesem Tage nicht heilen werde, während Tristan dem Ritter, v. 6315, gesagt hatte, daß durch Auflegen des Heilkrautes die Wunde s o f o r t geheilt sein werde. Nach *aït* ist Komma zu setzen.

6578 *Qu'a trovées* [sc. *les aventures*] *pesmes aures* bessert Foerster in *pesmes et dures*, wie auch die Hss. haben. Der Hg. hätte die am Fuße mitgeteilte erste Vershälfte der Hs.: *Qu'il a trové(s)* beibehalten sollen.

Ist die Handschrift N[1] an und für sich noch an vielen Stellen besserungsbedürftig, so hat der Herausgeber noch dazu dieselbe, wie man teilweise bereits gesehen hat, häufig falsch gelesen.

Ich teile daher hier die Lesefehler mit, wobei ich es in der Regel nicht bemerke, wenn die gute Leseart unter den Strich gesetzt worden ist.

56 *je* fehlt, doch haben es N[2] und A. 58 statt *onc vauroie*, das der Hg. an die verwischte und durch eine Falte kaum leserliche Stelle setzt, entzifferte ich *oseroie*, wozu die Anzahl der Buchstaben und A stimmt; N[2] *vauroie* ohne *onc* (— 1). 92 *rois que*, l. *ains que.* 127 ist et zu lassen und statt *garnis* mit N[2] *grans* oder mit A *gens* zu setzen. 139 l. *sont.* 156 l. *Qu'onques.* 175 *suivie*, l. *si vuie.* 176 *que lor*, l. *qu'i(=il) lor.* 177 *ai* ist zu lassen, nur statt *Et que* mit N[2] und *A Quant je* zu setzen. 197 *que n'avespera*; die Lesung der Hs. ist beizubehalten: *qu'i(= il) m'avesperra.* 201 *prise*, l. *emprise.* 202 *A sa*, l. *Por sa.* 218 l. *deerain.* 235 *roi ce* ist nicht in *ce roi* umzustellen. 250 *as*, l. *es.* 258. *au roi*, ist *le roi* beizubehalten. 285 *Que*, l. *Qui.* 307 *est*, l. *ost* (und *ne* statt *et*). 327 *S'en*, l. *M'en.* 328 l. *Ider.* 332 *mesconte*, l. *nul conte.* 350 l. *sëisciés.* 368 *li* statt *les* zu lassen. 371 *S'onques*, l. *Qu'onques.* 393 l. *vui.* 419, 563 etc. l. *hardement.* 432 *Que*, l. *Qu'il.* 453 l. *soventre.* 481 *vit* ist zu lassen und mit N[2] und A *gesir* einzufügen. 523 l. *grans.* 530 Hs. hat auch nur *a estox* (l. *estrox*, wie v. 607 richtig steht). 538 Hs. *trestous.* 611 *Au tan*, l. *Antan.* 649 *siioés* Druckfehler f. *soiiés.* 633 *erra*, l. *entra.* 698 *Diax* Druckfehler f. *Biax.* 700 *saille*, l. *sailli.* 702 l. *sire.* 703 Auch Hs. *chevalier.* 714 *il caut*, l. *li caut.* 728 *honor*, bessere in *tour.* 741

grant. V., l. *grans. X.* (Hs. hat auch nicht *grang*). 777 *asot*, l. *afot*· 819 Hs.: *Sin arons orendroit.* 844 l. *trait.* 856 l. *tout.* 861 l. *aroient.* 910 Auch Hs. *qui.* 959 l. *estoit.* 963 *destroit a*, l. *destruira.* 971 *Qu'il connoiscent* (das übrige läßt der Hg. als unleserlich aus), l. *Quil connoiscent nes d'öir dire.* 977 l. *chevalier.* 994 l. *priai.* 996 l. *Mais.* 998 *m'onour*, l. *m'amour* (Hs. hat auch nicht *naves*, sondern *vous aves*). 1003 *Qu'onques*, l. *Quanques.* 1025 *damoisele pria*, l. *dame l'en pria.* 1036 *cel*, l. *bel.* 1040 *ne*, l. *me.* 1103 *laidés*, l. *laidis.* 1107 l. *souferrai.* 1132 *marlre*, l. *mabre.* 1134 *tout*, l. *tant.*

Die Stelle v. 1141—1146 ist großenteils sehr schwer oder gar nicht leserlich. Ich ergänze die Lücke nach unserer Hs., das übrige entnehme ich N^2 und setze es in Klammern.

1141 *Contremont et sordre la lame.* 1142 [*Grant merveille ot*] *quant n'i vit ame.* (A: *Mervilla soi*). 1143 *aloit*, l. *abit.* 1144 *Et le lame se leva tant*, 1145 *Que ses piés* [*li ostent*] *de tere* (A: *li sordent*). 1146 *Il* [*va. 1.*] *autre siege querre.* 1147 *lui*, l. *li.* 1167 l. *Cou que jou.* 1203 *mest*, l. *mist.* 1228 ergänze *morir.* An dieser Stelle ist ein Pergamentfleck eingeklebt, der von späterer Hand überschrieben, auf der hintern Seite aber leer gelassen worden ist. Da der Hg. nur die Anfangsworte der sechs Verse lesen konnte, teile ich dieselben vollständig mit:

1129 ff. Qu'estre soie; tant le haoie,
Quant cascune nuit le veoie
Venir si lait et si hidous.
Por ce est l'atre perillox
Que c'ert ci tox jors son ostel.
Sire, dit ele, or n'i a el,

1239 *Avés*, l. *Aiiés.* 1264 statt *L'escu* (— 1) ergänze *Son escu.* Hier folgt die leere Rückseite des Fleckes; ich ergänze sie durch den Text von N^2, der hier bis auf ein paar Kleinigkeiten mit A (*pute* statt *putain*) gleichlautend ist:

1265 ff. Estes vous le diable au mur.
Or soiés, fait ele, a sëur!
Ens est entrés par mi le porte.
Putain, fait il, vous estes morte
Et vostres lechierres honnis;
Vilainement iert departis
A court terme chest parlement,

1285 *que*, l. *com* und statt *candir* l. *randir.* 1304 und 1351 *luis*, l. *lius* 1344 *à lais*, bessere in *al ains.* 1559 l. *ert.* 1568 *Et si*, l. *Desi.* 1587 *mais ne*, l. *mais que.* 1593 l. *qu'ele vous.* 1600 *Et*, l. *Que.* 1606 *hera*, l *harra* 1658 *esmaïetés* Druckfehler f. *esmaierés.* 1694 *quic*, l. *quier.* 1770 *bés*, l *liés* 1785 *amés*, l *a mes.* 1812 für das von ihm falsch gelesene *Nous ai jou* setzt der Hg. *Promis ai jou*, l. jedoch *Non ferai jou.* 1813 *De ce*; *ce* ist nicht leserlich, N^2 und A haben *De rien.* 1822 *prover*, l. *proiier* 1848 l. *ere.* 1884 auch Hs. *conbatre.* 1915 *prest armés*, l. *prest d'armes.* 1929 *anoiié*, l. *anvoiié.* 1955 l. *qu'il ot.* 2059 *ne*, l. *n'i.* 2075 *Que*, l. *Qui.* 2089 *Dé pri*, l. *depri.* 2140 l. *vers autre.* 2172 *soit en*, l. *soi et.* 2178 *long*, l. *longe.* 2180 *pas un*, Hs. nicht *por u*, sondern *prou.* 2184 *par*, Hs. und N^2 *pas* (A: *Que ja le pecoiast au jondre*). 2214 *devriés*, l. *devés.* 2218 *Que* fehlt in Hs., l. mit N^2 und A: *Je mëismes en ai grant ire.* 2230 *si*, l. *se.* 2241 *le*, l. *les.* 2251 *estor*, Hs.: *estoi* (N^2: *estui*, A: *Vers son estroit*). 2295 *ne*, l‘ *n'en.* 2350 *Si set bien*, l. *Gavains set bien.* 2352 *i*, l. *li.* 2355 *Se*, l. *S'il.* 2408 *Qui*, l. *Que.* 2421 *Par*, l. *Por.* 2461 l. *Desqu'es espaules.* 2503 *l'en*, l. *le.* 2509 *rat*, l. *rot*· 2517 auch Hs. *portoit.* 2555 *cele*, l. *tele.* 2622 *il amoit*, l. *il l'amoit.* 2639 *doute*, l. *dout.* 2675 *qui*, l. *que.* 2707 *scut*, l. *sout.* 2723 *die*, l. *öie.* 2733 *pucele*, l. *damoisele.* 2775 l. *noif et de.* 2786

ja un, l. *jewi* (so 810, 4172 und A), N[2] *juy*; s. Chev. II esp. Einl. S. XLVI). 2801 *ne*, l. *n'i*. 2815 *Contre*, l. *Derier*. 2840 *au rencois*, l. *a vostre cois*. 2842 *caisir*, l. *coisir*. 2853 auch Hs. *Qui*. 2867 *A lancais*, l, *Al ançois*. 2896 l. *et dont venés* (Hs. hat nicht *vous*). 2878 *et bëu*, l. *ne bëu*. 2887 *Qui*, l. *Que*. 2909 *vous dex*, l. *vostre oex*. 2929 *sci*, wird *donc* zu lesen sein. 2947 *qu'à li*, l. *que li*. 2986 *se*, l. *s'en*. 3045 auch Hs. *ostel*. 3066 *me quist*, l. *m'enquist*. 3067 *se*, l. *s'en*. 3069 *me*, l. *m'en*. 3070 *veul*, l. *voil*. 3085 *Porquoi*, l. *Par quoi*. 3102 *Tant*, l. *Dont*. 3121 *ci*, l. *en*. 3124 *averai*, l. *atacai*. 3149 *moult*, l. *maint*. 3163 *ces*, l. *tes*. 3178 *ne*, l. *n'i*. 3180 *sai*, l. *soi*. 3187 *je fui couneü*, l. *j'erè couneü*. 3190 *me*, l. *m'en*. 3242 *qui*, l. *que*. 3247 *L'ire sorvint*, l. *Li resouvint*. 3249 *ci* fehlt in Hs. 3253 *tox*, l. *tot*. 3258 *afier*, l. *aficer*. 3260 auch Hs. *lui*, 3263 *lo*, l. *le*. 3276 *me*, l. *m'en*. 3283 *devant*, l. *avant*. 3308 N[1] und N[2]: *Vous l'avés* (+ 1); A: *Novelement l'avés conquisse*. 3311 *K'or*, l. *K'ox* (= *Que vous*), ist nur dieser Hs. eigen. 3317 *Que*, l. *Ci*. 3332 auch Hs. *si*. 3344 *Qu'il*, l. *Qu'el*. 3349 *le*, l. *li*. 3355 *Nen enprendre*, l. *N'entreprendre*. 3376 *jetés*, l. *retés*. 3400 l. *salirent*. 3407 *les*, l. *ses*. 3410 *li*, l. *l'en*. 3428 *son*, l. *sa*. 3434 auch Hs. hat *cest ouvre a Carduel*; 3449 auch *corox*. 3453 *alor*, l. *aler*. 3465 *le*, l. *les*. 3474 *assi*, l. *issi*. 3475 *acreantée*, l. *creantee*. 3503 *que*, l. *qui*. 3505 *wus*, l. *vous*. 3510 *Ne onques mes ancois joï*, l. *N'onques mes amis [ne] joï*. 3539 *quanques*, l. *qu'onques* und *essoigne* statt *assoigne*. 3541 *les*, l. *lor*. 3551 auch Hs. *preïscent*. 3577 *querant*, l. *queront*. 3580 *les*, l. *lor*. 3678 *A bas!*, l. *Alas!* 3680 *Dex*, l. *dex*. 3686 *reprist*, l. *saisi*. 3710 *mi le*, l. *nule*. 3720 *Que*, l. *Se*. 3727 *que vous me priiés*, l. *u vous iriiés*. 3738 auch Hs. *fist on*. 3745 *Que a vous menai duel*, l. *Qui a vous m'en avou*. 3748 *haste*, l. *feste*. 3764 *entraïne*, l. *enterine*. 3775 *sort*, l. *sorti*. 3780 *plus*, l. *puis*. 3792 Hs. *lole*. 3803 *si va*, l. *sin a* (= *ai*). 3817 *me*, l. *m'en*. 3829 *qu'ele*, l. *qui le*. 3841 *que*, l. *qu'il*. 3875 *jou*, l. *j'en*. 3880 *de si*, l. *en si*. 3883 *i*, l. *en*. 3884 *i*, l. *n'i*. 3895 *m'aatie*, l. *ma sotie*. 3902 *uns*, l. *nus*. 3907 *grant pité*, l. *grans pités* (nicht *grant petés*). 3911 auch Hs. *mescie*. 3943 *vous pri*, l. *merci*. 3949 *tuit dex*, l. *andex*. 3957 *Lo*, l. *La*. 3977 *que ne*, l. *que je ne*. 3978 l. *donroit*. 4007 *me*, l. *m'en*. 4016 auch Hs. *a nul*. 4024 *se*, l. *s'en*. 4029 *Que en*, l. *Qu'il en*. 4033 *nous*, l. *vous*. 4052 auch Hs. *baile*. 4072 *Poivrecant*, l. *Poivre caut*. 4087 *Ke*, l. *K'en*. 4103 *aidés*, l. *aidiés*. 4108 *le*, l. *ce*. 4111 *s'en*, l. *seu* (= *seul*). 4124 Druckfehler, l. *issi*. 4125 auch Hs. *qui*. 4136 *jel*, l. *sel*. 4141 auch Hs. *crienbroie*. 4154 *loisour*, l. *loiscirs*. 4155 *hostast*, l. *hastast*. 4165 *Tant*, l. *Dont*. 4166 *qu'il*, l. *qui*. 4175 l. *se je ne*. 4179 *n'i estut*, l. *m'estue[t]*. Dieser Vers ist in N[1] und N[2] verstellt; er gehört, wie in A, nach 4180; N[2] und A haben *Or* statt *Qui*. 4198 *avés*, l. *arés*. 4200 *en sa*, l. *ens en sa*. 4204 *Il n'est pas*, l. *N'estes pas*. 4206 *pais*, l. *pois*. 4208 *Cui*, l. *Dont*. 4211 *c'astoxe*, l. *costoxe*. 4222 *nos resgart*, l. *nos drois gart*. 4229 *ot*, l. *ont*. 4237 *Ke li*, l. *K'il li*. 4250 *Au*, l. *Ce*. 4255 *tres bien wi*, l. *tres gewi* (= *jehui*; N[2] *des guy*; s. zu 2786). 4271 Druckfehler, l. *bras*. 4277 *de*, l. *Dix*. 4287 *de cou*, l. *de vous*. 4324 *cest*, l. *ceste*. 4389 *outre*, l. *contre* 4397 *espaigne*, l *espargne* 4400 *estu* (— 1), l *estendu* 4403 *le*, l *li* 4416 auch Hs *que* 4421 *cox* = *que vous*, also nicht zu ändern. 4431 auch Hs. *ofri*, und *avantier*. 4465 *livre*, l. *livra*. 4473 auch Hs. *qu'il les*. 4478 *li rois*, l. *li rous*. 4485 auch Hs. *fist*. 4494 *ai*, l. *l'ai*. 4522 *jura*, l. *jurent*. 4543 l. *Ragidiax*. 4563 *se torne*, l. *s'en retorne*. 4585 *Saciés que*, l. *Saciés bien que* und *ot non*. 4588 *Qui en tel*, l. *En itel*. 4615 *Du*, l. *D'un*. 4623 *K'il ciet jus tout à une fois*, l. *Cil käi jus tout a .i. frois*. 4656 *le*, l. *li*. 4658 *esbaï*, l. *esjöi*. 4678 *sos*, l. *sox*. 4690 *le*, l. *li*. 4699 *qu'en*, l. *qui*. 4705 *ne casserent*, l. *n'en tasserent*. 4731 *Seul un estor*, l. *Si buen estor*. 4749 l. *conpaignon*. 4766 l. *fianicer*. 4773 *li*, l. *lui*. 4787 l. *pasmés*. 4845 l. *tiegnent*. 4882 *ciers*, l. *ciens*. 4919 l. *avenans*. 4941 auch Hs. *fait il*. 4945 *Ke il m'eüst*, l. *K'il n'i*

ëust. 4968 *se*, l. *s'i.* 5034 l. *desarmai.* 5071 *Ceste aventure*, l. *C'est l'aventure.* 5073 *me*, l. *m'en.* 5115 auch Hs. *cort.* 5180 *bias*, l. *bras.* 5188 *guerre d'antendre*, l. *guerredon rendre.* 5215 *Por*, l. *Par.* 5260 *la*, l. *sa.* 5265 *Mais*, l. *Fait.* 5270 *nient*, l. *i met.* 5310 auch Hs. *Ki.* 5314 *dont*, Hs. *dout*, l. *Els doutent.* 5374 l. *s'aperçut.* 5379 *bien*, l. *bel.* 5381 *se*, l. *ce.* 5383 *qui*, l. *que.* 5391 für *nous* hat N^2 *tous.* 5392 l. *Tristrans*, so immer. 5393 l. *quier.* 5446 l. *N'orent.* 5473 *cais*, l. *cois.* 5476 *Se*, l. *Je.* 5480 auch Hs. *gloriox.* 5482 *bronce*, l. *broce.* 5514 *tex*, Hs. immer *tes.* 5567 *S'es*, l. *Sel.* 5569 *s'amoie*, l. *s'esmaie.* 5626 *ert*, l. *ot.* 5723 l. *qui l'a pris.* 5745 *que avés*, l. *qu'aviés.* 5810 l. *valles.* 5813 statt *nauquerue* hat Hs. *uauque*; die Stelle ist verderbt (N^2: *destrier courant se voie*; A: *destrier de grant vitoie*); Wassmuth bessert wohl richtig wegen 5924 in *l'ombroie*, der Hg. in *l'arbroie.* 5819 *sui*, l. *fui.* 5842 Hs .nicht *gars*, sondern *gari*, 5852 *Que.* 5857 *la*, l. *lor.* 5869 *Qu'en*, l. *En.* 5874 l. *descendus.* 5880 *U cesne*, l. *Veés com.*

Beim v. 5887 bemerkt der Hg.: „Hier muß eine Stelle fehlen, die einen unglücklichen Kampf des Gefeieten mit dem fremden Ritter beschreibt."

Eine solche Stelle fehlt nicht hier, sondern nach Vers 5936. Daß sie notwendig ist, ergibt sich daraus, daß Gavain v. 5943 ff. zur Freundin des Faé sagt, er werde diesem zu Hilfe kommen und ihm sein Pferd zurückgeben, das der schwarze Ritter fortführe; ferner daraus, daß er hierauf v. 5959 ff. von diesem drei entführte Pferde, das des Espinogre, des Faé und des Gomeret, zurückverlangt. Wirklich steht diese in N^1 und N^2 fehlende Stelle zwischen v. 5936 und 5937 in der Hs. A. Ich teile sie hier mit (5936 hat A: *tel proece ëust*):

Qu'i[l] de lui se pëust desfendre,
Ne quide pas les cevals rendre
Par nul chevalier qui soit nés.
„Sire," dist l'Orguillos Faés,
„Je li dirai qu'il viengne a vos,
Et se il est si orguillous f. 75v a
Que n'i veulle venir por moi,
Je vos jur et afi par foi
Qu'il ne puet passer sans bataille,
Ma bone espee qui bien taille
Li enbatrai ens el cervel.
Je vous proi, que il vos soit bel
Que je par vostre gre i voisse."
Mout durement cil s'en envoisse,
Qu'il estoit costume a cel jor,
S'uns chevaliers en .I. estor
Venoit por joster ne por poindre,
N'en doit que .I. seus a lui joindre.
Et se doi i vienent ensanble,
Il serroient, si con moi sanble,
Trestot recreant et honni;
Ja mais ne serroient servi(r)
En cort a roi, s'il ert sëu.
Por ce s'est premiers esmëu
Por joster au chevalier noir;
Mais il cuidoit a son espoir
Que cil le tenist a beubant.
Atant s'en part sor le bauçant,
Si point droit a noir chevalier,
Et cil qui n'ot soig de tencier
Repoint a lui grant alëure.
L'Orguillous par grant desmesure
Le fiert primes sor l'escu noir;
Si vos di bien a mon espoir,
Se la lance ne fust brissie,
Qu'il ëust la sele widie.
Mais sa lance brise erranmant,
Et cil si com'il vient corant
L'avoit feru sor l'escu paint.
Del bien ferir pas ne se faint,
Car mervelles ert äirous;
L'escu li perça a estrous
Et l'auberc a tot desronpu.
Mais .I. porpoint qu'il ot vestu,
Qui fu fais par mout grant maistrie,
Li a le jor sauvé la vie;
Et neporquant par tel vertu
L'avoit del cheval abatu
Qu'il li desjointa le braic destre.
Ilueuc ne vaut pas longes estre,
Ains le laissa de maintenant,
S'en mena le destrier corant,
Les E[spinogre] et (le) Go[meret][1])
En a avuecques lui menés.
Atant s'en parti, si s'en vait.
A Gavain mervelles desplaist,
Quant li Orguillous fu cëus.
Il est au Gringalet venus,

[1]) Vermengung der zwei Fügungen *Les Esp. et Gom.* und *L'Esp. et le Gom.* seitens des Schreibers.

hier, v. 5937 *Si monte par l'estrier senestre*, fährt A wieder mit N[1] und N[2] fort.

5971 das widersinnige *li dous* besserte schon W. Foerster zu *hidous*, was auch N[2] und A haben. 5980 *Qui les enmenerai*, l. *Ou je les enmenrai.* 5985 *O* = *Ou* 5994 *Laissier*, l. *Laissiés.* 6000 *que que*, l. *que je.* 6012 *atrement*, l. *arrement.* 6034 *que ne*, l. *qu'i[l] ne.* 6049 *lor se*, l. *sor le.* 6068 *fait*, l. *faut.* 6077 *Aïie*, l. *Ai i je.* 6109 *cele*, l. *tele.* 6124 *trois*, l. *troi.* 6137 *remanrons*, l. *ramanrons.* 6143 *glingnart*, l. *gaingnart.* 6160 *d* = *denier.* 6165 Hs. *Qu'os*, nicht *Ques.* 6196 *pramis*, N[2] und A: *conquis.* 6206 Hs. = Text, nur *porroi.* 6214 auch Hs. *De.* 6216 *Del lait nesune part desdis* schreibt der Hg. für das von ihm gelesene *nesune pas far dis*; Hs. hat aber *Del lait ne sui je pas fardis*, wie N[2]; *fardis* wieder verschrieben statt *sordis*, wie A hat. 6229 *hiaume*, l. *l'iaume.* 6272 *Les damoiseles toutes trois* erscheint dem Hg. mit Recht fraglich, da auch gleich darauf 6275 *Les damoiseles ambedeus* steht. A hat an erster Stelle richtig *Les autres chevaliers tos trois Descendirent isnelement.*

6300, 6320 etc. l. *Tristran.* 6323 *itel*, l. *icel.* 6348 Hs. hat nicht *deoit raison*, sondern *droit et raison.* 6355 *oes*, Hs. *ces*, bessere in *cors.* 6367 *Qui*, l. *Que.* 6373 l. *Si li aporte.* 2421 *ert*, l. *est.* 6429 *s'ot*, l. *set.* 6440 *pucele ke*, Hs. *pucele le*, verstellt statt *le pucele.* 6443 das *l* gilt doppelt: *cil l'orent.* 6444 *que*, l. *com.* Nach 6449 und 6450 haben N[2] und A einen Vers mehr, wodurch der Reim esploitié: Faé wegfällt. Die Stelle lautet:

> 6449 Comment il a plus esploitié
> Et comment il se combatié
> 6450 Encontre l'Orguelleus Faé
> Et Espinogre a Gomeré.

6455 l. *Sejorneront.* 6492 l. *tristre.* 6497 *estoit* : *voit*, l. *estait* : *vait.* 6518 Hs. *qu'os*, nicht *ques.* 6560 Hs. *Et la damoisele*, ebenso N[2] und A. 6578 *Qu'a trovées pesmes aures*, l. *Qu'il a trové(s) pesmes et dures.* 6604 l. *puis le tans Jeremies.* 6611 *Li rois li a dit et conté Del roi de la rouge chité* änderte der Hg. in *Au roi il a dit et conté*, weil er annahm, Gavain fahre fort, Artus seine weiteren Erlebnisse zu erzählen. Es ist jedoch der Text der Hs. beizubehalten; denn unter li rois ist Artus selbst zu verstehen, der Gavain unterbricht und ihm mitteilt, daß der König der Rouge Cité mit seiner Freundin an den Hof gekommen sei und sich ihm als Gefangener gestellt habe, wie er es Gavain, nachdem er im Zweikampfe unterlegen, gelobt hatte.

Die Stelle bezieht sich auf die in der Hs. 1433 zwischen v. 3002 und v. 3003 stehende Erzählung.

6619 *Les deus*, l. *Des deus.* 6648 l. *quanque.* 6671 *chi*, l. *ichi.* 6672 *Que Diex vos donst vivre compans*, l. *Que Diex nos donst vivre .c. ans.* —

Innsbruck. WOLFRAM V. ZINGERLE.

Bemerkungen zum Texte des Tristan von Thomas und der beiden Folies Tristan.

I. Zum Tristan von Thomas.[1])

V. 189—200: *Quant l'en fait* [Ausg.: *veit*] *ovre de franchise, Sur ço altre de colvertise, A la franchise deit l'en tendre, Qu'(e) encuntre mal ne deit mal rendre. L'un fait deit l'altre si sofrir Qu'(e) entre euls se deivent garantir:* [Ausg.: keine Interpunktion] *Ne trop* [Ausg.: *De trop*] *amer pur colvertise, Ne trop* [Ausg.: *E de trop*] *haïr pur franchise. La franchise deit l'en amer E la coilvertise doter, E pur la franchise servir E pur la coilvertise haïr.* [Ausg.: *Ne pur la franchise, haïr, Ne, pur coilvertise, servir.*] — In zwei ausführlichen Anmerkungen sucht der Hg. seine Änderungen scharfsinnig zu begründen, wobei er jedoch zu bemerken nicht unterläßt: „Ce passage est difficile, et la faute en est aux scribes, mais aussi à Thomas, sans doute". Der Text ist aber mehr schwerfällig als unklar und wird wohl mit kleinen Angleichungen zum korrekten Versmaß — im 8. Verse wäre der best. Artikel vor *franchise* einzufügen, im letzten Verse vor *coilvertise* zu streichen — b e i z u b e h a l t e n sein. Tristan entwickelt hier eine Theorie, nach der die *franchise* und die *colvertise* der Geliebten im Herzen des Liebenden einen Ausgleich herbeiführen. Er sagt: „Wenn man [die Geliebte] eine *franchise* begeht und darauf eine *colvertise*, so soll man [der Liebende] sich nach der ersteren richten, in der Weise nämlich, daß man Schlechtes nicht mit Schlechtem vergibt. Die eine Tat soll die andere so zulassen, daß sie für einander einstehen." Dieser letztere Satz wird weiter erklärt: „Nicht allzu viel lieben wegen der *colvertise*, nicht allzu viel Abscheu hegen wegen der *franchise*!" Diese Erklärung wird nun begründet: „Man soll die *franchise* lieben und die *colvertise* verabscheuen, und wegen der *fr.* Minne-

[1]) *Le Roman de Tristan par Thomas* p. p. J. Bédier, 2 vol., [*Société des anciens textes français*].

dienst leisten und wegen der *c.* Abscheu hegen." Die ganze Stelle ist ein schulmäßiger Syllogismus: praemissa maior = v. 197 bis 200, praemissa minor = v. 189—94, conclusio v. 195—96. Daß die conclusio vor der pr. maior mitgeteilt wird, ändert an dem Pedantismus der Darstellung nichts.

V. 291—92: *Del mal si acostomer sont Que mal us pur dreit tuit dis unt,* — Die Hs. hat im 2. Verse: *Que pur dreit us tuit dis lunt* (—1). Dies dürfte beizubehalten und die fehlende Silbe etwa durch das Einsetzen des best. Artikels vor *dreit* zu ergänzen sein. L. also: *Del mal si acostomer sont Que pur* [*le*] *dreit us tuit dis l'unt,* —

V. 668—70: *Ne set cume astenir se puisse, Ne coment vers sa femme deive, Par quel engin covrir se deive.* — Bei Besprechung der identischen Reime unserer Dichtung (t. II. p. 32) erklärt Hg. den Text des 2. Verses für verdächtig. Thomas hat nur 4 gesicherte identische Reime; will man ihre Zahl nicht vermehren, so dürfte man wohl mit leichter Abänderung zu lesen haben: *Ne set cume astenir se puisse, Ne coment sa femme deceive, Par quel engin covrir se deive.*

V. 757—60: *Les pels vers sa barbe metrat, E cuntre lui se cumbatrat; E qui veintre puit la bataille, Amduis ait barbe e pels senz faile.* — Der Hs. fehlt im 3. Verse *qui* (—1), im 4. liest sie: *Amduis ait dunc senz faile* (—2). Die sehr starke Abänderung unternahm Hg. auf Grund des 1. Verses. In der Anm. schlägt er eine leichtere Änderung vor: *E, se veintre puit la bataille, Amduis ait dunc li reis senz faile.* Es handelt sich um den Einsatz und Preis eines Zweikampfes, den ein Riese dem König Artus vorschlägt. Da, wie aus dem Texte hervorgeht, die Kampfbedingungen nicht alternativ gefaßt sind, so wird man sie neutral lassen müssen; dann aber ist *li reis* ausgeschlossen, und es muß bei dem neutralen *qui* im 3. Verse bleiben. Im 4. Verse dürfte die Lesart der Hs. beizubehalten sein; die fehlenden 2 Silben sind durch Einsetzen von *Ambeduis* (vgl. v. 2096) und des bei Thomas häufigen *idunc* leicht zu ergänzen. L. also: *E qui veintre puit la bataille, Ambeduis ait idunc senz faile.*

V. 922: *Ui ne vos* [*la* add. ed.] *dirai jo bele*: — L.: *Ui ne* [*la*] *vos dirai jo bele*: —

V. 933: *Ele s'est iree forment,* — Die Hs. hat *sen ad iree* (+ 1). — Vising, *Jahresbericht* IX I, S. 182 schlägt *s'en ad iré* vor. Da aber die Konstruktion des refl. Hilfsverbum avoir + Part. Perf. bei Thomas nie belegt ist, so dürfte zu lesen sein: *Ele s'en aïre forment,* —

V. 941 ff.: Hier beginnt das Turiner Fragment T[1] mit einem Bericht über die Freuden und Qualen Tristans in der „Bilderhalle." Bédier widmet dem Anfange des Bruchstückes folgende scharfsinnige Anmerkung: „La *saga* se raccorde assez bien,

comme on peut voir, au début du fragment de Turin. Elle réduira à une dizaine de lignes la longue scène qui va suivre. En ce résumé on trouve un trait qui manque au texte français: «Tristan s'affligeait et s'irritait lorsqu'il lui souvenait des peines et de la misère qu'il supportait par le fait de ceux qui l'avaient fait honnir, et il faisait payer ses affronts à l'image du félon sénéchal.» Cette vengeance prise sur l'image de Mariadoc, est-ce une invention de *S* [*saga*]? ou faut-il supposer une lacune en T[1]?" Wenn Tristan in S. an dem Bilde des „bösen Ratsmannes" Mariadokk seine Rache nimmt, so dürfte das weder der Erfindung des so wenig erfindungslustigen nordischen Übersetzers zuzuschreiben noch deshalb eine Lücke in T[1] anzunehmen sein. Der Zug der *saga* ist wohl vielmehr ein durch ihren Hang zum Kürzen (Kölbing, *Tristrams Saga* CXLVII, Bédier t. II p. 64) hervorgerufenes Versehen. Tristan hat am Eingang der Bilderhalle das Standbild des von ihm besiegten Riesen Moldagog und das eines Löwen, den Verräter Mariadoc bezwingend, aufgestellt. In der Mitte der Halle aber hat er die Statuen Isolden's und Bringvain's errichtet (Bédier t. I p. 310—13). Thomas berichtet nun, wie Tristan von Eifersucht geplagt fürchtet, daß der schöne Cariado (v. 956) in seiner Abwesenheit Isolde erfolgreich den Hof machte, und fügt hinzu (v. 965—66): *Quant il pense de tel irur, Donc mustre a l'image haiur*,— Wie die folgenden Verse zeigen, ist das Bild Isolden's gemeint; der nordische Übersetzer kam aber zu einer anderen Ansicht. Er wirft bekanntlich den schönen Cariado mit dem Verräter Mariadoc unter dem Namen Mariadokk zusammen (Kölbing, *Tristrams Saga* CXXIII, Bédier, Anm. zu v. 847). Nun las er in v. 956 den Namen Cariado's, identifizierte ihn konsequent auch hier mit dem Verräter Mariadoc, bezog die soeben zitierten vv. 965—66 auf des Verräters Bildnis und kam so zu seiner Fassung.

V. 1291—92: *Pur quei n'ai quis la vostre mort, Quant me la queïstes a tort?* — Von den 2 Hss., die unsere Stelle überliefern, liest T[2] (Turin[2]) im 2. Verse: *Quant la moie queistes* (+ 1). Dagegen scheint nach den übereinstimmenden Angaben von Fr. Michel und Bédier die auffällige Stellung der Pronomina für D (Douce) gesichert. Es wird trotzdem schwer fallen, sie dem Dichter zuzuschreiben. L. also: *Pur quei n'ai quis la vostre mort, Quant la me queïstes a tort?*

V. 1892—96: *Avint issi que einz la nuit Que li porter aveit grant freit En sa loge u il se seeit; Dist a sa femme qu'ele alast Quere leingne, sin aportast.* — Die Konstruktion wird klarer, wenn man mit veränderter Interpunktion liest: *Avint issi que einz la nuit, Que li porter aveit grant freit En sa loge u il se seeit Dist a sa femme qu'ele alast Quere leingne, sin aportast.*

V. 2025—32: *Pur lui entent* [scil. *Isolt*] *a maint afaire Qui a sa bealté sunt cuntraire, E meine en grant tristur sa vie. E cele, qui est veire amie De pensees, de granz suspirs, E leise mult de ses desirs, (Plus leal ne fud unc veüe), Vest une bruine a sa char nue*; — Die Konstruktion dieser zwei Sätze ist nicht glatt, was bei der sonst sehr einfachen Schreibweise der Dichtung auffällt. Der Satzzusammenhang wird viel einfacher, wenn man im vierten Verse *E* in *Cum* ändert und liest: *Pur lui entent a maint afaire Qui a sa bealté sunt contraire E meine en grant tristur sa vie, Cum cele qui est veire amie, De pensees, de granz suspirs, E leise mult de ses desirs*; *Plus leal ne fud unc venüe, Vest une bruine a sa char nue.*

V. 2943—44: *Avant d'ici n'ert mais oïe* [scil. *ma mort*]; *Ne sai, amis, qui vus la die.* — Im 2. Verse fehlt *vus* in Hs. D (— 1), während S (Sneyd[2]) liest: *Ne sai am ki ial vus die.* Will man nicht das von S gebotene *jal*, das Neutrum wäre, in den Text setzen, so ist zu lesen: *Ne sai, amis, qui la vus die.*

Zur Folie Tristan I (Oxford).[2])

V. 71—72: *Li notiner alent lur treff Et desancrerent cele nef.* — Die Hs. bietet im 2. Verse *desancrent* (— 1), das wohl aus *desaancrent* zusammengezogen ist (vgl. z. B. v. 83). Bei dieser Auffassung wird auch der Tempuswechsel vermieden.

V. 251—52: *Li valet e li esquier De buis le cuident arocher.* — Der 2. Vers ist verdorben, und Bédier schlägt in der Anm. zögernd vor, ihn in *De luins (= loin) le curent arocher* zu korrigieren Man dürfte in *buis* einen Kopistenfehler für *buz* zu sehen haben, und muß dann lesen: *Li valet e li esquier De buz le cuident arocher.* — In der Parallelstelle der *Folie* II (Bern) (v. 137—38) wird Tristan mit Steinen beworfen; hier schickt man sich an, ihn durchzuprügeln.

V. 255—58: *Il lur tresturne mult suvent*; *Estes ki li gacte a talent. Si nus l'asalt devers le destre, Il turne e fert devers senestre.* — Im 2. Verse ist *gacte* unverständlich. In der Anm. will es Bédier durch *giete* ersetzen und sucht dann auf 3 Arten den Vers wieder herzustellen. Es kann aber *gacte* wohl nur = *gaite* sein, und dann ist zu lesen: *Il lur tresturne mult suvent*; *Estes qui s'i gaite a talent:* etc.

V. 345—46: *Li venz levat, turment out grant, E chaçat ma nef en Irland.* — Im 1. Verse fehlt *out* der Hs. (— 1). L. also: *Li venz levat turmente grant E chaçat ma nef en Irlant.*

---

[2]) *Les deux poèmes de la Folie Tristan* p. p. J. Bédier [*Société des anciens textes français*].

V. 497—98: *Quant vois od mun arc berser hors, Malarz preng, plunjuns e butors.»* — Im 1. Verse fehlt *arc* der Hs. (— 1); es ist von Fr. Michel in den Text gesetzt. Bédier folgt ihm, bemerkt aber in der Anm. mit Recht, daß *arc* unbefriedigend ist, da Tristan von einer sinnwidrigen Jagd sprechen muß. Er schlägt zögernd vor, *od mun cor* oder *od mun pel* zu lesen, was, wie wir sehen werden, auch nicht angängig ist. Der König Marke hat v. 489 den verkleideten Tristan gefragt: *Sez tu de chens? sez tu d'oisels?* Tristan antwortet anscheinend sachgemäß, indem er v. 493 seine *levrers*, v. 495 seine *liemers* nennt und v. 505—14 sechs Arten von Jagdvögeln (*osturs*, *girfaus* etc.) aufzählt. Der Widersinn besteht nun darin, daß er, ohne irgend welche Waffen zu erwähnen, seine Hunde auf die Vogeljagd ausziehen läßt, während seine Jagdvögel die Vierfüßler des Waldes erbeuten sollen. Also muß in v. 497—98, wo von der Vogeljagd die Rede ist, der Name eines Jagdhundes enthalten sein. L. also: *Quant vois od mun berseret hors, Malarz preng, plunjuns e butors.»*

V. 625: *Ja sui je Tristran veirement.* — Die Hs. liest: *Je sui tr. verrement* (— 1). Da *verrement* aber wohl nur aus *vereement* (= *veraiement*) zusammengezogen ist, so ist diese Form einzusetzen und sonst der Text der Hs. zu lassen.

V. 678: *Dreit en la chambre le menat.* — *Dreit* fehlt der Hs. (— 1). L. wohl: *E en la chambre le menat.* — *En* der Hs. wird aus *E en* zusammengezogen sein.

V. 951: *Bele, de vus m'estot partir,* — Die Hs. hat: *B. dunc vus estot de partir* (+ 1). Man lese entweder mit W. Foerster (Z. f. r. Ph. VI. 417) *B., dunc nus estot partir* oder *B., nus estot departir.* —

Zur Folie Tristan II (Bern).

V. 376—78: — *Dame, gel fis por nos covrir, Et por aux toz por fox tenir. Ainz ne soi rien de devinaille.* — In der Anm. hält Hg. den 2. Vers für verdorben und will ihn und den auf ihn folgenden eher Isolde als Tristan zusprechen. Er schlägt zögernd vor: *«Et je vos doi por fol tenir; Ainz ne soi rien de devinaille.»* Tristan soll darauf v. 379 ff. antworten: *La vostre* [Hs.: *nostre*] *amor trop me travaille* etc. Der zweite Vers (377) kann aber nicht vom ersten losgerissen werden, der sicher Tristan angehört, und die ganze Stelle gibt auch ohne Änderung einen guten Sinn. Isolde hat soeben (v. 371—74) gesagt: *Trop a en lui* [dem verkleideten Tristan] *cointe*[3]) *meschin! Se ce fust il* [Tristan], *il*

---

[3]) Das Wörterverzeichnis übersetzt *cointe* mit: élégant, pris ici ironiquement. Das Wort ist neutral, kann also im guten Sinne („geschickt, gewandt, mutig", und im schlechten Sinne gebraucht werden. Hier wäre es mit „durchtrieben, hinterlistig" wiederzugeben.

n'aüst pas Hui dit de moi si vilains gas, Oiant toz cez en cele sale; Miauz volsist estre el fonz de fale! Tristan antwortet: „Dame, ich tat das um uns nicht zu offenbaren und um sie alle [Marke und seinen Hof] zum Narren zu halten; faule Redensarten zu machen war nie meine Sache." Letztere Erklärung ist eine Erwiederung auf den Vorwurf der *cointise* und der *vilains gas.*

Auch *cointise* bedeutet häufig „Tücke, Hinterlist, Treulosigkeit"; vgl. Barlaham und Josaphas hgg. v. C. Appel, v. 584—85: *Molt se painne de nostre loy Abatre et vaintre par cointise.* Gace Brulé éd. G. Huet XXXIX v. 31—32: *Mes ja sa fiere cointise Ne vaincra ma loiauté.* Vgl. auch Godefroy unter *cointe* und *cointise* und besonders kl. Cligés[3] v. 393 Anm.

Paris. F. Rechnitz.

Lautgeschichtliches.

fr. **Marbeuf, Elbeuf, Tubeuf, Suhomme.**

Da in diesen Ortsnamen der zweite Bestandteil germanischen Ursprungs ist, so liegt es nahe, auch für den ersten Teil ein germ. Etymon zu suchen.

Zu *Marbeuf* stellen sich die ahd. Namen: *Mareburg*, *Marbach*, *Marc(h)bach*, *Meriburc*, die Förstemann: *Ahd. Namenbuch* zum Stamme „Mark", ahd. *marca*, isländisch *mark* bezieht. Joret nimmt in seiner Schrift *Des Caractères et de l'extension du patois Normand* an. *marr*, ahd. *mari* = lt. *mare* im Sinne von „See", „Weiher" als Etymon an. Wenn dies auch für diejenigen Ortsnamen, die *mare* als zweiten Bestandteil enthalten, richtig ist, so möchte ich es doch nicht für Namen wie *Mare-Auvart*, *Mare-Godart* und ähnliche, die Joret S. 77 anführt, annehmen, da diese letzteren fem. sind. Es heißt stets *la Mare-Auvart* oder *la Mare-Godart*; es ist vielmehr *mark* + dem Eigennamen des Besitzers. Das *e* hat keinen Lautwert, da wir *Marbeuf* neben *Marebueth* finden, ebenso *Elbeuf* neben *Elebeuf*, *Tubeuf* neben *Tuebeuf*. Gegen die Auffassung Joret's spricht auch der Begriff, da man einen Weiher nicht als ein Lehen betrachtet und die Namen *Mare-Godart* etc. Namen von Lehen sind. Ebenso wird es sich auch mit *Marbeuf* und *Martot* verhalten, wie es namentlich die analogen ahd. Ortsnamen erschließen lassen.

Elbeuf und *Eltot* möchte ich zu ahd. *Elbot*, auch *Ellebod* und *Eliland* stellen, mit dem Stamme *eli*, got. *alja* = lt. *alius*. Es hieße somit *Elbeuf* fremdes Haus oder Haus in der Fremde (entsprechend *Eltot* = Wiese in der Fremde). Begrifflich würde es sehr gut passen. Daß das anlautende offene *e* bleibt und nicht zu *a* wird, kann man sich daraus erklären, daß beide Wörter spät aufgenommen wurden oder daß im Norm. das *e* bleibt wie in *Évreux* > *Eburóvices*.

Bei *Tubeuf*, das in der Form *Tuebeuf* auch als Personenname vorkommt, meint Joret, es handle sich vielleicht um einen Personennamen, der zum Ortsnamen wurde. Ich möchte diesen Namen als *til-bopo* fassen nach Analogie von ahd. *Tilliburgis*,

Tillindorf, niederländisch *Tilburg*, engl. *Tilbury*, *Tilbrook*. Dieses *Til-bopo* wird zu *Tiu-beuf* und weiter zu *Tubeuf* wie *axile* > **essiu* > *essu* (Herzog, *Neufr. Dialekttexte* E 18). Man könnte einwenden, daß das *i* in *Tilbury* etc. kurz ist und daher im Fr. als *e* erscheinen sollte. Aber zur Zeit der Aufnahme dieser Wörter wirkte dieses Gesetz nicht mehr, wie wir aus den norm. Personennamen *Anquetil*, *Quétil*, *Turquétil* (Joret S. 92 f.) ersehen, die im zweiten Teile das germ. *til* = got. *til-s* (= geschickt, passend) mit kurzem *i* enthalten. Was die Bedeutung von *til* in *til-bopo* betrifft, so gibt Förstemann im „*Ahd. Namenbuch*" keine Erklärung. Grein (*Ags. W.*) bringt ags. *till* = Stadt, umzäunter Ort. Diese Bedeutung paßt, glaube ich, nicht für *Tilburg*, da hier derselbe Begriff zweimal ausgedrückt wäre. Es dürfte dieses *til* mit engl. *till* = ags. *tilian* = das Feld bestellen, zusammenhängen. Tilburg hieße dann die Burg auf dem Felde. Der Begriff *til* scheint in historischer Zeit schon ziemlich dunkel zu sein, da *tilian*, deutsch *zielen* meist die Bedeutung von „streben nach etwas" hat, ebenso die Präp. *till* im Engl. und Anord. die damit zusammenhängt.

Suhomme (Joret S. 40, note 3) möchte ich nach Analogie von *Tubeuf* aus *Sil-holm* erklären. *Holm* bedeutet Insel und *sil* in Ortsnamen heißt ‚Kanal', ‚Wasserleitung', ‚Schleuse', zwei Begriffe, die zusammenpassen; es wäre die Insel bei einer Schleuse, ähnlich wie *Lihom*, wo *li* = an. *hlidh* = ‚bewaldeter Abhang' und *hon* = an. *höll* = ‚Hügel', bedeutet also ‚Abhang des Hügels'.

Dissimilation von a — á > o — á.

It. *nuotare*, afr. *nouer*, rtr. *nudar*, rum. *înnotà*, afr. *Noel* sind wegen des *o* sehr auffällig, namentlich wenn man die Formen mit *a* aus anderen rom. Sprachen gegenüberstellt. So haben wir *nadar* im Apr., Sp., Ptg. und Sard., ferner apr. *nadal*, ptg. *natal*, sp. *natividad*. Im Fr. kommen noch zwei Beispiele hinzu, nämlich *malôtru* > *malastrutus* und *dommage* > *damnaticu*. Wir sehen somit, daß tonloses *a* durch Dissimilation gegen betontes *a* zu *o* wird und zwar, wie leicht begreiflich ist, zu offenem *o*. Bei *malasterutus* wird das zweite *a* > *o*, weil das erste *a* einen Nebenton trägt. Afr. *dommage* kann nicht durch *dominus* beeinflußt sein, weil es dann erst recht *dammage* lauten müßte, da *dominus* > afr. *danz* wird und *dominiarium* durch Einfluß von *danz* zu *dangier*. Es kann sich daher hier nur um Dissimilation handeln. *Noël* ist in doppelter Beziehung merkwürdig, einmal daß es nur im Fr. die Dissimilation zeigt, nicht auch im It., dann daß es nicht zu *nouël* wurde. Das hat seinen Grund darin, daß das Weihnachtsfest eigentlich ein germanisches Fest ist, weshalb das Wort nur in Nordfrankreich, wo der germ. Einschlag am stärksten ist, die korrekte Entwicklung zeigt. Man sieht dies

auch daraus, daß *noel* im Afr. ein Freudenruf am Weihnachtsfeste war (vgl. Böckel, *Psychologie der Volksdichtung*), was wieder die Erstarrung der Form *noël* erklärt.

Diese Dissimilation von *a — á* > *o — á* findet nur im Afr., It., Rtr. und Rum. statt.

fr. **ainsi.**

Das adv. *ainsi* kann man weder aus *æque sic*, wie es Diez, Et. W. tut, noch aus *in sic* erklären. Bei dem ersteren Erklärungsversuch ist die Nasalierung rätselhaft, bei dem zweiten sieht man nicht ein, was das *in* bedeuten soll. Ich möchte daher annehmen, daß es eine fr. Neubildung ist, wofür auch der Umstand spricht, daß es keine ähnlichen Bildungen außerhalb des Fr. gibt, da alle übrigen rom. Sprachen *eccu*, bezw. *ecce* zur Komposition mit *sic* verwenden. Ich fasse *ainsi* als *ainz si* auf, das auf das Lt. zurückgeführt, einem **antea sic* entspräche. Die Bedeutungsentwicklung ist nicht so schwierig. *Ainz si* würde zunächst „vorher so" bedeuten, dann „eigentlich so", „aber so" und schließlich „und so". Es wird nämlich als selbständiges Adv. oder in Verbindung mit *que* beim Vergleich, niemals aber als einfaches Gradadverb wie *si* verwendet, und dient häufig zur Einleitung neuer Sätze. In dieser letzteren Verwendung hat sich aus dem Begriff des „Vorher" der Begriff des „Vielmehr". „Aber" entwickelt, wie *ainz* beweist, das im Afr. in der Funktion von *mais* zur Einleitung adversativer Sätze verwendet wird.

Daneben kommt im Afr. die Form *ansi* vor, wie *anceis* neben *ainceis*, welch letzteres erst durch *ainz* beeinflußt ist, da der Nasalvokal *ai* nur in betonter Stellung möglich ist. Analog haben wir *enc-ore*, *enque-nuit* gegenüber *ainc* = it. *anche*. Eine dritte afr. Form ist *ainsinc*, die ich mir folgendermaßen erkläre: *Ainsi* wurde durch den Einfluß des Nasalvokals der ersten Silbe zu **ainsin*, und dann nach Analogie von *ainc*, *donc*, *onc* mit einem *c* versehen, das aber nicht gesprochen wurde.

afr. **el, al,** aprv. **al.**

Das afr. *el* und aprv. *al* kann nicht auf ein **alium* für *aliud* zurückgehen, da es im fr. **ail* lauten müßte; aber auch nicht auf **alim* für *alid*, wie M.L. R.G. I, 463 ansetzt. *Alid* ist zwar volkstümlich, aber nur im Alt., und ist zum letztenmal bei Lucrez belegt. Mit alt. Verhältnissen im Rom. zu operieren, ist sehr mißlich, da sich sonst kaum eine Spur davon findet. Es wird daher am einfachsten sein, eine Umbildung von *aliud* zu **alum* anzunehmen, die sich durch den Einfluß von *alter* und **alcunus*, in denen der Begriff des „Anderen" enthalten ist, erklären läßt. Schon M. L. nimmt R.G. II, 599 **alum* an, aber ohne weitere

Erklärung. Ein indirekter Beweis dafür, daß es eine Neubildung ist, liegt darin, daß es im It. nicht erhalten ist, und überdies nur das Ntr. und auch dieses nur als Subst. vorkommt, wo es dann eine kürzere Ausdruksweise für lt. *altera causa* ist, vgl. prv. *ren al* und *al ren* (Diez, Et. W.). Der Ansatz von **alum* wird gerechtfertigt durch die Verbindung mit *sic* zu *alsi* > *aussi*. Aus diesem *alsi* wurde ein *al* abstrahiert, das öfters für *el* im Fr. steht, aber doch nicht als satzunbetonte Form aufgefaßt werden kann. Zu einem **alum* würden auch fr. *ailleurs*, prv. *alhors* passen, wenn man sie als Komparativ **aliore* sc. *locu* faßt. Asp. und aptg. *al* dürfte Lehnwort aus dem Pro. sein.

Afr. **ainz, puis, chez, souvre,** aprv. **aus, puois,** asp. **en cas.**

Nicht geringe Schwierigkeiten bereitet die Erklärung von afr. *ainz*, *puis*, *chez*, aprv. *ans*, *puois* und asp. *en cas*, wenn man sie aus lt. *antea*, *postea* und *casa* deuten will. Für *ainz* hat schon Ménage einen Komparativ **antius* angesetzt. It. *anzi* entscheidet allein nicht, da das *i* nur auf Angleichung an *avanti* beruhen kann, indem die Komposita *innanzi* und *dinanzi* als Prp. wie *avanti* gebraucht werden. Mit Rücksicht auf it. *poscia* aber muß man wohl *antea* als Grundlage annehmen. Diez und, im Anschluß an diesen, Gröber haben *ainz* aus *ante* mit adverbialem *s*, analog sp. *ántes* zu erklären versucht. Später hat Gröber *ante id* (*tempus*) angesetzt. Thomas, R. XIII, 572 hat im Gegensatze dazu wieder **antius* aufgegriffen und aus ait. Texten Beweise beizubringen gesucht, wo er wiederholt *anzo* antraf. Hierauf hat nun Gröber in ZRPh. Bd. X, 174 gezeigt, daß dieses *anzo* erst eine sekundäre Bildung ist, so daß dessen Beweiskraft hinfällig wird. Zugleich macht er darauf aufmerksam, daß der Komparativ **antius* im Afr. als *ainçois* erscheint, daher nicht schon *ainz* ein Komparativ sein kann. Dazu möchte ich nun bemerken, daß die Entwicklung von *ainçois* < **antius* zweifelhaft ist, da wir nicht eine lt. Betonung **antíus* annehmen können; *ainçois* ist wohl erst eine spätere Bildung. Nimmt man **ántius*, das lautlich passen würde, als Etymon an, so sollte man doch auch **postius* für *puis* ansetzen. Gegen ein **postius* sprechen aber it. *poscia* und aprv. *puoissas*. Die Hauptschwierigkeit liegt aber darin, daß **antius* und **postius* nur hypothetische Formen sind, die sich allein auf lt. *prius* stützen können. Nun kommt *prius* im Lt. nur in der Verbindung *priusquam* vor, woneben *antequam* und *postquam* stehen, ist zwar im It. in der an *poscia* angeglichenen Form *pria* noch erhalten, findet sich aber nicht im Fr., wo *priusquam* in ältester Zeit durch *primes que* und *premier que* wiedergegeben wird. Für afrz. *en chez*, asp. *en cas* befriedigt ein **in casis* nicht, da doch meist nur von e i n e m Haus die

Rede ist, ebensowenig **casus*, das Körting ansetzt, da man den Genus-Wechsel nicht einsieht, nachdem doch *casa* als Subst. im Afrz. als *chiese* daneben besteht. *Casus* kommt zwar in den Glossae nominum vor, dürfte aber Anlehnung an *domus* sein. Die drei Fälle erklären sich auf dieselbe Weise. Als Grundlagen sind *antea*, *postea* und *casa* anzunehmen. Der Abfall des *a* tritt dadurch ein, daß diese Wörter als Prp. und die beiden ersten in Verbindung mit *que* auch als Konjunktionen verwendet werden, mithin satzunbetont sind. Die Möglichkeit für den Abfall war im Frz. und Prv. durch die Auslautgesetze gegeben, im Asp. findet Abfall infolge Satzunbetontheit auch sonst statt; z. B. *agor là* für *agora là*. Wir erhalten somit *antj*, *postj*, *cas*, von denen die beiden ersten sich wie *nontiu* > *noinz*, *Tincontiu* > *Sancoins*, zu *ainz* und *puis* weiter entwickeln. Die lautliche Differenz von *antj* und dem Suffix *-antia* > *-ance* erklärt sich ebenso wie die Differenz von *-ariu* und *-aria*, *tiliu* und *pellia*. Da keine Formen mit End-*e* bezw. *a* vorhanden sind, so fällt der Ausfall des *a* vor die Zeit der ältesten Sprachdenkmäler, mithin in die Zeit der Auslautgesetze. Später allerdings wurden *ainz* und *puis* im Fr. in ihrer Funktion als Prp. durch andere Prp. verdrängt und erhielten wieder ihre lt. Funktion als Adv.

Die Erklärung von *ainz* aus *antea* wird wenigstens teilweise durch die Erscheinungen bei *souvre* bestätigt. Die älteste Form der Prp. ist *souvre*, nicht *soure*, wie G. Paris annimmt. Die Schreibung *soure* in der Eulalie ist wohl als *sovre* zu lesen; der Schreiber vermied es, zwei *u* nacheinander zu schreiben. Das *r* in *souvre* ist silbebildend, daher *e* wie *patre* > *pere*. Sobald nun das *v* in *souvre* infolge Tonlosigkeit fällt, fällt auch das *e*, das sonst bleibt, wie *pere* und ähnliche zeigen. Wir erhalten somit *sour* und da das *v* nicht mehr die Entwicklung von *ou* > *eu* hindern kann, *seur* und davon nach einem späteren fr. Lautgesetz *sur*, analog *meure* > *mûre* durch den Einfluß von *mûrier* > *meurier*, *dou* > *deu* > *du* etc. (Staaff, *Mélanges Wahlund*). Daneben finden sich noch *soure*, *seure* mit auslautendem *e*, die aber nicht als satzbetonte Formen, sondern als letzte Ausläufer von *souvre* zu betrachten sind, deren End-*e* nicht gesprochen wird.

chaitif, aprv. **caitiu**, afr. **acheter**, aprv. **acaptar.**

Für afr. *chaitif*, aprv. *caitiu* nimmt man gewöhnlich eine Kontamination von *captivus* und *coactus* zu **cactivus* an, eine Erklärung, die zuerst Schwan in der Afr. Gr. gegeben hat. Es ist aber schwer einzusehen, wie *coactus* zu einem Adj. werden und eine ähnliche Bedeutung wie *captivus* erhalten soll, um mit ihm verschmelzen zu können. Die Schwierigkeit liegt in der Behandlung des Lautkomplexes *pt*, der hier zu demselben Resultat führt wie sonst *ct*, weshalb Schwan eine Form mit *ct* konstruiert hat,

während Thurneysen in ‚*Keltorom.*' Entlehnung aus dem Gall. annahm, da *captivus* zu ir. *cacht*, kymr. *caeth* wird. Dagegen läßt sich einwenden, daß eine solche Wanderung eines Wortes aus dem Lt. über das Keltische zurück in die Fortsetzungen des Lt. doch recht unwahrscheinlich ist, wobei noch die Frage zu beantworten wäre, w a n n *pt* zu *ct* wurde. Ich möchte daher zeigen, daß *chaitif* und *caitíu* die direkten Fortsetzungen von *captivus* sind. Wie nun fr. *achatent* < *adcaptant* zeigt, wird *pt* > *t*, verliert also sein labiales Element; ebenso in *capitellu* > *chadel* (Schw.-Behr., *Afr. Gr.* § 116). Der zweite Fall kommt eigentlich nicht in Betracht, da hier sekundäres *pt* vorliegt, das im Apro. anders behandelt wird wie primäres. Bei *achatent* hat man nun nicht beachtet, daß hier *pt* n a c h dem Tone steht, während es in *captivus* v o r t o n i g ist. Es wäre daher denkbar, daß die Tonstelle einen Einfluß übt. Für *ps* vor dem Tone gibt es keine Beispiele, die man zum Beweise heranziehen könnte. Auch für vortoniges *pt* haben wir außer *captivus* nur ein Beispiel, nämlich *adcaptare* > *acheter*. Nach der aufgestellten Hypothese müßte man **achaiter* erwarten. Glücklicherweise läßt sich zeigen, daß *acheter* auch aus **achaiter* entstanden sein kann. In bestimmter Stellung wird schon im ältesten Fr. *ai* > *e*. Das sicherste Beispiel ist *dernier*, eine Weiterbildung von *derrain*. Dieses *derrain* wird mit dem Suffix *ier* > **derrainier* und weiter zu **derrenier* und mit Ausstoßung des *e* nach *r* wie in *merveille* < *mirabilia* zu *dernier*. Ferner kann man noch anführen *fontenelle*, *fontenil*, die allerdings aus einem schon vlt. **fontanella*, **fontanile* entstanden sein können, die man aber doch wegen *fontainette* lieber zu *fontaine* beziehen wird. Deutlicher ist *ensemer*, *ensimer* zu afr. *sain* < *sagina*, das in afr. *saindoux* erhalten ist. Andere Beispiele sind die Ortsnamen *Sarmizelles*, *Sermerolles*, die zu *Sarmaise* < *Sarmatia* gehören (erwähnt bei Herzog, *Streitfragen d. rom. Phil.* S. 93). Aus diesen Beispielen geht klar hervor, daß zwischentoniges *ai* schon vor der Zeit der ältesten fr. Denkmäler zu *e* geworden ist. Aprv. *acatar* oder *acaptar* kann auch nach dieser Theorie nicht von **adcaptare* hergeleitet werden, sondern weist auf ein **adcapitare*.

Man könnte einwenden, daß, wenn vortoniges *pt* > *it* wird, *adcaptare* > *achaitier* werden müßte und später zu **achetier*. Darauf ist wohl zu erwidern, daß mit dem Wandel von *ai* > *e* auch das epenthetische *i* schwindet.

Es wird somit vortoniges *pt* im Fr. und Prv. zu *it*.

afr. **ferai, lerai.**

In *ferai* zu *faire* und *lerai* zu *laier* ist das *e* auffällig, da es aus *ai* entstanden sein muß. Bei *ferai* nimmt Rydberg in *Le développement de facere* an, daß es aus *fare ayo* entstanden sei.

Aber auch dann ist das *e* nicht berechtigt, weshalb G. Paris in der Rezension Rom. XXII das *e* aus der zwischentonigen Stellung in der Verbindung *jò ferai* erklärt. Bei *lerai* aber kommt man nicht um die Schwierigkeit herum, daß das *e* aus *ai* entstanden ist, da gerade einer der ältesten Belege *lerrei* lautet (Godefroy), während die Form *lairai* erst spät auftritt, wo *ai* schon als *e* gesprochen wurde. Nach dem, was ich früher bei *acheter* gesagt habe, kann sich dieser Wandel von *ai* > *e* nur in zwischentoniger Silbe vollzogen haben und zwar schon vor der Zeit unserer ältesten fr. Denkmäler. Da beide Verba Modalverba sind, ist es leicht begreiflich, daß die erste Silbe als zwischentonig behandelt wurde.

fr. **nacelle.**

Da *nacelle* < *navicella* nicht die Entwicklung von *avi* > *ou* zeigt, was eine Form fr. *noiselle* schließlich ergeben müßte (vgl. Schwan-Behrens, *Afr. Gr.*, § 111b anm.), so sieht man es als unregelmäßige Bildung an. Zur Stütze einer solchen Annahme kann man noch die Entwicklung von **avicellu* > **aucellu* > fr. *oisel* anführen. Diese Begründung erscheint mir aber nicht stichhaltig. Denn, sieht man sich die Beispiele genau an, so fällt auf, daß in allen bis auf **aucellu avi* oder *avu* unter dem Tone steht: **avica* > **auca*, *tabula* > **taula*, *parabula* > *paraula*. Bei **aucellu* aber ist es von vornherein klar, daß **auca* eingewirkt hat, sodaß für die Entwicklung von *-avi* vor dem Tone nur *navicella* als einziges Beispiel übrig bleibt. Aber auch *navicella* verlangt ein Simplex *navica*, das, wie ML., Zs. XXVI, 727 f. gezeigt hat, dem fr. *noue* zugrunde liegt. Es trat aber keine Beeinflussung des *navicella* durch **navica* > **nauca* ein, wohl aus dem Grunde, weil sich die beiden Wörter zu weit voneinander entfernten. Es zeigt somit *nacelle* die korrekte Entwicklung von *navicella*, das zu **navcella* wird, wo das *v* die Entstehung eines epenthetischen *i* vor *c*, verhindert analog zu *larrecin* > *latrocinnu*, das man nicht gut als gelehrte Bildung ansehen kann, da *latro* > *ledres* wird. Ein ähnliches Beispiel ist *corruptiare* > *corcier*.

fr. **rouil, rouille** aprv. **rozilh-z, ruylha.**

Für fr. *rouil* und *rouille*, aprv. *rozílh-z* nimmt Diez Diminutivbildung von *aerugo*, an, das zu it. *ruggine*, rum. *rugine*, sp. *orin* wird. Diese Herleitung ist aber unmöglich, da das *u* in *aerugo* lang ist. Im Dict. gén. wird ein **rubicula* als Diminutiv zu *rubiginem* als Etymon aufgestellt, wo wieder der Schwund des *b* große Schwierigkeit bereitet und das Prv. mit seinem *z* ganz unbeachtet gelassen wird. Diese beiden Schwierigkeiten werden durch Körtings Ansatz eines **rutiliare*, vom Adj. *rutilus* gebildet, zu fr. *rouiller*, aprv. *roilhar*, *rozilhar* vermieden. Zu diesem Ver-

bum wären afr. *rouil*, *rouille* und aprv. *rozilh-z*, *ro-ilh-z* als Verbalsubst. entstanden. Dagegen läßt sich nun einwenden, daß *rutilus* in den rom. Sprachen nicht weiterlebt und vor allem, daß *rutilus* „rötlich" bedeutet, somit ein Verb **rutiliare* die Bedeutung hätte „rötlich werden", dann „rostrot werden" und schließlich zur Bedeutung „rosten" gelangte, in welchem Stadium dann erst das Verbalsubst. gebildet werden könnte. Mir scheint der Weg gerade der umgekehrte zu sein. Vom Subst. „Rost" wird ein Verb „rosten" gebildet, das dann auch zur Bedeutung „rostrot werden" gelangen kann. Auch in lautlicher Hinsicht läßt sich ein Einwand erheben. In *rutilus* ist nämlich das *i* kurz, was auch beim Verb der Fall sein müßte. Dann würde man aber ein **roelhar* erwarten. Außerdem werden Verbalsubst. von Verben der I. Cj. nur bei Verben auf *-are* M-L, RG II §§ 397—8 und nicht auf *-iare* gebildet, z. B. *cantus* von *cantare*. Ich möchte daher eine andere Etymologie vorschlagen. Auffällig ist, daß dieses Wort nur im Fr. und Prv. vorkommt, was mich auf die Vermutung brachte, darin ein germanisches Wort zu sehen. Nun bietet sich im Germ. ein Wort, das auch im Fr., allerdings in anderer Bedeutung vorkommt, nämlich fr. *rouir* < germ *rotjan*. Das fr. *rouir* hat nur die spezielle Bedeutung „Hanf rösten", *rotjan* aber bedeutet (nach Kluge Et. W.) „faulen machen" „verfaulen lassen" und „faulen". Ich glaube nun, daß das Rosten als ein Faulen des Eisens angesehen werden kann, weil es dadurch weniger brauchbar wird, und fasse daher fr. *rouil*, pro. *rozilh* als Verbalsubst. zu *rotjan*, das im Gallo-Lt. zu **rotire* wurde wie *hatjan* > **hatire*. Mit welchem Suffix aber ist das Wort gebildet? Am nächsten liegt es, ein *-ilium* anzusetzen, doch kommt ein solches Suffix nicht vor. Mit langem *i* und *l* haben wir nur die Suffixe *ile* und den Plural dazu: *ilia* z. B. it. *fucile*, fr. *effondrilles*. Neben *rouil*, *rozilh-z* kommt im Fr. *rouille* vor, das später zur Vorherrschaft gelangt, und im Aprv. *ruylha*, das freilich nur einmal belegt ist (Raynouard). Diese beiden Formen führen uns auf ein **rotilia*, das eigentlich ein Plural ist, aber zu einem fem.-sg. wird analog *volatilia*. > afr. *voleïlle* afr. *volaille*. Wie erklärt sich aber das masc.? Man könnte Genus-Wechsel annehmen. Doch läßt es sich auch anders und zwar viel besser erklären. Zu dem Plural **rotilia* wurde ein sg. **rotilium* gebildet, wie dies schon in lt. Zeit bei *utensile* geschah. Der Plural dazu lautete *utensilia*, und dazu wurde ein neuer Sg. *utensilium* gebildet (Georges), woraus durch Einfluß von *usare* ein **usitilium* entstand, das zu fr. *outil* wurde. Daß das *l* in *outil* palatal war, erkennt man an dem Verb *outiller*. Durch die Annahme einer solchen Bildungsweise wird es verständlich, daß das masc. gleichzeitig mit dem fem. auftritt. Zu diesem Subst. *rouil*, das somit ein postverbales ist, wird nun ein Verbum gebildet, fr. *rouiller*, aprv. *rozilhar* nach Analogie von fr. *outil-outiller*. Es fragt sich

noch, ob auch das Suffix *-ilia* paßt. Wie man aus fr. *effondrilles* = Bodensatz, *brontilles* = Reisig ersieht, bezeichnet das Suffix das Sich-senken, das Herabfallen und Liegenbleiben. *Rotilia* bezeichnet somit das, was sich ansetzt. *Rotilia*, *rotilium* passen daher sowohl in lautlicher als auch in begrifflicher Hinsicht.

Fr. **pâle.**

Für fr. *pâle* wurden schon verschiedene Deutungen versucht, die aber alle nicht ganz befriedigen. So nahm Schuchardt in Rom. Etym. I, S. 31 Suffixwechsel von *-idus* und *-ius* an, also *pallidus* zu **pallius* und weiter zu **palli*, **palle*, *pale* wie *rancidus* > *rance*. Zunächst ist der Suffixwechsel auffällig und ferner würde **pallius* im Fr. **pail* ergeben. Herzog hält es in der Festgabe für Mussafia 1905, S. 484 f. für ein postverbales Adj., von *pâlir* gebildet, nach Analogie von *rouge-rougir*. Es wäre aber dann eine späte Bildung, die an Stelle eines ursprünglichen **palt* < *pallidus* getreten wäre, was Herzog für möglich hält. Am ausführlichsten beschäftigt sich mit diesem Wort Körting in Zs. f. fr. Spr. u. Lit. XXI, 84 ff. Er setzt ein vlt. **patilus* an, das in Analogie zu *rutilus*, der entgegengesetzten Farbe, gebildet wäre; *rutilus* sei allerdings untergegangen, doch eine Spur davon finde sich in fr. *rouiller* > **rutiliare*. Wie ich aber bei *rouille* gezeigt habe, scheint mir die letztere Ableitung unannehmbar. K. führt gleichzeitig eine Liste von Adj. auf *-idus* auf, die im Afr. teils zwei Formen für masc und fem. aufweisen wie *calidus* > *chaut*, *chaude*, teils nur eine Form auf *e* wie *aridu* > *are*, *avidu* > *ave*, *pavidus* > *pave*, *fatidu* > *fade*, *flaccidus* > *flaistre*, *hispidu* > *hisde*, *muccidus* > *moiste*, *rancidus* > *rance*, *sapidus* > *sade*. Dazu bemerkt er, daß *are*, *ave*, *pave* nur auf **arus*, **avus*, **pavus* und zw. nur auf das fem. zurückgehen können. (Die wallonischen Beispiele *humidu* > *ume*, *wime* und *tepidus* > *tieve* will ich übergehen, da sie vielleicht nur dialektisch sind.) Das ganz Unwahrscheinliche einer solchen Übertragung der fem. Form auf das masc. ist gerade beim adj. offenkundig. Eine Entwicklung von *pallidus* > **pallede* > **palle* > *pale* hält er für durchaus unzulässig. Gegen K.'s Annahme eines **patilus* spricht vor allem der Umstand, daß man nicht einsieht, von welchem Stamm es gebildet sein soll Überdies ist es sehr auffällig, daß er *pallidus* nicht ebenso erklärt wie *aridus* und demgemäß ein **pallus* ansetzt. Da wir im It. *pallido* und *arido* haben, so möchte ich auch fr. *pâle* und *are* nicht davon trennen und daher als lautgesetzliche Entwicklungen ansehen. Von besonderem Interesse sind hier für uns nur die fr. Bildungen auf *e*, die es nun gilt näher zu untersuchen. Fr. *sade* ist aus *sapidu* über **savede*, also eine dreisilbige Form entstanden. Ebenso gehen *flaistre* und *moiste* auf ursprünglich dreisilbige Formen

zurück, worauf das auslautende *e* und die Entwicklung von *cc* zu *iss* weist, also **flaissede*, **moissede*. Durch diese Erwägungen werden wir darauf geführt, daß auch *are*, *ave*, *pave*, auf dreisilbige Formen zurückgehen, nämlich **arede*, **avede*, **pavede*, was dadurch bestätigt wird, daß das betonte freie *a* nicht zu *e* wird. K. nimmt daher Einfluß von *avoir* und *paour* an. Diese merkwürdigen dreisilbigen Formen, deren dritte Silbe mitunter abfällt, stehen nicht vereinzelt da. Es gibt eine Reihe von Wörtern mit nachtonigem *a*, das aber auch im Prv. als *e* erscheint, weshalb Thomas in R. XXI, 506 ff. annimmt, daß *a* in dieser Stellung zu *e* wird, wofür er zahlreiche Belege anführt, und zwar aus dem Prv. z. B. *sinapi* > *senebe*, *orphanu* > prv. *orfe(n)*, fr. *orfe*, *Rhodanum* > prv. *Roze(n)*, *Rozer*, fr. *Rosne*. Dazu möchte ich *anate* > prv. *anedo*, fr. *ane* fügen. Aus diesen wenigen Beispielen läßt sich ersehen, daß für den Ausfall des nachtonigen Vokals und den Verlust der letzten Silbe nur die Natur der Konsonanten maßgebend ist, die sich in beiden Sprachen nicht ganz gleich verhalten. So fällt im Prv. bei *Roze(n)* der Auslaut ab, während in fr. *Rosne*, dessen *s* keine etymologische Bedeutung hat, ebenso wie in *resne* > *retina*, der Mittelvokal abfällt; vgl. noch *platanus* > fr. *plane*. Es haben sich somit *are* und *palle* lautgesetzlich entwickelt. Für *ave* und *pave* erwartet man aber nicht **eve*, **peve*, sondern **ade*, **pade* nach Analogie von *sade*. Hier möchte ich allerdings Einfluß von *avoir* und *paour* annehmen, in dem Sinne, daß durch sie die Stammsilbe gehalten wurde. Bei *sade* scheint frühe Lostrennung von *savoir* eingetreten zu sein. Dies führt uns zur Beantwortung der Frage, warum in manchen Fällen diese Entwicklung über dreisilbige Formen eintrat. Als Grund hierfür möchte ich annehmen, daß die Subst. oder Verba, welche neben diesen Adj. auf *-idus* standen, die Stammsilbe länger gehalten haben, sodaß keine Synkope des Mittelvokals eintreten konnte. Dies ist auch bei *pallidus* der Fall, neben dem *palir* stand.

Afr. **iluec, aluec, luec, lues.**

Für afr. *iluec* setzt M-L. R.G. II, 642 mit Ascoli ein **illoque* an, das zu siz. *ddoku*, neap. *lloke*, amail *illoga* wird, analog *interocque* > obw. *entroqua*, ait. *introcque*, afr. *entrues*. Doch ist nicht recht einzusehen, wie ein *illoque* entstanden sein soll. Daß ein Zusammenhang mit *locu* besteht, beweisen afr. *luec*, ait. *loco*, sp. *luego*, ptg. *logo*. Eine Form auf *-que* dürfte auch für amail. *illoga* nicht passen. Da der Endvokal überall verschieden ist, scheint es mir am einfachsten zu sein, als Etymon eine Form mit auslautendem Konsonanten anzusetzen, sodaß wir auf ein **illoc* kommen. Schwierigkeiten bereiten bei dieser Form der Anlaut *il* und der Abfall des auslautenden Vokals, da unstreitig *locu* zugrunde liegt. Eine Zusammensetzung *illo loco* anzunehmen,

wie sie in lt. *íllico* vorliegt, geht nicht an, da *illo* im Vlt. nur mehr proklitisch ist, sodaß daraus höchstens ein **loloco* entstünde, und **in loco* > **illoco* ist unmöglich, weil bei *locus* die Prp. *in* im Lt. nicht verwendet wird. Sämtliche Schwierigkeiten werden, wie ich glaube, gelöst, wenn man eine Kontamination von *illíc* + *loco* (adv.) > **illoc* annimmt. Daraus entsteht afr. *iluec* mit dem *i* von *ici*, siz. *ḍḍoku*, neap. *lloke* und amail. *illoga*. Daß diese Verschmelzung im It. und Sp.-Ptg. nicht eintrat, erklärt sich vielleicht daraus, daß in diesen Sprachen *illíc* sich selbständig weiter entwickelte zu it. *lì*, sp. ptg. *allí*. Bei dem temporalen afr. *luec* muß man dann annehmen, daß *iluec* < *illoc* eingewirkt habe, sodaß das ursprüngliche *loco* zu **loc* verkürzt wurde. Daneben kommt im Afr. noch *aluec* vor, das ebenfalls temporal ist, wenigstens in den meisten Fällen, und das wohl aus *luec* nach Analogie der begrifflich verwandten *lors-alors* gebildet wurde. Die Form *lues* hat ihr *s* ebenfalls von *lors*. Daß aber im Siz. und Neap. das auslautende *k* nicht abfiel, dürfte sich daraus erklären, daß *locu* als Subst. einwirkte, wodurch das *k* gehalten wurde. Da nun das It. einen konsonantischen Auslaut nicht duldet, so wurde ein Vokal angefügt. Bei obw. *entroqua* und ait. *introcque* dürfte *dunque* eingewirkt haben, während sich afr. *entrues* ohne weiteres aus *inter hoc* mit dem adverbialen *s* erklärt.

RUDOLF HABERL.

Nachträge zu Thurot, de la prononciation française. Paris 1881.

Angabe der benützten Grammatiken.

(Die Zahl in Klammern verweist auf Stengel, *Chronol. Verzeichnis franz. Gram.*, Oppeln 1890; die Zahl nach dem Namen gibt die Ausgabe an.)

(135) A. C. M. 1670
— Andry 1692
(103) Barnabé 1656
(70) Basforest 1624
(12)[1]) Berlaimont 1552
(52) Bernhard 1607
(212) Besel I 1697
(230) II 1701
(129) Biju 1668
(42) Cachedenier 1600
(188) Canel I 1688
(24) Caucius 1570. 1586
(223) Charbonnet I 1714
(224) II 1699
(131) Chifflet II 1680
(339) Choffin 1747
(99) Clesse 1655
(189) Colmard 1688
(147) D'Aisy I 1674
— Danet 1684
(95) D'Arsy 1650
(164) De Coux 1680
(126) De Fenne I 1666
(137) II 1680
(157) De Foigny 1677
(55) De la Faye I 1608
(59) II 1611
(60) III 1613

[1]) Anm. 4.

I. Band.

S. 8 d'AISY I, 28 on dit et l'on écrit *sarge* ou *serge*. — J. MARIN 3 il y en a qui disent et qui écrivent *sarge*; mais la plus-part des Personnes épurées disent et écrivent *serge*.

S. 10 de MIRABEAU 3 *a* in his effertur ut *e*... *charrete*. — de FENNE I, 9 *a* in dictionibus sequentibus ut *e* auditur:... *charette* quasi... *cherette*. — d'AISY I, 28 *charette* prononce *a* comme *char* et *chariot*. — J. MARIN 3 il y en a qui écrivent et qui disent *charrette*; neantmoins *Chairette* ou *Cherette* est bien plus doux.

S. 18 DOERG. 195 *guarir* vel *guerir* — GARNIER PH. 68 *guerir* et *guarir*. — NOEL FRANC. 59 la Remarque aime mieus *guerir* que *garir*. La Censure reproche que cela sent l'enfant de Paris qui change souvant l'*a* en *e*. — J. MARIN 3 *guerir*, *fantaisie* et non pas *guarir*, *fantasie* qui sont pour les Villageois.

NOEL FRANÇ. 45 La Remarque croit qu'il vaut mieus dire *Herondelle*, que non pas ny *hirondelle* ny *arondelle*. La Censure prefere *harondelle* puis *hirondelle*: et ne peut souffrir *Erondelle*.

S. 23 BERNHARD 13 *Apparence* legunt *apperence*, *irreparable* dicunt *irreperable*.

S. 27 COLMARD 20 *demoiselle*... wenn man das Pron. *ma* darzu thut, spricht man besser *mamsell* als *madmoiselle*, es stehet aber einen jeden frey, doch soll das *e* niemals gehöret werden.

[2]) Anm. 3.

S. 53 J. M. Tab. In sequentibus licet reperiantur interdum accentu notata *profés*, *accés*, *succés*, *excés*, *apres*, *pres*, *aupres*, *procés*.

S. 71 d'AISY I, 29 *e* est fermé dans... *pere*, *mere*, *frere*. — J. MARIN 10 L'*e* de la penultiéme Syll. Suivy de quelque Cons. que ce soit se prononce ouvert, quand l'*e* de la derniere Syll. est Feminin, excepté... *Pére*, *Mére Frére*... qui ont l'*e* de la Penultiéme en *é* long.

S. 81 d'AISY I, 29 *e* est fermé dans *college*, *sacrilege*.

S. 210 HAMON 7 Vulgò dicimus *stomme*, *ste femme*, *stuicy*, *stui là*, *tout à steure*.

S. 214 du GRES 7 *E* ante *s* in monosyll. est apertum, exc. in adv. *tres*, in quo est masculinum.

S. 225 STEPHANUS H. 138 *leon* sive *lion*. Utrunque enim dicitur: sed *lion* vulgo magis in usu est. ac certe ista a vulgo facta literae mutatio obtinuit in foem. nomine. omnes enim propemodum *lionne* dicunt, non *leonne*.

S. 228 PROVANSAL 15 wie *g* wird es gelesen in... *necromancie*.

S. 245 NOEL FRANÇ. 26 *chouse* au lieu de *chose* est une prononciation moisie et contre nature.

S. 247 BARNABE 9 in *pentecoste* lisset man *pantkot* oder *pantkut*.

S. 256 CACHED. 10 quamvis *à* multis *o* et *ou* indistinctè pro eodem scribatur ut *vouloir* et *voloir*, sed malè.

S. 259 NOEL FR. 110 On trace le *portrait*, non pas le *pourtrait*. Le nouveau Censeur des Remarques dit sur ce sujet que le *pro* des Latins ne se changeant jamais en *por*, mais ordinairemant en *pour*; il est plus à propos de dire *pourtrait* que *portrait*.

S. 260 *pourvoir & prouvoir* SERRES 1629. 83; DŒRG 198; de la FAYEIK 4 v; Gram. 1610. 51; MARTIN II, 227; III, 49; MATRAS 1642. 110; 1668. 152.

S. 265 CACHED. (Appendix) 46 *prouffit* vel *proffit* saepe enim *o* pro *ou* indistincte scribitur.

S. 270. CAUCIUS 1586. 20 *larronnesse* & syncopice *larnesse* — ebenso: G. NATHANAEL 20; Stœr 1603 V r; Encarnacion 32.

S. 279 du WES 900 the Picardes... sayeng *t'as* for *tu as*, *tes* for *tu es*.

S. 305 WETZLIUS 8 In praeter. priore et fut. eodem quidem effertur modo (sc. induit naturam latinae diphthongi *æ*) sed auditur paululum sonus literae *i chantaei*, *lyraei*.

S. 307 PALAIR. II ,144 *ai* a le son de l'*é* masc. à la fin des Noms et des Verbes. *Mai*, *sai* prononcez *mé*, *sé*.

S. 316 du GRES 22 observa quod in fœmin. eorum, quae desinunt in *air*, *ai* non tam clarè sonat ac in masc., ut *claire*; magis enim sonat *é* masc., quam *e* apertum. — BIJU 4 *ai* sicut germ. *e faire*, *taire*, *plaire*. Excipe *breviaire*, *grammaire*.

S. 326 A.C.M. 48 *ay* hat meistenteils den Laut eines dunkelen *e* als *je scay*, *aimay* als auch *aisné* wie *ené*. — J. MARIN 30 *aisné* lisez *ené*.

S. 331 CAUCIUS 1570. 65 *frez*, *fresche* q. veniat a masc. Picardis usitato *frec*. — STŒR 1603 V r *frais* vel *frés* (Picardi dicunt *frec*) — PARISOT 35 Picardi scribunt et pronuntiant adhuc masc. dicendo et scribendo *frec*.

S. 333 PALAIR. II, 144 *ai* a le son de l'*é* masc..... dans les mots *aiglon*, *aigreur* prononcez *églon*, *égreur*.

S. 338 WETZLIUS 8 *ei* legitur ut *é* masc. velut *peine*, *veine péne*, *véne*.

S. 354 WETZLIUS 10 *oy* profertur ut *œ* latina diphth. veluti *mois*, *foy*, *gloire* q. d. *mœs*, *fœs*, *glœre*.

S. 357 du GRES 25 Nunc dierum aulici pronunciant *oi* vel *oy* ut nostrum *é* apertum vel ut *a* tenue Anglorm in iis, in quibus caeteri

pronunciant ut *œ* apertum... ut *parlois* pronunciant *parlés*, *courtois courtés* vel *courtas* secundum Anglos. In desinentibus in *oir* et in verbis quae habent *oi* in prima syll., aulici retinent aliorum pronunciationem ut in *concevoir*, *choisir* non dicunt *concevér*, *chésir*. Grammatici non pauci aulicos stultae novitatis insimulant, atque adeò ipsorum pronunciationem explodendam decernunt: mihi verò non adeò displicet aulica ista pronunciatio; videtur enim nostrae linguae suavitati peraccommoda et peregrinis ipsis aliâ longe facilior ut videre est. — HAMON 6 *oi* = *e* apertum: *je*, *tu faisois*, *paroistre*, *courtois*, *courtoisie*. quaedam sonant ut *e* gallicum: *il donnoit*, *faisoit*, *froid*, *estroit*, *droit* (non pro iure) *endroit*, *adroit*, *foible*, *foiblesse*. pronuncia *fret*, *estret*, *dret feble*.... *croire* pronuncia *crere* [er stellt es zusammen mit *taire*, *braire* die mit *tere*, *brere* umschrieben sind]. — MEZ 43 *oi* spricht man auss wie *oa sçavoir*, *bon soir*, *devoir*; 45 *convoy*, *roy*, *loy*, *foy*; 44 *droit*... wann es Recht, ius, heißet bleibt es *oa*. — de FOIGNY 9 *oi* = *oa* brevissimum *moy*, *toy*, *foy*; exceptio est, cum *r* praecedit *oi*: tunc *oi* sonat ut *è* apertum. 10 Risui exponeretur qui diceret *Genevés*, *Suedés* sed pornunciandum *Genevoa*, *Suedoa*. *François*, Franciscus, legitur *Francoa*; *droit*, jus, legitur *droa*; *doit*, digitus, leg. *doa*. *bois*, *ois*, *vois* (video) *chois* in quibus legitur ut *a* (sic!) brevissimum (*je voas*, *boas*). 11 *voir*, *asseoir*, *boire* legitur *voar*, *s'assoar*; *croire-crêre*. — MAUCOND. 60 cette diphth. a la prononciation de l'une et de l'autre voyele: comme *oiseau*, *oisif*, *loi*, *foi*. 62 nativam servant pronunciationem monosyllaba ut *oie joie*, *proie*, *Troie*. — TEYSSIER 12 Alle Wörter, welche sich endigen auf *oir* werden aussgesprochen durch *oi*... es ist aber wohl zu mercken, daß etliche nicht so offen werden ausgesprochen, sondern das *r* wird ausgelassen, als *mouchoir*, *dortoir*, *refectoir*, *frotoir*, *tiroir*.

S. 358 ELEMENS 22 Plusieurs et des François-mêmes, la prononcent comme un *oé*, d'autres comme un *oa*. Ces deux prononciations sont également vicieuses : elle doit tenir le milieu entre l'*o* et l'*è* ouvert: dans *roi*, *foi* . . . — CHOFFIN 13 *oi* klingt zuweilen wie *o*ä, zuweilen wie *ä*, aber niemals wie *oa*, wie es viele geborne Franzosen falsch aussprechen.

S. 388 de FOIGNY 10 *je dois*, debeo, legitur a nonnullis *dés*. NOEL FRANÇ. 89 On prononce toûjours *oi* aus trois pers. du sing pres. de l'ind. des verbes terminez en *çois* : *je conçois*, non pas *je conçais*. — de FOIGNY 10 *j'apperçois* legendum *j'apperçés*. — TEYSSIER 12 *oi* und nicht *ai* in *conçoy*, *reçoy*, *aperçoi*.

S. 390 TEYSSIER 13 *craistre*, *accraistre*. — RUAU 8 sieh die Ergänzung zu S. 391.

S. 391 de MIRABEAU 8 *oi* = *e* largum *croire*, *croistre*, *crois*. — TEYSSIER 12 Ich wollte auch sagen *je croy en Dieu* als *je crai en D.* — RUAU 8 *oi* in fine sillab. pronuntiatur quasi in *ais* vel *es je connois*, *j'aimois* sic etiam *connoistre*, *paroistre* . . . . exceptis . . . *droit* (subst.) *froid* . . . *croire*, *croistre*, *je crois*; quidam dicunt *je crais* à verbo credere. — de RISSEAU 6 *ois*, *oit oient* in denen Imperf. Verb. wird gelesen *e* grob, zu welchem hinzukommt *soient*, *croient* . . . in *croions* liest man *oi* wie *ei*.

S. 393 MEZ 44 Desgleichen behält *qu'il soit oa* damit es unterschieden werde von *c'est* und *sçait*. — de RISSEAU 6 in *soions* liest man *oi* wie *ei*.

S. 402 TEYSSIER 14 man sagt auch *l'Academie Françoise*, aber ich wollte lieber sagen *cela n'est pas Français*.

S. 405 MEZ 44 und lautet *oi* wie *ai* . . . *avoine*. — MEY Tab. *oi* = *oai avoine*. — J. M. Tab. *oi* = *ä avoine*.

S. 407 TEYSSIER 12 Es wird auch gesagt im gemeinen reden, *drait*, *adrait*, aber besser sagt man *adroit*.

S. 409 TEYSSIER 12 in gemeiner Redens-Art *frais* für *froid*, *crait* für *croit*; aber im predigen, disputiren und peroriren ist besser *froid*, *froideur*. — RUAU 8 sieh die Ergänzg. zu S. 391.

S. 412 MILLERAN 1, 98 *yvraye* ou *yvroye*.

S. 421 ROUX I, 47 *buisson* pronunciatur *bisson*. — PNOVANSAL 13 das *u* wird gar nicht mit ausgesprochen in *buisson*.

S. 424 GREIF. 14 *Juin* wird von einigen wie *Schüng*, von einigen wie *Schöng* ausgesprochen. — PROVANSAL 13 *juin* wird *schüng* pronuncirt, doch ganz gelinde.

S. 435—437 SERRES 1618. 23 *eau* pronunciatur ut *E* cum diphth. *au*, sed raptim et unâ syll. ut *pseaulme* . . . quasi *séome*. — WETZLIUS 11 *eau* in hac diphth. auditur sonus *e* fœm. et *au* diphthongi separatim tametsi constituunt unam syll. ut *eau*, *beau*, *peau* q. d. *eó*, *beó*, *peó*. — de MIRABEAU 9 *eau* effertur ut *eo manteau*, *manteo*; *beau*; *beo*. — RUAU 9 *eau* pronunciatur quasi esset una sillaba *o*; sed pronunciatur *e* tantisper in his vocabulis *pinceau*, *ruisseau*, *morceau*, *roseau*, *museau*.

S. 442 WETZLIUS 9 Galli huic diphth. alium non dant sonum, quam eum, quem nos damus nostrae interiectioni dolentis *wee* ut *veu*, *peu* q. d. *vé*, *pé*. — BARNABE 6 *eu* wie das *äu* in mäuth, häuth oder wie *eu* in Europa.

S. 446 de MIRABEAU 8 *œu* ut *u œuvre*, *uvre*; *cœur*, *cur*; *vœu*, *vu*.

S. 452 RUAU 10 *jeune* iuvenis breviatur; *jeusne* jejunium producitur.

S. 462 BARNABE 13 *ueil*, *ueill* wird nach consonant wie *eulie* aussgesprochen, also *dueil*, *feuille*, liss *deulie*, *feulie*, das *eu* wie in leuth, europa.

S. 465 SERRES 1618. 24 *œi* in *œil* . . . sonat *E* cum J. — WETZLIUS 11 *œi* ita profertur ut *é* masc. cum tenuissimo litterae *i* sono audiatur *œil*, *dœil* q. d. *éil*, *déil*. — d'ARSY 27 *œil* quod profertur *eil*. — BARNABE 9 *œil*, *œill* wie *eulie*, das *eu* wie in leut, häuth.

S. 466 de COUX 5 *uei* ut *e* breve et obscurum effertur ut *dueil*, *sueil*, *escueil*, *fueil*, *fueillet*. Excipe *orgueil* cum derivatis in quibus *uei* ut *e* apertum pronuntiatur.

S. 502 CACHED. 41 *païs*; licet aliud sit in *paisant*, *paisante* vel *paisanne* in quibus *ai* . . . ita sonat *pesant*, *pesante* vel *pesanne*.

S. 503 BARNABE 9 in *poele*, *poelon* so auch *paele*, *paelon* geschrieben werden, liss *poäl*, *poälon* oder *pälon* mit kurtzem *ä* und *päl* mit langem. — de MIRABEAU 3 *paele* = *pele*. — BIJU 5 *ae* sicut *œ* ut *paele* sartago, *paelon* diminutivum. — de FOIGNY 6 *paele* = *pêle* — J. M. Tab. *ae* monosyll. ut *ä paele*, *paelon*.

S. 513 Anm. 2 GREIF. 11 *Eu* wird wie *ü* ausgesprochen in . . . *dejûner*.

S. 515 STOER III c *e* quiescit in diphth. *eu* ut *heureux* q. d. *hureux*.

S. 522 GREIF. 11 *Eu* wird wie *ü* ausgesprochen in *eunuque*. — ebenso PROVANSAL 10.

S. 523 BARNABE 7 In *Eucharistie* liset man *Efcaristie*.

S. 529 BESEL I, 16 pronunciret *voici*, *voila* wie ein *oä* obwol etliche sagen im geschwinden Reden gleichsam *voci*, *vela*.

S. 542 PROVANSAL 11 *Noel* wird *nouel* pronuncirt. — PALAIR. II, 137 prononcez *Nouel*.

S. 543 SERRES 1618. 22 *ui*, *ie*, *oe* propriè semper leguntur. . . *moele*. — de MIRABEAU 9 *oue* et *oie* vel *oye* non sunt triphongi quia ultima vocalis separatim pronuntiatur . . . *mouele*. — SERRES 1618. 24 *foueter* quasi *foiter*.

S. 544 de MIRABEAU 9 *oue* et *oie* vel *oye* non sunt triphtongi quia ultima vocalis separatim legitur . . . *souëf*.

II. Band.

S. 19 J. M. Tab. dubium est in . . . *puisque.*

S. 46 MILLERAN 2, 139 on dit plus elegament *je vais* . . . ne prononçant en aucune façon *s* devant les mots qui commencent par une voyelle quoi que plusieurs le fassent.

S. 70 GRAVIUS 3 diese End Conson. werden ausgesprochen, obschon ein Cons. drauf folget: *ains, laps* ein Verlauff.

S. 74. *vals* et vaux DUEZ I, 153, II, 37; III, 44; MEZ 9; THOMASINI 31; de PRATEL I, 27.

fidarchals MARTIN II, 54.

fanals MARTIN II, 54; du GRES 39; MEZ 8; BIJU 22; DELAUNAY 7 . . . . nach 1694 VERDUN 33; NEUPER 89; PROVANSAL 44; de PRATEL II, 62; GRAM. 1749. 23.

fanaux de VALLANGE 19.

signals du GRES 39; MEZ 9; de COUX 32; BIJU 22; DELAUNAY 7; DUEZ III, 44; SPRENGER 25; . . . . NEUPER 83; PROVANSAL 44.

signaux RÄDLEIN 89; de PRATEL II, 62; de VALLANGE 18;

S. 75 *madrigals* MARTIN II, 54.

RÄDLEIN 89 *Piedestals* ist nicht gebräuchlich. — *piedestals* CLESSE 19; BARNABÉ 38; MEZ 8; BIJU 22; SPRENGER 25; J. MARIN 75; THOMASINI 31; CANEL I, 43 *ails*; de PRATEL I, 27; des PEPLIERS 25; SCHATZ 71.

piedestaux THOMASINI 31; de PRATEL I, 27; de VALLANGE 19.

canals et *canaux* CAUCIUS 1586. 21 r.

VAUGELAS II, 206 On dit au plur. *arcenaux* et je n'ay jamais oüy dire *arcenacs.* — MENAGE 21 J'avoüe qu'*Arsenaux* est plus usité qu'*Arsenacs*: mais avec le temps *Arsenacs* l'emportera sur *Arsenaux.* — de la TOUCHE 2, 28 Le prémier (sc. *arcenal*) est le vrai mot comme il paroît par le plur. *arcenaux.* M. de Gomberville dans son Poléxandre a dit *arcenacs.* — ROUX II, 387 die meisten machen den Plural *arsenaux.*

arsenals MARTIN II, 54; du GRES 39; KNOBLOCH 172; BARNABÉ 38; MEZ 9; de COUX 32. DELAUNAY 7; SPRENGER 25; THOMASINI 31; de PRATEL I, 27; SCHATZ 71.

arsenaux BARNABÉ 38; MEZ 9; CHIFFLET II, 22; J. MARIN 75; du BOIS 60; MENUDIER 640; THOMASINI 31; de PRATEL I, 27; II, 64; SCHATZ 71; de VALLANGE 18; VERDUN 33;

S. 76 ANDRY 31 pour *des aulx* il n'est plus en usage, on dit *des ails.* Et j'aimerois mieux dire *deux testes d'ail* que *trois ails.* Mais cependant je ne voudrois pas condamner ceux qui disent *deux ails.*

S. 77 RÄDLEIN 89 *coraux* fast gar nicht gebräuchlich. — *corals* MARTIN II, 54; MATRAS 1668. 62.

corails du GRES 39; KNOBLOCH 172.

crystals du GRES 39; MATRAS 1668. 62; KNOBLOCH 172;

RÄDLEIN 89 *portail* (und nicht *portal*) hat besser *portaux* als *portails* oder *portals.* — ROUX II, 387 *portail* hatte ehedessen *porteaux*; es ist aber nicht mehr gebräuchlich. — *portails* SARGANECK 180; KLÜTER 81; de VALLANGE 16; VALLART 118. — *portals* et *portaux* NEUPER 89.

GRAM. 1671. 208 Contingit, ut quis dicat *esvantaux* pro *esvantails.* — DANET 594 ce mot fait au plur *eventails*, et non pas *Eventaux.*

espouvantaux MARTIN II, 54.

GRAM. 1671. 208 Contingit, ut quis dicat . . . *esmails* pro *esmaux.* — *emails* BIJU 22; THOMASINI 31; SCHEUBLER 138; ROY I, 29; SCHATZ 71.

S. 78 *plumails* vel *plumas* DUEZ I, 152; MEZ 9.

HAMON 2 *ils* positum ante tempus verbi incipientis à vocali pronunciatur quasi esset scriptum *is*. — GRAVIUS 2 Vor einem Voc. aber ist das *L* nur stumm als *ils auront* liess *ihs oron*. — d'AISY I, 70 Devant une voyelle on prononce *il* ou *is* . . . En interrogeant *ls* sont toujours muettes. *Y sont-ils? Parlent-ils à vous?*

S. 8 2 de la TOUCHE 2, 14 Il faut prononcer *aïeux* plutôt qu'*aïeuls* malgré la remarque de Mr. Ménage.

S. 85 d'AISY I, 64 dans *Reims s* est indifferente.

CHARBON. II, 19 in *crucifix* wird es niemahls pronuncirt.

S. 104 de la FAYE I A 4 r *c* auditur in *respect*.

S. 109 BESEL I, 8 man sagt *mettre pié à terre*, nicht *pied à t.*, *pié à boule*, nicht *pied à b.*

S. 117 und 119 DOERG. 66 *g* in fine vix effertur, sed in *long*, *joug* effertur quasi *k* ut *lonk*, *jouk*. — MEZ 64 in *joug* höret man das *g*.

S. 120 J. M. Tab. *p*. non legitur in . . . *Julep*. — ROUX I, 31 *p* semper auditur in . . . *julep*.

J. M. Tab. *p* non legitur in *galop*.

S. 123 MULERIUS 11 *p* in fine dictionis exprimitur . . . *galop*.

S. 124 WETZLIUS 22 exprimitur velut in *coup*, *beaucoup*, *sep*, *trop*. — MULERIUS 11 *p* in fine dictionis exprimitur . . . *coup*.

BASFOR. 12 in *champ*, Veld, wirds zum Theil gehört.

S. 125 BASFOR. 12 in *camp*, Leger, wirds gantz gehört.

de RISSEAU 13 wenn es (sc. *b*) aber zu Ende einer Sylbe muß ausgesprochen werden, so spricht man es etwas hart aus; es muß aber auch ein Voc. vorhergehen als *s'abstenir*, *radoub*.

PALAIR. II, 150 Cette Cons. a le son de *p* . . . *Job* . . . prononcez *Jop*.

S. 127 BESEL I 3 *c* wird niemals ausgesprochen in . . . *cotignac*. — II, 3 Vor einem Vocal *c* wird gelesen in . . . *cotignac* . . . , aber nicht, wann sie sind alleine oder vor einem Cons. — du GRES 3 Controversia est inter Grammaticos et aulicos non exigua de pronunciando vel omittendo *c* in fine praep. *avec*: Grammatici contendunt pronunciandum esse etiam dum sequuntur cons., aulici reticendum asseverant: qui tibi magis arrident, horum sequere pronunciationem. — de RISSEAU 13 in *avec* wird das *c*, wann ein Voc. folgt, ausgesprochen.

S. 128 BESEL II, 3 Vor einem Voc. *c* wird gelesen in *bec*.

S. 130 J. M. Tab. Sequente voc. legitur in . . . *froc* — ebenso BESEL I, 3.

S. 131 J. M. Tab; BESEL I, 3 Sequente voc. legitur in *franc*. — ROUX I, 11 in *franc* et *blanc c* finale cum sequente Voc. in quibusdam phrasibus efferri solet v. g. *aller du blanc au noir*; *franc et quitte*.

S. 132 BESEL I, 3 *c* in *donc* wird verschwiegen, wann man fraget; aber im concludiren, wanns vorn an stehet, pronuncirt mans gantz.

S. 134 du GRES 8 *F* pronuntiatur in fine dictionum, etiam sequente cons. ut volunt Grammatici: verum ipsum non suffragor opinioni; censeo enim *f* omittendum esse dum sequitur cons.: quanquam multi re verâ illud pronuncient, dum dictio terminata per *f* sententiam finiet, vel sermonem aut sola proferetur; tùm potest pronunciari *f*: ut cum dicimus *Mangez vous bien du bœuf?* verùm cùm dicimus *Que vous semble du bon bœuf d'Angleterre* censeo satius esse, ut *f* omittatur quàm ut pronuncietur.

S. 137 de COUX 9 *F* in his dictionibus in sing. numero sonat *chef*, *œuf*, *bœuf*, *soif*, *vif*, in plur. vero silet *chefs*, *bœufs*. — BESEL I, 4 in folgenden pronuncirt mans nur sequente vocali oder zu End des periodi und der Verse: *bœuf*, *œuf*, *neuf* (9).

S. 138 GRAVIUS 2 *F* ist auch stumm in den Wörtern . . . . *neuf* neu.

S. 142 GRAVIUS 2 *l* ist auch stumm in *fil.* — de FOIGNY 29 *l* non sonat .... *fil.*

S. 143 PALAIR. II, 157 se mouille un peu dans les finales de *babil, avril, peril, œil, Brésil* (païs), *mil* (grain).

S. 144 de FOIGNY 29 *l* non sonat: .... *grezil.*

S. 145 de FOIGNY 29 *l* non sonat ... *babil.* — ebenso CANEL I, 12.

S. 148 J. MARIN 61 *miroir, mouchoir* ne font point entendre leur *r* aupres beaucoup de delicats et de delicates dans la Langue; disant seulement *miroi, mouchoi.* — TEYSSIER 12 vergl. die Ergänzg. zu I, 357. — J. M. Tab. *r* omittitur in *mouchoir, dortoir, refectoir, frotoir, tiroir* .... juxta nonnullos Grammaticos.

S. 160 COLMARD 97 *familier* sprechen etliche *familié* aus, welches gantz falsch ist.

S. 161 COLMARD 97 Es wollen etliche *entié* sprechen, allein es wird nicht von allen approbirt und ist gantz falsch.

S. 163 COLMARD 98 Nun folgen alle die Subst., die in *ir* ausgehen, in welchen das *r* ausgesprochen wird, denn in allen andern, die hier nicht zu finden sind, wird das *r* verschwiegen, *desir, martir nadir, soupir, tir* ist nicht mehr gebräuchlich. — J. M. Tab. subst. in *ir* possunt *r* exprimere. — CHARBON. II, 17 mercket, daß es auch gemeiniglich in dem gemeinen Reden nicht ausgesprochen werde in ... *loisir, déplaisir,* wann das folgende Wort sich mit einem Cons. anfängt. Vor einem Voc. werden diese Wörter gantz ausgesprochen. — de RISSEAU 18 *r* ... wird gelesen in *cancer, hiver* .... dessgleichen in *Martir, Saphir, Soupir,* doch etwas zärtlicher als in andern. — CHOFFIN 26 *R* wird verschwiegen in . . . *désir, plaisir.* Aber nicht in folgenden . ... *martir, nadir, saphir, zéphir.* Bei allen diesen muß das *r* deutlich gehöret werden.

S. 178 MILLERAN 2, 100 *R* ne se prononce jamais dans le nom *velours.* — J. M. Tab. *r* omittitur in ... *velours* juxta nonnullos Grammaticos.

S. 181 NOEL FRANÇ. 12 il faut dire et écrire *arcenal* et non pas *arcenac.* — de FOIGNY 29 *l* non sonat: *arsenal.* — MENUD. 640 *arsenac* im sing. ist besser geredt als *arcenal.* — RICHELET 1, 39 On écrit *arcenac,* mais on prononce *arcena* .... *Arcenal* ne se dit plus au sing. — du BOIS 60 *arsenal* ò *arcenac* che si pronuntia *Arsena.* — DANET 116 On dit plus communément *Arsenac* qu'*Arsenal.* — de la TOUCHE 2, 28 Presque tout le monde prononce *arcena* et non pas *arcenal.* — ROUX II, 387 Einige schreiben mit der Academie *arsenal,* andere *arsenac.*

S. 197 SERRES 1618. 12 *G* ante *A, O, U* et conson. duriter at remissius quam *k* effertur. Nam in *Garde, Grand* profertur quasi *Karde, Krand,* sed aliquantò remissius.

S. 200 MILLERAN 2, 15 dites et ecrivez *ganif.*

S. 201 BESEL II, 2 man pronunciret *c* wie *g* in *second* ..., nicht aber in ... *Claude,* wie etliche sagen.

S. 204 u. 205 A. C. M. 24 das *c* wird auch in etlichen Wörtern nur wie ein *g* gelesen, als in *Claude,.... secret,* aber in *secretaire* wird es wie ein ordentlich *c* gelesen. — BESEL II, 2 man pronunciret *c* wie *g* in *second....*, nicht aber in *secret, secretaire...*, wie etliche sagen.

S. 206 J. MARIN 46 dans ce mot *vagabond* le *g* se prononce comme un *c.*

S. 208 HAMON 3 Si sequatur *h* post *c,* cave pronuncies illud *c* ut *k*....more vallonum.

S. 209 J. MARIN 28 on prononce *chable* ou *cable.*

S. 212 und 213 BERLAIM. D 1 v; 2 r hat für *chercher cherser*; D 6 v *rechoy, rechevons*; D 7 r *rechevoir.*

S. 214 CHARBON. II, 25 *chirurgien* pronunciret *cirugien.* — de RISSEAU 8 In *Chirurgie* und *Chirurgien* lautet *ch* wie *s.*

S. 219 de la FAYE I A 8r In composita dictione nihil de suo primo sono remittit, etiamsi sit positum inter vocales ut *resoudre.*

S. 228 NOEL FRANÇ. 9 Il faut écrire et prononcer *acheter* et non pas *ajetter.*

S. 232 de RISSEAU 8 *ch* = *sch Anchise, Acheron.*

S. 278 A. C. M. 34 dass etliche... *Abre* und *Mabre* vor *Arbre* und *Marbre* lesen und schreiben wollen, taugt im geringsten nichts. — GRAV. 12 das erste *R* ist stumm in *marbre, arbre.* — J. M. Tab. *arbre, marbre,* non *abre, mabre.*

S. 273 A. C. M. 34 dass etliche *Mercredi*... vor *Mecredi* lesen und schreiben wollen, taugt im geringsten nichts. — J. M. Tab. *mercredi* lege *mecredi.*

S. 281 J. M. Tab. *nôtre, vôtre* conjunctiva celeri sermone *not, vot.* Absoluta *nôtr, vôtr,* leguntur; exc. *nôtre seigneur, nôtre sauveur, nôtre Dame, nôtre pain quotidien,* in quibus non *not,* sed notr dicendum.

S. 306 du GRES 45 *gentil* fœm.: *gentille* vel *gentie.*

S. 316[3]) MILLERAN 2, 8 *B* s'exprime presque comme *p* dans les mots suivants: *obtenir, subtiliser, subtil, subtilité, subtilement.* — ROUX I, 10 interdum *b* sonat ut *p* in *obtenir, observer.* — GREIF. 15 *b* wird wie *p* pronunciiret vor *s* und *t,* also *observer, obtenir.* — PROVANSAL 14 dieser Buchstab wird wie ein *p* pronunciret, wenn immediate ein *s* oder *t* darauf folget, als *obscurcir, obtenir.*

S. 321 NOEL FRANÇ. 138 *satifaire* . . . . est un abus. Quelques-uns l'excuzent en la prononciation.

S. 337 WETZLIUS 36 *exil* = *ecsil.* — du GRES 21 *X* sonat ut *ss* in ... *complexion,* ... aliqui dicunt *complexion* cum *x.* — MEZ 52 in diesen nachfolgenden ... spricht man das *x* in der Mitte des Worts auss wie zwei *ss*... *Maximilian.* — 53 in *Alexandre* und *Polexandre* ist es hart wie *cs.* — de COUX 13 ut *cs exile.*

S. 339 de COUX 13 Quamvis littera hæc in externis quibusdam dictionibus in principio ponatur, tamen ut *s* effertur. *Xanthus, Xenephon*...quasi *Santhus, Senephon.*

d'AISY 1, 46 S'il suit une Cons. on le prononce *cs excuse, cxcommunié.* — MILLERAN 2, 171 *X* se prononce *cs* dans les mots... *excommunier, exclure, excuser, expliquer, experimenter, exprimer, exquis, Luxenbourg.* il faut remarquer que la letre *x* du v. *expliquer* peut encore se prononcer aussi bien comme la simple *s* que les autres exemples du §. Dites donc encore si vous voulez *espliquer.* — *ex* + cons = *es* Wetzlius 36; Hamon 5; Mez 52 (= ess); A. C. M. 45; de Foigny 46; Mauconduit 40; de Coux 13; Canel I, 15; Goffoi 14.

S. 346 MENUD. 538 man sagt und schreibt besser *anneau* als *agneau,* ein Lamm. — J. M. Tab. *g* silet... *agneau.* — BESEL II, 18 Confundiret nicht wie die Pariser *agneau* und *anneau.*

S. 348 J. MARIN 46 *g* ne se prononce dans le Mots.... *Cygne.*

S. 351 GREIF. 17 in denen Wörtern, die sich mit *ign* und *magn* anfangen, behält *gn* seine Latein. Pronunciation als *ignominie, magnifique.* — PROVANSAL 18 die Wörter, die sich von *magn* anfangen, als *magnifique, magnanime* als welche wie im Lateinischen und Teutschen gelesen werden. Etliche thun hinzu *ignorer* und *prognostiquer,* deren letzteres doch besser ohne *g* gelesen wird.

S. 357 J. M. Tab. *d* legitur in *admirer, adjoindre* (exc. *adjoint*).

S. 363 GRAV. 12 *P* ist stumm in *sculpteur, sculpture.*

S. 364 de RISSEAU 17 *p* liest man in der Mitte eines Wortes, wann ein *t* darauf folget als *promptement.*

---

[3]) vergl. p. 367.

S. 366 PALAIR. II, 150 Cette Cons. a le son de *p absous*.... prononcez *apsous*.

S. 367[4]) MEZ 19 das *b* spricht man aus wie *p* in *subtil*, *subtilement*, *subtilité*... — A. C. M. 23 doch wird es in folgenden Wörtern wie ein halb *P* aussgeredet als *subtil*.

S. 427 COLMARD 9 *m* wird... wie ein *n* ausgesprochen *Samson*, wiewohl Herr Duez in den Wort *samson* will, daß man das *m* höre welches aber itzo nicht mehr gebräuchlich ist.

S. 450 MULERIUS 10 *prennent* quod sonat *prannet*.

S. 466 de RISSEAU 8 in den Nom. Propr. lise *em* als *Jerusalem* wie auch in denen Wörtern, die aus dem Latein herkommen, wo auf das *m* ein *p* folget, als *redempteur*.

S. 471 d'AISY I, 57 on dit *solennel*, *solennité* ou *solemnel*, *solemnité*.

S. 491 BARNABE 10 *oin* verändert das *o* in ein teutsches *u* also *foin* liss *fuin*, aber in einer sylben.

S. 534 de la FAYE I A 7 r quando post *m b* sequitur, tum proprie sonat ut *colombe*, *tombe*. — de FOIGNY 35 *somtueux*, *presomtueux* in his *m* sonat ut *m*.

S. 535 de MIRABEAU 12 *calomnie*, *automne*... non mutant sonum (sc. *m*), — de FOIGNY 35 *automne*, *automnal*, *colomne*... n his *m* sonat ut *m*. Multi legunt *autonne*, *colonne*, ita Menage.

S. 538 d'AISY 1, 55 *um* = *om le Te Deum*.

S. 540 de FENNE II, 10 *faonner* et *fanner* utrumque dicitur. J. M. Tab. *ao* ut *a* in *faon*...., ut *o* in *taon*...; Exc. bysyll. *faonner*, *paonnesse*, *Laonnois*. — ROUX I, 9 *paonnesse* vel *panesse*. — GREIF. 9 *Ao* wie *a paonesse*. — J. M. Tab. *ao* ut *o* in *taon*. — MILLERAN I, 121 *A* ne se prononce dans. *Taon*. — CHARB. II, 24 *taon* leset und schreibet *tan*.

Index.

(Die beigefügten Zahlen verweisen auf Thurot).

[4]) vergl. p. 316.

G. Manz.

Berichtigungen.

Heft 2/4 (Ref. u. Rez.) S. 114, Anm. 2, Z. 5 ist nach „Litteraturgeschichte" S. 143 ausgefallen. — S. 115 Mitte ist zu lesen: 8508 und *finez*. — S. 116, Z. 4 lies freier.

W. Foerster.

Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel — weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XXXVI.
Referate und Rezensionen.

Chemnitz und Leipzig.
Verlag von Wilhelm Gronau.



INHALT.

Referate und Rezensionen.

Miszellen.

Referate und Rezensionen.

Rice, Carl C., *The phonology of Gallic Clerical latin after the Sixth Century*. Thesis. Cambridge (Massachusetts) 1909. 120 p. 8°.

Ce travail a été publié en 1909 tel qu'il a été écrit en 1902. Les *Transactions and Proceedings of the American Philological Association* de 1903 en ont donné une esquisse. S'inspirant de l'article bien connu de Gaston Paris sur les mots d'emprunt dans le plus ancien français (*Journal des Savants*, 1900) l'auteur cherche à établir la prononciation du latin à l'époque mérovingienne et carolingienne d'après les textes contemporains, les premiers mots savants du français et les témoignages des grammairiens. Vu les rapports étroits qui unissent aux 7e et 8e siècles le parler du peuple et celui des clercs, une enquête de ce genre, menée avec la prudence et la sagacité qu'exige la solution de problèmes aussi complexes que délicats, est appelée à fournir indirectement à l'histoire du français pré-littéraire des renseignements précieux. La critique des faits de détail procède de ces quelques notions générales sur l'évolution du latin au moyen âge qui aujourd'hui ont acquis force de loi: dépérissement de la culture antique dans la période mérovingienne et pénétration du latin des lettrés par le latin populaire, réforme systématique de l'orthographe et de la prononciation à l'époque de Charlemagne, dont les effets persistent à travers tout le moyen âge, et recrudescence de l'élément purement latin aux 15e et 16e siècles. Si fondée que nous paraisse cette démarcation, il faut toutefois se garder d'envisager à un point de vue trop exclusif le caractère propre à chacune de ces périodes. Il n'y a pas de doute que l'influence de la tradition littéraire n'ait été réduite à un minimum dans la société mérovingienne, mais si peu qu'elle ait conservé alors de son ancien prestige, on doit néanmoins en tenir compte, comme on le voit pas les mots savants *avuegle*, *secrei*, *segroi*, *siècle*, *tenièbres*, qui ont conservé à côté de la diphtongue l'explosive sourde ou sonore. D'autre part, si consciente et si radicale qu'ait été la réaction carolingienne, elle n'en a pas moins toléré certains vulgarismes, *ts* au lieu de *k* devant *e*, *i* et

au lieu de *ti* en hiatus; *ct* y a été simplifié en *t*; etc. — C'est pour avoir fait trop peu de cas de la tradition que l'auteur me paraît mal interpréter certaines graphies. La transcription de *ē* et de *ĕ* par *i* devant une nasale entravée dans des textes gallo-romans du 7e siècle (*nimpe*, *vidintur*) ne prouve pas que la voyelle fût nasalisée; dans ces conditions on pourrait faire remonter le son *ã* de *ę* + nasale entravée à une époque bien antérieure, puisque des graphies analogues en *in* + pour *en* se rencontrent un peu partout sous l'Empire (Schuchardt, *Vokalismus* I, p. 353 et ss.). Certes les mots d'emprunt *envire*, *homecire*, *remire* supposent le maintien du *d* du groupe *di* intervocalique dans la prononciation des lettrés, mais pour étayer dûment cette assertion (p. 83), il faudrait avoir à sa disposition d'autres exemples que *madias*, qui est également un héritage de l'orthographe des textes vulgaires, surtout des inscriptions chrétiennes (Schuchardt, *ibid.* I, p. 68—69). Traditionnelle aussi la leçon *gurrente* (*currente*, p. 67) en ce sens que le scribe, habitué à transcrire le *c* intervocalique par *g*, a inconsciemment usé du même procédé à l'initiale. L'auteur, lui-même, est bien obligé de considérer cette forme comme une erreur graphique. Il n'y a pas lieu de faire fond ni sur la chute de l'*m* final dans les polysyllabes, ni sur l'échange de *t* et *d* à la fin des mots; des leçons telles que *aliut*, *set*, *aud* (= *aut*) (p. 61) sont d'un usage courant dans les textes de la basse époque. L'étude du latin du 7e et du 8e siècle n'a pas beaucoup à espérer des traités grammaticaux de Bède et d'Alcuin, l'un et l'autre répétant le plus souvent ce qu'on a écrit avant eux. Ainsi la distinction établie entre *delictum* et *dilectum*, et sur laquelle l'auteur se fonde, entre autres témoignages, pour démontrer le changement de *e* en *i* dans la prononciation du latin de l'époque, se retrouve telle quelle au 5e siècle dans l'ouvrage d'Agroecius (Keil, *Gr. lat.* VII, p. 124.) Ce même Agroecius a recommandé bien longtemps avant Bède de ne pas confondre *rubor*, *robur* et *robor*, et si Alcuin condamne à son tour *quoquere*, *quoquus*, *quoqui*, c'est probablement parce que Velius Longus (Keil, *ib.* VII, p. 79, 7) et Cassiodore (ib. p. 164, 19) lui en ont donné l'exemple.

L'interprétation des faits me semble parfois pécher par trop de hardiesse. Toutes les conclusions de l'auteur ne s'imposent pas; bien au contraire. Je ne vois pas pourquoi l'*e* de *sendra* dans les Serments prouverait que les clercs du 7e et du 8e siècle ont prononcé *ie* pour *e* (p. 34). Admettra-t-on sans plus que l'*i* tonique de *delictit* (p. 35) ou que l'*u* de *efudiet* (*effodiat*) soit un indice du changement de *ẹ́* + *i* en *i* ou de *ọ́* + *i* en *ui* dans le langage populaire? J'en doute, étant donné qu'on découvrirait aisément des graphies identiques dans les documents du 6e siècle, pour ne pas remonter plus haut. Les unes ne doivent pas être isolées des autres; sinon, on risque d'en exagérer l'importance et d'en

faussar la portée. — Les exemples de la substitution de *n* à *m* final, cités p. 75, 6, ne peuvent pas être allégués en faveur d'une altération générale de *l'm*; ils n'ont qu'une signification toute relative, car *l'm* y a été assimilé aux consonnes *f*, *c*, *d* des mots suivants. Le *b* de *treble* et de *doble* ne serait, d'après l'auteur, ni populaire, ni savant; ces noms de nombre auraient été importés du midi comme termes de commerce! — Le triage des matériaux laisse par ci, par là à désirer. *Possedire*, *tenire*, *censire*, *accipi*, *obvinit*, *diffinitum* . . ., dont l'*i* est analogique et phonétique, sont cités pêle-mêle avec *ricto*, *adcriscat*, *fidilibus*, qui n'ont qu'une valeur purement graphique. — Ces réserves faites, je reconnais avec plaisir que la lecture du travail de M. Rice est très instructive. Le raisonnement manque parfois de base, mais l'auteur connaît et applique aussi la bonne méthode. Ses considérations sur la valeur de l'*i*, de l'*u*, du groupe *ct* etc. dans la prononciation du latin à partir du 9[e] siècle, appuyées d'arguments solides et tangibles, ne soulèveront pas d'objections. La connaissance de l'ancien français tirera également profit des faits exposés dans cette étude; je signalerai, entre autres, certaines leçons du commencement du 11[e] siècle (*resnante*, *immusnis*, p. 84) qui attestent l'amuïssement de l'*s* en position faible. — C'est la première fois qu'on dépouille systématiquement les documents bas latins dans leurs rapports avec la prononciation des clercs, et on doit savoir gré à l'auteur d'avoir tenté l'entreprise. A comparer les deux faces de la langue de cette époque, on saisit mieux la portée réelle des formes particulières; on soulève de nouveaux problèmes, dont la solution, voire même la discussion, précise en plus d'un point l'histoire des sons et des vocables francais.

Erlangen. J. PIRSON.

Levy, Emil. *Petit Dictionnaire provençal-français* (Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher . . . herausg. von W. Meyer-Lübke, 3. Reihe: Wörterbücher, 2. Band), Heidelberg 1909, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 388 Seiten. 8⁰.

Das Provenzalische Supplement-Wörterbuch geht mit ruhigen sicheren Schritten seiner Vollendung entgegen. Zwei Drittel oder mehr sind davon erschienen, und so dürfen wir hoffen, in absehbarer Zeit aus Levys Hand das erste, unseren heutigen Anforderungen entsprechende Wörterbuch einer mittelalterlichen romanischen Sprache zu erhalten. Man kann bedauern, daß der Verfasser — aus sehr achtungswerten Gründen — es sich versagt hat, sein Supplement-Wörterbuch durch die Einverleibung des Raynouard zu einem vollständigen Lexikon der provenzali-

schen Sprache werden zu lassen. Dafür bietet er uns jetzt in seinem Petit Dictionnaire provençal-français einen gewissen Ersatz. Leider auch noch keinen vollkommenen Ersatz, denn Levy hat sich auch hier bei der Aufnahme des provenzalischen Wortschatzes gewisse Beschränkungen auferlegt. Wie die Vorrede mitteilt, hat er diejenigen Wörter ausgeschlossen, deren Form oder Bedeutung nicht hinreichend gesichert erschien, zweitens solche gelehrten Wörter, deren Sinn auf den ersten Blick klar ist und von dem der entsprechenden französischen Wörter nicht abweicht, und endlich verschiedene Wörter, die sich mit derselben Form und der gleichen Bedeutung in der heutigen französischen Sprache wiederfinden.

Die Ausschließung der Wörter der ersten Kategorie wird man billigen, soweit ihre Existenz nicht gesichert ist. Solche, bei denen nur die Bedeutung fraglich bleibt, gehören, wie mir scheint, in ein Wörterbuch so wissenschaftlicher Art, wie es das Petit Dictionnaire ist, hinein, und glücklicherweise hat sich Levy an das ausgesprochene Prinzip nicht streng gebunden. Oft genug trifft man auf ein Wort, hinter dessen Übertragung ein gewissenhaftes Fragezeichen steht. Die Ausschließung der beiden anderen Gattungen von Wörtern ist zu bedauern. Es gilt doch, in einem Werke wie diesem, nicht nur eine möglichst kurze und handliche Übersetzungshilfe zu bieten, sondern auch der Sprachwissenschaft eine bequeme und gedrängte, aber zugleich vielseitigen Bedürfnissen entgegenkommende Unterlage für ihre Arbeit zu gewähren, und so hätte man sich hier ein vollständiges Inventar des nachgewiesenen Wortvorrats der altprovenzalischen Sprache gewünscht. Zu welchen Konsequenzen der angenommene Grundsatz führt, sieht man gleich im Beginn daran, daß nicht nur die Interjektion *a* (wie weiterhin die Interjektion *ai*) fehlt, sondern auch die Präposition *a* (wie weiterhin die Präposition *de*), und mit ihr denn auch ihre Nebenformen *ad*, *az*.

Die Vorrede gibt ferner Aufschluß über die Grundsätze der Schreibung, welche Levy für die Anordnung seiner Stichwörter befolgt. Es sind mit sehr geringen Abweichungen die wohlerprobten Regeln des Supplementwörterbuchs. Kleine Inkonsequenzen sind kaum zu vermeiden; so wird *sal*, *salv* für *salvum* gegeben, dagegen nur *calv* und nicht *cal* für *calvum*, obwohl meines Wissens gerade *calv* nicht belegt ist. Der Auslaut macht ja überhaupt besondere Schwierigkeiten. Ist es in der Tat wohlgetan *-ch* schlechthin als Norm für die Wiedergabe des lat. *-ct* anzunehmen, wenn z. B. neben *dreit*, *endreit* die Schreibungen *dreg*, *endreg* die in den Handschriften durchaus überwiegenden zu sein scheinen? Auch die Angabe der Akzentuierung wäre bei manchen Wörtern erwünscht. Bei *frevol* läßt sich am *e* die Lage des Akzents erkennen, nicht aber bei *avol*, dessen zweifache Betonungsweise besondere Beachtung verdient, bei *emborigol*, *gramatica* u. a.

Abgesehen von jenen gewollten Auslassungen bietet das Petit Dictionnaire den Wortvorrat des Provenzalischen in bisher auch entfernt nicht erreichtem Grade der Vollständigkeit und Sicherheit. Das ist ja selbstverständlich bei dem Teile, für welchen das Supplementwörterbuch noch nicht vorliegt. Man vergleiche den Beginn des Buchstaben R bei Levy und Raynouard:

Levy		Raynouard
		R fehlt bei Levy seinem Grundsatz gemäß
raba	=	*raba*
rabaisar		fehlt
rabas		fehlt
rabasa		fehlt
rabasiera		fehlt
rabasta	=	*rabasta*
rabatz		statt des unrichtigen *rabat*
—		*rabatamen* fehlt bei Levy, wohl weil mit *rebatemen* vereinigt gedacht. Ist aber nicht doch beides nebeneinander anzuerkennen?
rabeg, *rabei*	=	*rabeg*
		rabeh, nur Verweis auf *rabeg*
raben	statt	*raber*, das als Verb nicht belegt ist
rabeta	=	*rabeta*
		rabey, falsches Wort
		rabey, nur Verweis auf *rabeg*
rabezamen		fehlt
	usw.	

Aber selbst dort, wo Raynouard schon durch das Supplementwörterbuch ergänzt ist, bringt das Petit Dictionnaire vielfach neues Material. Ich schlage auf gut Glück den Buchstaben B auf:

Petit Dict.		Rayn.	Suppl.
fehlt		*B*	fehlt
babastol (Druckfehler für babastel)		*bavastel*	
babau	=	*babau*	
babi		fehlt	*babi*
babilier		fehlt	fehlt
baboin		fehlt	*baboin*
bacalar		*bacalar*	
bachasa		fehlt	fehlt
baclar		fehlt	fehlt
bacon		fehlt	*bacon*
baconar		fehlt	*baconar*
bacuc		*bacut*, falsche Form	
bada		*bada*	

badabec	*badahec*, falsche Form	nicht berichtigt (s. Mistral *bado-bè*)
badairitz	fehlt	*badairitz*
badalh	*badalh*	
badalha	fehlt	fehlt.

Daß auch zu dem so vervollständigten Verzeichnis jede umfangreiche neue Textpublikation Neues hinzubringt, weiß, zu seinem Kummer, niemand besser als der Verfasser des Petit Dictionnaire. So würde man schon jetzt wieder einige Addenda anführen können. Aus früher bekannten Texten aber Lücken nachzuweisen, ist schwer. Bei monatelangem, sehr häufigem Gebrauch ist mir nur sehr weniges aufgestoßen. Um doch etwas beizubringen, mögen hier ein paar Bemerkungen, bezw. Fragen, zum Buchstaben *A* folgen:

afible: Der Text der Flamenca zeigt an beiden Stellen, an denen das Wort begegnet, *afflible*.

afondre ist zwar neuprov. vorhanden. Die Stelle bei Blacasset, an der das Wort vorkommen soll, scheint mir für das Altprovenzalische nicht beweisend:

Axi com cell qu'ell mar es perilats,
quant la nau veng (Hds. *veig*) *al pelatje preyon,*
sab que mort es, si la nau s'i afon,
axi suy eu de me desesperatz,
car perillatz vauc (Hds. *vais*) *d'amar sobre l'onda*
tant que m'arma e mon cors se afonda;
tal pahor ay qu'en breu deia morir.

Ist nicht für beide Stellen das gleiche Verb *afondar*, in v. 3 als Konjunktiv nach *si*, anzunehmen?

agrẹi, sorte, manière; conduite? Ist *agrei* nicht Verbalsubstantiv zu *agreiar?* Die Übersetzung „Beschwer" scheint mir überall zu passen; *grejar* hat bekanntlich, gegenüber *greujar*, geschlossenes *e*, so daß von dieser Seite nichts einzuwenden wäre.

ainsar: ist nicht dieses Verb in der Sa. Fides v. 412 anzuerkennen (neben dem Subst. *ainsa* v. 225)?

albaisia: weshalb ist dieses Wort nicht aufgenommen, dessen Verwandtschaft Salvioni in einem Artikel der Romania XXVIII, 91 behandelt hat?

ancona oder *aucona?* s. Baist, Jahresbericht IV, 319.

ant „vor" wird durch S. Fides v. 227, 558 (und dann auch *an* v. 552) doch wohl gesichert.

avans steht neben *avansar* und *avansamen* wie *enans* neben *enansar*, *enansamen*, s. Studj. di Filol. rom. III S. 288, Nr. 265 v. 25.

Möchte uns bald ein altfranzösisches Petit Dictionnaire von ähnlicher Vortrefflichkeit beschieden sein!

C. Appel.

Neue Arbeiten über den sog. Didot-Perceval.

1. Sommer, H. Oskar, *Messire Robert de Borron und der Verfasser des Didot-Perceval* (Beiheft 17 zur Zeitschr. f. rom. Phil.). Halle, Niemeyer, 1908. 53 S.

2. Weston, Jessie L., *The Legend of Sir Perceval.* Vol. II: *The Prose Perceval according to the Modena MS.* (Grimm Library No. 19). London, Nutt, 1909. XVI + 355 pp.

Ob Robert von Borron der Verfasser des sog. Didot-Perceval war oder nicht, ist nach Sommer (p. 7, 41), der ein von H. Suchier über die Beziehungen aller Graldichtungen zu einander gefälltes Urteil auf diesen speziellen Fall einschränkt, „eine der merkwürdigsten und schwierigsten Fragen der mittelalterlichen Literaturgeschichte". Es handelt sich hier in der Tat nicht bloß um einen Namen, sondern um ein wichtiges literar-historisches Problem. Ich will auf dieses Problem, das ich in dieser Zs. 29, p. 60 ff. nur gestreift habe, hier etwas näher eintreten, obschon ich dadurch über den Rahmen einer Besprechung hinausgehe.

Der sog. Didot-Perceval kann, je nachdem, ein sehr wichtiges Bindeglied oder fast eine *quantité négligeable* sein. Sowohl O. Sommer wie J. Weston bieten in den obengenannten Schriften, die beide „dem Andenken Gaston Paris'" gewidmet sind, je eine Lösung, die sie für eine definitive halten. Doch diese Lösungen schließen einander aus. Nach S. ist der Didot-Perceval eine von einem Unbekannten nachträglich zum Merlinroman hinzugefügte „Fortsetzung" des letzteren,[1]) die zeitlich fast am Ende der ganzen Gralliteratur stünde. Nach W. ist er dagegen die Prosa-übertragung des Schlußteils von Roberts zyklischer Graldichtung. Ich halte dafür, daß die von beiden Gelehrten ins Feld geführten Argumente nicht stichhaltig sind, und daß sie die Forschung nicht über den kritischen Punkt, bei dem sie schon lange steht, hinausgeführt haben. Aber da diese Argumente beiderseits „das Ergebnis ernsten Forschens, emsiger Arbeit vieler Jahre" sind (die Worte sind von S., p. 8; W. drückt sich p. IX—X und 338 n. nicht unähnlich aus), so sollten sie von der Kritik ernsthaft geprüft und diskutiert werden.

Der Didot-Perceval war bis jetzt nur in einer einzigen Hs., der Didot-hs., bekannt. W. veröffentlicht in dem vorliegenden Bande auch die zweite Hs., diejenige von Modena.[2]) Die Kopie scheint zuverlässig zu sein; dagegen läßt die Orthographie hie

[1]) Daß der Ausdruck „Merlinfortsetzung" unter allen Umständen unberechtigt ist, habe ich in dieser Zs. 34 p. 111, A. 14 gezeigt.

[2]) Außerdem existiert noch ein Fragment des Romans in einer Tristanhs.; W. hat es ebenfalls herausgegeben; es ist kaum von Interesse.

und da zu wünschen übrig.[3]) Immerhin kann sich damit sowohl der Linguist wie der Literarhistoriker abfinden. Sehr unpraktisch war es, die Seitenzahlen von Hucher's Ausgabe der Didot-hs. nicht anzugeben. Dadurch wird die Vergleichung der Parallelstellen äußerst mühsam. Daß dafür die Foliozahlen der Didot-hs. am Rande angegeben sind, wird wohl niemand etwas nützen, da Hucher dieselben nicht angegeben hat. Obschon Sommer W.'s Ausgabe noch nicht kannte, so hatte er doch die Hs. von Modena an Ort und Stelle studiert, war also gegenüber W. nicht im Nachteil. Daß die Hs. von Modena (ich werde sie, wie ich es in R. F. XXVI tat, wo ich von dem Joseph und dem Merlin dieser Hs. handelte, auch fernerhin mit E [Bibl. Estense] bezeichnen)[4]) bedeutend besser als D ist, wird allgemein zugegeben. Ohne dies im geringsten bestreiten zu wollen, muß ich doch sagen, daß mir der erste Teil der Ausgabe, der eigentliche Perceval, gegenüber dem entsprechenden Abschnitt von D und Walther Hoffmann's Mitteilungen aus E (vgl. hierzu meine Besprechung in dieser Zs. 30[2]) nicht viel Aufklärung von literarhistorischer Bedeutung gebracht hat; der letzte Teil allerdings, die Mort Artur (dies ist eine besondere Branche, nicht bloß ein Anhängsel zum Perceval, vgl. diese Zs. 29, p. 60, 70, 80; der in D und E überlieferte Gralzyklus ist eine Tetralogie, nicht eine Trilogie, wie S. und W. meinen), ist allerdings in E ein ganz anderes Werk als in D (hier ist der Text bis zur Unverständlichkeit verstümmelt); aber meiner Ansicht nach kommt diese Branche für die Lösung der literarhistorischen Probleme nicht sehr in Betracht.

In Anbetracht der Superiorität von E gegenüber D muß man sich fragen, ob die bisher übliche Bezeichnung „*Didot-Perceval*" noch berechtigt sei, weiter zu existieren. W. (p. 1 n.) verneint es und substituiert die Bezeichnung „*Prosa-Perceval*". Sie glaubt, daß diese keine Konfusion mehr anrichten werde, nachdem man sich geeinigt habe, den von Potvin herausgegebenen Prosatext Perlesvaus zu nennen. Dies ist möglich. Trotzdem gefällt mir die Bezeichnung nicht. Ich bin auch jetzt noch der Meinung, die ich in dieser Zs. 34[1], p. 119 aussprach (vgl. auch Zs. 33[2], p. 61), daß man, wenn man Titel schaffen muß, nur solche wählen sollte, „die keinem anderen Werk gegeben wurden oder mit ebenso viel Recht gegeben werden können." Wir haben aber

---

[3]) *del aler* 34/12, *descauçierent* 34/13, *mi* (statt *m'i*) 35/10, *brakès* 35/11, *vengié* (statt *vengïe*) 45/26, *li* (statt *l'i*) 47/4, *al ostel* 80/14 sind typische Beispiele von Fehlern, die trotz P. Meyer's Revision der Aushängebogen stehen geblieben sind. Dazu inkonsequente Verwendung des Tremas und der Akzente.

[4]) Diese Bezeichnung wendet auch S. an, während W. dafür immer M gebraucht. Wir müssen eine Bezeichnung haben, die auch für den in der Hs. erhaltenen Joseph paßt. Für diesen Roman aber werden wir die von Weidner eingeführten Bezeichnungen zu verwenden haben; hier ist aber der Buchstabe M bereits besetzt.

drei Percevalromane in Prosa, außer den genannten Texten noch die Prosaübertragung der Dichtung Chrétien's und seiner Fortsetzer (Druck von 1530), und, wenn man die in Lancelot- und Tristan-hss. aufgenommenen Percevalabschnitte als besonderen Roman auffassen will, sogar vier. Unser Text ist außerdem nach W.'s Ansicht nur eine Übertragung einer Dichtung ebenso wie der Druck von 1530, und diese Dichtung ist es, die literarhistorisch wichtig ist. Wenn sie Robert's Werk ist, so spreche man doch einfach von Robert's Perceval (oder, wenn man genau sein will, von der Prosaübertragung von Robert's Perceval)! Wenn man sie nicht für Robert's Werk anerkennt, so nenne man sie Pseudo-Robert's-Perceval. In der Schreibung „(Pseudo-)Robert's Perceval" könnten beide Ansichten versöhnt werden. Übrigens scheint es mir, man brauche die durch langen Gebrauch eingebürgerte Bezeichnung „Didot-Perceval" nicht aufzugeben, so wenig wie die Bezeichnungen Fabliaux, Troubadours, Eddalieder etc., die ja auch nicht ganz korrekt sind.[5])

Wir wollen nun zunächst die von S. *contra* Robert's Autorschaft angeführten Argumente prüfen, und dabei so viel als möglich S.'s Anordnung folgen. W. versuchte am Schluß ihres Buches (p. 336—344) eine Widerlegung von S.'s Argumenten. Ich halte ihre Gegenargumente für ungenügend und kann sie größtenteils nicht unterschreiben; einzelne von ihnen beruhen auf unrichtiger Auffassung von S.'s Behauptungen.

S. bezweifelt die Echtheit eines in 2 Hss. (B. N. fr. 747 und Brit. Mus. Add. 32125) am Schlusse des Merlin überlieferten Passus, in welchem „Robert de Borron" ankündigt, daß er, bevor er noch mehr von Arthur spreche, zuerst von Alain und der Entstehung der *peines de Bretaigne* sprechen müsse (der Passus ist zu lesen u. a. in meinem Zitat, Zs. 29 p. 67, nach der Pariser, in Sommer's Zitat, l. c. p. 2, nach der Londoner Hs.), ähnlich wie am Schlusse des Joseph auch der Inhalt des folgenden (z. T. in denselben Worten) angekündigt wird. Dem Passus wurde namentlich von Wechssler und von mir große Bedeutung beigemessen. Nach S. wäre er bloß von einem Schreiber dem Joseph-schluß nachgebildet worden. Folgende 4 Argumente sollen diese „Vermutung" als „berechtigt und wohl begründet" erweisen; ich will sie nacheinander widerlegen:

1. „Der Merlin schließe so in 2 Hss., in denen derselbe mit der *Estoire* bezw. mit der Vulgata-Merlinfortsetzung verbunden sei, während keine der Hss., in denen Joseph + Merlin erhalten

[5]) Es ist nicht richtig, daß, wie S. (*Mod. Phil.* V 304) sagt, der „unbekannte" Autor den Didot-Perceval unter dem Titel *Prophecies de Merlin* schrieb. Diesen Titel hat in D der g a n z e Z y k l u s. Die Joseph + Merlin enthaltende Hs. F hat denselben Titel. In der Hs. E hat der Zyklus den Titel *romans de Merlin et del graal* (vg Hoffmann p. 72).

sind, etwas ähnliches bieten." Dies ist wirklich eine seltsame Logik, der ich nicht folgen kann. Wenn der Passus nur in Hss. vorkäme, in welchen der Joseph dem Merlin vorausgeht, dann könnte man allenfalls noch zu der Auffassung kommen, ein Kopist hätte ihn unter dem Einfluß des Joseph eingeführt. Da er aber nur in zwei Hss. des O¹-Galaad-Gralzyklus vorhanden ist, in denen nicht der Joseph, sondern der Grand-Saint-Graal dem alten Merlin vorausgeht und die sonst nirgends den Einfluß einer Joseph-hs. zu zeigen scheinen, so ist es wirklich nicht einzusehen, wie es einem Kopisten hätte einfallen können, aus einer Joseph-hs. einen Passus zu entlehnen, der an dem betreffenden Ort wie die Faust aufs Auge paßt. Was S. für seine Ansicht anführt, ist also geradezu ein gewichtiges, ja entscheidendes Argument für die Echtheit des Passus.

2. „Der Passus sei nur in gedrängterer Form eine Wiederholung des am Ende des Joseph Gesagten." Ich sehe nicht ein, weshalb dies, wenn es auch richtig wäre (was nicht der Fall ist; denn von *peines de Bretaigne* ist im Joseph nicht die Rede) gegen die Echtheit sprechen sollte. Daß Autoren, und zwar gerade in redaktionellen Bemerkungen, sich gerne wiederholen, sollte jedem bekannt sein, der die zyklischen Arthurromane gelesen hat. Z. B. daß der Inhalt des Erzählten nicht in den Schriften der „Apostel" (Evangelisten) zu finden sei, wird sowohl im Merlin wie im Joseph berichtet (vgl. diese Zs. 29 p. 84, A. 36 und R. F. 26 p. 139—140), allerdings nur in der Prosaversion, aber es ist nicht gerade gesagt, daß diese der Versversion gegenüber immer unursprünglich sein müsse. In einem redaktionellen Passus des Merlin wird der Inhalt des Joseph kurz wiederholt (vgl. diese Zs. 29 p. 82—83); gegen die Echtheit desselben läßt sich nichts vorbringen. Und sollten auch diese Wiederholungen nicht von Robert herrühren, so muß doch zugegeben werden, daß sich Robert selbst so gut wie ein anderer wiederholen konnte, und gerade in einer zyklischen Dichtung mit viel heterogenem Material sind Wiederholungen sehr natürlich und zweckmäßig.

3. „Ließe man jenen Passus gelten, so hätte Robert am Ende des Merlin vier Jahrhunderte zurückspringen müssen, um von Alain erzählen zu können. S. könne sich nicht entschließen, diesen Anachronismus dem Dichter zur Last zu legen; er scheine viel eher das Werk eines gelehrten Schreibers gewesen zu sein." Dieses chronologische Argument wird nachher von S. nochmals mit Bezug auf den Didot-Perceval selbst verwendet (p. 14): Robert hätte nicht auf den Merlin einen Roman folgen lassen, dessen Ereignisse ebenso wie diejenigen des Joseph ins erste christliche Jahrhundert fielen, während diejenigen des Merlin, die durch die Person Arthurs mit denen des Perceval verbunden seien, dem 5. Jahrhundert angehörten; die Einfalt Roberts, der doch Galfrid's Historia kannte, sei denn doch nicht so weit gegangen.

Nun irrt sich aber S. jedenfalls sehr, wenn er glaubt, daß die Ereignisse des Didot-Perceval nach der Ansicht des Verfassers, wer immer er war, ins erste christliche Jahrhundert fielen. Im Joseph war die Chronologie durch die Bezugnahme auf Christi Tod gegeben; im Merlin und im Didot-Perceval finden sich keine chronologischen Angaben. Es ist aber geradezu selbstverständlich, daß, wer immer den Didot-Perceval schrieb und las, der Ansicht war, daß die darin geschilderten Ereignisse auch chronologisch auf die im Merlin geschilderten f o l g t e n. Es ist überhaupt zweifellos, daß kein Arthurdichter die Regierungszeit des Königs Arthur ins erste christliche Jahrhundert verlegte. So viel Chronologie wußte jeder aus Galfrid oder aus der Tradition. S. stützt sich bei seiner merkwürdigen Ansicht jedenfalls nur auf die Tatsache, daß Bron und Alain, die im Joseph auftraten, im Perceval immer noch am Leben sind. Er bedenkt nicht, daß diese heiligen Personen, so Gott es wollte, mehrere Jahrhunderte leben konnten. Im Perlesvaus, im Galaad-Gralzyklus und in Gerbert's Perceval finden wir auch solche Personen, Christi Zeitgenossen, die noch in Arthurs Zeit leben, und von denen direkt oder indirekt gesagt wird, daß sie vier Jahrhunderte alt waren. Robert oder der „Unbekannte" wußte vielleicht nicht so genau wie der Verfasser des Galaad-Gralzyklus (der das Jahr 454 nach Christi Tod nennt), daß Arthur im 5. Jahrhundert regierte. Er wird wahrscheinlich die zeitliche Entfernung zwischen Arthur und Christus gewaltig unterschätzt haben (wie es übrigens auch der Verfasser des Perlesvaus getan haben muß); aber als lange (im ganz allgemeinen Sinn) muß ihm die Entfernung doch vorgekommen sein. Unter allen Umständen muß das, was für Robert vindiziert wird, auch für den Unbekannten vindiziert werden, der ja, da er auch die Mort Artur geschrieben hat, Galfrid's Historia (resp. ihre Übersetzung) ebenfalls gekannt haben muß; und es muß sich diese Rechtfertigung auch auf den Verfasser der hier zu besprechenden Merlinstelle ausdehnen, der also ganz gut Robert selbst gewesen sein kann Warum wird ihm, der nach S. sogar ein „Gelehrter" war, mehr Einfalt zugetraut als dem Laien Robert? Die Branche, die in dem Passus angekündigt wird, hat zwar wahrscheinlich den Faden der Erzählung da wieder aufgenommen, wo er gegen den Schluß des Joseph fallen gelassen wurde. Sie hat wohl in Kürze Alains Schicksale von jener Zeit an bis zu Arthurs Regierung nachgetragen, aber nur, um, wie ausdrücklich bemerkt wird, nachher wieder mit den Ereignissen von Arthurs Regierung fortzufahren. Es handelte sich also nur um ein v o r ü b e r g e h e n d e s zeitliches Zurückgreifen, wie es in modernen Romanen und Geschichtsschreibungen noch so häufig zu finden ist, wie es auch im Merlin einmal vorkommt (vgl. darüber diese Zs. 29 p. 67—68). Mit dem „Anachronismus" steht es lange nicht so schlimm, wie S. meint; aber unter

allen Umständen fällt er schon Robert zur Last. Man mag diesem die Autorschaft jenes Passus und des Didot-Perceval absprechen. Tatsache bleibt jedoch, daß Robert eine Branche in Aussicht stellt, in welcher der *tiers hom*, Alains Sohn (Alain dürfte erst im übermenschlich hohen Alter einen Sohn bekommen haben; dies ist aus andern Gründen wahrscheinlich) seinen Großvater Bron besuchte, der auf ihn (eine unbestimmte Zeit lang!) zu warten hatte, und daß diese Branche, da sie nicht der Merlin selbst ist, auf diesen gefolgt sein und folglich, wenn sie die Chronologie einhält, Begebenheiten aus Arthurs Regierungszeit enthalten haben muß. Wenn man also nicht auch noch den Merlin Robert absprechen will, wie es Newell tat, so muß man, ganz allein auf Robert's Joseph und Merlin sich stützend, unter allen Umständen von Robert das annehmen, was S. auf den „unbekannten“ Verfasser des Didot-Perceval und auf den „gelehrten Interpolator“ jenes Passus abschieben will.

4. „Es würden in jenem Passus die *enchantemens* oder *peines de Bretagne* genannt, die weder im Joseph noch im Merlin, wohl aber im Didot-Perceval erwähnt seien“. Wieder bin ich ganz verblüfft über S.'s Logik. Diese Tatsache beweist ja gerade das Gegenteil von dem, was sie nach S. beweisen sollte. Wenn die *enchantemens de Bretaigne*, von denen am Anfang des Didot-Perceval die Rede ist, mit den *peines de Bretaigne*, deren Schilderung jener Passus am Schluß des Merlin der zwei genannten Hss. in Aussicht stellt, identisch sind (und für S. scheint dies der Fall zu sein, ebenso wie für mich; vergl. Zs. 29, p. 67), so haben wir, da weder der Joseph noch der gewöhnliche Merlin hiervon sprechen, offenbar eine enge Beziehung zwischen jenem Passus und dem Didot-Perceval, deren Ähnlichkeit ja auch schon aus unserer Besprechung von Punkt 3 erhellte, zu konstatieren. Die *peines de Bretaigne* konnte der „gelehrte Schreiber“ nicht aus dem Joseph „abschreiben“, auch nicht aus dem Merlin. Hat er sie etwa aus dem Didot-Perceval abgeschrieben? Dies wäre denkbar, wenn der Passus gerade in den Hss. D und E, welche den Didot-Perceval überliefern, enthalten wäre. Aber gerade hier fehlt er. In den zwei Hss., die ihn enthalten, folgt resp. folgte (von der Londoner Hs. ist eben der zweite Band nicht erhalten) die Merlinfortsetzung (die überall, wo der Grand-Saint-Graal dem alten Merlin vorausgeht, auf diesen folgt!); doch in dieser ist nichts von dem zu finden, was in dem Passus angekündigt wird. Ein seltsamer Kopist wäre das gewesen, der diesem Komplex eine solche unpassende Bemerkung vorausgeschickt und dazu expreß andere Quellen benutzt hätte! Oder soll etwa umgekehrt der ‚unbekannte“ Verfasser des Didot-Perceval durch jenen Passus auf den Gedanken gebracht worden sein, von den *enchantemens de Bretaigne* zu sprechen? Aber ch S. wäre der Didot-Perceval kaum über die unmittelbare

Vorlage der Hs. E. hinaufzurücken. In E und D fehlt jedoch jener Passus. Derselbe postuliert folglich eine Branche, die wenigstens teilweise mit dem, was der Didot-Perceval bietet, übereingestimmt haben muß. Anderseits kann der Didot-Perceval nicht einfach, wie S. meint, aus einer Dichtung, in der weder von Alain noch von Bron die Rede war, mit Anpassung an Joseph und Merlin fabriziert worden sein, es sei denn daß jener Passus als echt zum Merlin gehörte. An der Echtheit desselben ist also unter allen Umständen kein Zweifel möglich.

S. macht (p. 4) auf die Tatsache aufmerksam, daß der Name Roberts von Borron in den Hss. D und E nicht zu finden ist. Er meint, er sei mit Rücksicht auf den Didot-Perceval hier „geflissentlich unterdrückt worden" (es handelt sich übrigens nur um zwei Stellen am Schluß des Joseph), „um entweder eine falsche Angabe zu vermeiden" (Scham vor Betrug war sonst nicht Redaktoren-Art!) „oder aber um durch dieses Mittel den Leser zu veranlassen, diese Trilogie *en miniature* für Roberts Werk zu halten". Man unterdrückte also den Namen Roberts, damit man diesen um so eher für den Verfasser hielte!! Ich hätte geglaubt, es wäre durch einen Druckfehler nach „*miniature*" das Wörtchen „nicht" ausgelassen worden, wenn ich nicht nachher die widersinnige Vermutung noch zweimal gefunden hätte (p. 38, 40). Der Name Roberts fehlt auch in den Hss. F und H, somit auch schon in z, der gemeinsamen Quelle der vier genannten Hss.[6]) Wenn der Didot-Perceval nicht bis auf z hinaufreicht (was ja S., wie wir schon sahen, bestreitet), so wäre also die „Unterdrückung" des Namens der Hinzufügung des Didot-Perceval vorausgegangen. Ein kausaler Zusammenhang zwischen diesem und jenem Akt ist überhaupt kaum denkbar.

S. weist (p. 4) auf die Verschiedenheit zwischen Joseph und Merlin einerseits und Didot-Perceval anderseits in bezug auf „Ton und Charakter", „Zweck und Gesichtspunkt", hin. Newell hat, gewiß mit ebenso viel, aber auch ebenso wenig Recht, Robert auch den Merlin abgesprochen, weil er in Ton und Charakter vom Joseph verschieden ist (vgl. diese Zs. 29 p. 69). Die vier Branches des Zyklus können ihre Verschiedenheit in dieser Hinsicht ganz gut nur den verschiedenen Quellen verdanken. Man erkennt aber auch im Merlin und im Didot-Perceval von Zeit zu Zeit den streng moralischen, fast asketischen Geist des Verfassers des Joseph, nur hat dieser Geist, der dem legendarischen Stoff des Joseph sehr angemessen war, den halb historischen, halb schwankartigen Stoff des Merlin, den romantischen Stoff des Perceval und den historisch-kriegerischen Stoff der Mort Artur nicht zu durchdringen vermocht: hier zeigt sich eben das

[6]) Die Zusammengehörigkeit derselben ist ganz zweifellos; genügende Belege s. bei Weidner und in R. F. XXVI; unzählige könnten noch hinzugefügt werden.

dichterische Unvermögen. Man muß auch betonen, daß der eigentliche Perceval und die Mort Artur in Ton und Charakter ebenfalls sehr verschieden sind. Ungleich wichtiger ist die Verschiedenheit in bezug auf Zweck und Gesichtspunkt. In dieser Beziehung harmoniert der Merlin mit dem Joseph; aber der Didot Perceval steht mit diesem oft genug im Widerspruch. Es ist kaum anders denkbar als daß die ältesten Gralromane arthurische Ritterromane waren, und ein solcher muß auch für Robert den Ausgangspunkt gebildet haben. Robert mag beabsichtigt haben, denselben in religiösem und legendarischem Sinne umzuarbeiten. Doch das Material zu der Gralqueste muß er schon vor sich gehabt haben, als er den Joseph schrieb, und die redaktionellen Bemerkungen im Joseph lassen auch darauf schließen, daß er bereits einen Plan für das Ganze gemacht hatte. Sie müssen sich nach der geplanten Gralqueste gerichtet haben. Folglich kann man auch verlangen, daß eine Gralqueste, die beansprucht, *tel quel* für Roberts Werk gehalten zu werden, mit den Angaben des Joseph übereinstimmte. Wenn im Joseph gesagt wird, daß der Sohn Alains den leeren Sitz an der Graltafel einnehmen soll, so können wir uns offenbar nicht damit zufrieden geben, daß im Didot-Perceval er zwar den leeren Sitz an Arthurs Tafel einnimmt ,aber beim Gralabenteuer von einem leeren Sitz nicht die Rede ist.[7]) Wenn nach Roberts

[7]) Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich sage, daß in allen einschlägigen kritischen Arbeiten explicite oder implicite gesagt wird, daß im Didot-Perceval die Sitzprobe an der Graltafel mit derjenigen an Arthur's Tafel konfundiert worden sei (so auch bei S. p. 4 und 10 und W. p. 337): es wird übersehen, daß der Gralheld nach Robert's Merlin außer dem leeren Sitz an der Graltafel auch den leeren Sitz an Arthurs Tafel zu besetzen hat, daß also die Besetzung des leeren Sitzes an Arthurs Tafel im Didot-Perceval nicht die durch Joseph und Merlin postulierte Besetzung des leeren Sitzes an der Graltafel ersetzt. Die betr. Merlinstelle ist zu lesen in Sommer's Merlin-Ausgabe p. 58, bei G. Paris und Ulrich I p. 98; S. hat sie in der vorliegenden Arbeit zu anderm Zwecke nach mehreren Hss. zitiert (pp. 15, 25—26), aber, wie es scheint, ohne Nutzen daraus zu ziehen. Der eben gerügte Fehler findet seine Erklärung jedenfalls darin, daß der Didot-Perceval immer nur mit dem Joseph und nicht auch mit dem Merlin verglichen wurde, wie wenn dieser nicht auch Roberts Werk wäre. Im Joseph allerdings, wenigstens im Versroman, wird nur die Besetzung des leeren Sitzes an der Graltafel in Aussicht gestellt: *Et cil qui de sen fil istra Cest liu mëismes emplira;* dazu fügt nun allerdings die Prosa: *et un autre qui el non de cestui sera fondez* (Weidner, Zeile 1196). Ich will, obschon dazu kein Zwang vorliegt, dies gerne als eine Interpolation gelten lassen, die mit Rücksicht auf jene Merlinstelle angebracht wurde. Aber gegen die Echtheit der letztern läßt sich nach meiner Meinung nichts einwenden. Sie steht ja nicht im Widerspruch zum Joseph; denn sie enthält diesem gegenüber einfach ein Plus; Robert mag doch im Joseph das im Vergleich zum Gralabenteuer unwichtige Arthurabenteuer unbedachtsamerweise außer Acht gelassen haben; im Merlin aber, wo er die Gründung der runden Tafel schildern mußte,

Plan die Aufgabe des Gralhelden war, den Fischer zu heilen, so hätte Robert im Joseph, als er von der Aufgabe des Sohnes Alain's sprach, hiervon etwas sagen müssen und hätte es auch leicht tun können. Wenn nach Roberts Plan neben dem Gral die heilige Lanze eine wichtige Rolle hätte spielen sollen, so hätte er dieselbe schon im Joseph einführen sollen und hätte gewiß auch die Gelegenheit gefunden, dies zu tun. Diese und

wurde er natürlich daran erinnert. Es ist übrigens selbstverständlich, daß der leere Sitz an Arthurs Tafel für den Gralhelden reserviert war. Wollte man also das betr. Abenteuer im Didot-Perceval resp. die ein solches in Aussicht stellende Allusion im Merlin für unecht erklären, so müßte man geradezu die Erwähnung des leeren Sitzes an Arthurs Tafel im Merlin Robert absprechen; dann kann man aber eben so gut den ganzen Merlin für unecht erklären. Daß die Merlinstelle etwa nachträglich dem Didot-Perceval angeglichen worden wäre, ist ausgeschlossen, da sie nicht nur in D und E, sondern wie es scheint, in allen Hss. zu finden ist: es müßte denn schon der Archetypus sämtlicher Merlinhss. dem Didot-Perceval vorangegangen sein, was doch wohl nur dann möglich war, wenn der letztere Roberts Werk ist oder auf Roberts Werk beruht (quod erat demonstrandum); und in diesem Fall hätte man erst recht keinen Grund mehr, um die gerade dann sehr passende Stelle auszumerzen. Eine nachträgliche Anpassung an den Didot-Perceval hat nur der kluge Kopist von E unternommen, indem er in der oben zitierten Zeile 1196 des Joseph *u* für *et* einsetzte (Die Merlinstelle ließ er unangetastet). Das Arthurabenteuer im Didot-Perceval erfüllt also durchaus die Postulate von Roberts echtem Werk; aber das Gralabenteuer tut dies nicht. Hier vermissen wir die Tafel mit dem leeren Sitz. Das Gralabenteuer im Didot-Perceval ist eben überhaupt ganz anders als man es nach Joseph und Merlin erwartet hätte. Es ist eben ganz und gar eine Nachahmung von Chrétiens Version. Auch darin widerspricht der Didot-Perceval dem Merlin, daß dort das Sitzabenteuer an Arthurs Hof dem Gralabenteuer vorangeht. Nach der eben besprochenen Merlinstelle *covendra que cil qui doit aemplir le leu* (an Arthurs Tisch), *acomplisse celui a v a n t ou li vesseaus del graal sert* (so in allen neun jetzt veröffentlichten oder zitierten französischen Hss.). Hier scheint mir aber der Merlin und nicht der Didot-Perceval korrekturbedürftig zu sein. Denn ein Gralabenteuer v o r dem Arthurabenteuer ist kaum denkbar. Die Sitzprobe im Gralschloß war doch nach Roberts Plan selbstverständlich der Schlußeffekt; auf sie konnte nicht noch die relativ unwichtige Sitzprobe an Arthurs Hof f o l g e n. Die Korrektur wäre sehr einfach, man braucht nur das *avant* wegzulassen oder durch *apres* zu ersetzen. Merlin prophezeit dann, daß nur der den leeren Sitz an Arthurs Tafel einnehmen solle, der auch bestimmt war, (nachher) den leeren Sitz an der Graltafel zu besetzen, also der prädestinierte Gralheld. Dies ist sehr vernünftig und passend. Die holländische und die spanische Übersetzung bieten diese Korrektur: *Ende die vervullet dese stat, Hi sal oeck vervullen dat, Dat ten Grale idel es bleven* (v. 7445—7); *que aquel que este lugar ha de cunplir, que cunpla d e s p u e s el lugar de la mesa do es el sancto Grial* (Demanda I, c. 89). Ich halte dies für nachträgliche Korrekturen, die mit Rücksicht auf die Galaad-queste (auch in dieser geht eben die Sitzprobe an Arthurs Tafel dem Gralabenteuer, wo übrigens die Sitzprobe ebenfalls nicht vorhanden ist, voraus) unternommen wurden. Der Fehler, der jedenfalls unbewußt entstand, dürfte bis auf den Archetypus zurückreichen und vielleicht von dem Prosaübersetzer herrühren.

andere Widersprüche zwischen Didot-Perceval und Joseph stehen der Hypothese der selben Autorschaft im Wege und sind auch schon genugsam als Hindernisse hervorgehoben worden. Wenn man an dieser Hypothese trozdem feshtalten will, so muß man sich mit ihnen abfinden. W. (p. 332 ff.) ist der Ansicht, daß Robert den ursprünglichen Plan nicht ausführte, sondern, wie er beim Perceval angelangt war, zu einem neuen Plan überging. Als mögliche Ursache dieser plötzlichen Änderung nimmt sie an, daß er den Perceval für einen andern Gönner schrieb. Diese Erklärung ist „gesucht" und stützt sich auf nichts anderes, als die Tatsache, daß ihre Haupthypothese, nach welcher der Didot-Perceval fast *tel quel* eine genaue Prosa-Übertragung von Robert's Perceval ist, sonst nicht bestehen kann. Wenn man die Hypothese einer von Robert unternommenen Planänderung abweist, so bleibt wohl für diejenigen, die den Didot-Perceval Robert nicht ganz absprechen wollen, keine andere Hypothese mehr übrig als die, daß die von Joseph und Merlin postulierte dritte Branche uns nur in einer Überarbeitung erhalten ist, die auf eine Angleichung an andere Romane ausging. Daß gerade die Gralqueste überarbeitet wurde, während die übrigen Branches verschont blieben, ist nicht wunderbar. Als die eigentlich charakterische Branche war sie in allen Gralzyklen am ehesten Änderungen ausgesetzt.

S. übertreibt gewaltig, wenn er sagt (p. 4—5): man könne „außer der Verwandtschaft zwischen Josephs Neffen [gemeint ist Alain] und dem Titelhelden des Didot-Perceval kein Band entdecken, welches beide [sc. Romane, nämlich Joseph und Didot-Perceval] verknüpft"; wenn der Didot-Perceval in den Hss. nicht gerade mit Joseph und Merlin verbunden wäre, so hätte „kein unbefangener, urteilsfähiger Leser selbst im Traum daran gedacht, zu behaupten", derselbe Mann sei der Verfasser der drei Romane gewesen. Ich glaube, diese Hypothese hätte gewiß jeder so beschaffene Leser auch in jenem Falle in Betracht gezogen und geprüft. Birch-Hirschfeld hat viel eher Recht mit dem Ausspruch: „Und ohne Frage, es gibt nicht zwei andere Graldichtungen, die durch Idee und Inhalt so eng mit einander verknüpft werden wie gerade diese beide" [Joseph und Didot-Perceval] (p. 190). Kann denn S. wirklich die zahlreichen Beziehungen zwischen diesen beiden Romanen ganz übersehen: den Fischer Bron, der im Joseph Gralhüter ist und auch im Didot-Perceval noch lebt und die Geschichte der Gral tafel (eine Idee, die den andern Gralromanen fremd ist) und des falschen Jüngers Moys und den Gral selbst, der dort dem Großneffen Josephs bestimmt, hier dem Titelhelden übergeben wird, und in beiden Romanen das Gefäß des Joseph von Aremathia ist, und anderes mehr! Dazu kommen die Beziehungen zwischen dem Merlin und dem Didot-Perceval: die Rolle Merlins; Blaise

als Historiograph; die Verkündigung, daß Blaise zu den Gralleuten kommen werde, im Merlin, und die Erfüllung derselben im Didot-Perceval; der leere Sitz an Arthurs Tafel und die oben besprochene Prophezeiung, daß der prädestinierte Gralheld jenen Sitz einnehmen werde, im Merlin, und die Erfüllung derselben im Didot-Perceval und die oben erwähnten *peines* resp. *enchantemens de Bretagne* u. a.! Man würde meinen, S.'s Kenntnis der drei Romane stamme aus zehnter Hand. Die Übereinstimmungen zwischen Didot-Perceval einerseits und Joseph-Merlin andrerseits mögen allerdings auf gewaltsamer Anpassung beruhen. Aber wie kann S. nur sagen: „Anstatt auf gemeinsame Verfasserschaft hinzudeuten, ist dieser Umstand [er spricht nur von der oben erwähnten Verwandtschaft] eines der k l a r s t e n und überzeugendsten Argumente gegen eine solche" (p. 5)! Mir ist diese Logik wieder sehr u n k l a r. Die Übereinstimmungen können höchstens nichts beweisen, unter keinen Umständen aber g e g e n die gemeinsame Verfasserschaft sprechen.

Übrigens verstehe ich auch nicht, wie S. bei dieser Gelegenheit behaupten kann, daß Didot-Perceval und Joseph „übereinstimmend den Gralfinder als den Sohn bezw. Enkel des Fischerkönigs bezeichnen". In beiden Romanen ist der Gralfinder Enkel und nicht Sohn des Fischers, und der letztere ist nur im Didot-Perceval [unter Chrétiens Einfluß], nicht aber im Joseph ein König. Ebenso konfus ist es, wenn S. (p. 4) von dem „Sohn Alains im Joseph" sagt: „Er ist ein von Joseph geweihter Hüter des Gral, ein Diener der Kirche, aber kein Ritter, und um sein Ziel zu erreichen, hat er keine Schwierigkeiten zu überwinden." Alains Sohn konnte doch nicht von Joseph geweiht werden, da er im Joseph noch nicht einmal gezeugt war. Daß er nach dem Joseph kein Ritter werden sollte, kann man ohne Willkür nicht behaupten; man hat keine Anhaltspunkte dafür. Da es jedenfalls vor Robert nur ritterliche Gralromane gab, so wird auch Robert sich an diese Tradition gehalten haben. Selbst der mit seinen Quellen viel freier umgehende Verfasser der Galaad-Queste wagte es nicht einmal, von dieser Tradition abzuweichen. Konnte übrigens nicht ein Ritter auch ein Diener der Kirche sein? Man denke an die Ritterorden, an Perlesvaus, an Galaad! Daß der Sohn Alains Schwierigkeiten zu überwinden haben werde, wird allerdings im Joseph nicht gesagt, aber auch nicht das Gegenteil. Muß man denn verlangen, daß die ganze Gralqueste schon im Joseph hätte skizziert werden sollen? Alain ist im Grand-Saint-Graal (*Estoire* nach S.'s Benennung) nicht, wie S. (p. 5) sagt, der Neffe des Bron, sondern wie im Joseph der Sohn des Bron (vgl. S.'s eigenes Zitat *ibid.*). Abgesehen vom Joseph sollen alle Versionen der Gralqueste „dem Neffen bezw. dem Sohn der Nichte des Fischerkönigs" die Rolle des Gralhelden zuteilen (p. 5). In Chrétien ist aber der Gralheld der Vetter des Fischerkönigs, der Sohn der Tante des-

selben. Wo ist der Gralheld der Sohn der Nichte des Fischerkönigs? Die falschen Angaben häufen sich bei S.

Wir können allerdings nicht mit Bestimmtheit sagen, daß Robert geplant habe, seinen *tiers hom* Perceval zu nennen. S., in seiner Opposition gegen die landläufigen Ansichten, hat die drollige Idee zu sagen, es wäre „folgerichtiger und berechtigter" anzunehmen, Robert habe seinen *tiers hom* Aminadap nennen wollen (p. 5). Aminadap, eine Persönlichkeit ohne Rolle, ist im Grand-Saint-Graal der Neffe des Alain. Aber der *tiers hom* soll nach dem Joseph der Sohn des Alain sein! Warum wohl S. unter den zahlreichen Mitgliedern des Gralgeschlechts im Grand-Saint-Graal gerade den Aminadap hervorsuchte! Folgendes gibt die Aufklärung: S. „wagt" geradezu „zu behaupten", daß, „wenn heute oder morgen Roberts Gedichte in ihrer ursprünglichen Form auftauchten" (S. würde die betr. Form aber wohl nur unter der Bedingung als ursprünglich anerkennen, daß sie seine Hypothesen bestätigte), der *tiers hom* darin „der Neffe des keuschen Alain sein würde" (p. 6). Derartige Behauptungen sind billig und setzen keinen großen Wagemut voraus; beweisen tun sie natürlich gar nichts. Wenn S. es etwa für auffällig hält, daß nur im Joseph (und Didot-Perceval) der Gralheld der Enkel des Gralhüters ist, und deshalb glaubt, daß der Gralheld in Roberts ursprünglichem Zyklus, wie in den anderen Versionen (außer Chrétien, der zu korrigieren wäre), der Neffe des Gralhüters war, so muß darauf hingewiesen werden, daß dadurch daß der *tiers hom* wie Aminadap zum Neffen des keuschen Alain gemacht würde, die Sonderstellung des Joseph (und Didot-Perceval) dennoch erhalten bliebe; denn Aminadap ist des Gralhüters Bruderssohn und nicht wie der Gralheld jener Versionen Schwestersohn. Das ist das wesentliche Moment, das den Joseph (und den Didot-Perceval) isoliert: daß der Gralheld hier väterlicherseits, in allen anderen Versionen dagegen mütterlicherseits mit dem Gralhüter verwandt ist. Diese letztere Verwandtschaft dürfte ursprünglicher sein als jene; aber weshalb nicht Robert selbst, sondern ein Überarbeiter für die Abweichung verantwortlich gemacht werden soll, ist nicht einzusehen. S.'s „Korrektur" hebt aber nicht einmal die wesentliche Differenz auf. Sie taugt gar nichts. Wenn es sich auch nicht direkt beweisen läßt, daß der Sohn des Alain nach Robert's Plan Perceval hieß, so hat diese Ansicht immerhin vieles für sich und nichts gegen sich. Auch wenn wir vom Didot-Perceval ganz absehen, dessen Held Perceval als Sohn des Alain die in dieser Hinsicht an den Joseph sich anknüpfenden Postulate erfüllt, so haben wir noch den Perlesvaus, wo Perceval auch Sohn des Alain ist. Nach S. kann nämlich dieser Roman nicht auf den Didot-Perceval zurückgehen, welch letztern er an das Ende der Gralliteratur setzt (vgl. auch *Zs. f. rom. Phil.* XXXII, p. 323—24). Wie kam dann wohl nach S.

der Verfasser des Perlesvaus auf den Gedanken, Perceval zum Sohn des Alain zu machen? Nach meiner Meinung ist nun allerdings der Didot-Perceval, auch wenn er nicht Roberts Werk sein sollte, unter allen Umständen viel älter als S. meint, und kann vom Perlesvausdichter benutzt worden sein. Aber, wie ich in meinem Beitrag zur Festschrift für H. Morf gezeigt habe, sind Gründe vorhanden, um anzunehmen, daß der Vater des Perceval auch in einer Vorstufe von Chrétiens und Wolframs Perceval Alain hieß. Der Name Alain ist ein bretonischer, kein biblischer; er gehört also zu Perceval, nicht zu Hebron und Joseph. Robert hätte gewiß für den Neffen des biblischen Joseph von Arematliia nicht absichtlich einen bretonischen Namen gewählt, wenn er nicht in seiner Quelle diesen Namen bereits mit demjenigen des Gralhelden verknüpft gefunden hätte (Biblische Namen wie Hebron im Joseph, und Aminadap, Joseu u. s. f. im Grand-Saint-Graal wären ihm ja in Menge zur Verfügung gestanden). Diese Quelle muß also offenbar ein Ritterroman keltischer Herkunft gewesen sein.[8])

Nach S. ,,unterliegt es keinem Zweifel, daß C, die älteste aller uns erhaltenen, soweit bekannten Hss. des Merlin, nicht nur den besten und vollständigsten Text bietet . . . ., sondern, und das ist von großer Wichtigkeit, daß die Hs. allein einem andern Arche-

[8]) G. Paris hatte einmal gesagt (*Merlin* I p. XXVI): *Dans le Joseph et dans le Merlin il est dit expressement, à plusieurs reprises, que Perceval sera le fils d'Alain, fils de Bron*; — *dans notre texte il est fils de Pellinor.* Es ist von komischer Wirkung zu sehen, wie S., der diesen Satz (bis zu *Bron*) zitiert, diesen ,,Irrtum", in welchem der ,,ausgezeichnete Gelehrte befangen war", und welcher ihn ,,den Sachverhalt verkennen ließ" (Paris trat nämlich für Roberts Autorschaft ein) an den Pranger stellt. Wird irgend jemand mit S. glauben, G. Paris habe, und dazu noch bei der Abfassung eines Artikels, in welchem er hauptsächlich auch von Robert de Borron handelte, nicht gewußt, daß der Name Perceval im Joseph und im Merlin nicht vorkommt? Da Paris den *tiers hom* mit Perceval identifizierte (wie es damals die meisten Gelehrten taten), setzte er einfach Perceval an Stelle von *li tiers hom* (Perceval ist in dem zitirten Satz, wie aus der Wortstellung und dem Kontext hervorgeht, durchaus unbetont). Indem Paris (l. c. p. IX) den Inhalt des *Joseph* angibt, sagt er, daß der Gral von einem *chevalier de la race de Joseph d'Arimathie* gefunden werden solle. Er sagt nicht ,,von Perceval". Was Paris tat, ist allgemeiner Brauch. Liest man nicht immer und immer wieder von ,,Siegfrieds" Flammenritt? Doch die Quellen kennen nur Sigurds (deutsch Siegwarts) Flammenritt. Heinzel (Wolfram p. 111) bestreitet, ,,daß im Peredur der Mörder Schianatulanders noch von dem Manne Jeschutens getrennt war." Loth (*Mabinogion* II 60) sagt, Manessier's Perceval mit dem sog. Mabinogi vergleichend: Peredur tue l'ennemi de son oncle, Pertinal. Birch-Hirschfeld sagt ganz wie Paris (p. 191): ,,Wir sehen, die drei Gralhüter Joseph, Bron, Perceval . . . . sind genau bezeichnet im Joseph und kehren wieder im Perceval." (Birch-Hirschfeld hatte vorher eine genaue Analyse des Joseph gegeben!). Dies ist eine kleine Auswahl von Beispielen.

typus, wahrscheinlich in direkter Linie dem der Prosaversion entstammte, als alle übrigen, . . .“ (p. 13). Diese Behauptung wird durch kein anderes Argument als ihre autoritative Form und gesperrten Druck gestützt. S. mag jene Überzeugung haben und behalten; aber, wenn er sie andern beibringen will, so muß er, wie es andere Sterbliche in ähnlichen Fällen auch tun müssen, zu der gewöhnlichen Beweisführung sich bequemen. Weidner und ich[9]) haben nicht bloß behauptet, sondern auch bewiesen (die Argumente könnten *ad libitum* vermehrt werden), daß die Hs. C mit Bezug auf den Joseph zu der Gruppe y gehört, also eine solche Stellung, wie sie ihr S. zuweist, nicht einnehmen kann. Ihr Kopist hat dagegen, wie wir ebenfalls an Hand von Belegen nachgewiesen haben, etwas Textkritik betrieben und namentlich auch (aber nur ausnahmsweise!) eine Hs. benutzt, die sehr ursprünglich war. Nur daher rühren gewisse Vorzüge, welche C oft bietet. Aber gerade diese Mischung ist auch schuld daran, daß C für die Textkritik sehr unzuverlässig ist und nur mit größter Vorsicht verwendet werden darf. S. hält, vom Joseph sprechend, ,,die Annahme der Existenz von verschiedenen Zwischenstufen [damit meint er doch wohl unsere x, y, z etc.] für unnötig und nicht wahrscheinlich“ (p. 9). Was wir bewiesen haben, daran dürfen wir festhalten und haben das Recht, von denjenigen, die uns widersprechen, eine Widerlegung unserer Argumente zu verlangen. *A priori* ist es offenbar nicht wahrscheinlich, daß C unter den Merlinhss. eine andere Stellung einnimmt als unter den Josephhss. Nach S. wäre es ,,nicht schwierig zu erkennen, daß die Prosaversion des Joseph und deshalb auch wohl die des Merlin zu der Überarbeitung R in engeren Beziehungen stehen als zu r, Roberts Gedicht.“ Mir scheint dies nicht nur schwierig zu erkennen, sondern unmöglich: r ist ja unbekannt und muß gerade aus der Prosaversion und R erschlossen werden; beide stammen aus r.

,,Das einzige Band,“ sagt S., ,,welches Joseph und Merlin verknüpft, die Episode von der Gründung des runden Tisches[10])

---

[9]) In *Rom. Forschungen* Band XXVI; S. gibt, indem er *l. c.* p. 9, A. 3, sowie in *Zs. f. rom. Phil.* XXXII p. 325—26 A diese Arbeit erwähnt, *R. F.* XXV an. S. hatte von mir die ersten sechs Korrekturbogen zugeschickt erhalten; auf dem ersten war XXV gedruckt. Für eine andere unrichtige Angabe aber sind weder die Druckerei noch ich verantwortlich. Er behauptet, ,,es gehe aus meinen Mitteilungen hervor,“ daß die vatikanische Hs. Reg. 1687 ebenso wie die spanische Demanda und die Didot-hs. im Merlin eine Interpolation von Galfrids *Prophecies de Merlin* enthalten. Aus meinen ,,Mitteilungen“ (vgl. p. 60) war klar zu entnehmen, daß jene Hs. Meister Richards *Prophesies* enthält.

[10]) Ist dies wirklich das einzige Band? Und die zwei wichtigen Merlin-Stellen, in welchen die Ereignisse des Joseph rekapituliert werden und dem Blaise prophezeit wird, daß er sich zu den Gralleuten begeben werde, und von den *privees paroles de Joseph et de Jesucrist*

. . . . ist in der Hs. H (Huth) um ein wichtiges Stück zu kurz, das eigentümlicher Weise in allen Hss., mit Ausnahme von E, zu finden ist." In diesem Stück (das in S.'s Abhandlung p. 27—32 und in S.'s Merlin-Ausgabe p. 58/23—60/21 zu lesen ist) wird erzählt, daß einer von Uter Pendragons Baronen den leeren Sitz an der runden Tafel [von welchem auch in H und E die Rede ist] zu besetzen suchte und darauf, ähnlich wie der falsche Jünger Moys, der im Joseph den leeren Sitz an der Graltafel zu besetzen suchte, in die Erde versank. Nach S. hätte Robert, wenn er den Didot-Perceval geschrieben hätte, nicht vergessen, ebenso wie auf das Schicksal des Moys auch auf dasjenige jenes Barons anzuspielen. Daraus, daß im Didot-Perceval von letzterem nicht die Rede sei, gehe hervor, daß der Verfasser dieses Romans nur einen Merlin kannte, in welchem die eben erwähnte Lücke vorhanden war; dieser Verfasser könne also nicht Robert gewesen sein. S. nennt den Inhalt dieser Lücke „von entscheidender kritischer Bedeutung" und sein Argument „unwiderlegbar" (p. 13—14). Es wäre gut, wenn wir einmal ein unwiderlegbares Argument bekämen; aber das vorliegende ist leider sehr bedenklich. Zunächst hat man gewiß nicht das Recht zu behaupten, Robert hätte im Perceval erwähnen m ü s s e n, daß der leere Sitz an der runden Tafel schon von einem andern versucht worden sei. Man vermißt eigentlich nichts. Wenn es sich nun aber träfe, daß gerade die den Perceval enthaltenden Hss., und nur diese, jene Lücke im Merlin aufwiesen, so wäre die Sache doch wohl etwas verdächtig, und man möchte an einen kausalen Zusammenhang zwischen dem Vorhandensein der Lücke und dem Vorhandensein des Perceval denken. Nur könnte man schließlich auch annehmen, daß das letztere nicht die Folge, sondern die Ursache des ersteren wäre, daß ein Kopist mit Rücksicht auf den Perceval jene Merlinstelle gestrichen hätte. Doch wir brauchen nicht so weit zu gehen. Denn von den zwei Percevalhss. hat nur die eine (E) jene Lücke; dagegen gesellt sich zu ihr eine andere Hs. (H), welche den Perceval nicht enthält. Jene Koinzidenz ist also nicht vorhanden. Ich habe in R. F. XXVI (ehe ich von S.'s Arbeit Kenntnis haben konnte) als absolut sicher erwiesen, daß E und H die allernächsten Verwandten sind. Es ist also gewiß nicht auffällig, daß sie allein dieselbe Lücke aufweisen. Will man also immer noch die Lücke im Merlin als die Vorbedingung der Hinzufügung des Perceval auffassen, so muß der Perceval offenbar auf die gemeinsame Quelle von E und H hinaufgerückt werden.[11]) Dem steht weiter nichts im Wege. H läßt zwar auf den Merlin die romantische Merlinfortsetzung folgen; doch ich habe in R. F. XXVI bewiesen, daß der Kopist von H

die Rede ist (Paris und Ulrich p. 31—33, 46—48)? Zählen die für nichts?

[11]) S. scheint an einer späteren Stelle (p. 37) so viel zuzugeben.

den Joseph + Merlin einer anderen Handschrift entnommen haben muß (vgl. dazu noch diese Zs. 34 p. 112—13). Aber bedenklich für S.'s Hypothese ist, daß auch die Hs. D den Perceval enthält, trotzdem sie jene Lücke im Merlin nicht hat. Die natürliche Folgerung ist nun offenbar die, daß die Lücke später entstand als der Perceval, der mindestens bis in die gemeinsame Quelle von D und E, d. h. z, zurückreichen muß, daß sie also nicht die Vorbedingung der Hinzufügung des Perceval sein kann. Diesen natürlichen Schluß konnte aber S. nicht ziehen, ohne mit dem, was er behauptet hatte, in Widerspruch zu geraten. Darum finden wir nun bei ihm folgende Stelle (p. 37—38): „Wer erwägt, was ich bisher gesagt habe, . . . wird, wie ich, zu der Überzeugung gedrängt werden, daß die Merlinversion in E das Werk des Schreibers einer Hs. ist, von der E direkt oder indirekt abstammt, von dem auch zuerst der D[idot]-Perceval mit Roberts echten Werken zu einer Trilogie vereinigt worden ist. Der unwissende und nachlässige Schreiber von D hat den D[idot]-Perceval dem normalen Joseph und Merlin angefügt, ohne sich über die Widersprüche klar zu werden, die zwischen dem zweiten Teile und dem dritten der Trilogie zu finden sind, und dadurch hat er eine der wichtigsten und willkommensten kritischen Handhaben hinterlassen, die bisher ungelöst gebliebene Aufgabe zu lösen." Nach S. hat also der Schreiber D zwei Quellen vor sich gehabt: 1. einen normalen Joseph + Merlin; 2. die Hs. E oder ihre unmittelbare Quelle,[12]) enthaltend den Joseph, den lückenhaften Merlin und den Perceval. Aber für diese Annahme weiß S., von einem ganz nichtigen Argument, das wir unten (p. 28 ff.) behandeln werden, abgesehen, keinen einzigen Grund anzugeben, als daß er zu ihr „gedrängt" wurde. Sie war in der Tat der einzige Ausweg aus dem Dilemna, in das er geraten war. Ist dies nicht bedenklich? Wir brauchen nur die Anfügung des Perceval nicht mehr als bedingt durch die Merlinlücke aufzufassen, und wir werden nicht länger zu einer solchen Ausnahmevoraussetzung „gedrängt". E und H sind keine guten Hss., und schon ihre gemeinsame Quelle war voll Unrichtigkeiten und auch Lücken, was ein jeder, der den Joseph- und Merlintext untersucht, erkennen muß. Die von S. namhaft gemachte Lücke mag darum so gut wie irgend eine andere in der Nachlässigkeit des Schreibers ihre Ursache haben. Vermutlich rührt sie, wie so zahlreiche andere, nur davon her, daß der Blick des Kopisten plötzlich von einer Stelle auf eine andere ähnliche einen Sprung gemacht hat (*Bourdon*). Der Lücke geht unmittelbar voraus Merlins Abreise von Uterpendragon's Hof, wo eben das Pfingstfest gefeiert worden war. Merlin

[12]) Daß E für den Perceval die direkte Quelle von D war, ist von vornherein ausgeschlossen; denn obschon E gewöhnlich besser ist als D, enthält doch auch letztere Hs. im Didot-Perceval ursprünglichere Züge. W. Hoffmann und namentlich J. Weston haben solche erwähnt.

hatte dem König unmittelbar vor seinem Abschied den Rat gegeben, seine großen Veranstaltungen immer in Carduel abzuhalten und zwar dreimal im Jahre an den großen Jahresfesten. Der letzte Satz lautet: *Et ensi demoura Merlins plus de deus ans qu'il ne vint nient a court.* Der erste Satz nach der Lücke beginnt mit ähnlichen Worten (natürlich nicht nur in E H) und bildet einen sehr natürlichen Anschluß an das Zitierte: *Et ensi fu un grant tans que li rois* (E hat dann seinerseits dies durch *Apres çou* ersetzt) *tint acoustumeement sa court a Carduel.* Es läßt sich auch noch ein positives Argument dafür anführen, daß, wer immer den Didot-Perceval verfaßte, das in E H fehlende gekannt hat. Nur etwa 25 Druckzeilen vor jener Stelle des Didot-Perceval, wo nach S. der Sitzversuch des Barons hätte erwähnt werden sollen, läßt der Verfasser Arthur zu Perceval, der sich auf den leeren Sitz an der runden Tafel setzen will, sagen: er solle dies nicht tun; *car el lui vuit s'assist ja uns faus deciples* (D *un home qui* [*ot*] *a non Moys*) *que maintenant qu'il fu assis fu fondus en terre* (W. p. 20/28—29). Der Verfasser des Didot-Perceval wußte also, daß bereits jemand auf diesem Sitz zugrunde gegangen war, d. h. er kannte den Inhalt jener Lücke von E H. Will man etwa behaupten, der Verfasser des Didot-Perceval habe tatsächlich geglaubt, daß Moys, der falsche Jünger des Joseph, an der r u n d e n Tafel zugrunde gegangen sei? Will man etwa behaupten, dieser Verfasser, welcher 25 Zeilen später Gottes Stimme zu Arthur sagen läßt, Perceval wäre, wenn er nicht Alains Sohn wäre, *de la dolerouse mort* gestorben, *dont Moys morut quant il s'asist fausement el liu que Joseph li avoit desfendu*, sei in dem Wahn befangen gewesen, Joseph von Arematthia habe an Uterpendragons oder Arthurs Tafel zu verbieten und zu gebieten gehabt? Dann müßte man aber schon voraussetzen, daß jener Verfasser den Joseph und den Merlin gar nicht kannte: ist doch die wichtigste Episode im Joseph die Gründung der Graltafel und die wichtigste im Merlin die Gründung der runden Tafel. Eine Verwechslung dieser beiden Tafeln ist nicht nur von Seiten Roberts, sondern auch von Seiten eines „unbekannten" Verfassers einfach undenkbar. Derselbe hat ja sogar auf Kleinigkeiten im Joseph und Merlin wie die Prophezeiung, daß Blaise zu den Gralleuten gehen werde, Rücksicht genommen. Der Didot-Perceval steht hier nicht nur im Widerspruch mit Joseph und Merlin, sondern auch mit sich selbst, und zwar innerhalb einer Entfernung von 25 Zeilen. Wir haben schon oben (A. 7) gesehen, daß die Auffassung, Percevals Sitzprobe an Arthurs Tafel sei durch Verwechslung an die Stelle der postulierten Sitzprobe an der Graltafel getreten, falsch ist; und die beiden zitierten Stellen (W. p. 20/26 ff. und 21/21 ff.) beweisen wieder, daß der Verfasser beide Tafeln kannte und auseinander hielt. Das einzige, was nicht stimmt, ist, daß Moys als derjenige

bezeichnet wird, der sowohl an der runden Tafel wie an Josephs Tafel zugrunde ging. Dies ist aber selbstverständlich absurd; und es muß daher in 20/26 ff. ein Fehler vorliegen; dieser aber ist der Art, daß er niemals dem Verfasser, sondern nur einem Kopisten, höchstens einem Überarbeiter zur Last gelegt werden kann. Kopisten waren bekanntlich zu allem fähig; sie sahen gewöhnlich nicht über die Länge ihrer Nase hinaus. Auch wäre es ja denkbar, daß der Kopist des Didot-Perceval der Version z den Joseph und Merlin nicht abschrieb und nicht gelesen hatte; denn es war ganz gewöhnlich, daß Kopisten einander ablösten. Man streiche in D *(un home qui ot nom Moys)* das Relativsätzchen oder ersetze in E *(uns faus deciples)* das letztere Wort durch das in D überlieferte *hom*, und die Widersprüche sind verschwunden. Das *deciple* oder *qui ot nom Moys* ist wohl nur eine gedankenlose Angleichung an die 25 Zeilen später folgende Stelle. Da durch eine ganz geringfügige Änderung die sonst absolut unlösbaren Schwierigkeiten vollständig beseitigt werden, so dürfte wohl diese Emendation (eine andere ist nicht denkbar) als eine notwendige zu erachten sein. Die Stelle W. 20/26 ff. beweist unter allen Umständen, daß der Verfasser des Didot-Perceval entweder Robert war oder daß wenigstens seine Vorlage die von S. erwähnte Merlinlücke nicht hatte. Daß er in W. 21/21 auf die Geschichte des Barons, die ja eben (20/26) erwähnt worden war, nicht wieder anspielte, ist sehr leicht begreiflich, wenn man bedenkt, daß er hier Gottes Stimme sprechen läßt; aber diese hatte bei dem Sitzversuch des Barons (im Merlin) nicht interveniert, während sie (im Joseph) bei dem Sitzversuch des Moys starken Anteil nahm. Für Gott und auch für die Haupthandlung war also das erstere Ereignis von ganz nebensächlicher Bedeutung. Das „unwiderlegbare“ Argument, das eine der Hauptstützen von S.'s Standpunkt war, ist somit in Wirklichkeit ganz wertlos.

Ich habe in R. F. XXVI p. 150—51 gezeigt, daß es nicht auffällig ist, daß der Perceval, wenn man ihn bis auf r zurückgehen läßt, nur noch in den beiden Hss. D und E erhalten blieb. Die Hs. E weist nun, namentlich in der Merlinbranche, starke Kürzungen in Form von Auslassungen auf.[13]) Aber daß diese Branche „gewaltsam auf den folgenden D[idot]-Perceval zugestutzt“ sei (p. 16), ist wieder eine von jenen Behauptungen S.'s, die als einziges Argument der gesperrte Druck stützt. Ich habe die größere Hälfte der Branche kollationiert und meine Kollationen veröffentlicht (R. F. XXVI). Der Leser kann also die Kontrolle machen. Ich kann und mag zur Zeit nicht nochmals alles genau durchsehen, um S.'s Behauptung auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen (das *onus probandi* ist auf S.'s Seite); aber nach

[13]) Die Bezeichnung „Paraphrase“, die S. (p. 16—17) auf den Merlin von E anwendet, ist ganz unpassend. Darunter versteht man sonst etwas anderes.

meiner Erinnerung und auf Grund einer nochmaligen rapiden Durchsicht kann ich von einer solchen gewaltsamen Anpassung an den Perceval in dem von mir kollationierten Teil auch nicht die Spur finden. Der Leser mag selbst einmal die umfangreichsten Auslassungen in Paris' und Ulrich's Ausgabe, p. 51/27—52/9, 52/30—53/9, 70/4—71/1, 88/23—89/3, 90/20—91/20, 98/27—99/4, 112/22—115/18 vergleichen (natürlich ist E nur mit H zu vergleichen; denn die beiden Hss. gemeinsamen Lücken wie z. B. die oben besprochene, fallen nicht dem Kopisten von E zur Last). Er wird finden, daß es sich immer um Stellen handelt, die mit Rücksicht auf den Perceval vollständig indifferent sind. Da der Perceval dem Merlin überhaupt kaum je widerspricht, so ist es gar nicht denkbar, daß der Merlin E durch Zustutzung auf den Perceval „um ein Drittel seines Inhaltes gekürzt" (p. 17) wurde. Eine Anpassung an den Perceval hätte sich im Merlin nur durch Interpolationen äußern können.[14])

Eine längere Diskussion widmet S. (p. 15—16, 33—36) einer Stelle des Merlin, die der oben erwähnten Sitzprobe kurz vorangeht. Auf Uterpendragons Frage, wer den leeren Sitz an der runden Tafel einnehmen werde, antwortet Merlin mit einer mysteriösen Prophezeiung, die von den einzelnen Hss. verschieden wiedergegeben wird, wie das zu erwarten war; denn dunkle Prophezeiungen wurden natürlich sehr oft mißverstanden, sehr oft zu einem Contresens verdreht, den dann intelligentere Kopisten wieder zu korrigieren suchten; man lese nur einmal die Hss. und Übersetzungen von Galfrids *Prophetiae Merlini*, um sich davon zu überzeugen! S. zitiert einige Versionen jener Stelle. Die Hs. E läßt Merlin sagen: *que il ne sera raemplis a ton tans, et cil qui emplir le doit naistra de Alain le gros qui est en cest païs*; *et sist cil Alains a la precieuse table Joseph*; *mais il n'a pas encore feme prise, ne ne set qu'il le doit engenrer*, etc. (vgl. S. p. 25). Ich bin mit S. der Meinung, daß der Kopist von E hier von sich aus den Namen *Alain* eingesetzt hat, da ihn sonst keine Hs. enthält und E, ihrer unwichtigen Stellung gemäß, wohl nie gegenüber

[14]) Eine solche Anpassung liegt im Joseph von E vor, wenn diese Hs. in der oben A. 7 zitierten Stelle *u* statt *et* hat, wenn sie Zeile 1441 und 1464 statt *le riche pescheeur* ihrer Vorlage *le r. roi p.* setzt, ebenso wenn sie den von der Prosaredaktion gemachten Fehler, wonach *li filz Bron et d'Anysgeus* (Zeile 1039) den leeren Sitz besetzen soll, dahin korrigiert, daß der betr. Held *li filz qui istra del fil Bron* sein soll (vgl. hierüber meine Bemerkungen in dieser Zs. 30^2 p. 7—8). Eine ähnliche Korrektur bietet E vielleicht in Zeile 1334; doch hier würde sich dann D zu unserer Hs. gesellen; vgl. meinen Kommentar zu der betr. Stelle in R. F. XXVI p. 134). Die Auslassung von Zeile 1202—7, worin gesagt wird, daß der *tiers hom* den Moys auffinden solle, mag auch durch Anpassung an den Perceval (der in der uns erhaltenen Form dieses Postulat nicht erfüllt) erklärt werden. Es sind gewiß noch mehr derartige Beispiele zu finden.

allen andern Hss. Recht haben kann.[15]) S. entscheidet sich für die Lesart von C. Nach dem oben von C gesagten gebe ich natürlich zu, daß C bisweilen allein unter allen Hss. eine ursprüngliche Fassung bieten kann; aber anderseits ist auch zu beachten, daß der Kopist von C noch viel häufiger und in viel höherem Maße als derjenige von E eigenmächtig vorgeht und nach Gutdünken „korrigiert"; und mir kommt es als sehr wahrscheinlich vor, daß auch hier die Lesart der Version C eine „Korrektur" ist. C sagt im Anschluß an *ton tans* des obigen Zitats: *ne cil qui angenderra celui a cui tens il sera acompliz n'a encor point de fame esposee, et la feme en cui il l'engenderra a encor seignor tot vif et esposé*, etc. (S. p. 25). Hier wird natürlich auf die Zeugung Arthurs angespielt. Ich kann diese Antwort nicht mit S. für eine „natürliche, ungezwungene, in den ganzen Sachverhalt hineinpassende" halten. Alle anderen Versionen geben eine wirkliche Antwort auf Uterpendragons Frage, C aber nicht. Uterpendragon wollte wissen, w e r den leeren Sitz einnehmen soll. Merlin mag darauf, wie er es in allen Versionen tut, n e b e n b e i antworten, daß der Betreffende nicht unter ihm, Uterpendragon, sondern erst unter seinem Nachfolger, Arthur, dies tun werde; aber vor allem sollte er, wenn auch in noch so orakelhafter Weise, sagen, w e r der Betreffende sein werde, oder wer, wenn der Betreffende noch nicht lebte, ihn zu zeugen bestimmt war, aber nicht, wer des Königs eigenen Sohn zeugen würde.[16]) Das eben aus C zitierte ist gar nicht „orakelhaft", wie S. (p. 35) meint, sondern geradezu unsinnig naiv. In den meisten Hss. [wie es scheint], darunter auch C (vgl. S. p. 15—16, 25—26), sagt Merlin, daß die Besetzung des Sitzes stattfinden würde *au tans del roi qui apres toi venra.* Da nun aber im alten Britannien der arthurischen Literatur (dem im 12./13. Jahrhundert in Frankreich und England herrschenden Gesetze gemäß) der Thron

[15]) S. behauptet zweimal (p. 8 und 15), daß, abgesehen von dieser Stelle der Name *Alain* „in keiner ihm bekannten Merlin-hs. auch nur erwähnt sei." Hätte S. meine Arbeit über die Gralzyklen in dieser Zs. 29 (vgl. p. 82) gelesen oder auch nur das Namenregister von Paris und Ulrichs Ausgabe aufgeschlagen, so wäre er eines besseren belehrt worden. Der Name ist zu finden in einem der wichtigsten Passus des Merlin, und zwar in allen mir bekannten Versionen [außer der von S. herausgegebenen Hs., wo er durch *Nasciens* ersetzt ist], in H, E, V, V', J (der betr. Passus ist wegen seiner Wichtigkeit von Freymond aus J zitiert worden), in der holländischen, spanischen, und, wenn ich mich recht erinnere, auch der englischen Übersetzung. Daß er S., der nach seiner eigenen Angabe (p. 13) 39 Hss. und Drucke (inkl. Übersetzungen) „geprüft" hat, von denen ihn gewiß noch manche enthalten, nicht aufgefallen ist, berührt seltsam. Ich setze nicht mehr viel Vertrauen in S.'s *dépouillement* der Texte.

[16]) W. muß S.'s Angaben und den Text von C sehr flüchtig gelesen haben, wenn sie meint (p. 343 n.), es sei darin überhaupt in Frage gewesen, daß Arthur den leeren Sitz einnehmen sollte.

vom Vater auf den Sohn überging, so mußte Uterpendragon in C sofort im Stande gewesen sein, das einfältige Rätsel zu lösen, d. h. zu erkennen, daß er selbst *cil qui angenderra* sein müsse; Merlins Ausdrucksweise ist also in C nicht, wie sie's sein sollte, orakelhaft; und die Umschweife sind, da sie keine *Pointe* haben, sehr unpassend. Ich halte also die Fassung von C allermindestens für sehr unnatürlich, für eine sehr schlechte „Korrektur". Ich möchte glauben, daß der Archetypus des Prosa-Merlin entweder eine verdorbene Lesart enthielt, deren Unsinn dann die Hauptschuld an der Konfusion der Kopisten trug, etwa: *Mes cil qui l'emplira nestra de celui qui aemplir le doit*, wie es die Hss. Arsena 1229 und H bieten, oder aber eine Lesart, wie sie A und B N 747 bieten, gegen die formell nichts einzuwenden ist: *ne cil qui engenderra celui qui acomplir le doit n'a encor point de femme prise ne ne set que il le doie engendrer* etc. Und mir scheint, daß unter dem Erzeuger nur Alain, unter dem zu zeugenden nur der *tiers hom* des Joseph gemeint sein kann, und daß also der Kopist von E, der von einer Version wie der von H überlieferten ausgegangen sein muß, mit seiner Korrektur das Richtige getroffen hat.

S. wendet zum voraus mit einem gewissen Recht gegen diese Auffassung ein, daß man von Alain, dem nach dem Joseph durch seinen Onkel verkündet worden sein mußte, daß er einen Erben haben werde, nicht sagen könnte, er wisse nicht, daß er ihn zeugen solle. Ich kann nun Robert einen solchen geringfügigen Widerspruch oder eine kleine Vergeßlichkeit wohl zutrauen. Jedenfalls ist dieser Widerspruch bei weitem nicht so frappant, wie wenn im Joseph erklärt wird, daß Alain sich lieber schinden lassen wollte als zu heiraten und er dann noch besonders durch Joseph von einem Engel ermahnt wird, sich vor aller *joie de char* in Acht zu nehmen (v. 3077), aber gleich danach (3091—93) durch denselben Engel ihm verkündet wird, daß er bestimmt sei, einen Sohn zu bekommen. Aber die Widersprüche (ich habe in dieser Zs. 30^2 p. 7—8 noch andere namhaft gemacht) liegen nach meiner Ansicht bei Robert nicht im Gedanken, sondern nur im Ausdruck. Robert war ein zu schwerfälliger Dichter, um, dazu noch in gebundener Rede, seine Gedanken auch im sprachlichen Ausdruck logisch aufmarschieren zu lassen. Seine Darstellung ist zerrissen; es fehlen oft die Zwischenglieder. Im Grand-Saint-Graal, der viel asketischer ist als Roberts Joseph, befiehlt eine himmlische Stimme dem alten Joseph von Aremathia, seine Gattin fleischlich zu erkennen, um einen Erben zu zeugen, der das Land *(Gales)* zu regieren bestimmt wäre. Joseph kann lange wimmern: *mais jou sui vix et si frailles que jou ne sai coument chou puist estre*; er muß es tun; denn Gott will es. Und er tut's und zeugt Galaad I, den Eponymus von *Gales* (Hucher III 126). Und doch hatte Christus vorher dem

Joseph, als dieser das heilige Land verließ, verboten, mit seiner Gattin zu liegen *a guize de gens luxurieus.* Den Galaad erzeugten sie eben ohne fleischliche Lust, nur *par le commandement de Diu nostre segnor, qui lor commanda que il apareillassent de lor semence un nouviau fruit de coi il aempliroit en avant la tiere la u il les vauroit mener* oder durch *atouchier saintement*, wie Gerbert sagt (V 229). Gerade einen Menschen, der, wie Alain, ein Keuschheitsheld sein will, muß Gott als das geeignete Werkzeug ausersehen, um einen ihm wohlgefälligen Gralhelden hervorzubringen, aber durch eine Zeugung auf Befehl, ohne *joie de char*, — nach der eben besprochenen Merlinstelle zu schließen — erst im hohen Patriarchenalter, in welchem nur noch ein göttliches Wunder helfen kann. Es war jedenfalls nicht nötig, daß, indem Gott dem Joseph, weil dieser es selbst nicht mehr erleben sollte, die Zeugung seines Großneffen, des Gralhelden, durch Alain, prophezeite, Joseph dies seinem Neffen Alain mitzuteilen hatte. Robert hätte dies von den übrigen Mitteilungen isolieren sollen; aber er unterließ es aus Ungeschicklichkeit, ebenso wie er es unterließ, zu erklären, daß Alain gerade wegen seines Keuschheitstriebs als Vater des Gralhelden ausersehen wurde. Die eben besprochene Merlinstelle hat auf die Didot-Percevalfrage keinen direkten Bezug, wenn man mit S. der Version C folgt; wohl aber geht sie uns an, wenn man, wie ich es tue, die Version der übrigen Hss. akzeptiert. Wir wissen dann, daß nach Roberts Plan der Held der dritten (ausgeführten) Branche jünger als Arthur sein mußte, und unter Arthurs Regierung den leeren Sitz einnehmen sollte. Dies paßt auf Perceval, macht es zum mindesten sehr wahrscheinlich, daß der in der ritterlichen Epoche lebende Gralheld ein Ritter sein würde. Wir müssen dann aber auch schließen, daß am Anfang der dritten Branche ursprünglich von Alains Heirat und der Geburt des *tiers hom* die Rede war, daß also in dieser Beziehung der Didot-Perceval nicht *tel quel* Roberts Werk repräsentieren kann. Die Auslassung dieser Partie erklärt sich leicht bei meiner Annahme, daß Roberts Perceval von einem unverständigen rücksichtslosen Überarbeiter, der namentlich Angleichung an Chrétien-Gaucher anstrebte, total umgestaltet wurde, um schließlich zum Didot-Perceval zu werden. Bei W.'s Hypothese, daß Robert selbst, infolge Gönnerwechsels seinen ursprünglichen Plan änderte (einen weltlichen statt eines rein religiösen Perceval schuf), sieht man wirklich nicht ein, weshalb die Erzählung von der angekündigten Heirat Alains, die ja auch vom Didot-Perceval vorausgesetzt wird, und die dem neuen Plan gar nicht im Wege war, ganz unterdrückt wurde.

Ich habe oben (p. 22) gesagt, daß S. für die Annahme, daß der Kopist von D den Perceval aus Hs. E oder ihrer Quelle abschrieb, nur ein ganz nichtiges Argument anführt. Nach seiner Meinung

allerdings (p. 38) liefert es „den klaren Beweis“ für jene Annahme. D hat nämlich „am Ende des Merlin einen außer in E in keiner andern Hs. beobachteten Paragraphen nachgeahmt, der zu dem Zwecke eingeführt wurde, den Eindruck zu machen, als gehöre der Didot-Perceval unzertrennlich mit dem Merlin zusammen.“ Von dem bei S. zitierten $4^1/_3$ Zeilen umfassenden „Paragraphen“ sind aber $3^2/_3$ in allen Merlinhss. erhalten, reichen also bis in den Archetypus des Prosa-Merlin hinauf. Trotzdem wurden sie sowohl in Huchers wie in W.s Ausgabe als Anfang des Perceval publiziert. W. sagt (p. 2): *it is indeed by no means certain where the Perceval should properly be held to begin*; und Hoffmann (p. 10) sagte sogar: „Die ersten beiden Sätze [des Perceval] sind eine wörtliche Wiederholung der Schlußzeilen im Merlin.“ Aber sie sind in den beiden Percevalhss. keineswegs wiederholt. In den älteren Hss. war es nicht üblich, die einzelnen Branches durch Titel zu trennen, und, wo etwa später Rubriken eingesetzt wurden, da wurden sie nicht bloß bei Beginn einer neuen Branche gesetzt. Den einzelnen Kopisten blieb es überlassen, einzurücken, wo es ihnen beliebte. Die kleineren Zyklen wurden als je ein Ganzes betrachtet. Auch Perceval und Mort Artur sind in D und E, Joseph und Merlin wohl überall nur durch Einrücken und große Initialen von einander getrennt, obschon in diesen Fällen der inhaltliche Anschluß viel weniger intim ist als von Merlin zu Perceval. Wir haben auf die Kopisten keine Rücksicht zu nehmen. Wo der Perceval in Wirklichkeit beginnt, ist ganz klar: da, wo D und E inhaltlich von dem Archetypus des Merlin resp. von den übrigen Merlinhss. abweichen. Der Anfang des Perceval lautet nach E: *Quant Artus fu fais rois et le messe fu cantee, si s'en revint arriere a son palais*, nach D: *Quant il* (durch dieses *il* wurde der Anschluß an den Merlin noch intimer als in E) *fust coroneez et l'en li ot fait toutes ses droitures si l'en menerent a son païs* (dies war auch G. Paris' Ansicht; vgl. Merlinausgabe p. XXII). Daß dieser Satz, außer in D und E „in keiner andern Hs. beobachtet“ wird, ist nicht auffällig, sondern selbstverständlich; sind doch jenes die einzigen Hss., welche den Perceval enthalten. Natürlich wird jener Satz ebensogut wie der übrige Teil des Perceval bis auf r zurückreichen. Der vorausgehende Teil des „Paragraphen“ ist aber, wie gesagt, allen Merlinhss. gemein. Sie schließen alle mit dem Satz: *Ensi fu Artus eslëus a roi et tint le terre et le regne de Logres lonc tans en pais.* Nur die beiden anfangs genannten Hss. fügen dazu noch jenen Passus, in welchem die Geschichte Alains und die Entstehung der *peines de Bretaigne* angekündigt werden und in welchem allein Robert sich als Verfasser des Merlin nennt. Dies war der ursprüngliche Schluß des Merlin, der aber in allen übrigen Hss. weggelassen wurde, weil er nicht mehr paßte. Er paßte nicht einmal zum Didot-Perceval in der uns erhaltenen Form,

geschweige denn zu den Merlinfortsetzungen oder in Hss, in denen der alte Merlin den Schluß bildete. Wäre der Schluß des Merlin in D und E, und nur in diesen Hss., übereinstimmend abgeändert worden, dann hätte man behaupten können, daß D den Perceval samt dem ihm vorausgehenden Merlinschluß aus Hs. E resp. deren Quelle abgeschrieben hätte.

S. (p. 39) rechnet den Didot-Perceval zur letzten Periode der Gralromane. Er sei etwa um 1230 entstanden und unter dem Einfluß der „von ihm zuerst[17]) nachgewiesenen Trilogie des Pseudo-Robert" mit Roberts Joseph und Merlin vereinigt worden. „Der ursprüngliche Lancelot, in dem auf die Perceval-Queste eine Mort Artur folgte, habe ihm zum Vorbild gedient." Dem Didot-Perceval liege ein etwa um 1200 entstandenes Gedicht zugrunde, welches wahrscheinlich Chrétien und Gaucher zu Quellen gehabt habe (vgl. auch p. 37), und in welchem weder von Merlin und Blaise, noch von Alain und Bron die Rede gewesen sei, und Perceval der N e f f e eines im Zeitalter Arthurs lebenden Fischerkönigs gewesen sei. Die Mort Artur sei einer andern Quelle entlehnt und habe mit dem Gedicht nichts zu tun gehabt; diese Quelle sei ein Merlinroman gewesen, der auch der pseudohistorischen Merlinfortsetzung sowie der romantisch-pseudohistorischen (ich verwende hier m e i n e Benennungen) zugrunde gelegen habe. Alles dies sind bei S. bloße Behauptungen, die z. T. des Sperrdrucks würdig befunden, aber durch kein einziges Argument gestützt wurden. Ich bestreite die Mehrzahl derselben, will sie aber, ehe Beweisgründe ins Feld geführt werden, nicht diskutieren. Ich glaube, daß W. sich irrt, wenn sie (p. 339 ff.) meint, S. stütze seine Ansicht, daß eine Dichtung die Quelle des Didot-Perceval war, auf darin vorhandene Versüberreste (ihr Vorwurf, daß dieselben von S. nicht produziert wurden, wäre sonst berechtigt gewesen). S. scheint sich vielmehr auf den „Inhalt" der Hs. E zu stützen; seine diesbezügliche Bemerkung auf Seite 39 und die Anmerkung 3 klingen allerdings orakelhaft[18]). Ich sehe aber nicht ein, weshalb S. bei seinem System eine Zwischenstufe zwischen Chrétien-Gaucher und Didot-

[17]) Meiner Ansicht nach aber von Wechssler; vgl. diese Zs. 34 p. 102 ff.

[18]) Aus dem soeben erschienenen neuesten Buche Sommers (*The Vulgate Version of the Arthurian Romanes*, I., p. XI) erkenne ich, daß ich, indem ich obiges schrieb, mich geirrt habe, woran aber S's unklare Ausdrucksweise schuld ist. S. erklärt nun, daß er in der Tat *traces of verse* in dem Modena-Perceval entdekt habe, aber aus *courtesy* gegenüber W., von deren in Aussicht stehender Ausgabe er gehört hatte, darüber geschwiegen habe. Ich gestehe, daß ich nicht auf der Höhe bin, um diese Art von *courtesy* zu verstehen. Für die Wissenschaft wäre es, wie auch W. sagt, gerade von Wert gewesen, zu wissen, ob die Verse, welche zwei Forscher unabhängig voneinander zu finden glaubten, sich miteinander deckten. Ob sie dies taten, erfahren wir auch jetzt noch nicht.

Perceval nicht entbehren kann. Mein Gesamturteil über S.'s Arbeit kann nicht mit dem übereinstimmen, das der Verf. (p. 40—41) selbst darüber abgegeben hat. Nach meiner Meinung hat er seine These nicht bewiesen. Alles, was ihm zugegeben werden muß, ist, daß der Didot-Perceval oft nicht das bietet, was durch Joseph und Merlin für die folgende Branche postuliert wird. Dies war aber schon längst bekannt, und diejenigen, die für Roberts Autorschaft eintraten, haben sich bald auf diese bald auf jene Weise mit diesen Schwierigkeiten abgefunden.

Betrachten wir nun dasselbe Problem in W.s Beleuchtung! Mit den Widersprüchen zwischen dem Didot-Perceval und den Postulaten von Joseph und Merlin ist W. bald fertig. Sie werden wegwerfend behandelt, trotzdem durch die Publikation der E-Version kein einziger beseitigt wurde, Die Hypothese, daß Robert plötzlich seinen ursprünglichen Plan aufgegeben habe, erklärt wohl nach W.'s Ansicht alles. Ihr Argument (p. 123), daß es zu seltsam wäre, wenn drei Dichter (also neben Chrétien und Gaucher noch Robert) über ihren Graldichtungen gestorben sein sollten, hat keine wissenschaftliche Berechtigung; sie mag es ihren mystischen Freunden vorlegen. Mehr Beachtung verdient der Hinweis (p. 124) auf die Autorität, die Robert von Borron bei den späteren Graldichtern genoß, und die kaum möglich wäre, wenn er nur den Joseph und Merlin, aber nicht auch eine Gralqueste geschaffen hätte. Ich bin ebenfalls der Ansicht, daß man mit Joseph und Merlin allein keine Autorität hätte erlangen können; aber, wenn vor jenen späteren Graldichtern der von Robert begonnene Zyklus bereits von einem anderen Dichter unter Roberts Namen (die in den Hss. D und E zu beobachtende Unterdrückung des Namens Roberts von Borron geht, wie wir sehen, nur bis auf z, nicht aber bis auf p oder gar r, zurück) vollendet worden war, so würde sich Roberts Autorität ebenso gut erklären. Nun ist aber der Didot-Perceval unter allen Umständen nicht, wie S. meint, ein ganz junges Werk, sondern älter als die großen Gralzyklen. Zurzeit, da diese existierten, wäre der Kombination Joseph + Merlin jedenfalls eher eine Galaad-queste angehängt worden. Noch andere Gründe könnten erwähnt werden; doch ich will mich hier damit nicht weiter befassen, da ja auch S. seine Ansicht nicht begründet hat.

W. operiert aber noch mit einem andern Argument, das bei ihr einen sehr großen Raum einnimmt, und das, wenn es als richtig erkannt wird, in der Tat die Streitfrage entscheiden kann und dann alle andern Argumente überflüssig macht. Sie hat nämlich nicht weniger getan als einen Teil von Roberts Perceval und Mort Artur in ihrer Urgestalt restituiert — nach ihrer Meinung wenigstens. Wenn bloß nachgewiesen wird, daß der Didot-Perceval die Übertragung einer Dichtung ist, so ist damit natürlich noch nicht gesagt, daß diese das Werk Robert

de Borron's war. Lassen sich aber eine große Zahl von Versen rekonstruieren, so hat man nur zu sehen, ob die im Joseph und im Merlinfragment sich zeigenden linguistischen (allenfalls auch metrischen) Eigentümlichkeiten auch in jenen Versen zu belegen sind, oder ob jene Verse andere Eigentümlichkeiten aufweisen, welche mit denen des Joseph und Merlin nicht vereinbar sind. Das Kriterium ist zweifellos ein gutes.

W. teilt uns mit, daß ihr „der rhythmische Charakter der Prosa" auffiel (p. 125). Aber was ist der Rhythmus beim altfranzösischen Vers? Er ist nicht vorhanden. Es gibt da weder einen Wechsel von langen und kurzen Silben noch einen Wechsel von Hebungen und Senkungen. Was versteht W. unter dem p. 127 gebrauchten Wort „skandieren"? In dem Vers *Se fierent des espees blanches* betont man *espées*, wenn man jambisch skandiert, in dem Vers *As espees que nues tienent* aber *éspëés*.[19]) Daß dies Verse sind und nicht Prosa, ist einzig aus der Umgebung zu erkennen, aus der Übereinstimmung mit dem Vorausgehenden oder Folgenden in bezug auf Reim und Silbenzahl. W. schienen aber auch noch *certain variants of spelling* (!) *to point to an earlier verse-form.* Sie erwähnt (vgl. auch die Anmerkung auf p. 186) als Beispiele, daß die reimbildenden Wörter *Bron(s)* und *taion(s)* stets nebeneinander vorkommen (Bron war nämlich der Großvater des Helden); neben *Roi* [sic!] *Peschiere* finde man *frere* und *pere*, neben *Pescheor cort.* Doch die letzteren beiden Wörter bilden im guten Altfranzösischen keinen Reim; erst in später Zeit findet man auch *cor* für *cort.* *A word like „saciés" will be written with or without the „i", as demanded by the length of the verse* (p. 125). Nach W. scheint *ie* immer zweisilbig zu sein. Aber das von ihr zitierte Wort wurde stets zweisilbig gesprochen, ob *i* geschrieben wurde (wie es die Grammatik verlangt) oder nicht. Diesen „auffallenden" Tatsachen verdanken wir W.'s Rekonstruktionsversuch. Der Leser wird den Kopf schütteln, und seine Spannung wird einem gewissen Unbehagen Platz gemacht haben. W. untersuchte auch die Versifikation des Dichters von Joseph und Merlin und fand, daß seine Lizenzen *excessive even for English verse and perfectly astounding from a French standard* seien (p. 126). Ich glaube, hier die von ihr hervorgehobenen Beispiele wiederholen zu müssen. *Thus he does not hesitate to rhyme „uit" with „ist"*: *ui* und *i* reimen sehr viele gute Dichter; *-st*:*-t* ist bei allen Dichtern, in deren Sprache vorkonsonantisches *s* verstummt ist, ein korrekter Reim. *At one moment we have*: „*La fame fu toute esbahie Quant ele ha la parole oïe*": Was ist dabei merkwürdig? *The next he does not scruple to write*: „*Quant Petrus Joseph paller oit Si li dist que*

[19]) Die Verse sind aus Chrétiens Löwenritter (834, 4498); derartige Beispiele ließen sich zu Tausenden bringen.

pas ne quidoit": „*oit*" ist eine analogisch gebildete häufige Nebenform von „*ot*". „*Saint Esperit*" *is written indifferently* „*it*" *or* „*ist*", *as the rhyme may require*: Die Aussprache war aber in allen Fällen „*it*", und die Reime sind deshalb alle korrekt. „*Messagier*" *rhymes at one time witn* „*touchier*", *at another with* „*avantier*": Warum sollte es nicht? Die letzteren beiden können auch miteinander reimen. *We have* „*femme*" *rhyming with âme*: Der Reim ist in vielen Dialekten korrekt; falsch ist nur der von W. gesetzte Circumflex; *and even* „*feire*" *with* „*memoire*": Dieser Reim ist von einer gewissen Zeit an in gewissen Dialekten korrekt; immerhin ist er als einzig in seiner Art auffallend (vgl. darüber Max Ziegler's Diss. p. 37—38); *while certain of his lines defy scansion*: „*Seisiz fu li Riches Peschierres Dou Graal, et touz commanderés*": bei der falschen Plazierung des Akzents im letzten Wort nimmt es mich nicht Wunder, daß das „Skandieren" nicht mehr gelingt, Neunsilbler mit männlichen Reimen kennt allerdings die altfranzösische Epik nicht; *or* „*Quant li preudons set qu'ensi va Que sa femme ainsi s'estranla Tel duel ha qu'a peu qu'il n'enrage*: aber diese Verse sind ja perfekt! *After which the reader will probably rejoice to be spared any more specimens.* Einverstanden; aber die hier beabsichtigte Ironie trifft die Verfasserin selbst! Sie hat sich selbst gerichtet. Warum hat sie Zieglers Dissertation über Roberts Sprache (eine lobenswerte Arbeit) nur in der Bibliographie zitiert und nicht auch gelesen? Ziegler hat gezeigt — und jedermann wird ihm beistimmen müssen (vgl. auch H. Suchier in Zs. f. r. Ph. 16 p. 272) —, daß Robert die korrekte Versifikation des Kontinentalfranzosen verwendete und in der Sprache des ausgehenden 12. Jahrhunderts schrieb. Lizenzen wie es die Reime *ui* : *i* und *iu* : *u* (also Reime eines steigenden Diphthongen mit dem zweiten Komponenten) sind, findet man bei vielen guten Dichtern. Die häufigen Reime *ié* : *e* sind vielleicht vom selben Gesichtspunkt aus zu beurteilen und sind dann nicht notwendig eine anglonormannische Eigentümlichkeit[20]). In bezug auf Silbenzahl, Elision, Hiatus u. dgl. ist Robert immer korrekt. Wenn Robert mit dem anglonormannischen Seigneur *Robert de Burun* (nachgewiesen in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts; vgl. Suchier in Zs. f. r. Ph. XVI, 274) identisch war, so gehörte er zu denjenigen, die ihr Französisch nicht in *Stratford-atte-Bowe*, sondern in Frankreich selbst oder im Verkehr mit Franzosen gelernt hatten. Doch W. ist, wie wir sahen, anderer Ansicht. Von einem Dichter „dieses Kalibers", meint sie (p. 127), könne man offenbar nur ganz schlechte Verse (wie die eben zitierten!) erwarten. Man

[20]) Als anglonormannisch bliebe dann nur noch der eine Reim *racheter*: *enfer*, der doch wohl allein kaum genügend Beweiskraft hat, zumal da nur ein einziges Manuskript erhalten ist. Ich glaube deshalb nicht mehr recht an die anglonormannische Herkunft Roberts.

möchte glauben, sie wollte dadurch zum voraus die von ihr gemachten verteidigen. Doch nein! Es sind auch gute Verse aus dem Didot-Perceval herauszulesen. *Now it is evident that if the prose yields a number of verses perfect in structure, those verses can hardly be Borron's.* Der notwendige Schluß ist, daß sie höher hinaufreichen, daß Robert sie *tels quels* seiner Quelle (von der nachher die Rede sein wird) entnommen hat. Mögen nun die Verse gut oder schlecht sein: sie sind unter allen Umständen verwendbar, und man tötet sogar zwei Fliegen mit einem Schlag: man rekonstruirt außer Roberts Dichtung noch einen Teil seiner Quelle. W. hat also den Schlüssel zu Problemen gefunden, deren Lösung man bisher nicht für möglich hielt. Wenn nur keine Haken dabei wären! Welcher Art die Haken sein werden, wird der Leser bereits gemerkt haben. W. unterscheidet nur ganz allgemein zwischen guten und schlechten Versen, überläßt es im übrigen dem Leser, die zahlreichen Verse, die fast in jedem Kapitel mehrere Seiten füllen, nach diesem Prinzip zu klassifizieren. Nie vergleicht sie die Sprache derselben mit derjenigen von Roberts Joseph und Merlin in bezug auf Einzelheiten. Nun gibt es aber unter ihren Versen nicht nur zahlreiche Reime, welche sich mit Roberts Sprache nicht vereinigen lassen (Reime von z und *s*, von *en* + *Cons.* und *an* + *Cons.*, *ǫ* : *ọ* [*ọu*] und derartiges), sondern auch schrecklich viele, die überhaupt bei keinem französischen Dichter vorkommen können.[21]) Mehrmals wurden die Reimwörter geändert, damit sie dem Auge nicht weh tun sollten.[22]) Daß die Zahl der schlechten Reime nicht noch weit größer ist, rührt jedenfalls nur daher, daß sonst fast lauter „matte" Verbalreime (*-a*, *-oit*, *-és*, *-oient*, *-erent*, *-er*, *-ist*, *-ai*, *-é*, *-i*, *-u*) vorkommen; da war es nicht leicht, fehl zu gehen. Drollig nehmen sich die vereinzelt vorkommenden

[21]) Ich zitiere: „*tans* : *Pendragons* (p. 131), *Judee* : *commandé* (131), *Occidant* : *sont* (131), *Irlande* : *monde* (131), *cort* : *Pescheor* (131 und öfters, vgl. oben p. 32), *charront* : *encantement* (132), *Percevaus* : *Gros*, (133), *cort* : *jor* (134), *abaissié* : *desfermee* (158), *respondi* : *mie* (158), *u* (= ubi) : *Jesu* (180), *Sire* : *revenir* (180), *vit* : *sali* (194), *demiseles* : *cele* (195), *pié* : *oneree* (196), *li* : *païs* (211), *vois* : *toi* (211), *aie* (habe) : *aïe* (Hilfe) (211), *desfermee* : *abaissié* (225), *ricement* : *mont* (225), *enmi* : *lit* (225), *toi* : *fois* (228).

[22]) So ist *Merlins* (128) Akkusativ, *Pendragons* (131) ebenfalls; *enfés* (Kind) erhielt einen Akzent (der allerdings auch bei Hucher vorhanden ist), damit es mit *avés* reime (133); *fendi* wurde zu unmöglichem *fendist* (145); *respondi* ist Partizip (158), *traist* wurde dem Reime zu Liebe *traïst* geschrieben (166); *Sire chevaliers* verlor das Schluß-*s* (178); *li uns des frere* muß mit *pere* reimen (180); *garis* (N. Sg.) wurde zu *gari* (181); *le rice roi Pescheor* ist N. Sg. (181); *aresta* steht für *aresterent* (181); *Jesus Christ* ist N. Sg. (186, 228); wir finden *oï[s]t* (186), *respondist* (192), *aïe* für *aït* (193), *uns chevalier* (194), *le cevalier* (N. Sg.) (195), *li roi* (N. Sg.) (196), *requist* (1. Sg. Perf.) (211), *voi* für *voit* (225), *assise* für *assises* (225), *oï* für *oi* (habui) (226), *li Graaus* (A. Sg.) (237), *preudons* (A. Pl.; wenn W gewußt hätte, daß neben

Entschuldigungen aus; p. 180: „*Sire*: *revenir*“ *is, of course, a bad rhyme, but if we find nothing but good rhymes, as said above, they cannot be Borron's* (ähnlich p. 228 zu *troi* : *fois*). Da sie die übrigen Reime ohne Kommentar gehen läßt, so muß man wohl annehmen, daß sie dieselben für gut hält. Zu oben erwähntem *oi* (habui) macht sie die Bemerkung (p. 226): „*Oï*“ *here seemes to have no sense, but it is in the text, and I think its presence testifies to an original rhyme.* Zu *seÿmes* : *oÿmes* bemerkt sie (p. 181): *I think these last must certainly be a rhyme*; *the forms are somewhat unusual!* Wirklich? Ebenso erscheint ihr (p. 158) der Schwur „*par saint Nicolaï*“ *unusual.* Kein Heiliger war populärer als Nikolaus, dessen Name gewöhnlich *Nicholai* geschrieben wurde. Natürlich findet man in W.'s Versen auch ganz unmögliche oder mindestens außergewöhnliche *Enjambements*: p. 180 *(u)*, 181 *(i)*, 237 *(vrai)*, 247 *(alés)* etc. Doch noch viel schlimmer steht's mit der Silbenzahl; die in dieser Beziehung korrekten Verse bilden jedenfalls die Minderheit. Wenn W. die Prosa, ohne zu ändern, einfach in Verse abgeteilt hätte, so hätte man ja nichts anderes erwarten können, als daß hie und da Silben fehlen oder überzählig sind; es wäre dann die Aufgabe der Verfasserin gewesen, Besserungsvorschläge zu machen. Aber die Verse, die uns W. bietet, stimmen durchaus nicht mit der Prosa überein: sie sind bereits gestriegelt oder „emendiert“. Die inbezug auf Silbenzahl inkorrekten Verse sind bei W. so außerordentlich häufig, daß ich nur einige Müsterchen zitieren kann: *A la roïne*, „*Dame merciés l'ent* (196), *si qu'il le bouelée fist salir* (212), *Perceval meïsme doit l'achever* (228), *Et de Enygeus se mere* (180), *Le rice Roi Pescheor* (179, 181). Sehr oft erhält der Vers die richtige Silbenzahl nur, wenn man einsilbiges *ie* zweisilbig liest (und das soll man wohl nach W. tun; vgl. die oben p. 32 zitierte Bemerkung über *saciés*); ich zitiere nur: *Li douna li Rois Peschierres* (131), *De cest siecle trespassa* (134), *Tantost la piere fendist* (145). Auch andere Diphthonge scheint W. zu spalten: *Car ce fu li buens devins* (128), *Asseoir as douze lius* (136), *La vois del Saint Esperist* (179), *Vous i laïst* [das Trema ist W.'s] *asener* (186) (außer *laïst* ist wohl noch *Voüs* zu lesen?), *Dont il estoit hui venu* (226) etc.[23]) Oft hat W. auch im Innern

apelons auch *apelomes* vorkommt, so hätte sie das handschriftliche *preudomes* stehen lassen können) (237), *voiremens* (Adverb) (237), *donné* (N. Sg.) (237), *vrai* (Adjektiv zu *demonstrance*) (237), *oït* für *ooit* (im Bedingungssatz!) (246), *mort* (N. Sg.) (246), *revestu* (N. Sg.) (246). In fast allen diesen Wörtern bietet die Prosa die korrekte Form. Es ist zu bemerken, daß Roberts Deklination und Konjugation korrekt sind.

[23]) Einmal wagt sie es nicht, aus dem Prosatext, welcher *envoia...a son trespassement* hat, den Vers *A son trespassement envoia* zu machen, da er „zu lang sein würde“, obgleich nach ihrer Meinung Robert (der ja keine ordentlichen Verse zustande brachte!) *really*

des Verses ganz sprachwidrige „Verbesserungen“ vorgenommen mit der offenbaren Absicht, die Silbenzahl (den „Rhythmus“ ?) zu reglieren. Ich zitiere einige charakteristische Beispiele: *Au*[24]) [in der Prosa *A le*] *cort Artu* (133), *Damdiu* (186)[25]), *bele* [in der Prosa *bel*] *pré* (210), *preudom* [A. Sg.; in der Prosa *preudome*] (247)[26]). Verstöße gegen die Elisionsregeln sind natürlich häufig: *l'avoit* (statt *li avoit*) 145, *l'a* (statt *li a*) 158, *Meschine a biauté si grant* 195 (*Meschine* hat W. für *Demisele* der Prosa eingesetzt; aber gerade das letztere Wort würde den Vers korrekt machen), *Le mellor del monde ester* (228). Unglaubliches wird von W. inbezug auf Syntax und Stil geleistet. Man lese folgendes: *Je vous di com jou ai pooir Les coses a venir savoir* (129), *Uns faus deciples, o non* (Namens!) *Moys* (131), *Et de Enygeus se mere, Suer Joseph, de Brons son pere Qu'on apele le Roi Pescheor* (180), *Dusqu'á de vous trové sera* (180), *Et lors pria par cele foi Que il li devoit, que li roi Demandast que l'on li deïst U le chevalier le prist Et se il en plus i avoit Et se il en trover poroit Se il aloit...* (196), *Çou est li Sans que recuelloit Joseph quant Ses plaies decouroit A terre, por çou...* (237). Robert war gewiß kein guter Stilist; aber, was er schrieb, war wenigstens französisch. Oft wurden von W. unentbehrliche Satzteile ausgelassen, um etwas Vers-ähnliches herauszubringen: *Que dignes del seïr* [sc. *el liu vuit*] *estoit* (131), *Se vous ne m'en* [statt *m'en* lies *le poés*] *calengier* (181), [sc. *la*] *Fis porter en mon edefi* (186); *Saciés que j'ameroie miels Qu'on me desevrast de mes uels* [sc.

wrote „*a son tr. e.*“ (p. 179). Ebenso weist sie (p. 195) einen Vers wie *Et forment se segnierent* (so in der Prosa mit Umstellung) ab, weil er „zu kurz“ wäre und nicht *fall into rhythm* würde; dafür zieht sie als korrekt den Vers *Et a rire commencierent* vor (dem aber auch eine Silbe fehlt, wenn man das *ie* nicht spaltet). Sie scheint also, da sie Verse von unrichtiger Silbenzahl nicht aufzunehmen wagt, der Ansicht zu sein, daß die von ihr gebotenen auch in dieser Beziehung korrekt seien.

[24]) Erst in ganz späten nordostfranzösischen Texten möglich.

[25]) Der beteffende Vers hätte übrigens mit dem in der Prosa überlieferten *Damediu* die richtige Silbenzahl; aber W. wird wohl das Wort *niés* zweisilbig gelesen haben.

[26]) Es werden aber auch sehr oft in ganz zweckloser Weise richtige Lesarten der Prosa falsch „verbessert“, so *fist* (1. Sg. Perf.) 131, *Aleins* (Acc.) 133, *fils* (A. Sg.) 133, *li rois* (A. Sg.) 145, *le* (statt *li*) 146, *Que* (statt *Qui*) 166, *mon* (N. Sg.) 179, *le sanc* (N. Sg.) 180, *li* (A. Sg.) 180, *un crois* 181, *le senescal* (N. Sg.) 196, *Le roi* (N. Sg.) 196, *jut* (statt *juc*) 216, 226, *sire chevalier* 225, *rois* (A. Sg.) 225, *Percevaus* (Acc.) 228, *a* (= habes) 228 (zweimal), *Qui* (statt *Que*) 237, *descendist* (Perf. Ind.) 237, *Li roi* (A. Sg.) 238, *forc* (statt *fauc*) 246, *li* (statt *il*) 323. Letzteres mag ein Druckfehler sein; aber bei W. sind Druckfehler kaum von andern Fehlern zu unterscheiden. Die Fehler der Prosa wurden natürlich getreu beibehalten, so *petit* (N. Sg.) 133 etc., etc. In W.'s eigenen Interpolationen finden sich Fehler wie *Son fils* (N. Sg.) 134, *en son garde* 180. Akzente werden falsch gesetzt wie: *à* (habet) 131, *essaucié* (anstatt *essaucïe*) 131.

que de li], *Quar qui* etc. (193), *Por Diu Madame or penser De faire por li onerer* [Prosa: *de li onerer et de faire tant qu'* etc.] (195).

After which the reader will probably rejoice to be spared any more specimens. Sind das wirklich Verse, was uns W. bietet? Selten findet sich einer oder gar ein Couplet, die man unbeanstandet passiren lassen kann. Aber brauchen auch diese wenigen Verse deshalb ursprünglich zu sein? Wenn das, was uns W. als Verse bietet, *tel quel* in der Prosa zu finden wäre, dann könnte man sich der Sache noch weiter annehmen; man könnte prüfen, ob sich aus diesem Rohmaterial Verse machen ließen. Sehen wir nun aber, wie W. diese „Verse" herausgeschält hat! Man vergleiche folgende relativ gute Verse

U Nostre Sire avoit sis	*Uns faus deciples, o non Moys,*
Qui molt sovent les essaia,	*En plusors manieres tempta,*
Vint a Joseph, pria por Diu	*Li laissast aemplir cel liu,*
Car tant de la grasse sentoit	*Que dignes del seïr estoit*

mit dem entsprechenden Passus der von W. hier benutzten Hs. E: *u Nostre Sires avoit* sis, *et uns faus deciples, qui avoit non* Moys, *qui molt sovent les* essaia *et* tempta *en plusors manieres, si s'en vint a Joseph et li pria por* Diu *que cel* liu *qui la estoit vuis li laissast aemplir, car il dist qu'il* sentoit *tant de la grasse Nostre Segnor que bien* estoit *dignes del seïr el liu vuit.* W. wird mir nicht vorwerfen können, daß ich einen ihr ungünstigen Passus ausgesucht habe; er ist eher das Gegenteil davon. Die Verse sind linguistisch und metrisch weniger holprig als gewöhnlich, enthalten nur zur Hälfte „matte" Verbalreime und schließen sich relativ eng an die Prosa an. Anderseits wird niemand behaupten können, daß man beim Lesen der Prosa Verse heraushören muß. Das *sis* verbindet sich so leicht und in natürlicher Weise mit *Moys*, da ja dieser durch nichts anderes als sein Sitzen bekannt ist; die übrigen Reimwörter sind der Art, wie sie sich in jeder Prosa auf Schritt und Tritt finden. *Tels quels* sind nur die Verse 1 und 3 in der Prosa; auch 4 und 7 ließen sich leicht konstruiren. Aber ist dies auffällig? 8- resp. 9-silbige Redeteile von syntaktischer Selbständigkeit finden sich in der natürlichen Prosa sehr häufig.[27]) Daß es also W. gelungen ist, eine Anzahl gereimte „Verse" aus der Prosa herauszukonstruiren, wäre nichts wunderbares, auch wenn dieser Prosa nie eine Dichtung zugrunde ge-

[27]) Um eine Probe zu machen, schlug ich in Bartsch-Hornings Chrestomathie Villehardouin auf; in den ersten 10½ Zeilen der ersten Spalte kann ich (ohne ein Wort zu ändern oder auch nur umzustellen) nicht weniger als zehn 8-Silbler herauslesen, die, im Gegensatz zu W.s, metrisch fehlerfrei sind: *Ensi se resposerent cil / li empereres Morchuflex / ainz assembla totes ses genz / qu(e) il iroit les Frans assaillir / nel fist mie ensi con il dist /* etc. Wenn ich mir auch noch Änderungen erlauben wollte, wie es W. tat, so könnte ich ohne große Mühe inhaltlichen Zusammenhang und matte Reime bekommen.

legen haben sollte. Um der Frage mehr auf den Leib zu rücken, habe ich andere Prosaübertragungen, deren Originale wir besitzen, zu Rate gezogen (und W. hätte dies auch tun sollen).[28]) Ich verglich den Anfang von Chrétiens Erec mit der Prosaübertragung. Ich fand, daß trotz der genauen inhaltlichen Übereinstimmung die Prosa äußerlich fast ganz selbständig ist, daß Wortlaut und Reime des Originals fast immer aufgegeben wurden. Der Prosaredaktor kürzte ziemlich stark, und dies mag z. T. an der starken Differenz schuld sein. Ich bin gerne bereit, dies als einen extremen Fall zu betrachten. Ich verglich sodann ein Stück des Percevaldrucks von 1530 (aus Gauchers Hirsch- und Brackenepisode) mit seiner Vorlage. Ich fand, daß der Prosaredaktor dieselbe sehr sklavisch wiedergab. Der Wortlaut des Originals ist sehr wenig geändert; die Reimwörter sind sehr oft beibehalten, ebenso das, was W. Rhythmus nennt. Zeitweise findet man die Verse des Originals *tels quels*, z. B.: *Celle dist* : *je n'en feray rien*; *mon cerf avez pris sans congé*; *de quoy j'ay le cueur fort navré*; *celle qui ci vous envoya ne vous ayma* (Reimwort) *onques en nul jour* (fol. CXXXIIII r⁰; vgl. Gaucher 22624 ff.). Offenbar kann die Methode dieses Übersetzers erst recht nicht die normale sein; sie repräsentirt auch ein Extrem. In fortlaufender Prosa sind Verse einfach störend. Der Redaktor, dem es darum zu tun ist, gute Prosa, wirkliche Prosa, zu schreiben, wird es sich natürlich angelegen sein lassen, das, was den Vers von der Prosa unterscheidet, zu zerstören. Er wird also 1. mindestens e i n e s der Reimwörter tilgen (wir sprechen hier nur von paarweise gereimten Dichtungen), besonders wenn dieselben ungewöhnlich und auffallend sind, 2. die syntaktischen Einheiten ungleich lang machen (wenn in den Versen *Enjambement* vorhanden ist, so ist dies unnötig), 3. die nichtssagenden Füllsel weglassen. Wenn sich ein Redaktor auch nur ein klein wenig Mühe geben wollte, so brachte er alles dies leicht zustande. Wenn nun der Didot-Perceval auf eine Dichtung Roberts zurückgeht oder überhaupt tel quel einen Versroman repräsentirt, so ist es offenbar, falls nicht besondere Gründe für das Gegenteil sprechen, höchst wahrscheinlich, daß derjenige, der Perceval und Mort Artur in Prosa übertrug, mit demjenigen identisch ist, der Joseph und Merlin übersetzte. Wir können also sein Verfahren an den letztern Branches beobachten. Ich habe daraufhin die ersten 500 Verse von Roberts Joseph mit den entsprechenden 186 Zeilen der Prosa verglichen. Das Resultat war folgendes: unverändert bewahrt sind die Reime von sage 10 Couplets; sie sind: *nasquist* : *prist* (Zeile 16—17), *venir* : *morir* (19—20),

[28]) Es wäre vielleicht überhaupt lehrreich, wenn einmal eine größere Zahl von Prosaübertragungen mit ihren Originalen verglichen würde und statistische Beobachtungen gemacht würden; es würde da vielleicht mancherlei zutage treten, das kritisch verwendbar wäre.

avoir : *mennoir* (26—27), *guerpir* : *tenir* (46), *partie* : *baillie* (49 bis 50), *amoit* : *apeloit* (59), *volentiers* : *deniers* (89), *departirent* : *atendirent* (102), *demanda* : *lava* (153), *as* (Hülfszeitwort) : *as* (Zeitwort) (163—64); und diese Reimpaare wurden jedenfalls nur deshalb stehen gelassen, weil sie sämtlich oder zumeist vollständig unschädlich waren, indem sie in jedem Originalprosatext ebensogut vorkommen könnten. Nachdem ich diese Statistik gemacht hatte, bemerkte ich, daß Weidner bereits alle Reimwörter des ganzen Vers-Joseph, die in der Prosa erhalten sind, zusammengestellt hatte (p. LV—LVII seiner Ausgabe); ich habe sie gezählt und nenne die Zahl, auf seine Verantwortlichkeit hin; es sind 92 Paare auf 3514 Verse resp. 1497 Prosazeilen. Der Prozentsatz ist also später etwas größer als in den ersten 500 Versen, aber immerhin noch klein genug. Namentlich sind aber überall die Reimwörter ähnlich den oben zitirten, so daß derjenige, welcher eine Rekonstruktion versucht, natürlich nie wissen kann, ob er im gegebenen Fall echte oder unechte Reimwörter vor sich hat.[29]) In einigen wenigen Fällen wurde durch eine ganz geringe Änderung der Reim aufgehoben: *obeïr* : *esperit* (anstatt *espir*) (Zeile 124—25), *despit* : *tout* (anstatt *tuit*) (179). Ich habe die betr. Reimpaare (ich denke, mit Recht) von Weidners Liste subtrahirt. Das Normale aber war, daß das eine Reimwort (gewöhnlich das zweite) schwinden mußte. Über das Verfahren des Prosabearbeiters bei dieser Arbeit vergl. die Zusammenstellungen Weidners p. LIX f. Selbstverständlich schließen die aus dem Gedicht erhaltenen Reimwörter nicht mehr eine syntaktische Einheit von 8 resp. 9 Silben ab; aber auch sonst wurde die Länge der Verse-bildenden syntaktischen Einheiten fast immer zerstört, so daß man in dieser Prosa wahrscheinlich weniger Achtsilbler findet als in einem Originalprosatext. Intakt erhaltene Verse sind äußerst selten (v. 443: *et je et mi. v. chevalier*; andere sind zitirt von Weidner p. LX). Nun betrachte man nochmals die oben zitirten Verse aus W.'s Rekonstruktion und achte darauf, daß sämtliche 4 Reimwörterpaare der Prosa entnommen sind. Dies harmonirt offenbar nicht mit dem aus dem Joseph gewonnenen Resultat; im Joseph findet sich derartiges nie; und ich halte es deshalb für höchst unwahrscheinlich, daß die von W. gewählten Reimwörter wirklich sämtlich oder in der Mehrzahl einst Versabschlüsse waren. Ich habe gewissenhaft sämtliche von W. rekonstruirten „Verse“

[29]) Weidner zählt auch (p. LVII—LIX) die übrigen Reimwörter auf, die sich in der Prosa, aber nicht im Gedicht finden (Daß dieselben aus einer anderen Dichtung stammen, wie Weidner meint, ist Unsinn; daran glaubt niemand mehr)! Die Liste dieser zufälligen Reime ist noch länger als diejenige der aus dem Gedicht stammenden; und doch ist sie, wie ich bei der Nachprüfung des Anfangs sehe, noch ganz und gar unvollständig.

mit dem Prosatext verglichen und dabei beobachtet, daß sie immer zuerst nach Reimwörtern fahndete (und solche finden sich natürlich genug in jedem Prosatext, besonders wenn man, wie W. es tat, in der Regel mit matten Verbalreimen vorlieb nimmt, und auch die zu große oder zu geringe Entfernung der betr. Wörter von einander nicht als Hindernis betrachtet wird) und dann das übrige *tant bien que mal* zusammenleimte. Wenn aber der Prosaredaktor im Didot-Perceval so vorging wie im Joseph, so kommt man offenbar mit diesem Verfahren zu keinem Ziele. Man kann zwar Reime und Verse bekommen, aber keine echten.[30]) Ich behaupte nicht, daß W. immer beide Reimwörter dem Prosatext entnimmt; es ist bei ihr die Regel; doch hat diese ihre Ausnahmen. Hie und da begnügt sie sich nämlich mit einem in der Prosa belegten angeblichem Reimwort, aber wohl nur dann, wenn sie nicht gerade ihrer zwei fand; das zweite Reimwort macht sie dann selbst.[31]) Natürlich bietet dieses Verfahren, das der Willkür Tür und Tor öffnet, ebenso wenig Gewähr für richtige Resultate wie das andere. Aber was für ein Verfahren ist denn anzuwenden? Gar keines. Wenn eine Prosaübertragung sich nicht wie der Prosa-Perceval von 1530 liest, bei dessen Lektüre man beständig durch das Reimgeklingel, verbunden mit der gleichen Silbenzahl der syntaktischen Einheiten, gestört wird,[32]) sondern wirklich gute Prosa ist (und dies ist das Normale), so sind Restitutionsversuche von vornherein aussichtslos. W. selbst hat das Versmachen leicht gefunden; mehrmals sagt sie: *It is quite possible to reconstruct further, but with a distinct preponderance of verb rhymes* (p. 228, oder ähnlich p. 135, 186); ja sogar: *such lines as his* (näm-

[30]) W. bittet den Leser (p. 127—28), ehe er ihre Rekonstruktion prüfe, in Birch-Hirschfelds Kapitel V die Vergleichung von Prosa-Joseph vnd -Merlin mit dem Versroman durchzulesen: I *think it will be found that the relation there proved to exist between the versions corresponds remarkably with the general results of my study.* Wenn sie nur selbst den betreffenden Abschnitt ordentlich gelesen hätte! Dann hätte sie u. a. gefunden (p. 147—48): ,,Der Prosabearbeiter hat weiter nichts getan, als daß er an Stelle einer poetischen Wortstellung eine prosaische gesetzt und die Reime fortgeräumt hat. Letzteres geschieht meistens dadurch, daß er den Inhalt jeder zweiten Zeile in etwas freierer Weise wiedergibt". Warum fahndet denn W. nach Reimwörtern?

[31]) Hier zwei Beispiele; p. 196: *Tos jors en soiés* oneree *Vous et les puceles* autant *De vos cambres et non por* quant *Se vous le gardés j'aroie* paor, *Le roi ne li donast* s'amor; Prosa: *que vous n'en soiés* oneree, *et les puceles de vos cambres*; *et non por* quant *se vous le reteniés jou aroie* paor *que li rois ne l'amast dejoste vous*; W. p. 194: *Si dist*, ,,*Dame* [*sans* targier] *Venés, ci vient uns* chevalier; Prosa: *et li dist*: *Dame, venés veoir, saciés que ci vient uns* chevaliers.

[32]) Auch Füllsel wurden beibehalten, z. B. *auquel* sans targer *vous direz* (vgl. dazu Gaucher v. 22648).

lich Borron's; aber W.'s beste Verse sind schlechter als Borron's schlechteste) *could without difficulty be put together from almost any prose text* (p. 127). Ich bin ganz damit einverstanden; man könnte mit ihrem Verfahren ein Versoriginal für die ganze *Comédie humaine* und die ganzen *Rougon-Macquart* rekonstruieren, besonders wenn man mit W. auf den Zusammenhang verzichtet und gewöhnlich nur Abschnitte von 2—4 Versen herstellt und den Versen so viel „*latitude*" erlaubt, daß sie auf den Namen „Verse" kaum ein Anrecht haben. Wird W. wohl einsehen, daß, was sie da getan hat, nicht mehr Wissenschaft, sondern müßige Spielerei ist? Ich wage es kaum zu hoffen, da sie die von Bédier (dessen Beurteilung sie ihre Rekonstruktion unterwarf) geäußerten Bedenken in den Wind schlug (vgl. p. XI, 125). Ganz unbegreiflich aber ist es für mich, daß Bédier ihr nicht aufs nachdrücklichste von der Publikation dieses Machwerks abriet. Davon bin ich überzeugt, daß mir jeder Romanist darin beistimmen muß, daß, sogar wenn es möglich wäre, ein Versoriginal des Didot-Perceval zu rekonstruieren, doch der Wert ves von W. gebotenen gleich null ist.[33]) Ich möchte nicht mißderstanden werden. Wenn ich auch behaupte, daß W.'s Rekonstruktion wertlos ist, und daß ein Rekonstruktionsversuch, ob er gleich von einem tüchtigen Romanisten unternommen würde, keine Aussicht auf Erfolg hätte, so meine ich damit keineswegs, daß der Didot-Perceval nicht einen Versroman zur Vorlage gehabt haben kann; und ich bestreite auch keineswegs, daß im Didot-Perceval noch Verse eines solchen *tels quels* erhalten sein können; ich bestreite nicht einmal, daß sich unter W.s Versen zufällig solche finden mögen.

[33]) W. erwähnt (p. 341), daß die romantisch-pseudohistorische Merlinfortsetzung (Hs. B N fr. 337) *certainly knew and used a rhymed version of Arthurs feats, though this was in mono-rhymed Alexandrines, not octo--syllubic verse.* Da hat sie wieder einmal sehr flüchtig gelesen. Freymond (R. Zs. XVI), auf den sie sich bezieht, sagt ausdrücklich, er habe anfangs geglaubt, einen poetischen Text als Quelle nachweisen zu können, dann aber diese Hoffnung aufgegeben. Diese Tiraden unterbrechen plötzlich die Prosa, namentlich bei Schilderungen von Kämpfen und Turnierspielen. Es sind gewissermaßen poetische Seitensprünge des Prosaredaktors, der sich wahrscheinlich früher mit der Bearbeitung von Chansons de geste abgegeben hatte. Aber echt sind die Tiraden; Freymond brauchte sie nicht erst zu „machen". Daß sich in dem Text, dessen Redaktor zweifellos auch Versromane bearbeitete, vereinzelt noch Achtsilbler finden, ist ziemlich sicher. Freymond hat ein paar Verse, die aus Chrétiens Yvain stammen, angeführt. Ein Pendant zu W.'s Rekonstruktionsversuch ist also das von ihr angeführte nicht. Ein wirkliches Pendant aber ist Weidners Versuch, im Prosa-Joseph gereimte Alexandrinertiraden nachzuweisen (Ausgabe p. LXI ff.); doch die Kritik hat dies einstimmig abgelehnt. Ebenso ging es Koschwitz, der in R. Zs. II, 617 ff. auch im Grand-Saint-Graal Spuren von gereimten Tiraden entdeckt haben wollte. G. Paris (Rom. VIII, 299) nannte sie *tout-à-fait imaginaires.*

W.'s Rekonstruktion bildet die Grundlage oder zum mindesten eine der Hauptstützen für wichtige Hypothesen. Da jene sich als wertlos erwiesen hat, so wird natürlich der Wert oder die Zuverlässigkeit der letzteren stark beeinträchtigt. W hat Roberts Autorschaft für den Didot-Perceval nicht bewiesen. Wenn ihre Rekonstruktion richtig wäre, so würden die Reime geradezu gegen Roberts Autorschaft sprechen. Sie hat aber auch, wenigstens mit dem oben erwähnten Argument, nicht bewiesen, daß der Didot-Perceval und Gauchers Perceval auf eine gemeinsame Quelle (eine Dichtung) zurückgehen. Ihre Argumentation ging dahin, daß in den Episoden, welche in beiden Dichtungen einander entsprechen, die rekonstruierten Verse mit Gauchers Versen nicht identisch seien. Ich würde dieses Argument übrigens auch dann für wertlos halten, wenn die rekonstruierten Verse echt wären. Denn das ist doch klar, daß, wenn die Vorlage des Didot-Perceval eine Dichtung war, für die Gaucher benutzt wurde (dies ist die von W. bekämpfte Hypothese) der betr. Dichter (sei es nun Robert oder ein anderer) Gauchers Verse nicht alle *tels quels* übernommen zu haben braucht. Das *a priori* wahrscheinliche wäre vielmehr auch in diesem Fall, daß er sie umgedichtet hätte. Das Umdichten war die Haupttätigkeit der Arthurdichter der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts und des Anfangs des 13. Jahrhunderts. W. selbst muß ja ein solches Umdichten voraussetzen, wenn sie glaubt, daß Gaucher und Robert aus derselben Quelle (einer Dichtung) schöpften, ihre Verse aber nicht mehr übereinstimmten. Auch wo der Didot-Perceval sich fast wörtlich genau an Gaucher anschließt, werden von W. andere Verse rekonstruiert, damit ja die Theorie von der Differenz des Versoriginals und Gauchers aufrecht erhalten werden könne.[34])

[34]) Vgl. p. 158—59: Die Prosa (E) hat: *Biaus sire, force n'est mie drois, et force me poés vous bien faire*; W. schreibt dies unverändert als Verse hin. Warum sollten die Verse des Originals nicht gelautet haben wie bei Gaucher: *Force a faire n'est mie drois Et force me poés vous faire* (so in Hs. Mons)? Die sklavische Prosa von 1530 differiert ja noch etwas mehr: *ou force regne, droict n'a lieu*; *force me povez vous bien faire* (so lautete m. E. auch der zweite Vers, der dem Didot-Perceval zugrunde lag). Aus der Prosa des Didot-Perceval *Et Percevaus respondi*: *Por çou ne le perdrai je mie* macht W. mit unmöglicher Flexion, unmöglicher Elision und unmöglichem Reim: *Et Percevaus l'a respondi*: *Por çou ne le perdrai je mie*, während doch die Prosa gewiß sehr wohl aus folgenden Versen Gauchers abgeleitet werden kann: *Et Percevaus moult tost li dit*: *Nel perdrai ja por si petit.* Die sklavische Prosaübertragung von 1530 weicht eher stärker ab als der Didot-Perceval: *Et quant Perceval l'entendit, saichez que moult fust resjouy qui a dist a la damoiselle*: *croyez, faict il, que le brachet pour si petit ne perdray.* W. p. 193—194: Nachdem Perceval von seinem tapfern Gegner erfahren hat, daß er sich *li Biaus Mauvais* nenne, heißt es im Didot-Perceval: *et Perceval respondi* : *Par mon cief, dans chevaliers, en vostre non a voir et si i a mençogne, car Biaus Mauvais n'estes vous*

Abgesehen von dem Argument, das sich auf die Rekonstruktion des Versoriginals stützt (pp. 127, 149, 181, 197—98 etc.), führt W. (p. 166—68) noch andere an, welche Gaucher als Quelle des Didot-Perceval ausschließen sollen. Die einen beziehen sich auf den Inhalt: die Differenzen zwischen Gaucher und der Prosa seien *not contradictory, but complimentary.* Wenn

mie, mais Biens (offenbar verschrieben oder falsch gelesen für *Buens*) *et Biaus, se Dex m'aït.* Daraus macht W. die Verse: *En vo nom a voir et mençogne Car Biaus Mauvais n'estes vous mie, Mais Biens et Biaus, se Dex m'aïe.* Die entsprechenden Verse Gauchers (25540 ff.) genügten ihr nicht: *Percevaus dist: Se Dex me voie K'ens* [ausgelassen in W.'s Zitat] *en vostre nom a mençogne, Car je vous di bien sans aloigne* [dieser Vers ist ein Füllsel, den jeder ordentliche Prosaist auslassen mußte] *Que Biaus Mauvais n'estes vous mie, Mais Bons et Biaus. De vostre amie Me dites* etc. Warum kann dies nicht das Original der Didot-Perceval-Fassung sein? In W.'s Rekonstruktion stimmt der zweite Vers genau mit Gaucher überein, der erste wenigstens im Reimwort; und der dritte muß falsch sein, da der Konjunktiv der dritten Person nicht *aïe* lauten kann. W. gibt zu: *This is a bad rhyme,* bemerkt aber: *but the Wauchier version is also bad : Perceval's remark in the prose that the knight's name is at once true and false, appears to be required by the conclusion of his speech. As noted above, the last line is, in each instance, unsatisfactory.* Da irrt sich W. sehr. Sie hat einfach den Sinn der zweiten Zeile von Gaucher nicht verstanden. Diese kann nach altfranzösischem Sprachgebrauch niemals bedeuten, daß der (ganze) Name falsch sei, sondern nur daß ein Teil des Namens falsch sei; der andere Teil ist dann selbstverständlich wahr. Wir haben also bei Gaucher dasselbe *implicite*, was im Didot-Perceval *explicite.* W. aber hält Gauchers Version für entstellt und die Didot-Perceval-version für ursprünglicher: *The lines here* (im Didot-P.) *are very awkward. I am inclined to think that the first line testifies to the presence, in the original, of the adjective „voir".* Nichts ist *awkward* für die, welche Altfranzösisch verstehen; und, wenn *voir* einzuführen wäre, so wäre dies jedenfalls in der zweiten Zeile zu tun; also z. B. wie in W.'s erstem Vers: *En vo nom a voir et mençogne.* Die Prosa von 1530 hat folgende Fassung: *Je vous certifie, dist Perceval, qu'en vostre nom y a mensogne et verité; car beau maulvais n'estes vous pas, mais beau et bon comme il me semble* (fol. CXLVIr⁰). Diese Version stimmt also mit dem Didot-Perceval überein. Entweder müssen wir somit annehmen, daß W.'s erster Vers (oder etwas ähnliches mit *voir*) auch noch in Gaucher (nicht bloß in seiner Quelle!) stand, und daß die von Hs. Mons gegebene Version unursprünglicher ist als 1530, oder aber, daß sowohl die Didot-Percevalversion als auch die Version von 1530 explicite ausdrückten, was in ihrer Vorlage implicite vorhanden war; und die Koinzidenz wäre offenbar nicht auffällig. Ich möchte mich sogar einstweilen eher für die letztere Alternative entscheiden, da ich die Fassung von Mons für die beste halte; denn es kam hier nur darauf an, das Falsche an dem Namen, nicht auch das Wahre zu betonen. W.'s Verse *Quar qui nos voudroit departir, Il me coviendroit morir* beruhen auf folgender Stelle der Hs. D: *quar qui nos voudroit departir, il me covendroit morir* (sie hat jedenfalls *coviendroit* geschrieben in der Annahme, dadurch das Wort viersilbig zu machen; sonst hätte sie z. B. *tost* einführen können). Aber diese Stelle kann sehr leicht aus Gaucher abgeleitet werden: *Fait cil, mius vorroie morir Que de li m'estëust partir* (25579—80); die Reime sind hier ausnahmsweise in der Prosa bewahrt. In W. folgen die Verse: *Par me foi donc il ne seroit Cortois*

die Prosa auf Gaucher fußt, so brauchen die Differenzen doch wohl auch nicht *contradictory* zu sein (eine *contradiction* wird übrigens von W. selbst, p. 188—89, hervorgehoben). Daß die Abweichungen der Prosa von Gaucher notwendige (darauf kommt es an) Ergänzungen von Gaucher seien, bestreite ich; aber ich muß es mir versagen, hier die von W. (p. 160—64, 176—77, 184—85, 189—92, 197—99) hervorgehobenen Fälle durchzunehmen, da sie mich zu weit führen würden.[35]) W. beruft sich ferner auf *the superior structure of the story in the prose version.* Dieses Argument könnte man ebenso gut für die gegenteilige Ansicht in Beschlag nehmen. Wenn die drei Teile Schachabenteuer, Grabritter und Auffinden des Hirschkopfs in der Prosa enger mit einander verbunden sind, so kann sich

qui vous departiroit, denen in der Prosa entspricht: *Par ma foi, cevaliers, dont ne seroit il mie bien cortois qui vos departiroit*; Gaucher hat dafür, aber vor der eben zitierten Stelle (und dies scheint mir logischer): *Dist Percevaus, Pecié feroit Qui vous departiroit de li*, was offenbar sehr wohl die Quelle der Prosa gewesen sein mag (das *departir* ist dann auch in die andere Stelle übergegangen). Die Prosa von 1530 hat folgende Fassung: *Peché feroit, dist Perceval, qui en feroit la despartie. Dieu le sçait, faict le Chevallier, que mieulx morir aymeroye qu'elle se departist de moy* (auch hier zweimal *despart-*). W. p. 193—94: Den folgenden Satz des Didot-Perceval *car avuec çou que li biautés est en li, si a ele debuenaireté encontre*, verwandelt W. in folgende Verse: *Avuec çou qu'ele a de biauté, A ele debounaireté;* Gaucher aber hat: *Car avuec çou qu'ele a biauté, S'a elle debounaireté.* Wozu die kleine, durch die Prosa nicht einmal gerechtfertigte Abweichung in W.'s Versen? Nur aus Rechthaberei? Auch hier weist die so sklavische Übersetzung von 1530 eine stärkere Abweichung von Gaucher auf: *car avec ce qu'elle a grande beaulté encores est elle meilleure et debonnaire* (l. c.). Aus diesen Beispielen, zu denen natürlich noch viele andere hinzugefügt werden könnten, mag der Leser erkennen, daß Gauchers Verse als Quelle für die entsprechenden Stellen des Didot-Perceval genügen, und daß es ganz überflüssig ist, andere Verse als Original anzusetzen, deren Echtheit durch gar nichts garantiert ist. Der Leser mag auch erkennen, wie außerordentlich eng oft die Prosa des Didot-Perceval sich an Gauchers Verse anschließt, so daß es kaum möglich ist, noch eine Zwischenstufe anzusetzen, und daß der Anschluß des Didot-Perceval oft noch enger ist als derjenige der sklavischen Prosaübertragung von 1530. Er mag nun selbst seine Schlüsse ziehen.

[35]) Es ist allerdings dem Leser wenig damit gedient, daß ich einfach meine von W. abweichende Ansicht kund gebe; aber im eigenen Interesse kann ich dieselbe doch auch nicht verchweigen, wenngleich, ich meine Gründe nicht anführen kann. Sonst möchte man annehmen ich hätte die betr. Stellen übersehen oder absichtlich ignoriert, oder ich wäre mit dem darin gesagten einverstanden. Ich habe bereits eine längere Arbeit über den Percevalroman im großen Ganzen vollendet. Dort ist der Ort, auf diese Fragen einzutreten. Die Arbeit kann allerdings vor der Hand nicht veröffentlicht werden, da ihr anderes vorauszugehen hat. Übrigens muß ich bemerken, daß W.'s diesbezügliche „Argumente“ gewöhnlich nur die Form von Behauptungen, eingeleitet mit *It is evident that, There can be no doubt that* haben, also die Entscheidung dem subjektiven Urteil des Lesers anheimstellen.

dies schon allein daraus erklären, daß die zahlreichen Schubladenabenteuer, welche sie bei Gaucher von einander trennen, im Didot-Perceval weggelassen und jene drei Teile dadurch einander näher gerückt worden sind. W. nimmt an, daß die Schubladenabenteuer in der gemeinsamen Quelle fehlten. Aber warum soll das Gegenteil nicht ebenso gut möglich sein? Im übrigen übertreibt W. sehr, wenn sie behauptet, daß bei Gaucher jene drei Teile *unrelated* seien; ebenso wenig bilden sie im Didot-Perceval *one harmonious whole.* Meinen Standpunkt im einzelnen zu begründen, muß ich mir versagen.

Etwas einläßlicher will ich mich hier nur mit W.'s chronologischem Argument beschäftigen: *Wauchier may have been anterior to the prose redaction of the Perceval, he was certainly posterior to the original verse form.* Daß die Vorlage der Prosa ein Versroman war, hat W., wie wir sahen, durch ihre Rekonstruktion nicht bewiesen, und ihr Argument wird dadurch eigentlich ungültig. Immerhin geht natürlich aus dem Mißerfolg ihrer Rekonstruktion nicht hervor, daß der Prosa kein Versroman zugrunde lag. Nehmen wir an, daß ein solches Versoriginal existierte. Dasselbe war nach W. das Werk Roberts de Borron. Ihre Behauptung geht dahin: Robert muß seinen Perceval früher verfaßt haben als Gaucher den seinen. Nun haben wir aber gesehen, daß W.'s Ansicht, daß Robert der Verfasser der Vorlage des Didot-Perceval war, ganz ungenügend begründet ist (das Hauptargument ist die verfehlte Rekonstruktion). Der Versroman, der also nach Voraussetzung dem Didot-Perceval zugrunde lag, mag (so lange keine stärkern Gegenargumente vorgebracht werden) ebenso gut von einem Fortsetzer des Joseph + Merlin, also einem Unbekannten, herrühren, dessen chronologische Stellung auch unbekannt ist. Wir wollen nun dennoch das chronologische Verhältnis von Robert und Gaucher besprechen. Inbezug auf den *terminus ad quem* von Roberts Gralzyklus ist man einig; es ist ungefähr das Jahr 1200; Birch-Hirschfeld (p. 239) gab statt dessen das Jahr 1189, den *terminus ad quem* von Chrétien's Perceval, an; aber heutzutage leitet niemand mehr Roberts sicher echte Dichtung (also Joseph + Merlin) von Chrétien ab.[36]) Der *terminus a quo* ist das Jahr 1183, in welchem Roberts Gönner Gautier von Montbéliard zur Herrschaft kam (Birch-Hirschfeld p. 239). Das Datum von Gauchers Perceval bestimmte man bisher durch die Abfassungszeit von Chrétien's Perceval als *terminus a quo* und die Abfassungszeit von Manessiers Percevalfortsetzung als *terminus ad quem.* Chrétien muß seinen Perceval vor 1190, dem Jahr, in welchem sein Gönner, Graf Philipp von Flandern, sich auf den Kreuzzug

[36]) Sommer (p. 3) gab, obwohl er Birch-Hirschfelds Ansicht nicht teilt, in folge einer Konfusion auch das Jahr 1189 resp. 1190 als *terminus ad quem* an.

begab, von welchem er nicht zurückkehrte (er starb 1191), verfaßt haben. Aber da Philipp schon 1168 zur Regierung kam, so kann man eventuell weit über das Jahr 1190 zurückgehen (G. Paris ließ den Perceval gegen 1175 entstehen, allerdings ohne einen triftigen Grund anzugeben). Auch Gaucher's Fortsetzung kann deshalb *a priori* weit ins 12. Jahrhundert hinaufgerückt werden. Manessier dichtete im Auftrag der Gräfin Johanna von Flandern; diese regierte aber etwas lange (1206 bis 1244). Bis zu ihrer (ersten) Verheiratung mit Ferdinand von Portugal (1211) war sie beständig unter Vormundschaft bei König Philipp August, der sie wie eine Gefangene hielt. Holland, dem die meisten spätern Kritiker folgten (vgl. Birch-Hirschfeld p. 110) nahm an, daß sie während der Haft ihres Gemahls (1214—27), als sie allein regierte, Manessier den Auftrag erteilte; doch mir scheinen die Jahre 1211—1214 sowie die Jahre 1228 bis 1244 *a priori* nicht ausgeschlossen zu sein, da Johanna von Rechts wegen die Herrschaft inne hatte und ihre Gatten von ihr abhängig waren, nicht umgekehrt. Manessier hat den Galaad-Gralzyklus benutzt; doch bietet diese Tatsache keine Handhabe für die Datierung von Manessiers Perceval; denn jener Zyklus mag schon 1204 existiert haben (vgl. diese Zs. XXIX p. 108—9). Man sagt gewöhnlich, daß Manessier um 1220 schrieb; aber man kann keinen stichhaltigen Grund für diese Ansicht vorbringen; man kann streng genommen nichts anderes sagen als zwischen 1211 und 1244. Der zweite Teil dieser Periode ist allerdings aus innern Gründen abzulehnen. Wenn man annimmt, daß auch Gaucher für Johanna dichtete, so müßte natürlich der *terminus a quo* für Manessier entsprechend vorgerückt werden. Der *terminus a quo* könnte also für Manessier ebenso gut durch Gaucher bestimmt werden wie der *terminus ad quem* für Gaucher durch Manessier. Man sieht also, daß die absoluten Grenzen für die Abfassungszeit von Gauchers Perceval sehr weit auseinander liegen und die Kritik ohne weitere Handhabe sich mit einem sehr bescheidenen Resultat begnügen muß. So weit läßt es sich durchaus nicht bestimmen, ob Robert oder Gaucher sein in Betracht kommendes Werk früher schrieb. Nun hat P. Meyer nachgewiesen, daß Gaucher auch der Verfasser einer uns erhaltenen Prosa-Übersetzung der *Vitae Patrum* ist, in die von Zeit zu Zeit moralische Reflexionen in gereimten Achtsilblern eingestreut sind (*Hist. lit.* XXXIII p. 258 ff., 1906). Dieses Werk schrieb Gaucher für den Markgrafen Philipp von Namur, welcher von 1196—1212 regierte; es muß also innerhalb dieses Zeitraums verfaßt worden sein. Man mag dieses Zeugnis nun ansehen, von welcher Seite man will: etwas, das uns die Datierung des Perceval zu präzisieren erlaubt, ist daraus nicht zu entnehmen. P. Meyer möchte nun Gaucher noch ein anderes Heiligenleben, eine *Vie de Sainte Marthe* (welche in Versen abgefaßt ist) zuschrei-

ben. Diese wurde im Auftrag einer Dame verfaßt, deren Vater *quens et emperere de Constantinople le grant* war. Mit dem Vater ist offenbar Balduin, welcher als neunter seines Namens Graf von Flandern war und im Jahre 1204 Kaiser von Konstantinopel wurde (gest. 1206), gemeint. Balduin hinterließ zwei Töchter, die beide Gräfinnen von Flandern wurden, die bereits erwähnte Johanna (1206—1244) und Margarethe II. (1244—1280). P. Meyer hat in *Notices et extraits* XXXV 501 vorausgesetzt, daß die Dichtung für die letztere geschrieben wurde. Jetzt aber, seit er die Dichtung Gaucher zuschreiben möchte, hält es er für *infinement probable*, daß Johanna gemeint sei. Wir müssen bedenken, daß er für seine Meinungsänderung keinen andern Grund gehabt zu haben scheint als daß eben für Gaucher die Zeit von 1244—1280 zu vorgerückt wäre. Die Sprache der Dichtung scheint für die Zeit von 1244 bis 1280 mindestens ebenso gut zu passen wie für 1206—1244; sonst hätte P. Meyer ursprünglich sich nicht für jene Periode entschieden. Auf Grund der Reime wird man wohl kaum behaupten können, daß Gaucher der Verfasser war; denn aus der Provinz, aus der er stammt, sind aus jener Zeit eine große Menge Denkmäler sehr zahlreicher Dichter erhalten. P. Meyer sagt nicht, auf was für Gründe er sich stützt, indem er für Gauchers Autorschaft eintritt. Ich kann mir nichts anderes denken, als daß sie auf den Stil oder die Darstellungsmanier oder gewisse Allusionen Bezug haben; aber das ist bekanntlich eine sehr heikles Gebiet, in welchem der Zufall eine große Rolle spielt. P. Meyer ist zwar eine große Autorität auf diesem Gebiete; aber wir brauchen keiner einzigen Autorität zu glauben, ehe Gründe angegeben werden. P. Meyers Ansicht ist einstweilen nur eine Hypothese, und da er sie selbst als eine solche hinstellt (er sagt, daß die Gründe, die ihn leiteten, nicht entscheidend seien), so wird sie es wohl immer bleiben. Man braucht sie also nicht anzunehmen. Es wäre immerhin im Interesse der Arthurforschung sehr zu wünschen, daß P. Meyer seine Gründe mitteilte, und daß die Dichtung ebenso wie die Prosalegenden bald herausgegeben würde. Nach P. Meyers neuester Hypothese wäre also die Marthadichtung zwischen 1211 und 1244 geschrieben worden (er selbst schließt die Jahre 1206—1211 aus oben erwähnten Gründen aus). P. Meyer hält es ferner „nicht für unmöglich", daß Gaucher auch der Verfasser einer *vaste compilaton d'histoire ancienne* war, welche zwischen 1223 und 1230 für einen Kastellan von Lille, namens Roger, verfaßt wurde, aber unvollständig geblieben ist. Auch hier sollen gewisse moralische Reflexionen in Achtsilblern beigefügt sein. Dies ist aber offenbar eine schwache Begründung für gemeinsame Autorschaft; denn diese Manier mag verbreitet gewesen sein und der jüngere Autor mag den älteren nachgeahmt haben P. Meyer ist übrigens durchaus kein Vorwurf zu machen; denn

er gibt die Hypothese aus als was sie ist: die gemeinsamen Züge seien *des lieux communs qui, en l'absence de preuves positives, ne permettent pas d'aller au delà d'une hypothèse.* Die Hypothese ist also offenbar so äußerst schwach gestützt, daß sie für die Datierung des Perceval überhaupt nicht in Betracht gezogen werden darf. Was uns also P. Meyers Entdeckungen s i c h e r e s brachten, ist, daß Gaucher auch der Verfasser eines Werkes ist, das nicht vor 1196 geschrieben worden sein kann. Wir können also immer noch, wenn wir wollen, seinen Perceval bis auf sagen wir 1175 hinauf- oder bis in das dritte oder gar vierte Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts hinunterrücken. Gaucher könnte also hiernach ganz gut vor Robert geschrieben haben. Wenn wir uns nun aber an P. Meyers Hypothese betr. das Marthaleben halten wollten, wie wäre es dann? P. Meyer hält es für „nicht unwahrscheinlich", daß Gaucher seinen Perceval für die Gräfin Johanna schrieb. In der Tat, wenn einerseits Gaucher das Marthaleben für diese schrieb, anderseits Gauchers Nachfolger, Manessier, in ihrem Auftrag den Perceval vollendete, so liegt jene Vermutung nahe. Anderseits glaubt P. Meyer, daß der Perceval als eines der letzten Werke Gauchers gelten könne, weil er unvollendet sei; würde man auch jene unvollendete Weltgeschichte Gaucher zuschreiben, so müßte man nach seiner Ansicht wohl annehmen, daß der Autor beide Werke nebeneinander schrieb.[37]) Aber muß denn notwendig der Tod Gauchers Perceval unterbrochen haben? Wir sind nicht einmal bei Chrétien, geschweige denn bei Gaucher und Robert sicher, daß sie über ihren Gralromanen starben. In bezug auf Chrétien gibt uns allerdings Gerbert die Versicherung; aber Gerbert schrieb so lange nach Chrétien, daß sein Zeugnis nicht absolut zuverlässig ist. Er mag eine bloße Vermutung als Tatsache hingestellt haben, wie dies heutzutage noch so oft geschieht. Man kann sich außer dem Tod fast beliebig viele Möglichkeiten denken. Man kann z. B. ebenso gut annehmen, daß die Hss., welche Manessier und Gerbert benutzten, auf eine Vorlage zurückgingen, die verstümmelt war, der die letzten Blätter fehlten (die Verstümmelung der Hs., von welcher alle andern den Ausgang nahmen, mag zu einer Zeit eingetreten sein, da noch nicht viele Abschriften des Originals existierten). W. (p. 155) ist geneigt anzunehmen, daß Gaucher das Vertrauen seines Gönners verlor und zu einem andern überging, der ihm ein anderes Thema auftrug. Auch diese Hypothese ist natürlich möglich. Chrétien ließ, aus unbekannten Gründen, auf einmal seinen Lancelot, den er im Auftrag der Gräfin von Champagne begonnen hatte, im Stich und überließ die Fortsetzung einem andern Dichter. Mag nicht auch Gaucher aus religiösen und

[37]) Meine frühere Ansicht, daß die von Rochat beschriebene Berner Hs. den Schluß von Gauchers Perceval biete, habe ich schon längst aufgegeben. Gröber vertritt z. B. diese Ansicht (im Grundriß).

moralischen Gründen das weltliche Sujet (denn trotzdem in dem Roman vom Gral die Rede ist, hat er doch ganz weltlichen Charakter und war jedenfalls der Geistlichkeit niemals genehm) aufgegeben haben und zu geistlichen Themata übergegangen sein? Mag er nicht in einen religiösen Orden, in ein Kloster, eingetreten sein? Warum wird der so durchaus weltliche Roman an das Ende von Gauchers Leben gesetzt? Mir scheint dies unnatürlich. Viel richtiger ist es jedenfalls, ihn für ein Jugendwerk, die religiösen Arbeiten dagegen für Werke des Alters zu halten. Wie viele Ritter, die es in ihrer Jugend und ihrem Mannesalter etwas toll getrieben hatten, begaben sich im Alter ins Kloster! Aber auch Spielleute und Kleriker, die in ihrer Jugend der Klosterschule entlaufen waren, wandten sich im Alter, wenn der Gedanke an den Tod sie öfters heimsuchte, von Frau Welt ab, um hinter Klostermauern sich fürs ewige Leben vorzubereiten. Wenn sie dann noch schriftstellerten, so waren es nur religiöse oder mindestens ernste Themata, denen sie sich widmeten. Weltliche Dichtungen galten den Geistlichen als *folie*, als *nugae*. Ein Bekehrter durfte sich nicht mehr damit abgeben. So gab ein Cynewulf, ein Milton, die weltliche Dichtung auf, um sich der religiösen zu widmen. In der altfranzösischen Zeit war dies ebenso. Guiot de Provins, der Verfasser eines Percevalromans und lyrischer Lieder und jedenfalls noch zahlreicher anderer weltlicher Werke, wurde schließlich Ordensbruder und schrieb die moralisierende *Bible* und religiöse Allegorien. Wenn Chrétien von Troyes der Verfasser des Wilhelmslebens war, so dürfen wir wohl bei ihm einen ähnlichen Wandel voraussetzen. Ist es nicht das natürlichste, anzunehmen, daß auch bei Gaucher das weltliche Werk dem religiösen vorausging und daß auch hier eine Bekehrung dazwischen lag? Gauchers Perceval hat gewiß eher den Charakter eines Jugendwerks; seine Legenden mit den vielen moralischen Reflexionen haben eher den Charakter von Alterswerken als umgekehrt. W. selbst sagt (p. 156), sie halte es nicht für wahrscheinlich, daß Chrétiens Perceval sehr lange Fragment blieb, während doch das Material zum Abschluß wenigstens der Gauvain-abenteuer vorhanden war. Ich glaube es auch nicht, und ich denke deshalb (dies aber im Gegensatz zu W.), daß Gaucher seine Fortsetzung nicht s e h r lange nach Chrétien schrieb. Nun sagt aber Manessier von dem Percevalroman: ... *Ai en son* [bezieht sich auf Gräfin Johanna von Flandern] *non finé mon livre*; *El non* [Var. *Au tems*] *son aiol* [gemeint ist Graf Philipp von Flandern] *commença*; *Ne puis ne fu des lors en ça Nus hom qui la main i mëist Ne du finer s'entremëist.* Weiß Manessier also nichts von Gaucher? Dies könnte sich dadurch erklären, daß er jene einzige Stelle, in welcher Gaucher sich nennt, übersehen hat. Gaucher nennt sich in der Tat in äußerst bescheidener, unauffälliger Weise (ganz im Gegen-

satz zu Chrétien, Manessier und Gerbert, welche sich sehr wichtig machen). Wer bei der Lektüre oder gar beim Vortrag eines andern nicht besonders aufmerksam war, konnte leicht die betr. Stelle übersehen oder überhören. Manessier hat jedenfalls Chrétien und Gaucher nicht selbst abgeschrieben; derartige Arbeiten überließen die Autoren gewiß den Amanuenses. Hätte Manessier selbst die Abschrift gemacht und Gauchers Werk absichtlich als dasjenige Chrétiens ausgeben wollen, so hätte er selbstverständlich Gauchers Namen getilgt. Manessier schrieb im Auftrag der Gräfin Johanna. Wenn vor ihm Gaucher auch für Johanna seinen Perceval geschrieben hätte, wäre es dann möglich, daß Manessier seinen Vorgänger Gaucher vollständig ignorierte, daß er, sich an die Gräfin und ans Publikum zugleich wendend, behauptete, seit Philipps Zeiten habe niemand mehr am Perceval gearbeitet? Dies ist offenbar ganz undenkbar. Wenn Manessier *bona fide* auch Gauchers Anteil für Chrétiens Werk hielt, so mußte die Gräfin in demselben Irrtum befangen gewesen sein, was natürlich nur unter der Bedingung möglich war, daß Gaucher nicht für sie geschrieben hatte, ja, daß Gaucher schon sehr lange vorher geschrieben hatte. Gaucher braucht nicht notwendig für ein Mitglied der gräflichen Familie von Flandern geschrieben zu haben; aber es ist ganz gut möglich, daß dies geschah. Kann nicht Gaucher für Johannas Vater, Balduin IX., nachherigen Kaiser von Konstantinopel (1194—1202), oder für dessen Mutter, die Gräfin Margarete I., die Schwester und Nachfolgerin Philipps, geschrieben haben? Johanna konnte weder von Margarete noch von Balduin literarische Traditionen überkommen haben, da sie noch ein Kind war, als Balduin nach Konstantinopel zog. So mochte sie Gauchers Tätigkeit ignorieren. Wenn also Manessier und mit ihm Johanna Gauchers Tätigkeit *bona fide* (und *mala fides* ist ausgeschlossen) ignorierte, so kann Gaucher den Perceval nicht für Johanna geschrieben haben, aber ebenso wenig das Marthaleben, es sei denn erst nach Manessiers Percevalfortsetzung. Er muß dann seinen Perceval entweder überhaupt nicht für die gräfliche Familie von Flandern geschrieben haben oder dann für einen V o r f a h r e n der Gräfin Johanna, für Balduin IX. oder für Margarete I.; oder — für Philipp? Warum nicht für Philipp? Wir haben schon gesehen, es hindert uns nichts, Gauchers Werk bis in die achtziger Jahre des 12. Jahrhunderts hinaufzurücken. Wenn aber Gaucher ebenso wie Chrétien für Philipp geschrieben hatte, dann brauchen wir nicht mehr anzunehmen, daß Manessier ihn ignorierte, seinen Namen übersah. Manessier sagt ja nicht, daß s e i t C h r é t i e n niemand mehr am Perceval arbeitete, sondern s e i t P h i l i p p s Z e i t e n. Er erwähnt Chrétien ebenso wenig wie Gaucher. Wenn diese beiden Dichter für Philipp schrieben, dann (und nur dann) ist Manessiers Angabe

auch objektiv durchaus korrekt. Das scheint mir unter allen Umständen sicher, daß Gaucher seinen Perceval nicht für Johanna schrieb, sondern wahrscheinlich vor Johannas Regierungsantritt, also vor 1206, resp. (wenn er für die regierende Familie von Flandern schrieb) vor 1204. Diese Daten dürften der *terminus ad quem* sein. Ich halte es keineswegs für ausgeschlossen, daß Gaucher, auch wenn er seinen Perceval für Philipp oder Margarete I. oder Balduin IX. oder einen Fremden schrieb, doch später für Johanna ein Marthaleben dichtete; aber, wie schon gesagt, ist einstweilen seine Autorschaft für dieses Gedicht noch nicht erwiesen.[38]) Sogar wenn Gaucher jene Weltgeschichte für den Kastellan Roger geschrieben haben sollte, so wird dadurch in keiner Weise ausgeschlossen, daß er seinen Perceval bald nach Chrétien schrieb. Wie kann W. sagen (p. 155): *Wauchier's literary career, if it extended over the first quarter of the thirteenth, can . . . hardly have begun . . . in the closing years of the twelfth century!* Kann denn eine literarische Laufbahn nur 20 Jahre dauern? Warum nicht 30? Warum nicht 40? Aber wie sonderbar drückt sich W. erst aus, indem sie sich gegen Sommer wendet (p. 340): *he* (Sommer) *must therefore know that Wauchier wrote in the first quarter of the thirteenth century, his works fall within the decade 1220—30, and there is sound reason*[39]) *for holding the Perceval to have been one of his later works.* Also alle Werke Gauchers (*his works* kann nur diesen Sinn haben) sollen aus der dritten Dekade des 13. Jahrhunderts stammen? Und dabei beruft sie sich auf P. Meyer, der aber kein Wort davon sagt, im Gegenteil nachwies, daß ein echtes Werk zwischen 1196 und 1212 entstanden ist! Man sieht, wie zuverlässig W.'s Kritik ist! Bei ihrem flüchtigen Vorgehen hat sich W. wohl nur an jene Weltgeschichte gehalten, die schwächste Hypothese P. Meyers in eine Tatsache verwandelt und zugleich in unbegreiflich leichtsinniger Weise das Datum dieser Komposition auch auf die andern (e c h t e n) Werke Gauchers übertragen. Gaucher

[38]) Gauchers Gönnerwechsel ist nicht auffallend. Für den Markgrafen Philipp von Namur wird er am ehesten in derjenigen Periode geschrieben haben, da kein mündiger Herrscher in Flandern war, also zwischen 1202 (Balduins Abreise nach Konstantinopel) und 1211 (Johannas Rückkehr und Heirat mit Ferdinand). Man bedenke, daß Markgraf Philipp der Bruder des Kaisers Balduin, also der natürlichste literarische Nachfolger der Grafen von Flandern, war. Er war auch von Balduin zum Vormund seiner Tochter Johanna bestimmt worden, mußte aber allerdings die Vormundschaft an den König Philipp August abtreten. Nach Philipps Tode oder schon ein Jahr vorher war es ganz natürlich, daß Gaucher in den Dienst der Gräfin Johanna trat.

[39]) Es ist bis jetzt noch gar kein Grund dafür geltend gemacht worden, außer daß das Unvollendetsein von Gauchers Perceval durch den Tod des Dichters zu erklären sei; was aber, wie wir gesehen haben, gerade W. nicht akzeptiert hat.

soll also seinen Perceval zu einer Zeit geschrieben haben, als jedenfalls die großen Gralzyklen schon lange existierten (der Galaad-Gralzyklus existierte nach der natürlichsten Auffassung der berühmten Helinandstelle schon um 1204; vgl. diese Zs. 29 p. 108) und doch (sogar in den Gralabenteuern) nicht den geringsten Einfluß dieser alles dominierenden Kompositionen aufweisen? Zu der Zeit, in welcher W. Gaucher seinen Perceval schreiben läßt, wurden nach allgemeiner Ansicht schon die sich an Gaucher anschließenden Percevalfortsetzungen Manessiers und Gerberts verfaßt;[40]) ja sie dürften sogar damals schon fertig gewesen sein. Es ist doch wohl anzunehmen, daß, wenn Johanna sich für die Vollendung des Perceval interessierte, ihr dieses Interesse während ihrer langen Regierung nicht plötzlich auftauchte, sondern daß sie es von Anfang an hatte und darum wohl schon bald nach 1211 Manessier den Auftrag erteilte. Gerbert kann meiner Ansicht nach auch nicht mehr lange gewartet haben. Denn, wenn er sagt: *Gerbers qui a reprise l'œuvre Quant chascuns trovere le laisse*, so setzt dies offenbar voraus, daß er von Manessiers Arbeit nichts wußte, daß er also gleichzeitig mit Manessier schrieb oder bald nachher, ehe noch Manessiers Fortsetzung bekannt geworden war (in Artois, Gerberts Heimat, mußte ein für die Gräfin von Flandern geschriebenes Werk bald genug bekannt geworden sein).[41]) Auch Gerbert hätte nicht wohl behaupten können, daß alle Dichter den Perceval im Stich ließen, wenn Gaucher für die Gräfin Johanna geschrieben hätte; da wäre noch zu wenig Zeit verstrichen gewesen. Aber natürlich war seine Bemerkung, wenn seit Gauchers Perceval schon zwei bis drei Jahrzehnte vergangen waren. Die Ursache der langen Vernachlässigung des Percevalromans war jedenfalls das Erscheinen der großen Gralzyklen, besonders des Galaad-Gralzyklus, gewesen. Seitdem war eben Galaad als Gralheld und Prosa als Darstellungsform Trumpf; und darum fanden sich wohl keine Dichter, welche der Strömung entgegenschwimmen wollten; denn eine Fortsetzung von Chrétiens und Gauchers Percevalroman konnte eben nur ein Versroman sein und Perceval zum Helden haben. Es ist etwas auffallend, daß nachher doch fast gleichzeitig zwei Dichter sich des Romans annahmen; aber

[40]) W. selbst nimmt (p. 155) für Manesier das von Birch-Hirschfeld gegebene Datum 1214—27 an.

[41]) Birch-Hirschfeld gibt als Datum für Gerberts Perceval „gegen 1225" an; aber auch bei ihm ist dieses Datum von demjenigen Manessiers abhängig, den er um 1220 schreiben läßt, was nach meiner Ansicht zu spät ist. M. E. hat man überhaupt bisher die Daten der Prosaromane und Gralromane ziemlich viel zu spät angesetzt. Obschon die Daten meist ganz ohne triftigen Grund, mehr aufs Geratewohl hin angesetzt worden waren, wanderten sie doch von Buch zu Buch, und man verwendete sie als Stützen für Hypothesen, wie wenn sie mindestens urkundlich bezeugt wären.

daß sie unabhängig von einander schrieben, ist nicht zu bezweifeln. Sie trugen der neuen Strömung, die übrigens damals vielleicht ihren Kulminationspunkt bereits überschritten hatte, so weit es ging, Rechnung; denn sie schrieben im Geiste des Galaad-Gralzyklus und akzeptierten die von diesem gegebene Vorgeschichte des Gral. Vergleicht man die Anteile der vier Dichter, die an dem Versroman des Perceval gearbeitet haben, so erkennt man ohne weiteres, daß Chrétien und Gaucher ganz in demselben Geiste schrieben; ja Gaucher ist eher altertümlicher als Chrétien (woran aber z. T. die Quellen schuld sind); der Geist war noch der rein ritterliche und höfische und weltliche; auf ihn hatte der religiöse Einschlag des Gralabenteuers keinen Einfluß ausgeübt. Ein gewaltiger Unterschied aber trennt Manessier und Gerbert, die hinwieder unter einander übereinstimmen, von Chrétien und Gaucher. In ihren Werken herrscht der Geist der Asketik, der, vom Gralabenteuer ausgehend, auch die meisten anderen Abenteuer durchsetzt hat. Man erkennt klar, daß eine lange Zeit seit Chrétien und Gaucher verflossen sein muß, in welcher eine ganz neue Richtung zur Herrschaft gelangt sein muß. Wenn wir annehmen, daß zwei bis drei Jahrzehnte Manessier und Gerbert von Chrétien und Gaucher trennen, dann wird der Unterschied begreiflich. Unsere Betrachtung hat ergeben, daß trotz den Entdeckungen P. Meyers von chronologischer Seite gar nichts der Annahme im Wege steht, daß Robert nach Gaucher schrieb und von diesem beeinflußt wurde.

Ich habe in der Einleitung meiner Merlinstudien (Zs. 29 p. 70) die Frage unentschieden gelassen, ob Robert oder ein Überarbeiter für die gewaltige Interpolation aus Chrétien und Gaucher in den Didot-Perceval verantwortlich zu machen ist. Schon damals neigte ich aber mehr zur letztern Ansicht, und im Laufe der Zeit bin ich immer mehr in dieser Ansicht bestärkt worden. Es wird schon schwer halten, Robert für eine so vollständige Änderung des ursprünglichen Plans oder für so wenig Rücksichtnahme auf denselben verantwortlich zu machen. Auch alle diejenigen, die Robert die Verfasserschaft des Didot-Perceval zuweisen, müssen immer zu der Annahme Zuflucht nehmen, daß nachträglich verschiedenes interpoliert, verschiedenes gestrichen worden sei: sie setzen also eine gewisse Überarbeitung voraus (bei W. ist der Prosaübersetzer der Packesel, dem das Unbequeme aufgeladen wird). Eine Vergleichung des Didot-Perceval mit den in Chrétien und namentlich Gaucher entsprechenden Stellen (vgl. die oben A. 34 zitierten Stellen, aber auch noch viele andere) zeigt, daß die Übereinstimmung oft so groß ist, daß man wirklich nicht gut annehmen kann, aß in den betr. Abschnitten zwischen Chrétien und Gaucher einerseits und dem Didot-Perceval (Prosa) anderseits noch ein Dichter (Robert oder ein anderer) stand. Dieser Dichter hätte ja eine g r o ß e

Zahl von Versen seiner Quelle nicht umgedichtet, sondern einfach abgeschrieben, und dies kam denn doch kaum vor, zumal wenn die Quelle so bekannt war und so als Autorität galt wie der Percevalroman Chrétiens und Gauchers. Der betr. Dichter hätte sich vom Vorwurf des Plagiats mit keinen Ausflüchten reinigen können. Die Interpolationen sind daher nach meiner jetzigen Ansicht aus Chrétien und Gaucher direkt in die Prosa übergegangen, sei es daß der Prosaübersetzer selbst zugleich der Überarbeiter war, sei es daß die Überarbeitung erst an dem in Prosa übertragenen Werke Roberts vorgenommen wurde (das letztere scheint mir aus gewissen Gründen das wahrscheinlichere). Was mich auch noch in meiner jetzigen Ansicht bestärkt, ist jener Passus des Didot-Perceval, in welchem gegen Chrétien und andere Verseschreibende *troveors* polemisiert wird. Ich habe in Zs. 29 p. 75—76 gesagt, daß dieser Passus von dem Prosaübersetzer herrühre, weil darin speziell über das Reimen die Nase gerümpft wird. Ich muß aber jetzt sagen, daß außer dem Prosaübersetzer doch ebenso gut ein späterer Überarbeiter der Prosa als Verfasser des Passus in Betracht kommen kann. Es scheint mir nun aber ganz unbegreiflich, daß dieser Passus allein hätte interpoliert werden sollen, da dann gar kein Grund zu der Interpolation vorhanden war. Ich kann den Passus von seinem Kontext nicht trennen, und muß dafür halten, daß nur derjenige, welcher die ganze Interpolation aus Chrétien und Gaucher besorgte, auch jenen Passus geschrieben haben kann; da aber der letztere sich gegen die Versdichter wendet, so glaube ich, daß die große Interpolation von einem Prosaüberarbeiter (dem Prosaübersetzer oder einem spätern) herrühren muß. Daß dieser seine eigene Quelle beschimpft, ist nicht etwa ein Grund zur Ablehnung dieser Annahme. Wer mit dem Benehmen der mittelalterlichen Spielleute etwas vertraut ist, wird wissen, daß diese gehässige kleinliche Polemik ganz ihre Art war, und daß sie gerade die Quelle, der sie am meisten verdankten, in erster Linie zu verunglimpfen pflegten.[42]) Ich kann mich nicht dazu entschließen, hier den Sinn jenes Passus in Übereinstimmung mit meiner Hypothese zu erklären, da dies etwas umständlich wäre. W. (p. 148) schiebt den Passus ebenfalls auf den Übersetzer, aber eben den Passus allein. Er ist natürlich ihrer Hypothese im Wege. Ich vermute, daß Roberts Perceval etwas gar zu nüchtern und ernst ausgefallen war und darum nicht jedermann gefiel, und daß die Umarbeitung namentlich bezweckte, das romantische Element zu verstärken. Darum wurde Gaucher noch mehr als Chrétien benutzt. Denn jener

[42]) Die Spielleute wird man etwas entschuldigen, wenn man sieht, daß es die Klostergeistlichen auch nicht anders machten. Man vgl. z. B. die Wilhelmslegenden der rivalisierenden Klöster Gellone und Aniane in der Beleuchtung von Bédier, *Légendes épiques* I 109 ff.

ist entschieden romantischer als dieser. Diese Umarbeitung dürfte nicht gar lange nach dem Erscheinen von Gauchers Perceval vorgenommen worden sein. Die Frage, ob dem zweiten Gralzyklus, dem Perlesvaus-Zyklus, die Prosaübertragung des echten Robertschen Zyklus oder aber die romantische Umarbeitung derselben zugrunde lag (dieser Unterschied kann nur gemacht werden, wenn man den Prosaübersetzer nicht mit dem Umarbeiter identifiziert), wage ich einstweilen nicht zu entscheiden. Ich möchte aber eher für die erstere Ansicht eintreten, da man sonst für den Perlesvaus außer dem Didot-Perceval und Chrétien-Gaucher wahrscheinlich noch eine besondere Quelle mit ursprünglichen Zügen anzunehmen hätte. In einer einzigen Episode scheint mir der Didot-Perceval ursprünglicher als Gaucher zu sein, in der Furtepisode; und ich vermute, daß der Umarbeiter hier Gaucher mit Hilfe von Gauchers Quelle, der Kompilation des Bleheri, die ja in mehreren Versionen sehr verbreitet war (dies ist auch W.'s Ansicht), in romantischem Sinn aufgebessert hat. Wegen dieser Episode allein kann ich an der Abhängigkeit des Didot-Perceval von Gaucher nicht zweifeln. Ursprünglicher als in Chrétien ist nach meiner Ansicht die von W. (p. 146—47) sehr stiefmütterlich behandelte erste Sigune-episode des Didot-Perceval; aber sie ist wahrscheinlich überhaupt nicht eine Entlehnung aus Chrétien, sondern geht auf Robert zurück; der Überarbeiter hat trotzdem auch noch Chrétiens Sigune-episode entlehnt (an späterer Stelle). Als Robert Eigentum sehe ich auch die Mort Artur an. Ich wüßte nicht, weshalb dieselbe nicht dem ursprünglichen Plan Roberts angehört haben sollte. Es wird allerdings im Joseph nicht auf sie angespielt; aber es war dies auch nicht notwendig. Als Zusatz eines Fortsetzers würde ich diesen Abschnitt nicht recht verstehen. Die Mort Artur ist in E so viel umfangreicher als in D, daß man kaum mehr daran zweifeln darf, daß sie als eine besondere Branche, der Zyklus also als Tetralogie galt.[43]) Roberts Autorschaft scheint mir auch für den ursprünglichen Didot-Perceval nicht absolut erwiesen; aber es spricht doch allerhand dafür und kaum etwas dagegen, unter dem Vorbehalt, daß man den uns erhaltenen Text für eine (unter

[43]) Sie gehörte ihrem Charakter nach ebenso zum Merlin wie der ursprüngliche Perceval Roberts zum Joseph gehört haben wird. Roberts Quelle war auch nach meiner Meinung (vgl. Zs. 29 p. 60, 61, 71, Zs. 30 p. 182—184) für die Mort Artur wie für Merlin die unter dem Namen *Brutus* bekannte, aber nicht mehr erhaltene Übersetzung von Galfrids Historia durch einen gewissen Martin. W. hat in ihrem Schlußkapitel (vgl. speziell p. 326) diese Ansicht akzeptiert; aber sie widerspricht sich, wenn sie nachher (p. 342) wieder von *the borrowings from Wace* spricht. Der Text von E erinnert in der Mort Artur oft an den Stil der Chansons de geste, und ich möchte mit W. (p. 140) annehmen, daß eher die Chronik als Robert für diesen epischen Einschlag verantwortlich gemacht werden muß.

dem Einfluß von Chrétien und Gaucher unternommene) sehr starke Umarbeitung ansieht. W. wirft mir zwar, bei dieser Gelegenheit, vor, ich zeige noch oft eine *conservative adherence to the old-fashioned view* (sie meint diejenige der Försterschen Schule, gegen die sie noch mehrmals polemisiert) *that where two texts resemble each other one must of necessity be a copy.* Ich akzeptiere dies nur, wenn ich nach *each other* einschieben darf: „und wo bei Abweichungen sich immer nur der eine Text als ursprünglich erweist und der andere gar Züge enthält, die nur von dem Verfasser des erstern herrühren können." Ich bleibe allerdings bei der Ansicht (weil ich sie, ob altmodisch oder nicht, für eine gute halte), daß man nicht ohne genügenden Grund unkekannte Versionen ansetzen soll; doch bin ich der Meinung, daß die Förstersche Schule die Tendenz hat, auch bei genügendem Grund keine unbekannten Versionen anzusetzen, sondern selbst unter Zwang eine bekannte Version von einer andern bekannten abzuleiten. Anderseits hat diejenige Schule, der W. angehört, die Tendenz, bei den geringfügigsten Abweichungen gleich zur Ansetzung von unbekannten Quellen zu greifen und damit der Erklärung jener Differenzen auszuweichen. Ich bin überzeugt, daß eine große Zahl von Versionen, namentlich von ältern, uns verloren gegangen sind, und habe daher *a priori* durchaus kein Bedenken, solche als Quellen zu postulieren.

Das Interessanteste, was W.'s Abhandlung bringt, findet sich in den Kapiteln X und XI, die von der Gralsage handeln. Ehe ich darüber einiges sage, muß ich aus den andern Kapiteln noch einige Punkte herausgreifen, in denen W. meine Ansichten oder das, was sie irrtümlich für meine Ansichten hält, bekämpft. In meiner Rezension von W.'s Band I in dieser Zs. 31² (p. 129) habe ich gesagt, daß W. die zwei Liebesepisoden Percevals, die Blancheflor-Episode in Chrétien und die Schachbrettepisode in Gaucher identifiziere (und habe mich gegen diese Ansicht ausgesprochen). Nun bestreitet W. (p. 150) aufs bestimmteste, diese Ansicht kundgegeben zu haben: *From beginning to the end of the chapter . . . I never draw a single parallel between the tales*, und sie findet deshalb den „Irrtum", den ich „allein unter ihren Rezensenten"[44]) begangen habe, ganz unbegreiflich. Da ich so an den Pranger gestellt werde, muß ich mich verteidigen. *I said, certainly*, fährt W. fort, *that when Perceval, from a folk-tale, became a chivalric hero, his love also „became" a mortal maiden*; doch habe sie deshalb die zwei Erzählungen nicht *confounded* (konfundiert und identifiziert ist aber nicht dasselbe!); *had I*

[44]) Meine Isolierung soll wohl ein Argument gegen mich sein. So viel ich weiß, war meine Rezension bei weitem die ausführlichste. Wenn andere Rezensenten der Sache nicht Erwähnung tun, so hat W. nicht das Recht, daraus zu schließen, daß sie eine andere Auffassung hatten als ich.

done so, I should doubtless have written „was replaced by" instead of „became" (as I did on p. 130). Auf p. 130, auf die ich verwiesen werde, heißt es: *but the fairy, at an early stage of the literary development was „r e p l a c e d b y" a mortal maiden.* Ich traue meinen Augen kaum. Haben im zweiten Band infolge eines Druckfehlers die beiden Ausdrücke Stelle gewechselt? Aber auf derselben Seite (150) steht noch zweimal *became* (vgl. das Zitat) resp. *have become*, was einen Druckfehler ausschließt. Übrigens kann ich keinen w e s e n t l i c h e n Unterschied darin sehen, ob eine Fee zu einer Sterblichen w i r d oder durch eine solche e r s e t z t w i r d; und die Kritik wird gewöhnlich nicht entscheiden können, welches von beiden geschah. Wenn ich gegen etwas polemisiere, so pflege ich, im Gegensatz zu W., die Sache erst sehr sorgfältig durchzulesen. Und jetzt, nachdem ich das betr. Kapitel nochmals sorgfältig durchgelesen habe, bin ich immer noch in demselben „Irrtum" befangen. W. hat sonst in Band I Chrétien und Gaucher vollständig von einander getrennt; aber jene Episoden werden ausnahmsweise zusammen besprochen. Warum denn, wenn sie einander nach ihrer Meinung nichts angehen? Es wird auch nie angedeutet, daß sie zusammen gerückt wurden, t r o t z d e m sie mit einander nicht identisch sind.[45]) Sodann ist zu lesen: *It is Chrétien's poem we are studying and his version of t h e s t o r y* (Einzahl!) *shall be our starting-point* (I p. 102). Welches ist die andere Version *of the story*, wenn nicht Gaucher's Schachepisode? Nachher (I p. 117) heißt es, daß *the story* (!) drei Stadien passiert habe: *in the first or Folklore, the hero had for his love a fairy maiden, and won her by the performance of a task somewhat capriciously imposed* (sie meint natürlich die Hirschjagd). *In the second, or literary stage, he fairy became a mortal maiden, and the hero won her in ordinary chivalric fashion by freeing her from the persecution [of] . . . an unwelcome lover* (sie meint natürlich Clamadeu). Das erste Stadium, welches ein und dieselbe *story* durchlief, wird also repräsentiert durch Gauchers Erzählung, das zweite durch Chrétiens Erzählung! Mit meinem „Identifizieren" meinte ich nichts anderes. Ähnliches findet sich I p. 118. Auch Percevals Verhältnis zu der Schwester Aalardins im Caradocroman wird erklärt als eine Variante der ältern von Gaucher repräsentierten Tradition (p. 123, 125, 127), wird also auch „identifiziert" mit Gauchers Erzählung und derjenigen Chrétiens, welche das jüngere Stadium repräsentiert). Guinglain und Perceval, heißt es ferner (p. 129—130), seien Parallelhelden, insofern als die Hirsch-

[45]) Wenn ich von identifizieren sprach, so heißt das natürlich, daß die beiden Erzählungen für im Grunde identisch, d. h. für Derivate einer und derselben Erzählung gehalten wurden; eine andere Bedeutung für identifizieren war unter den gegebenen Verhältnissen ausgeschlossen.

jagd (Gaucher) eine ähnliche Funktion (*transformation tale*) habe wie die *Fier-Baiser*-Erzählung; Guinglains Feenliebchen heiße *la Dame d'Amour*; Percevals Geliebte aber habe den partiell damit übereinstimmenden Namen *Lufamour* und *Kondwiramur*. Den letztern Personen entspricht aber genau Chrétiens *Blancheflor*. Es wird also einerseits Gauchers Erzählung durch den Inhalt, anderseits Chrétiens Erzählung (resp. Wolfram oder Sir Percyvelle) sogar durch partielle Namensidentität zum Guinglain in Parallele gebracht! Sie müßten also auch unter sich parallel, d. h. hier identisch, sein. Ist es unter diesen Umständen so etwas ungeheuerliches, wenn ich in den oben erwähnten „Irrtum" (?) verfiel? Wir wollen nun aber gern *ad acta* nehmen, daß W., jetzt wenigstens, die beiden Erzählungen für ganz verschieden hält, wir also jetzt mit einander übereinstimmen.

Ich habe, angesichts der oben erwähnten Zitate aus Band I und II W. manchmal fast im Verdacht, sie lese ihre eigenen Schriften ebenso flüchtig wieder wie diejenigen anderer. Zur Bestätigung des letzteren wurden oben (A. 16, 33, p. 51) schon gelegentlich ein Paar Beispiele erwähnt. Hier folgen noch andere: *That Bleheris was, as Dr. Brugger thinks, an Anglo-Norman, is on the face of it impossible, the name alone is sufficient evidence.* Ich bin ganz damit einverstanden; bloß habe ich niemals behauptet, daß Bleheris ein Anglonormanne war.[46]) *I think that the concluding passages of our text . . . point to a stage anterior to the „Enserrement" motif. Here* (in der *Esplumeor*-episode des Didot-Perceval) *Merlin's withdrawal is voluntary, and I cannot but think that such a form is more consonant with the dignity and importance of the rôle assigned to him in the pseudo-historic tradition than that of his falling a victim to the wiles of a woman, especially in the „fabliau" form postulated by Dr. Brugger for the earliest version of the theme* (p. 330). Dies mag leicht so verstanden werden, als ob ich das Gegenteil von dem behauptet hätte, was W. sagt. Ich habe aber ungefähr dieselbe Meinung geäußert wie sie[47]) und sogar auch dieselbe Vermutung, daß das Wort *esplumeor* vielleicht eine falsche Übersetzung sei (Zs. 31, p. 245).

[46]) Man vergleiche Zs. 31² p. 151 „ . . . tritt nun als verbindendes Zwischenglied der Kymre Bleheris, der Verfasser eines französischen Arthurromans"; ibid.: „Bledri war also ein französischer Dichter; er war, wenn auch in Wales geboren, doch ganz französisiert, also gewissermaßen ein Anglonormanne"; und anderes mehr. War dies nicht klar genug?

[47]) Ich habe natürlich die *Esplumeor*-episode nicht zu den Versionen des *Enserrement Merlin* gerechnet, dagegen gesagt (Zs. 31 p. 270): „Eine Beeinflussung der Espl.-episode durch das E. M. ist sehr unwahrscheinlich. . . Dagegen mag das E. M. vielleicht einiges der Espl.-Episode verdanken, darunter das *enserrer*-Motiv. Nach Robert de Borron hat sich Merlin selbst gewissermaßen *enserré*".

W. wirft mir vor (p. 203), ich sei in meinen Erklärungen von Eigennamen *too adventurous.* Darauf allein hätte ich nichts erwidert, obschon ich es bestreite. Aber die daran sich anschließende Bemerkung kann ich nicht ohne weiteres hingehen lassen: *In his hands any one name may become any other or several others* [Kann W. mit gutem Gewissen leugnen, daß dies zum mindesten eine bewußte krasse Übertreibung ist?] — *even Ban de Benoic turns into Alain de Gomeret!* Gegen eine solche Entstellung meiner Aussagen muß ich denn doch protestieren, verweise übrigens W. auch auf meine Replik gegen A. Schulze in dieser Zs. 30[2] p. 201 ff. W. will also sagen, daß ich die Namen *Alain* und *Ban* einerseits und *Gomeret* und *Benoic* anderseits gleichsetze, d. h. entweder je den einen aus dem andern oder je ein Paar aus einem gemeinsamen Etymon ableite; anders wenigstens können ihre Worte vernünftigerweise nicht gedeutet werden. Mit *Benoic* = *Gomeret* hat nun W. eine sehr unglückliche Wahl getroffen; denn nichts ist sicherer als die Identität dieser beiden Namen (Derivate von *Guened*, der bretonischen Bezeichnung von *Vannes*). Wer die von mir in meinem *Alain de Gomeret* (Festschrift für H. Morf) angeführten belegten Formen (*Ban de Benoïc*, deutsch *Pant von Genewis*, *Lancelot* [Ban's Sohn] *de Gavoni*, *Bohort* [Ban's Bruder] *de Gaunes*, König *Hoel de Gohenet* [historisch Graf Hoel von Vannes], *li rois de Goïnnec* [mit der Variante *Gomeret* : vgl. Zs. 30[2] p. 204], *Ban de Gomeret*, *Helyan* [häufige Variante von *Alain*] *de Gomeret* etc.) zusammenhält und überhaupt etwas von der Materie versteht, der kann an der Identität von *Benoïc* und *Gomeret* nicht zweifeln. Aber wenn die Zwischenformen nicht angeführt werden, dann allerdings erscheint die Identifikation der so ganz verschiedenen Namensformen lächerlich. Es war nicht *fair* von W., die Zwischenformen wegzulassen. W. mag wohl sagen, daß man ihr nicht zumuten kann, in einer Anmerkung meine ganze Argumentation zu zitieren; dann hätte sie aber auf die Nennung des Beispiels verzichten können, deren Zweck (meine Namensforschung mit einem Schlag zu diskreditieren und lächerlich zu machen, *adventurous* erscheinen zu lassen)[48]) nur dadurch erreicht wurde, daß die Argumente weggelassen wurden. Sie durfte wohl bei 99 Prozent ihrer Leser voraussetzen, daß sie entweder meine Argumente nie gelesen oder doch nicht mehr im Gedächtnis hatten; bei allen diesen dürfte sie die beabsichtigte Wirkung erreicht haben. Aber ebenso gut könnte man bei Lesern, die mit der indogermanischen Sprachwissenschaft nicht

[48]) Ich nehme dabei zwar als Motiv durchaus nicht persönliche Animosität an; denn W. hat in demselben Buch (p. 3) einer meiner Arbeiten weit über Gebühr Lob gespendet.

vertraut sind, denjenigen Etymologen der Lächerlichkeit preisgeben, der Gleichungen wie *vier = quatuor, odous = zahn, pecu = vieh* etc. aufstellte. Was nun aber die andere Namensgleichung *Ban = Alain* anbetrifft, so ist sie von W. erfunden worden. Ich habe Lancelot und Perceval und folglich auch ihre Väter Ban und Alain (zumal da diese gleiche Atribute, *Benoic* resp. *Gomeret*, haben) als Personen oder Rollenträger identifiziert, ebenso wie W. (und ich mit ihr) z. B. Perceval, Tyolet und Guinglain identifiziert, aber niemals ihre Namen. Bloß habe ich (p. 31—33) die Vermutung geäußert, daß ursprünglich der Vater des Perceval-Lancelot *Alain Ban* geheißen haben möchte, da *Ban* im Gälischen als Beiname (= der Weiße) vorkommt (vgl. *Dovenaldus Ban*). Ich hoffe, daß W. dies nicht absichtlich verkehrt hat, sondern will die Entstellung gern als die Folge ihrer leidigen Gewohnheit, die Schriften anderer nur flüchtig zu lesen, auffassen. Möchte sie doch sich in Zukunft die kleine Mühe nehmen, wenigstens das, wogegen sie polemisiert, ordentlich zu lesen! Die unangenehmen Wirkungen ihrer Gewohnheit treffen allerdings nicht sie selbst, sondern andere. Es ist ärgerlich, wenn einem, ohne den geringsten Grund, Behauptungen untergeschoben werden, von denen jede *on the face of it* unsinnig erscheint. W.'s Urteil über meine Namenforschung ist mir übrigens einstweilen gar nicht maßgebend. Ich meine, daß, wer etwas so ohne weiteres verdammen will, auch den Beweis leisten sollte, daß er etwas von der Sache versteht. Nun hat aber W., wie ich oben gezeigt habe, den Beweis geliefert, daß ihr nicht einmal die aller-elementarsten Regeln der altfranzösischen Sprache bekannt sind; bei der Namenforschung hat aber auch die Linguistik mitzureden. W. hat ihr allgemeines Urteil über meine Namensforschung einer Zurückweisung meiner in Zs. 31^2 p. 145 gegebenen Ableitung des Namens *Beacurs* (Wolfram) von *Biaus Coars* beigefügt. Dies ist ebenfalls eine Etymologie, die ich für eine der sichersten hielt und noch halte. Ich unterlasse es einstweilen, W.'s nichtige Gegenargumente zu widerlegen. Ich darf dies wohl getrost dem Leser überlassen.

W. glaubt, ich habe, indem ich die poetischen Stücke der Hs. B. N. fr. 1450 (angeblich) dem Kopisten dieser Hs. zuschrieb, ihre Anmerkung, in welcher sie auf die Unfähigkeit dieses Kopisten hinwies, übersehen (p. 156).[49]) Ich fühle mich auch in dieser Hinsicht unschuldig und glaube, daß W. meine Worte nicht genau gelesen hat. Ich habe jene Stellen ausdrücklich als Ausschmückungen „eines“ Kopisten bezeichnet, während ich für „eines“ hätte „des“ sagen müssen, wenn ich jenen Kopisten gemeint hätte (Zs. 31^2 p. 143). Wenn auch B. N. fr. 1450 eine

[49]) Dasselbe wird auch Jeanroy vorgeworfen.

der ältesten Percevalhss. sein mag, so war doch ihre Vorlage noch lange nicht das Original.[50])

Gegen mich gerichtet ist auch folgender Ausruf W.'s (p. 150): *But, why, in the name of common sense, should Wauchier, if the story* (sie meint den gesamten Hirschabenteuerkomplex) *were not already connected with Perceval, have dragged it into his continuation of Chrétien's poem where...it upsets everything?* Derartige Appelle an die auch von mir verehrte Gottheit *Common Sense* erschrecken mich nicht und machen mich nicht an mir irre. Ich habe W. in meiner Besprechung von vol. I die Antwort auf die Frage eigentlich schon gegeben, und mich wundert deshalb die Frage. W. selbst hat mit Recht erklärt, daß Gauchers Quelle, Bleheri's Kompilation, Gauvain und seiner Sippe gewidmet war. Es war darum *a priori* gegeben, anzunehmen, daß der in Gaucher Perceval gewidmete Komplex einst ebenfalls Gauvain und seiner Sippe gewidmet war, und daß erst Gaucher Perceval als Helden einführte, weil er eben eine Fortsetzung zum Percevalroman schrieb. Dies habe ich gegenüber W., welche die Percevalabenteuer als solche, soweit sie nicht Gauchers Erfindung sind, teils auf Bleheri teils auf ein *Perceval-Grail-poem* zurückgehen ließ, geäußert; ich habe gezeigt, daß noch eine Reihe von diesen „Perceval-Abenteuern“ anderswo als Abenteuer Gauvains oder seines Bruders Gaheriet nachzuweisen sind. Es ist weder von W. noch von sonst jemand auch nur ein einziger Zug in Gauchers Perceval-Abenteuern namhaft gemacht worden, der etwa gegen Chrétien mit einer andern ursprünglichen Perceval-Version, wie Sir Percyvelle, Kiot-Wolfram, Bliocadran-Prolog übereinstimmte. Gaucher wurde durch die unabgeschlossenen Gauvain-Abenteuer Chrétiens auf Bleheris Kompilation verwiesen. Da er kein Percevalmaterial hatte, um die Percevalabenteuer fortzusetzen, mußte er andere Abenteuer, die er in jener Kompilation fand, auf Perceval und zwar auf dessen Gralsuche zustutzen. Das war nicht leicht. Ich kenne keinen andern Komplex in Bleheri, der besser oder weniger schlecht für Perceval gepaßt hätte, als der von Gaucher gewählte. Wenn Gaucher, wie W. glaubte, einen Percevalroman als Fortsetzung von Chrétiens Roman verwenden konnte, trotzdem er *upsets everything*, warum soll er nicht ebenso gut einen Gauvain-Gaheriet-Roman, *ad hoc* auf Perceval umgestempelt, hinzugefügt haben, falls ihm Percevalmaterial fehlte und er doch solches haben oder machen m u ß t e! Ein Dichter, der

[50]) Daß W. nicht nur deutsch, sondern auch englisch geschriebenes ganz flüchtig liest, mag eine Bemerkung auf p. 333 zeigen: *I do not understand what Dr. Sommer means when . . . he says that there is but one MS in which Gautier de Montbéliard is referred to*; sie kenne ihrer vier. Sie hat nicht bemerkt, daß S. nicht auf den Joseph, sondern auf den Merlin Bezug nimmt (*Modern Philology* V 292, 303).

auf Ordnung hielt, hätte das erstere ebenso wenig wie das letztere getan. Aber einem Dichter, von dem W. selbst sagt: *His whole continuation is a manifest piecing together of incidents drawn from different sources, and thrown together without the smallest attempt at harmony* (p. 170) darf man wohl das zutrauen, was ich tat, ohne sich gegen den *common sense* zu vergehen.

Ich habe in meinem Referat über vol. I Percevals Schwester als eine Erfindung Gauchers bezeichnet. W. ist nicht damit einverstanden. Sie behauptet, Gaucher zeige nicht *the smallest sign of...constructive ability* (p. 170). Ich habe darauf hingewiesen, daß Gaucher zwar diejenigen Abenteuer, die nicht Perceval zum Helden haben, fast *telles quelles* aus Bleheri herübernahm, daß er aber an den Abenteuern, die er zu Percevalabenteuern umarbeiten mußte, eben doch etwas selbständig schaffen mußte. Gaucher mußte es namentlich auch daran gelegen sein, Beziehungen mit Chrétiens Perceval anzuknüpfen, gerade weil das von ihm verarbeitete Material mit diesem gar nichts zu tun hatte. Darum führte er z. B. eine Rückkehr Percevals zu Blancheflor ein. Dies ist also doch sein Werk. Das muß W. zugeben, da nach ihrer Theorie das *Perceval-Grail poem*, das Gaucher benutzt haben soll, Blancheflor nicht kennt. Sie erklärt nun allerdings: je weniger man *from the point of constructive value* von der Rückkehr zu Blancheflor spreche, um so besser (p. 171). Mag sein. Aber man sieht eben doch, daß Gaucher tatsächlich Episoden eingeführt hat.[51]) Ein Mittel, um das neue Material mit Chrétiens Perceval in Verbindung zu bringen, war auch, den Helden in die Heimat zurückkehren zu lassen.[52]) Meine Theorie ist nun: Da Percevals Mutter tot war, erfand Gaucher eine Schwester. Daß hierzu mehr *constructive ability* nötig war als zur Blancheflorepisode, vermag ich nicht einzusehen. Die Ausführung der Episode ist plump genug. W. wendet ferner ein: *Dr. Brugger seems to have overlooked Perceval's words which I quoted in a footnote: „Je sui assenés Je croi près del manoir ma mere, Mais jou ni ai serour ne frere Mien ensiant ne autre ami". Or is he prepared to contend that Wauchier first invented the figure of the sister, and then prefaced her appearance with a round denial of her existence? On the other hand such a contradiction might well be expected from a careless compiler who knew more than one version of the story* (p. 171). Ich habe jene Verse nicht übersehen; aber in meiner Besprechung mußte ich mich

[51]) Das bestreitet auch W. nicht (I p. 253).

[52]) Eine solche Rückkehr in die Heimat, sagte ich, lag auch nahe als eine Art poetischer Gerechtigkeit. Daraus macht nun W. (p. 185) *dramatic suitability* und nachher *dramatic unity and construction*, was etwas künstlerisch viel höheres ist. Die poetische Gerechtigkeit ist das Charakteristikum fast aller alten Erzählungen, der guten und schlechten. Sie ergab sich fast instinktiv. Erst die Moderne liebt poetische Gerechtigkeit nicht mehr.

der Kürze befleißen. Da ich jetzt dazu herausgefordert werde, will ich meine Erklärung derselben geben. Ich sagte mir: Wenn jene Verse zu meiner Theorie im Widerspruch stehen, so stehen sie es fast ebenso auch zu W.'s Theorie und überhaupt zu jeder Theorie; anderseits ist eine Deutung der Verse als nicht widersprechend sehr naheliegend. Ich bin allerdings nicht „vorbereitet zu behaupten", was W. vorschlägt, und ich glaube im allgemeinen gern, daß ein Kompilator eher zu Widersprüchen gelangen kann als ein Originaldichter. Aber auch für den Kompilator gibt es Grenzen, auch ein solcher kann nicht in einem Vers dies sagen und im nächsten das Gegenteil davon. So ungefähr wäre es aber bei Gaucher, wenn jene Worte das bedeuteten, was W. meinte: Gleich nachdem er Perceval so sprechen ließ, bringt er ihn zum *manoir* der Mutter und läßt die Schwester erscheinen und Perceval sie wiedererkennen. Auch ein Kompilator, mag er sein wer er will, hat schließlich seinen Kopf auf den Schultern. Müssen wir also Verderbnis des Textes annehmen? Ich halte es nicht für nötig. Streng genommen und richtig aufgefaßt stehen jene Verse nicht im Widerspruch zum folgenden. Daß sie W. nicht richtig verstanden hat, geht schon daraus hervor, daß sie in Band II wie in Band I *ni* drucken ließ, was im Altfranzösischen nicht möglich ist. Gerade auf das *i* kommt es aber an. Perceval behauptet nicht, daß er keine Schwester habe, sondern daß er nach seiner Ansicht in dem manoir keine Schwester habe. „Schwester" ist übrigens ganz unbetont. Perceval glaubt nur, daß er in dem *manoir* keine Verwandten und Bekannten mehr habe. Dieser Kollektivbegriff ist einfach aufgelöst in Einzelbegriffe: *serour ne frere ne autre ami*, gerade wie nachher der Dichter seinen Helden an die Schwester die Frage richten läßt *s'ele a plus serour ne frere, Oncle, parent ne autre ami* (25824 f.) oder *se serour ne frere avés Plus que celui* (nämlich Perceval selbst) *que dit m'avés* (25853-4).[53]) Gaucher braucht also dem Wort „Schwester", wie er es anwandte, überhaupt keine besondere Bedeutung beigemessen und Beachtung geschenkt zu haben. Übrigens war es ganz natürlich für Perceval, anzunehmen, daß nach dem Tode der Mutter auch die Schwester das einsame Waldhaus verlassen hatte. Nach Chrétien, auf den Gaucher gewisse, wenn auch nicht gerade viel Rücksicht nahm, hatte zwar Perceval keine Schwester; aber Gaucher mochte sich darauf berufen, daß dies nirgends ausdrücklich gesagt ist. Er mochte

[53]) Derartige Redewendungen waren im Altfranzösischen sehr beliebt. Vgl. bei Perle, Die Negation im Altfranzösischen (Zs. f. rom. Phil. II) das Kapitel betitelt: „Verstärkungen der Verneinung durch Zerlegung von Begriffen, die die Negation in sich schließen"; P. zitiert z. B. *Onques ne vit nuls hons si grief departement De frere ne de suer, de cousin, de parent.*

sich sogar darauf berufen, daß Chrétien selbst Perceval eine Cousine (Sigune) treffen läßt, die erklärt, sie sei mit ihm zusammen im Hause seiner Mutter *nourie* worden, wovon aber in den Enfances nicht die Rede ist. Da Chrétien mit Percevals Geschichte erst kurz vor dem Punkt beginnt, wo er das Haus der Mutter verläßt, und bei dieser Gelegenheit von einer Schwester (übrigens auch von einer Cousine) nichts erwähnt, so mochte Gaucher einfach von dem Leser fordern, anzunehmen, daß damals die Schwester (wie übrigens auch die Cousine) sich nicht mehr im Hause aufhielt, was Perceval nachher berechtigte zu sagen, seines Wissens habe er niemand mehr im Hause. Ein eigentlicher Widerspruch ist also nicht vorhanden; aber es muß zugegeben werden, daß die Darstellung plump ist. Doch Gaucher besaß eben keine *constructive ability!* Alle andern Versionen, welche Percevals Schwester kennen, gehen direkt oder indirekt auf Gaucher zurück: Didot-Perceval und Perlesvaus (über diesen vgl. auch Nitzes *Old French Grail Romance Perlesvaus*) direkt; die Queste auf Perlesvaus, Gerbert auf Gaucher und Queste. Es ist geradezu selbstverständlich, daß es unter diesen Umständen auf die *majority of versions* nicht ankommen kann.[54]) Ich hielt es natürlich für gegeben zu untersuchen, ob nicht Gaucher die Schwester Percevals eingeführt haben könnte, da sie doch bei ihm zum ersten Male auftritt, und stellte daher die obige Hypothese auf. W. natürlich geht ihrer Gewohnheit nach über die erhaltenen Versionen zurück auf unbekannte, denen sie nun zuschreiben kann, was sie will. Chrétien und Guiot-Wolfram sollen die Schwester wieder ausgelassen haben! Das ist wirklich sehr einleuchtend! Der Sir Percyvelle soll die einzige Version sein, in welcher die Schwester nie vorkam. Nach W. wurde die Schwester eingeführt, um dem Helden über den Gral Aufklärungen zu geben und um sein profanes Wesen etwas mehr mit der Gralsuche in Harmonie zu bringen (*to act as intermediary between Perceval and the Grail*: p. 222, 173). Doch ist dies eine bloße (zudem sehr wenig überzeugende) Hypothese, die aber W. zur Basis von andern wichtigen Hypothesen macht; sie hält sie *of capital importance for the elucidation of the Grail development*: p. 169). Die Hypothese wird aber nicht einmal durch Gründe gestützt. Ich wenigstens kann es nicht für eine Begründung halten, wenn gesagt wird, daß die Schwester von Anfang an *a maiden of devout and exalted character* sei (p. 169, 173), (dies stimmt gerade für die älteste Version, Gaucher, nicht; hier ist sie ein ganz profanes und in jeder Beziehung unbedeutendes Wesen), und daß sie nicht durch Zufall, sondern mit einer be-

[54]) W. bestreitet dies trotzdem (p. 169). Es kommt sogar überhaupt bei keiner Induktion auf die Zahl der Fälle an, sondern nur auf ihr Gewicht: es sei denn, daß alle Fälle gleich viel wiegen. Über so etwas sollte man eigentlich keine Worte verlieren müssen.

stimmten Absicht habe eingeführt worden sein müssen (p. 172; dies ist auch bei meiner Hypothese der Fall) oder daß sie eine so wichtige Rolle spiele (p. 172); bei Gaucher ist aber ihre Rolle noch sehr unwichtig; wichtig, aber immer noch entbehrlich, ist sie nur in den jüngsten Versionen. Die Rolle, die W. ihr zugedacht hat, nämlich Perceval über den Gral aufzuklären, hat sie nur in e i n e r V e r s i o n , dem Didot-Perceval, der nach unserer Ansicht (vergl. oben) auf Gaucher beruht. Nach W. werde in der Chrétien-Wolfram-Gruppe *the rôle of informant transferred to the Hermit uncle* (p. 176 f.). Aber das Umgekehrte war doch auch möglich und ist offenbar das Wahrscheinlichere, da diejenigen älteren Versionen, die das Gralabenteuer haben (d. h. alle außer Sir Percyvelle), auch den Einsiedler-Onkel, nicht aber die Schwester kennen. Anderseits wüsste man nicht, wozu der Onkel neben der Schwester existiert. W.'s Hypothese schwebt also in der Luft und nimmt gar keine Rücksicht auf die tatsächlichen Verhältnisse. Für diejenigen, welche, wie ich, annehmen, daß Gaucher dem Didot-Perceval als Vorlage diente, und daß in Gauchers Quelle, Bleheri, keine Percevalabenteuer vorhanden waren, ist W.'s Theorie von der Einführung der Schwester natürlich von vorn herein unannehmbar. Nur in der Hs. D des Didot-Perceval sagt die Schwester: *je oi VII frere.* W. (p. 176) nimmt an, daß die Zahl VII unter dem Einfluß des Prosa-Lancelot eingeführt wurde. Es sind wahrhaftig keine großen paläographischen Kenntnisse nötig, um zu erkennen, daß VII für *un* verschrieben oder verlesen wurde. Aus der von ihr (vgl. p. 185, 190) viel geschmähten Dissertation W. Hoffmanns hätte sich W. diese Information holen können.

W. meint (p. 171 f.), ich gebe einmal selbst zu, *that Wauchier had another* P e r c e v a l - *Grail- romance than Chrétien's poem* als Quelle, indem ich sagte: „Wir können aber wohl mit Sicherheit behaupten, daß Gauchers Quelle nicht identisch mit derjenigen Chrétiens war; sonst hätten wir in den Perceval-Abenteuern, speziell auch i m G r a l a b e n t e u e r P e r c e v a l s (dieser Ausdruck ist in W.'s Zitat durch Druckfehler sinnlos entstellt worden) bei Gaucher viel mehr Ähnlichkeit mit Chrétien und Wolfram." W. hat nicht bemerkt, daß ich hier weder implicite noch explicite etwas Positives behaupte, vielmehr nur etwas verneine. Ich sagte also nicht, was m. E. Gauchers Quelle war, sondern nur, daß sie nicht mit derjenigen Chrétiens identisch war. Erst später kam ich dann, W.'s Anordnung folgend (!), dazu, die Percevalabenteuer Gauchers auch positiv in bezug auf ihre Quellen zu untersuchen, und erklärte, daß nach meiner Ansicht Gaucher kein anderes P e r c e v a l - Material als Chrétien kannte, und, soweit er diesen nicht benutzte, das Material den Abenteuern Gauvains und seiner Sippe in Bleheri's Chastel-Orguillous-Komplex entnahm. Erst hier habe ich etwas Positives

über das Perceval-Gral-Abenteuer gesagt; es beruht m. E. auf den Gauvain-Gralabenteuern des Bleheri, wurde aber dem Perceval-Gralabenteuer Chrétiens angeglichen. Meine Angaben waren also nicht *self-contradictory*. Gelegentlich wird behauptet, ich bestreite W.'s Ansicht, daß Gauvain *of purely Insular origin* sei. Ich habe gesagt, daß sein *insular origin* noch nicht bewiesen sei, aber daß ich ihn „a priori für wahrscheinlich halte." Dies ist doch etwas ganz anderes. Ich hätte noch vieles zu erwähnen, um es zu widerlegen; aber *est modus in rebus*, und ich fürchte, das Maß bereits überschritten zu haben.[55])

Bloß über W.'s Behandlung der Gralsage will ich den Leser noch kurz zu orientieren versuchen. Dieser Abschnitt von W.'s Buch ist sehr lesenswert und geschickt abgefaßt; ob überzeugend, ist eine andere Frage. Im Schlußkapitel von vol. I skizzierte W. ihre Ansicht über die Entstehung der Gralsage. Doch ist daselbst alles so kurz gehalten, daß der Leser damit nichts anfangen konnte und kaum überzeugt wurde. Dann nahm sie das Thema wieder auf in einem Vortrag, betitelt *The Grail and the rites of Adonis*, abgedruckt in *Folklore*, vol. XVIII, und behandelte es mit größerer Ausführlichkeit. Die Hauptpunkte dieses Vortrags sind nun in vol. II ihrer Percevalstudien wiederholt, und eine Reihe weiterer Betrachtungen und Hypothesen an sie angeschlossen. Die Gralsage geht nach W. auf einen keltischen Vegetationskult zurück: der Tote auf der Bahre (in den Gauvain-Gralabenteuern des Bleheri) resp. der verwundete Fischerkönig (in den meisten Perceval-Gralabenteuern) ist der Vegetationsgott, der anderswo unter den Namen Tammuz, Osiris, Attis, Adonis (auch Jesus hätte hinzugefügt werden können; vgl. hierüber Wundts Völkerpsychologie II 3) bekannt ist, dessen Tod (oder Krankheit) mit rituellen Gebräuchen (Prozession etc.) gefeiert wird und (dies scheint W. nicht so recht klar gesagt zu haben) dessen Wiederbelebung resp. Heilung offenbar die Aufgabe des Gralhelden ist: Tod resp. Krankheit und Auferstehung resp. Heilung deuten den Wechsel der Jahreszeiten an; mit dem Tod resp. der Krankheit wurde das Land verwüstet und unfruchtbar (Winter); durch die Auferstehung resp.

[55]) Namentlich scheint mir W.'s Erklärung der *Meliandelis*-episode des Didot-Perceval in ch. IX ganz unnatürlich: Ableitung vom Chastel-Orgueillons-Turnier anstatt wie bisher üblich von der Meliandelis-Episode Chrétiens. Aber W. kann eben Chrétien und die ganze Gruppe, zu welcher dieser gehört, als Quelle für den Didot-Perceval nicht brauchen; denn sonst geriete ihre ganze Filiation der Gralromane aus Rand und Band. Man bekommt das Gefühl, daß die Rücksicht auf diese Filiation die ganz widernatürliche Erklärung hervorgebracht hat. Das ist vor allem wichtig, daß wir im Didot-Perceval nicht nur Parallelen zu den Percevalabenteuern Chrétiens, sondern auch zu den Gauvainabenteuern Chrétiens und zu den Percevalabenteuern Gauchers haben. Eine solche Kombination entstand nicht zweimal zufällig.

Heilung soll es wieder blühend werden (Frühling). Die klagenden Frauen und die Mahlzeit mit dem Zaubergefäß (Gral) sollen auch in andern Vegetationskulten vorkommen. Becher (Gral) und Lanze sind phallische Symbole, die sich natürlich leicht mit einem Vegetationskultus verbinden. Da in den Gralabenteuern oft von den Geheimnissen des Gral, die nur gewisse Personen erfahren dürfen, die Rede ist, so dürfte es sich ursprünglich um Mysterien gehandelt haben, in die nur der zu der betr. Kultgenossenschaft gehörige eingeweiht wurde. Der erste Gralbesuch des Helden entspricht einem erfolglosen Initiationsversuch, einer von dem Aspiranten nicht bestandenen Probe; diese erst bedingt eine *queste*. In Bleheri (am besten repräsentiert durch die Gauvain-Gralabenteuer Gauchers) haben wir noch dieses heidnische Stadium; nur die Lanze ist schon da christianisiert. In den spätern Versionen ging dann die Christianisierung weiter und ergriff namentlich auch den Gral. So weit kann ich W.'s Hypothese (denn mehr als dies ist ihre Erklärung doch nicht) approbieren. Sie ist von den bisher gegebenen Erklärungen der Gralsage die beste, die einzige, welche die verschiedenen Züge der Gralsage gleichzeitig deutet. Es wird vielleicht etwas viel in die Überlieferung hineinprojiziert, und manches könnte sehr leicht auch anders erklärt werden. W.'s Hypothese geht vielleicht schon so etwas zu tief, tiefer als nötig; das ältere Gralabenteuer, wie es uns Gauchers Gauvain-Gralabenteuer noch repräsentieren, sticht tatsächlich von einem Märchen nicht stark ab; und darum hege ich etwelche Zweifel, ob man nicht eher ein Märchen als einen Kult, ein Mysterium, als Quelle anzusetzen hat; mysteriöses kommt ja in den Märchen auch oft vor. Doch kann ich einstweilen nichts besseres vorschlagen und zu keiner bestimmten Entscheidung kommen. In ihrem neuesten Werke geht nun aber W. noch viel weiter, und da kann ich ihr nicht folgen. Ich bin zwar auf dem Gebiet des 'Folklore' und namentlich des Occultismus, der nun in den Vordergrund tritt, zu wenig bewandert, um mir ein bestimmtes Urteil erlauben zu dürfen; aber das meiste, das W. vorbringt, kommt mir unglaublich vor. Schon die Annahme, daß der Vegetationskult notwendig ein Lebenskult war und daß die Geheimnisse auf das Leben bezug haben und zwar für Exoteriker auf das physische Leben, für Esoteriker auf das geistige Leben, scheint mir ungerechtfertigt, wenn auf das Gralabenteuer angewendet. Es scheint mir in den ältesten Versionen nichts vorhanden zu sein, das zu einem solchen Rückschluß berechtigen würde. Doch ist dies noch das wenigste. Nach der mittelalterlichen Mystik bewege sich der Mensch auf drei Ebenen, gewöhnlich: Gott, Mensch, Stoff, d. h.: Geist, Geist verbunden mit Stoff, Stoff. Auf der mittlern Ebene, der menschlichen, in welcher die rituellen Gebräuche äußerlicher Art seien, hätten wir das speisegebende Gefäß, den *riche graal*; auf der

untern Ebene, der rein materiellen, hätten wir Becher und Lanze als phallische Symbole; auf der obern Ebene hätten wir den *saint graal*, die Quelle des geistigen, ewigen Lebens. Den drei Gefäßen sollen drei Hüter entsprechen; den heiligen Gral behüte der Fischerkönig, dessen Name daher rühre, daß er, wenn ich recht verstehe, ein goldenes Netz durch den Weltenraum auswerfe; den *riche graal* behüte der *Roi Mehaigné*; den phallischen Gral behüte der *roi del Chastel Mortel*, wie er noch im Perlesvaus erhalten sei. Indem Gauvain nach der Bedeutung der Lanze frage, habe er die mittlere Ebene erreicht; da er aber die Schwertprobe nicht bestanden habe, habe er sich nicht zur höchsten Ebene erheben können. Diese Erklärung scheint mir nun selbst sehr mystisch zu sein. Unsere Gralage hat in ihren ältesten Phasen durchaus den Charakter einer Volkserzählung. Ist es möglich, daß eine solche derartige Unterscheidungen machte und festhielt, die nur die spitzfindigsten mittelalterlichen Dialektiker hätten ausklügeln können? Man findet aber auch gar nichts, was andeuten könnte, daß der Gral oder der Gralhüter je gleichzeitig in drei Erscheinungen *(aspects)* vorkam. Der Gral wurde zum *saint graal* in den späteren Versionen ebenso wie Percevals Schwester allmählig zu einer *sainte chose*, wie der weiße Hirsch schließlich zu einem heiligen Tiere wurde. Die Dreizahl spielt nur bei Robert von Borron eine Rolle (drei Tische und drei Gralhüter), und zur Erklärung derselben genügt doch gewiß die Tatsache, daß sie in so zahlreichen Volkserzählungen und auch in der christlichen Religion (Dreieinigkeit: auf die Robert ausdrücklich Bezug nimmt) eine so wichtige Rolle spielt. Wenn W. (p. 276, 301) glaubt, die Dreizahl der Gralsucher (Gauvain, Perceval, Galaad) sei nicht das Spiel des Zufalls, so ist sie selbst Mystikerin. Denn diese drei existieren nie neben einander: Als Galaad Gralheld wurde, war Gauvain als solcher schon ganz unbrauchbar geworden; es ist reiner Zufall, daß es nicht zwei oder vier Gralhelden gab. In bezug auf Fécamp halte ich an meiner Ansicht fest wie W. an der ihrigen. Ich glaube nicht, daß diese Abtei bei der ersten Christianisierung der Gralsage eine Rolle gespielt haben muß. Wenn die Sage schon vor ihrer Konnektion mit Glastonbury christianisiert war, so braucht man nicht an eine bestimmte Abtei oder an eine bestimmte christliche Legende zu denken. Zwischen der Legende von Fécamp und der Gralsage kann ich immer noch keine andere Ähnlichkeit entdecken als die Blutreliquie. Aber noch viele andere Abteien haben Blutreliquien und natürlich auch ähnliche Legenden. Daß die Dichter sich gerne auf ein in einer Abtei befindliches Buch als Quelle beriefen (sie meinen dann immer ein lateinisches), ist bekannt; dies gehörte zu dem bei ihnen herrschenden Lügensysteme. Ich weigere mich immer noch zu glauben, daß ein ganz weltlicher Roman wie die Quelle von

Gauchers Perceval (d. h. die Kompilaton des Bleheri) in einem Kloster entstanden war oder für ein solches geschrieben wurde, ebenso wie ich Bédiers Theorie, daß die nationalen Chansons de geste Klosterpoesie seien, für ganz und gar widernatürlich halte. Nach dem Kloster riechen Werke wie Perlesvaus, Grand-Saint-Graal und Queste[56]). Ich halte es ferner für sehr unwahrscheinlich, daß auch christliche Geheimkulte auf die Ausbildung der Gralsage einen Einfluß ausübten (p. 299). Um das Mysteriöse in den jüngern Versionen der Grallegende zu erklären, genügt wohl die unverstandene aus einem altkeltischen Vegetationskultus stammende Überlieferung, daß etwas Geheimnisvolles mit dem Gral verbunden sei, zusammen mit der der offiziellen christlichen Kirche eigentümlichen Mystik. Die Zeremonien der christlichen Kirche beruhen eben selbst größtenteils auf den altheidnischen Mysterien; daher die leichte Assimilation. Robert von Borron und der Verfasser des Perlesvaus, die am meisten zur Einführung der christlichen Mystik beigetragen haben, hatten jedenfalls Beziehungen zur Abtei von Glastonbury, die doch nicht heterodox war. W.'s Ansicht, daß der Verfasser der Queste (p. 275), ja sogar Robert de Borron (p. 279, 330) und Kiot (p. 315) Initiirte waren, scheint mir ganz abenteuerlich; ebenso die Ansicht, daß Perceval als *filz a la veuve dame* zum Gralhelden gemacht wurde, weil „Sohn der Witwe“ ein Synonym von Initiirter war (p. 306 f.) (der Sohn der Witwe ist eine sehr verbreitete Märchenfigur; und warum soll es nicht Zufall sein, daß es gerade einem Perceval-Dichter einfiel, auf seinen Helden das Gauvain-Gralabenteuer zu übertragen?) und daß nachher Perceval wieder als Gralheld abgeschafft wurde, weil er als Dümmling es an Intelligenz, einer wesentlichen Eigenschaft des Initiirten, mangeln ließ (p. 308 f.) und anderes mehr. Die Mystik scheint ansteckend zu sein!

W. gibt uns auch einen Stammbaum der Gralromane. An der Spitze steht der Gauvain-Gralroman (Bleheri), ohne Christianisierung. Aus diesem stammt die christianisierte Version (nach W. Fécamp-Version), in welcher zunächst Gauvain noch Held blieb, dann aber durch Perceval ersetzt wurde. Weshalb die Einführung Percevals nicht auf die folgende Stufe, von der doch nach W. alle übrigen Versionen abstammen, versetzt wurde (vgl. p. 278), ist mir nicht klar geworden (die *Elucidation* stand doch unter Chrétiens Einfluß!). Diese folgende Stufe nennt W. „Gral-Perceval-roman.“ Dieser Roman scheint nach W. einerseits auf die Fécamp-version, anderseits auf den „ursprüng-

[56]) Schon lange vor W. hat übrigens H. Suchier (Zs. f. r. Phil. XVI 274) auf die Erwähnung von Fécamp durch Gaucher und zugleich auf die Fécamplegende hingewiesen, sich aber wohl gehütetet, so weitgehende Schlüsse daraus zu ziehen wie W.

lichen Percevalroman", repräsentiert durch den englischen *Sir Percyvelle*, (ohne Gralabenteuer!) zurückzugehen (vgl. p. 222, 278); mit Rücksicht auf das Gralabenteuer seien dabei aus dem ursprünglichen Perceval-roman die Enfances und die Blancheflor-Lufamur-episode gestrichen worden; dagegen sei die Hirschjagd *utilised* und Percevals Schwester neu eingeführt worden. Auf diese Version sollen Robert de Borron (der ganze Zyklus?), Gaucher und Perlesvaus zurückgehen; aber sie habe wegen ihres gar zu erbaulichen Charakters nicht überall gefallen; sie sei mit Hülfe des ursprünglichen Percevalromans wieder umgearbeitet worden zu einem „Perceval-Gral-roman", indem Percevals Schwester wieder weggelassen, dagegen die Enfances und die Blancheflorepisode wieder eingeführt worden seien. Aus dieser Version sollen Chrétien, Guiot, Gerbert (zum Teil) und der Bliocadran-Prolog stammen, wenn nicht etwa letzterer selbst ein Bestandteil dieser Version sei. Ich halte diese Filiation für vollständig falsch. Der „Gral-Perceval-roman", der ein sehr wichtiges Glied in W.'s Stammbaum ist, hat nach meiner Meinung nie existiert. Vom Perlesvaus will ich hier nicht sprechen, da ja W. denselben auch nicht besprochen hat. Was den Didot-Perceval betrifft, so hat W. nicht bewiesen, daß er dieselbe Quelle wie Gaucher hatte; vielmehr spricht alles dafür, daß Gaucher selbst seine Quelle war. Was den Joseph betrifft, so hat W. nie den Versuch gemacht, zu beweisen, daß er dieselbe Quelle wie Gaucher hatte. Was endlich Gaucher betrifft, so habe ich hier und in meiner Rezension von vol. I gezeigt, daß aller Wahrscheinlichkeit nach seine Hauptquelle noch keine Percevalabenteuer enthielt, daß vielmehr Gauchers Percevalabenteuer ursprünglich ein Teil der ausschließlich Gauvain und seiner Sippe gewidmeten Kompilation des Bleheri waren. Was jener „Gral-Perceval-roman" dem ursprünglichen Percevalroman entnommen haben soll, möchte ich gerne erfahren: Enfances und Blancheflor-Lufamur-episode seien gestrichen worden; aber was wurde denn beibehalten, das in Gaucher, Didot-Perceval und Perlesvaus noch erhalten ist und nicht aus Chrétien stammt? Und woher die Hirschjagd stammt, wird, wie mir scheint, nirgends klar gesagt (wie ist das *utilized* zu verstehen?); etwa aus dem ursprünglichen Percevalroman (nach p. 151 f. sollte man es meinen), trotzdem sie in dem einzigen Repräsentanten desselben, dem Sir Percyvelle, nicht vorhanden ist, und trotzdem sie, wie W. selbst sagte (vol. I), zu der Blancheflor-Lufamur-episode im direkten Widerspruch steht? Soll der Verfasser dieses „ursprünglichen" Perceval auch schon diese unsinnige Vereinigung vorgenommen haben, die nach W. nur dem konfusen „Kompilator" Gaucher zuzutrauen war (vgl. oben p. 61)? Oder stammt die Hirschepisode aus der „Fécamp-version"? Doch diese war nach W. zunächst ein Gauvainroman, und W. sperrt sich gegen meine Behauptung, daß die Hirsch-

jagd ursprünglich kein Percevalabenteuer war, sondern zu der alten Gauvainkompilation gehörte. Wenn ihr (imaginärer) „Gral-Percevalroman" die Hirschjagd aus dem ursprünglichen Percevalroman eingeführt hat, so muß man, da der von ihm abgeleitete „Perceval-Gralroman" sie nicht mehr enthält, annehmen, daß sie eingeführt wurde, um nachher wieder gestrichen zu werden. W. scheut jedenfalls vor derartigen Konsequenzen nicht leicht zurück, sind doch unter allen Umständen die Enfances und die Blancheflor-Lufamur-episode von dem Redaktor des „Gral-Perceval-romans" verschmäht worden, um nachher von seinem Nachfolger, dem Verfasser des „Perceval-Gral-romans" von neuem aufgenommen zu werden; wurde doch von dem Verfasser das „Gral-Perceval-romans" Percevals Schwester eingeführt, um nachher von seinem Nachfolger, dem Verfasser des „Perceval-Gral-romans" wieder gestrichen zu werden. Ist ein solches System, das durch nichts als die schwächsten Hypothesen und Scheinargumente gestützt ist, überzeugend? Ich möchte auch bemerken, daß die Benennungen „Gral-Perceval-roman" und „Perceval-Gral-roman" zu Konfusion Anlaß geben könnten, zumal da z. B. bei französischer Wiedergabe die Komponenten umgestellt werden müßten; aber es ist wohl kaum zu befürchten, daß sich der Stammbaum einer weiten Verbreitung erfreuen werde; und in diesem Falle würde es nicht lohnen, die Benennungen zu ändern.

Indem ich nun endlich meine Kritik abschließe, möchte ich meine Leser um Entschuldigung bitten, daß ich ihre Geduld ungebührlich lange in Anspruch genommen habe, zumal ich ihnen nicht gerade von großen Fortschritten in der wissenschaftlichen Forschung zu berichten hatte. Da aber die besprochenen Arbeiten es für sich in Anspruch nehmen, die Forschung des von ihnen behandelten Gebiets mehr oder weniger revolutioniert zu haben, war eine nüchterne Kritik, auch wenn sie nur ein negatives Resultat hatte, doch wohl nicht ganz unnötig.

E. Brugger.

Nitze, William A., *The Fisher King in the Grail romances* (Publications of the Modern Language Association of America XXIV). Baltimore 1909.

Was die Erklärung des Gralabenteuers so ganz besonders schwierig gestaltet, ist jedenfalls der Umstand, daß die Verfasser unserer mittelalterlichen Quellen samt und sonders von der Bedeutung dieses Abenteuers genau ebenso wenig wußten wie wir Modernen. Aber das Dunkle, Mysteriöse, Überlegene hat

für viele Leute einen ganz besondern Reiz. Was unsere mittelalterlichen Autoren über das Gralabenteuer berichten, sind gewiß zum guten Teil nur ihre eigenen Deutungsversuche. Was in der Überlieferung am unklarsten und seltsamsten ist, ist auch das älteste; und unklarer und seltsamer selbst als der Gral, überhaupt als alle andern Elemente des Gralabenteuers, ist die Person des Fischerkönigs. Wenn uns Chrétien sagt, der Fischerkönig beschäftige sich mit Fischen, um während seiner Krankheit Zerstreuung zu haben; wenn uns Robert sagt, Bron habe auf Gottes Befehl einen Fisch gefangen, der, wie vielleicht zwischen den Zeilen zu lesen ist, das Symbol Christi sein soll, und sei deshalb Fischer (die Königswürde hat er hier nicht) genannt worden, so sind dies jedenfalls nichts als plumpe Erklärungsversuche. Warum der Gralhüter Fischer genannt wird, ist aus unsern Quellen einfach nicht zu erfahren. Und doch ist das vermutlich der entscheidende Punkt. Ehe uns das Wesen des Fischerkönigs und das Geheimnis seines Namens geoffenbart wird, dürfte das Gralabenteuer immer rätselhaft bleiben. Die Erklärung, die Nitze vorschlägt, ist annähernd dieselbe wie die von J. L. Weston gegebene (vgl. hierüber das vorangehende Referat); nur fehlen bei N. glücklicherweise die Extravaganzen J. L. Westons. Die antik-orientalischen Mysterien, die N. zur alleinigen Grundlage seiner Ausführungen macht, sind reinere und zuverlässigere Quellen als die von Weston hauptsächlich herangezogenen mittelalterlichen und modernen Geheimkulte und der Occultismus. Gerade der Umstand, daß die altfranzösischen Dichter vom Gralabenteuer nichts verstanden, dürfte für die Abstammung derselben aus den Mysterien sprechen. Die Mysterien wären nach N.'s Ansicht durch römische Vermittlung zu den Kelten gelangt, wenn er auch eine unabhängige Entstehung nicht für ausgeschlossen zu halten scheint. An dem keltischen Ursprung des Gralabenteuers hält N. mit Recht fest. Die Tatsache, daß die keltische Sage eine Parallele zum Persephone-mythus bietet (die Maelwassage), die sehr verbreitet und berühmt gewesen sein muß, dürfte m. E. die Ansicht, daß die antik-orientalischen Mysterien zu den Kelten gedrungen sind, bestätigen. Im Unterschied zu Westons Ansicht, repräsentiert nach N. nicht der Fischerkönig den Vegetationsgott (Osiris, Attis, Tammuz, Mithra, Adonis, Dionysos), sondern sein „Doppelgänger", der altersschwache Vater in Versionen wie Chrétien (Großvater in Wolfram) oder der tote Bruder in Gaucher (p. 398 f.); der Fischerkönig selbst dagegen entspreche dem Hierophanten der eleusinischen Mysterien, dem Hohenpriester, der den Ritus leitete, der allein das Allerheiligste unter sich hatte und den Neophyten mit den Geheimnissen des Kults bekannt machte (p. 387—89); er wäre der irdische Repräsentant des Gottes und zwar ebenso wohl des Gottes der Unterwelt wie

des Gottes der Vegetation (also des Hades wie des Dionysos). die selbstverständlich viele Züge miteinander gemein haben oder im Grunde identisch waren (so wurden auch bei den eleusinischen Mysterien beide Gottheiten verehrt) (p. 395 ff.). Das Fischermotiv wird erklärt durch die Konnektion dieser Götter mit dem Wasser (besonders im Orient mußte das Wasser beim Vegetationskult ebenso wie bei der Vegetation selbst eine große Rolle spielen). Der Name Fischerkönig dürfte aber dadurch noch kaum befriedigend gedeutet sein. Die Identifikation des Fischerkönigs mit bekannten Figuren der keltischen Mythologie, Manannan mac Lir, Pwyll und Bran scheint mir sehr zweifelhaft und ungenügend gestützt zu sein. Was den Namen betrifft, den Robert von Borron dem Fischerkönig gab, so möchte ich einstweilen noch lieber *Ebron* für die ursprüngliche Form halten, also den Namen für biblischen Ursprungs und damit für bedeutungslos erklären. Jedenfalls wurden in der altfranzösischen Überlieferung der Fischerkönig und sein Doppelgänger (Vater, Bruder etc.) oft konfundiert. Ursprünglich war wohl die Aufgabe des Gralhelden die Heilung oder Auferweckung (nachher Rache) dieses Doppelgängers und nicht des Fischerkönigs selbst; also dürfte ursprünglich nur der erstere krank gewesen sein. Es ist übrigens bemerkenswert, daß in Gauchers Gauvain-Gralabenteuern, also den ursprünglichsten Gralversionen, der Fischerkönig noch nicht krank ist. Westons Erklärung von Gral und Lanze als phallischer Symbole wird von N. nicht geteilt. Der Gral entspricht nach N. der κίστη der eleusinischen Mysterien, dem Gefäß, welches die göttliche Nahrung (Brot oder Blut ähnlich wie beim christlichen Abendmahl) enthielt, durch deren Genuß der Sterbliche der Gottheit teilhaftig werden konnte (p. 400). Die Lanze dagegen dürfte ursprünglich unabhängig vom Gralabenteuer gewesen sein. Der Gralheld ist auch nach N. ein Aspirant. Wo N. von Weston abweicht, halte ich seine Ansichten mit wenigen Ausnahmen für Verbesserungen. Von eigentlichen Beweisen kann man bei N. ebensowenig wie bei Weston reden. Es wird nur auf mehr oder minder vage Analogien hingewiesen. Als Hypothese läßt sich die neue Ansicht gewiß hören, und sie scheint mir vor den übrigen jetzt existirenden Hypothesen den Vorzug zu verdienen. Die märchenhaften Elemente des Gralabenteuers kommen allerdings dabei zu kurz. Sie müssen, soll die Theorie sich halten können, als sekundär, als Accrescentien aufgefaßt werden. Was N. über das Gralschwert sagt, scheint mir von zweifelhafter Güte zu sein. *To he French romancers Gawain is par excellence the knight of the sword*: Sehr natürlich, da Gauvain *par excellence* ihr Abenteuerheld ist. Wären Erec, Yvain, Guinglain, Durmart etc. anstatt je eines Romans deren zwanzig Abenteuerkomplexe gewidmet worden, so wären sie vermutlich auch „Schwertritter". Die

Identifikation von *Gurgalon* (Perlesvaus) mit dem kymrischen *Gwrgi Garwlwyd* ist sehr ungenügend gestützt; eher annehmbar ist, daß jenes derselbe Name ist wie *Gorlagon*; aber wieder höchst zweifelhaft ist die Identifikation mit *Garlan* (romantische Merlinfortsetzung). Ich hatte letzteren Namen für eine französische Wiedergabe von *Wieland* gehalten.[1]) Ich benutze die Gelegenheit, um einen Fehler, den ich damals gemacht habe, zu korrigieren. Ich sagte (Zs. 31^2 p. 133): Der Gralkönig ist Garlans Bruder ebenso wie Trebuchets (letzterer ist funktionell Wieland ähnlich). Ich habe mich dabei auf mein trügerisches Gedächtnis verlassen und Trebucet mit Trevrizent verwechselt. Mit der Analogie von Garlan und Trebucet fällt eine der Hauptstützen für die Identifikation von Garlan mit Wieland dahin. Ich bin jetzt überzeugt, daß der Garlan der Merlinfortsetzung kein anderer ist als der *Varlan (Vallan, Urlan)* des Grand-Saint-Graal (Wechsel von *v* und *g* in Namen keltischen Ursprungs ist ganz gewöhnlich; der Wechsel ist phonetisch, nicht graphisch) und daß der *coup dolerous* eine Nachahmung des *coup de l'espee* ist, durch welchen Varlan den Gralkönig Lambor tötete, und welcher dieselben verheerenden Wirkungen hatte wie jener; nur sind in der Merlin-Episode die Rollen etwas verschoben worden. Der Verfasser der Merlinfortsetzung vergleicht übrigens selbst den *coup dolerous* mit dem *coup de l'espee* (Huth II, 7—8). Das Gralabenteuer der Merlinfortsetzung dürfte durch diesen Nachweis fast jedwede Bedeutung verlieren; es ist nur eine Mischung von Gaucher resp. Bleheri mit Grand-Saint-Graal. Daß der Name Varlan aus Wieland stammt, wage ich nicht mehr zu behaupten. Sprachlich ließe sich kaum etwas gegen diese Ableitung einwenden, aber funktionell ist keine Analogie mehr vorhanden.

Das allgemeine Urteil, welches N. am Schluß über die Arthurromane abgibt: *Thus the mythic force of Arthurian romance in general is the primitive struggle of man to compel and control the natural, specifically agricultural, forces on which his existence depends*, dürfte doch noch ganz andere Argumente erheischen, als er bis jetzt gegeben hat.

E. Brugger.

Iselin, Ludwig Emil. *Der morgenländische Ursprung der Grallegende.* Halle, Niemeyer 1909. 133 S.

Schon lange wurde von einer größeren Zahl von Forschern bei der Gralsage an orientalischen Ursprung gedacht und zwar

[1]) Ich weiß nicht, weshalb N. (p. 408) *Galaan* schreibt. Ist es ein Druckfehler für *Gallan?*

nicht etwa in der Weise, wie es jetzt J. L. Weston und W. A. Nitze tun, die an den alten Osiris-, Attis-, Mithrakultus etc. denken und denselben durch römische Vermittlung zu den Kelten gelangen lassen, sondern indem spätere jüdische, syrische und arabische Legenden in Betracht gezogen wurden, die man erst im Mittelalter auch im Abendlande sich verbreiten ließ. Unter jenen Forschern sind vor allem Wesselofsky, Hagen und Stärk zu nennen. Ihnen schließt sich nun Iselin an in der hier zu besprechenden Arbeit, die zuerst in der Basler Versammlung der deutscher Philologen und Schulmänner vorgetragen worden war. Man ist erstaunt, im Vorwort zu lesen, daß der Verfasser „einen neuen, bisher noch nicht erkundeten noch betretenen Weg zeigen will", der „in einer Richtung führen soll, die bisher fast gar nicht versucht worden ist." Ich bekam den Eindruck, daß I.'s Weg doch demjenigen der genannten Forscher sehr nahe steht; und, wenn auch I. eine neue orientalische Quelle zum erstenmal benutzt, so wurde damit wohl kaum ein neuer Weg gebahnt. Der Verfasser ist Theolog und Orientalist. So sehr es auch dem Romanisten, der in erster Linie berufen sein dürfte, die Gralsage zu erforschen, da die alten Quellen samt und sonders in Frankreich verfaßt wurden, und dem Folkloristen, der die Gralsage ebenfalls als in sein Gebiet fallend betrachten darf, angenehm sein mag, die Hülfe des Keltisten und des Orientalisten zu bekommen, so wird man doch stets von jedem Nicht-romanisten, der sich selbständig, also ohne die Hülfe eines Romanisten, der Erforschung der Gralsage widmen will, verlangen müssen, daß er so viel Romanistik treibe, um von dem Quellenmaterial den richtigen Gebrauch machen zu können, zumal da heute weitaus das meiste altfranzösische Quellenmaterial noch nicht übersetzt, ja nicht einmal in kritischen Texten herausgegeben und das Verhältnis der Versionen zu einander noch nicht definitiv bestimmt ist. Aber in der Regel wird dies von den betreffenden Gelehrten nicht für nötig gefunden; und so haben wir denn schon eine ganze Reihe von Arbeiten über in altfranzösischer Sprache überlieferte literarische Stoffe, unternommen von Gelehrten, denen die Kenntnis der altfranzösischen Sprache und Literatur fehlte, und die sich nur auf ungenügende Inhaltsangaben und Mitteilungen stützten. Darin wird von ihnen eine Menge Gelehrsamkeit fast nutzlos verschwendet. Dazu gehören die Arbeiten verschiedener Germanisten speziell über die Parzival- und Gralsage, des Keltisten Rhys *Studies in the Arthurian legend* und auch die hier zu besprechende Arbeit Iselins. Die nicht-romanistischen Gelehrten deutscher Zunge sind natürlich imstande, Wolframs Parzival im Urtext oder in Übersetzung zu lesen, und da dies der einzige Text ist, den sie lesen können, so dient er ihnen als Ersatz für alle übrigen und als Ausgangspunkt für ihre Forschung. Sie prüfen nicht erst die Frage, ob er denn

wirklich diesen Vorzug verdient, und sie wären ja auch nicht imstande, diese Frage zu prüfen. Die Romanisten und diejenigen Nicht-romanisten, die sich direkt mit der altfranzösischen Literatur vertraut gemacht haben, versagen wohl durchwegs Wolframs Parzival dieses Privileg. So ist z. B. für jene Gelehrten der Gral immer ein Stein; und ihre Forschung stellt sich zum Ziel, nach wunderbaren Steinen zu fahnden. Aber in allen andern Versionen ist der Gral ein Gefäß. Wenn er ein steinernes Gefäß war, so konnte man nach mittelalterlichem Sprachgebrauch sehr wohl sagen: der Gral ist ein Stein. Es ist also leicht verständlich, wie die Vorstellung Gefäß in die Vorstellung Stein überging; der umgekehrte Übergang wäre kaum erklärlich. Zudem bedeutete das Wort Gral, welches im Altfranzösischen noch als Appellativ gebraucht wurde, Gefäß; und die Filiation der Gralversionen ist jedenfalls in soweit sicher, daß Wolfram nicht gegenüber der Übereinstimmung aller andern Versionen Recht haben kann. I. erwähnt in seinen Anmerkungen einige der Hauptschriften über die Gralromane, namentlich oft die trefflichen Abhandlungen Heinzels. Aber er scheint von ihrer Lektüre nicht viel profitiert zu haben. So meint er, daß allen, ob auch unter einander noch so verschiedenen, Überlieferungen der Grallegende die Idee von einem h e i l i g e n Gral zugrunde liege (p. 5). Dies ist nicht korrekt. In Gauchers Gauvain-Gralabenteuern ist wenigstens von der Heiligkeit des Gral nie die Rede; nur die Lanze wird als diejenige des Longinus erklärt, was aber etwas sekundäres sein mag. Doch Gauchers Version, die ursprünglichste, wird von I. nie in Betracht gezogen und in seinem „Bild der Überlieferung in großen Zügen“ (p. 4) nicht erwähnt. Daß das Gralmotiv der Kern war, um den sich „z. B. die Parzevalgeschichten“ anordneten (p. 5), ist ebenfalls falsch. Das Gralabenteuer ist vielmehr eine Interpolation in den Percevalroman. I. weiß wohl nicht, daß die fast in jeder Beziehung ursprünglichste Version dieses Romans, der englische *Sir Percyvelle*, das Gralabenteuer noch nicht enthält. Für I. gibt es nur zwei Fassungen der Gralsage: die eine, vertreten durch Roberts Joseph, die andere durch Wolframs Parzival. Die älteren Versionen, diejenigen von Gaucher und Chrétien, werden nicht berücksichtigt. Bei diesem ist der Gral kein Stein wie bei Wolfram, aber auch noch keineswegs sicher ein Blutbehälter

Die von I. entdeckte angebliche Quelle der Gralsage ist ein Sagenbuch der syrischen Christenheit aus dem 5.—6. Jahrhundert, betitelt „Buch der Höhle der Schätze“. Die Höhle ist diejenige, „welche Adam und Eva nach ihrer Vertreibung aus dem Paradiese zur Wohnung und später zum Begräbnisorte, ihren Nachkommen zur Grabkapelle und Aufbewahrungsstätte der Paradiesschätze diente“. Unter den Analogien zu der Gralsage, welche von I. namhaft gemacht werden, verdient

meines Erachtens nur eine erwähnt zu werden, nämlich die Sage von Melchisedek, dem Priesterkönig, der das Grab Adams, eine Stätte, welche den Profanen unnahbar war, bewachte, der Kraft und Nahrung auf übernatürliche Weise erhielt und auf dessen Opfergaben der heilige Geist herniederkam. Da diese Legende nicht nur in dem Buch von der Schatzhöhle, sondern auch noch in einer andern jüdischen Schrift niedergeschrieben ist, hatte sie auch schon Wesselofsky gekannt und mit der Gralsage verglichen. Die Analogie scheint mir aber durchaus nicht eine solche zu sein, die nicht ein Spiel des Zufalls sein könnte. Es stimmen allerdings verschiedene Momente zugleich überein; aber wenn einmal eines dieser Momente vorhanden war, so ergaben sich die übrigen in der natürlichsten Weise von selbst. Es gibt gewiß noch genug jüdische und christliche Legenden, in welchen diese Züge vorkommen. Alle übrigen Analogien, die I. aufdeckte, sind so gezwungen und nichtssagend, daß sie wirklich nicht ernstlich in Betracht gezogen werden dürfen. Fast alle betreffen übrigens nur Wolframs Parzival und nicht die Gralsage überhaupt. Wenn man die ursprünglichsten Fassungen der Gralsage ansieht, so kann man unmöglich die Empfindung bekommen, daß man es hier mit jüdischen, syrischen oder arabischen Legenden zu tun hat. Sie unterscheiden sich in nichts wesentlichem, und namentlich nicht in dem allgemeinen Eindruck, von den übrigen Abenteuern der Arthurromane. Da diese keltischen Ursprungs sind, warum soll man bei der Gralsage an einen andern als keltischen Ursprung denken, zumal da sie nur in Verbindung mit den sog. Arthurromanen überliefert ist? Orientalische Elemente finden sich erst in den jüngeren Versionen, vor allem in Wolframs Parzival und im Grand-Saint-Graal. Die Quellen für diese orientalischen Einschläge sind wenigstens zum Teil bekannt (vgl. namentlich Martin, Hagen und Heinzel). Was I. über das bereits bekannte hinaus bietet, ist sehr wenig überzeugend. Nur die Erklärung von Wolframs *Baruch Ahkarin* (p. 44—45, 125) scheint annehmbar zu sein. Auch auf speziell romanistischem Gebiete wagte es der Verfasser, Belehrungen zu geben: Von der Deutung *Munsalvaesche* = „*mons savaiges*", welche „sprachlich möglich sei", werden wir auf die „sprachlich ebenfalls zulässige" alte Ableitung von *mons salvationis* verwiesen. *Corbenic* soll aus *curtis benedicta* (oder *benigna*) abzuleiten sein und „gesegnete Burg" bedeuten (p. 103). Ich glaube gern, daß, wenn ein Romanist sich ohne die nötige Vorbereitung auf orientalistisches Gebiet wagte, er in eben solche Irrtümer verfallen würde wie I. in dieser Schrift.

E. Brugger.

Le Roman d'Athis et Prophilias. Étude littéraire sur ses deux versions. Thèse pour le doctorat par Lage F. W. Staël von Holstein. Upsal 1909. Imprimerie Almqvist & Wiksell. gr. 8⁰. VII u. 127 S.

Über den uns in acht Handschriften überlieferten altfranzösischen Roman von Athis und Prophilias[1]) haben bisher außer den unbefriedigenden Analysen durch Ginguené (*Hist. litt. de la France XV 179—193*), den Artikeln W. Grimm's (*Kleinere Schriften* hgb. G. Hinrichs III 212 ff., 337 ff., 346 ff.) aus Anlaß der mhd. Bruchstücke und außer dem Abschnitt in Gröber's *Grundr.* II 1, S. 588 keine genaueren Berichte vorgelegen. Die beiden fast gleichzeitig erschienenen Ausgaben des ersten Teiles (2500 v.) durch A. Weber (Staefa 1881) und H. Borg (Upsala 1882) beruhen nur auf einem Teile der handschriftlichen Überlieferung und genügen in keiner Weise den heutigen Ansprüchen bezüglich einer alle Fragen erschöpfenden Textausgabe. Doch scheint der Beweis erbracht zu sein, daß der erste Teil, der die eigentliche Freundschaftssage enthält, auf einer Erzählung der *Disciplina clericalis* des Petrus Alfonsi beruht, die bei dem Altfranzosen durch die Anpassung an den Stil der höfischen Epik, vorzugsweise durch die psychologische Ausmalung der Liebesszenen nach Art der antikisierenden Romane (Eneas, Troie) eine wesentliche Umgestaltung erfahren hat. Für die genauere Kenntnis nebst Würdigung des bei weitem größten Teiles der umfangreichen Dichtung (über 21000 Achtsilbner), über den teils mangelhafte teils schiefe Urteile gefällt worden sind, blieb erst recht fast alles zu tun übrig. Seit 1907 hat es sich der Referent angelegen sein lassen, das ganze handschriftliche Material, das in sechs Bibliotheken verstreut daliegt, zwecks einer von der „Gesellschaft für romanische Literatur" zum Druck angenommenen kritischen Ausgabe zusammenzutragen und dieser eine durch die Grundsätze dieser Gesellschaft geforderte ausführliche Einleitung über die sprachliche und literargeschichtliche Seite des gesamten Romans vorauszuschicken. Bei seinen Nachforschungen ist es dem Referenten (Winter 1907) gelungen, in der leider verstümmelten Handschrift Nr. 940 der Stadtbibliothek zu Tours eine ganz abweichende und, wie es scheint, dem Original viel näher stehende Version

[1]) Durch den Titel „*li sieges d'Athenes*" in den Pariser Hss., der nur dem letzten (dritten) Teile des Romans entspricht, bezweckten die Schreiber und Ordner der großen Sammelhandschriften offenbar die Anknüpfung an die gelehrte Epik (Thèbes, Eneas, Troie). Alle Hss. geben zu demselben Zwecke in den Schlußversen dem Epos den Titel „*Estoire d'Athenes*"; bemerkenswert ist der Schluß in der Londoner Hs. hinter dieser Angabe: „*Ici faut li romanz d'Atys De Profilias ses amis Et dou siege d'Atheine ansi Se sont li Grezois departi*".

zu entdecken. In der nahe bevorstehenden Publikation wird diese Entdeckung einen besonderen Platz einzunehmen haben.

In der nunmehr endgültig vorliegenden Doktordissertation des Schweden L. Staël von Holstein, der aus äußeren Gründen das Erscheinen der Gesamtausgabe nicht abwarten konnte noch wollte, aber bei der Ausgestaltung seiner Arbeit in fortdauernder brieflicher Verbindung mit dem Referenten stand, wie dies ja auch im Vorwort und innerhalb der Abhandlung selbst gelegentlich zum Ausdruck gekommen ist, bildet das wesentlichste Moment das Eingehen auf diese Redaktion Tours, deren eigenartiges Auftauchen im Rahmen der Textgeschichte in vollstem Maße zu verwerten sich der Verfasser auf Grund eines kurzen Hinweises seitens des Entdeckers für berechtigt erachtete.

St. v. H. hat sich der Darlegung sprachlicher Fragen bezüglich der doppelten Redaktion überhaupt und innerhalb der einzelnen Kapitel seiner vorwiegend literargeschichtlichen Untersuchung fast völlig enthalten müssen, so daß schließlich das Gesamtergebnis doch darunter zu leiden hat, da eben nur eine Seite der Forschung aufgerollt worden ist. Dies beweisen u. a. die mitgeteilten Textproben aus der so stark dialektlich gefärbten Hs. Stockholm, obwohl sich der Verfasser redlich bemüht hat für größere Abschnitte, wie für die Schilderung der Schönheit der Gaite (p. 62—64) und für die den Mittelpunkt seiner Arbeit bildende, kulturgeschichtlich recht interessante Darstellung des Bilaszeltes (p. 72—80) einen einigermaßen erträglichen Text durch Mitteilung der wichtigeren Varianten zu liefern. So beruht der Wert der Thèse vornehmlich darauf, daß der Verf. uns die hervorstechendsten, den ganzen Roman und seine Stellung innerhalb der altfranzösischen Literaturgeschichte betreffenden Punkte zur Diskussion vorgelegt und den Versuch einer vorläufigen Entscheidung der schwebenden Fragen unternommen hat.

Der Abschnitt I teilt das Wesentlichste über die bisher bekannten acht Handschriften mit. Daß die beiden Pariser Sammelhandschriften unsere Dichtung den antikisierenden Romanen und den Epen Kristians mit Absicht teilweise angeschlossen enthalten, verleiht ihnen einen besonderen Wert und Reiz. Demnach war für die Schreiber von B. Nat. 794 und 375 nachdrücklicher auf Foerster's Bemerkungen in seiner Kristianausgabe zu verweisen. Von B. Nat. 375 existiert auch eine für Lacurne de S[te] Palaye angefertigte Kopie, die sich in der Arsenalbibliothek (Nr. 3313 bis 3318) befindet. Für B. Nat. 793 wäre noch zu vergleichen Omont's *Anciens inventaires et catalogues de la Bibl, Nat. I. La librairie royale à Blois, Fontainebleau et Paris au XVI*[e] *siècle.* Par. 1908, p. 3, Nr. 8; für die Hs. Brit. Mus. Add. 16441 (der Verf. gibt p. 7 die falsche Nummer 1641) hat L. Delisle (*Journal des Savants* 1900, p. 158) gezeigt, daß sie vorher im

Besitze des Bibliophilen Jean-Louis Bourdillon aus Genf gewesen ist, der uns bekanntlich eine wenig gerühmte Arbeit über das afrz. Rolandslied geliefert hat. Treffliche Auskunft über die jetzt für uns so wertvolle Hs. Tours 940 gab P. Meyer (*Ro.* XII 337, vgl. *Not. et extr.* XXXIV, 1 p. 240). Wie das Zeichen propia auf dem letzten Blatte lehrt, hat auch dieser Codex der Bücherei des connétable de Lesdiguières angehört. 1716 gelangte er mit den übrigen Hss. nach der Klosterbibliothek von Marmoutier und von da nach der Stadtbibliothek in Tours.

Der Abschnitt II enthält eine getreue Analyse der vom Verf. als „Vulgata“ bezeichneten ausführlicheren Rezension, in der sich drei durch den gemeinsamen Gesichtspunkt der Freundschaft zwischen Athis und Prophilias verknüpfte, folgerichtige Abschnitte ergeben, sodann der Tours-Version, die gleichfalls drei Teile erkennen läßt. In letzterer bleibt vor allem die plötzlich einsetzende Abweichung von allen anderen Hss. erst nach dem Beginne des zweiten Teiles recht auffällig.[1] Der Verf. vergleicht beide Fassungen und kommt zu dem Schluß, daß die Tours-Redaktion „la rédaction primaire“ sei, besonders wohl weil der Dichter Alexandre sich auch am Schlusse nennt und überhaupt die Schlußworte unverkennbar auf die Eingangsverse Bezug nehmen. Ferner neigt der Verf. zu der Ansicht, daß hier zwei verschiedene Dichter anzunehmen seien, die eine kurze Spanne Zeit von einander getrennt habe. Es muß zugegeben werden, daß namentlich der dritte Teil der „Vulgata“ seiner Komposition und seinem Ausklingen nach hinter der Tours-Version erheblich zurückbleibt, wie ja die letztere Redaktion uns Modernen konziser und folgerichtiger im Aufbau der oft verwickelten Handlung vorkommt. Da jedoch keinerlei historische Anhaltspunkte gegeben sind, dürfte immerhin der sprachlichen Betrachtung beider Versionen eine entscheidende Bedeutung beigemessen werden und auch dann die Hypothese einer doppelten Fortsetzung eines Anfangsthemas selbst seitens desselben Dichters noch immer zu erörtern sein.[2]

[1]) Der Name des ägyptischen Königs Frolles erinnert an Frolles in Wace's *Brut.*

[2]) von St. meint p. 36: „Rien ne viendrait appuyer une semblable antinomie littéraire sans exemple au moyen âge“. An und für sich liegt kein Grund vor, auch den mittelalterlichen Dichtern verschiedene Tendenzen bei einer Um- oder Neudichtung ihrer Werke abzusprechen. P. Meyer hält auch jetzt noch an seiner Überzeugung von einem und demselben Verfasser für die doppelte Redaktion der *Image du Monde* fest. Für Wace hat G. Paris bewiesen, daß dieser Dichter selbst verschiedene Redaktionen seiner Übersetzung angefertigt habe (vgl. Eneas hgb. Salverda de Grave, Intr. p. IX aus Anlaß der Hs. D, die an mehreren Stellen, namentlich aber gegen Schluß eine von den anderen Hss. verschiedene Fassung bietet). Wie sich die deutschen Fragmente des Athis in dieser Hinsicht verhalten, soll von mir noch näher untersucht werden.

Der III. Abschnitt ist den Quellenverhältnissen gewidmet. Im Prolog sucht und erzielt ein Dichter Alexandre den Anschluß an die „matière de Rome la grant." Daher ist die Gründungsgeschichte Roms[1]) eingefügt, zugleich gibt die Gegenüberstellung der beiden Städte Rom und Athen, in und vor denen die Handlung sich abspielen soll, eine erwünschte Gelegenheit, auf die Lehrmeisterrolle Frankreichs und von Paris anzuspielen. Zu dem ganz geläufigen Thema Athen-Rom als wichtigste antike Lehrstätten, die Paris abgelöst hat, sind die Bemerkungen von G. Paris (*Journal des Savants* 1902, p. 346) nachzutragen. Die Theorie einer griechischen Vorlage für die Freundschaftserzählung, die nach Grimm in G. Paris einen gewichtigen Vertreter gefunden hat, wobei aber höchstens eine mündliche Überlieferung in Betracht käme, wird vom Verf. mit triftigen Gründen zu Gunsten der unmittelbaren Entlehnung des Stoffes aus der Disciplina clericalis (oder vielmehr, da der Dichter seine Unkenntnis des Lateins betont, aus einer franz. Übersetzung derselben) abgelehnt.

„Les suites au thème principal de la partie I sont, dans les deux versions, de pure invention" (p. 51). Es kann fraglich sein, ob die Versicherung des Verfassers der „Vulgata" am Ende

D'Athenes faut ici l'estoire
Que li escriz tesmoingne a voire

Glauben beanspruchen darf, denn oft handelt es sich da um eine bloße literarische Formel. Dagegen läßt sich feststellen, daß, wie die zahlreichen Orts- und Personennamen bekunden, der Dichter dieser Abschnitte unter dem Einflusse der Kreuzzugsliteratur und wohl auch unter dem frischen Eindrucke der Ausdehnung des Normannenreiches in Unteritalien und Sizilien steht. Etwas Sicheres hat der Verf. nicht beibringen können, zumal auch die chansons de geste in gleicher Willkür solch exotisch klingende geographische Anspielungen lieben. In erster Linie ist somit die kritische Herstellung der Namensformen nötig, für welche Aufgabe v. St. nicht genügend gerüstet war.[2])

Mit den einzelnen literarischen Motiven beschäftigt sich der IV. Abschnitt. Die Abhängigkeit des Romans von den antikisierenden Dichtungen ist unverkennbar, desgleichen

[1]) und von Reims durch Remus. Der Verf. hat bei der Erörterung dieses nicht ganz seltenen Themas seltsamerweise die Schlußbemerkung in C. Appel's *Balaham et Josaphas* (p. 467) übersehen. Damit wird sein Vorwurf (p. 39, n. 1) völlig hinfällig.

[2]) Bile, die Hauptstadt des Reiches des Königs Bilas, ist schwerlich Palermo, da Palerne sonst ausdrücklich genannt wird. Entweder ist Libyen gemeint oder (wie terre de Bire im Oxforder Roland = Libialand der dänischen Chronik) ganz allgemein „heidnisches Land". Vgl. Karl Steitz, *Zur Textkritik der Rolandüberlieferung in den skandin. Ländern.* Bonner Dissert. Erlangen, Junge 1907, p. 37.

vom Stile der chansons de geste (Massen- sowie Einzelkämpfe, Totenklagen u. a.); er ist unberührt von der matière de Bretagne. Ferner tritt die Vertrautheit mit der Physiologusliteratur hervor.[1]) In der ausführlichen Episode vom Prunkzelt des Königs Bilas, die im Mittelpunkte der v. Staël'schen Thèse steht (p. 66—91), entfaltet der Dichter eine besondere Kenntnis de[illegible]össischen Literatur (Alexandre-Thèbes-Eneas-Troie). Interessant ist die Beibringung einer Parallele (p. 83—84), des Prunkzeltes Gottfrieds von Bouillon im langen R é c i t d e l a p r e m i è r e c r o i s a d e (Wende des XII. Jhdts.), der seinerseits den Alexanderroman hier benutzt zu haben scheint. Erwähnung verdiente ferner, was L. D e l i s l e (Ro. I 41) über ein lat. Gedicht (1368 v.) des Baudri von Bourgueil,[2]) worin ähnliche bildliche Darstellungen geschildert werden, ausgeführt hat. Die Erwähnung von den an den Ufern der 4 Paradiesströme gefundenen Edelsteinen stammt aus der Angabe im Roman de Troie (ed. Constans) 16681 bis 16692, die dem Verf. entgangen ist.

Der schwierigen V e r f a s s e r f r a g e sucht v. St. im V. Abschnitt beizukommen. Ein Alexandre nennt sich am Eingange:

> v. 5 Oez d e l s a v o i r A l e x a n d r e
> Qui por ce fist ses vers espandre,
> Quant il sera del siegle issuz
> Qu'as autres soit amanteüz.
> N e f u p a s s a g e s d e c l e r g i e ,
> M a i s d e s a u c t o r s o ï l a v i e —

und am Schluß der Tours-Version:

> Ci faut li contes d'A l e x a n d r e
> Qui veut qu'en aut ses vers espandre
> Et soient oï en maint lieu
> Et que l'en ait en l'oïr preu.
> A l e x a n d r e s voirement dist
> Qui ceste estoire vous escrist, etc.

Ist dieser Alexandre identisch mit Alexandre de Bernay, dem Bearbeiter des Alexanderromans? Noch heute stehen sich die Ansichten der Forscher in zwei Lagern gegenüber. Es ist nicht bekannt, welche Gründe z. B. das gewichtige Urteil eines G. Paris die Frage bejahen ließen. Eine solche Entscheidung ist bisher lediglich, wie der Verf. zeigt, durch die alte Tradition seit dem 16. Jahrhunderte gestützt. Er entscheidet sich dafür, „la double paternité" mit Gröber und P. Meyer zu verwerfen, indem er die Unterschiede dieser Werke im Stoff und Metrum in Betracht zieht: „ce serait accepter une antinomie littéraire inadmissible

[1]) Über den *cocodrille* nebst seinem Begleittier vgl. B e r g e r d e X i v r e y , *Traditions tératologiques.* Paris 1836, p. 526 ff.

[2]) hgb. in *Mém. de la Soc. des antiquaires de Normandie*, t. 28.

au moyen âge". Schwerer wiegt schon das Geständnis unseres Alexandre: „ne fu pas sages de clergie", während Alexandre de Paris eine bedeutende Kenntnis der lat. Literatur, namentlich der Alexandersage, verrät. Jene Angabe führt ferner den Verf. zur Ansetzung eines ungelehrten „Alexandre de Tours" und eines anderen sein Werk nachahmenden Redaktors für Teil II und III der „Vulgata". Den Referenten selbst, der die Stütze sprachlicher Kriterien hier für unentbehrlich hält,[1] hat v. St. nicht überzeugt, daß Vulgata II + III auf der Schlußdarstellung der Tours-Version beruht; er neigt eher zur Ansicht, daß wir es hier mit zwei auf verschiedenen Gesichtspunkten aufgebauten Fortsetzungen desselben Anfangsthemas, nämlich von einer keine Grenzen kennenden Freundschaft, durch denselben Dichter zu tun haben. Sicherlich gilt auch für die Teile II + III der „Vulgata" die Bemerkung zu recht, daß der Verfasser ungelehrt war, da alle dort verarbeiteten Motive in letzter Linie auf zeitgenössische frz. Werke zurückgehen, von denen vieles verloren gegangen ist. Übrigens kann Alexandre mit jener bescheidenen Angabe kaum mehr als den Hinweis bezweckt haben, daß er seinen Stoff nicht aus einer schriftlichen lat. Quelle, sondern aus der mündlichen Überlieferung seiner Landsleute geschöpft habe. Nirgends scheint das Gegenteil vorzuliegen. Die Schlußworte der Hs. St. Petersburg:

> L'ame ait repos quil commença,
> Joie d'amours quil defina

ziehen Weber und von Staël als Beweis für die Existenz zweier verschiedener Verfasser heran. Die zwei Verse klingen aber völlig in der Art der Schlußbemerkungen der Kopisten und lassen immerhin die Deutung auf zwei Schreiber (hier wohl der Vorlage der St. Petersburger Hs.) zu. So ist auch mit dieser Angabe nicht viel gewonnen.

Ähnlich unsicher bleibt die vom Verf. im VI. Abschnitt gegebene Datierung des Romans: „Tout cela nous autorise à croire que son auteur a dû se mettre à l'œuvre vers

[1] Ein abschließendes Urteil wagt er nicht zu fällen, bevor die Untersuchungen etwas Positives ergeben. Jedoch zweifelt er nicht daran, daß alle drei Teile der „Vulgata" sprachlich demselben Verfasser zuzuweisen sind. Mehrere Indizien verweisen auf das normannisch-franzische Grenzgebiet, so daß die Vermutung immer mehr an Raum gewinnt, daß unser Alexandre unweit Bernay (Eure) gelebt und einen starken Einschlag der franzischen Mundart erfahren hat. Keine der erhaltenen Hss. gibt die Sprache des Dichters wieder, aber u. a. schimmern an 8 Stellen Imperfecta-*ot* (*ot* : *amot*, *plot* : *amot*) durch; en ist von an getrennt; ein reimt zu ain; femme : regne. Die Sprache der Tours-Version weicht davon in nur wenigen Punkten ab, die Grundzüge der normannischen Mundart sind auch hier unverkennbar. Stärkere Abweichungen müssen, wie es den Anschein hat, auf die Rechnung des Schreibers dieser einzigen späten Hs. gesetzt werden. In beiden Versionen ergibt der Reim die Namensform Gaïte, nicht Gaiete.

1210, entre laquelle année et 1225—31 (40) le remaniement probablement se placerait, de façon à n'être postérieur que de peu d'années à la version de Tours" (p. 114). Auf das bloße Vorkommen des Namens Hermine in der Hs. Tours (vgl. Boeve de Hanstone) ist kein Gewicht zu legen. Einen gesicherten terminus post quem non liefert die Anspielung v. 873 des Veilchenromans (um 1225). Unseres Erachtens liegt kein Anlaß vor, den Roman seiner ganzen Anlage und Stellung nach über das letzte Jahrzehnt des XII. Jahrhunderts herunterzusetzen.[1]) Für diese Behauptung sprechen ferner sprachlich-metrische Indizien.

Die Schlußerörterungen der Thèse erstrecken sich auf die Verbreitung des „*Athis et Prophilias*" in der altfranzösischen und italienischen Literatur (*Renart le Contrefait*, dessen Ausgabe durch G. Raynand gegenwärtig vorbereitet wird, *Cristal*-roman und die bekannte Novelle Boccaccio's Dec. X 8 nebst Nachahmern, wobei die Widmung am Schlusse der 1330 geschriebenen Londoner Hs. an die Gräfin Jeanne de Brienne et de Liches, Herzogin von Athen, bereits H. Ward zu der ansprechenden Vermutung veranlaßt hat, daß Boccaccio eben diese Hs. gesehen und benutzt habe); endlich gibt auch v. St. einen Ausblick, der sich leicht erweitern ließe, auf das Fortleben der *Disciplina clericalis*, deren lateinischen Text W. Sœderhjelm auf Grundlage sämtlicher Handschriften in Gemeinschaft mit dem Referenten neu herausgeben will. Auch ein größeres Werk über die romanischen Bearbeitungen der Disciplina clericalis (Textabdrucke und ausführliche literargeschichtliche Einleitungen) bereitet Sœderhjelm seit einer Reihe von Jahren vor.

Breslau. ALFONS HILKA.

[1]) Merkwürdig ist das Zitat „de Guajeta" im *Ensenhamen* des Guiraut von Cabreira (vgl. Birch-Hirschfeld, *Die ep. Stoffe* S. 36: „Daß der Roman schon vor 1170 verfaßt worden sei, ist nicht unmöglich. Doch bleibt jene vereinzelte Anspielung immerhin unsicher"). Da für den *Fadet joglar* des Guiraut von Calanso nach den überzeugenden Ausführungen durch Wilh. Keller (Züricher Diss. 1905, S. 46, auf die mich Prof. Pillet aufmerksam macht), als oberste mögliche Grenze die Zeit 1195—1200, nicht darüber hinaus, gilt, so wird Stimming bezüglich der recht schwierigen Datierung des Ensenhamen Recht behalten, wenn er Guiraut de Cabreira in das letzte Viertel des XII. Jahrhunderts versetzt. — Dazu treten die langen Zitate bei dem Plagiator im Abenteuerroman „*Cristal et Clarie*", dessen Ausgabe leider noch immer aussteht. Herr Dr. Leo Jordan bestätigt mir gütigst auf eine Anfrage, daß er noch immer an dem Ergebnis seiner Diss. (Bonn 1899) festhält, daß der Cristal um 1200 gedichtet worden ist. Damit dürfte ein weiterer terminus ante quem gewonnen sein.

Vianey, Joseph, professeur à l'université de Montpellier, *Le Pétrarquisme en France au XVIe siècle* (Travaux et mémoires de Montpellier, serie littéraire III.) Montpellier, Coulet et fils, Paris, Masson et Cie, 1909. 399 S. 8⁰. Fr. 8.

Im ganzen 16. Jahrhundert hat sich die französische Dichtung im Schlepptau der italienischen bewegt und deren Moden mitgemacht. So sicher und handgreiflich dieses Abhängigkeitsverhältnis an sich ist, so schwer war es bisher, dessen Entwicklung im einzelnen zu verfolgen, weil das einschlägige bibliographische Material zu den großen Seltenheiten gehört. Dankbar begrüßen wir es daher, daß der Verf. seine im *Bulletin italien* erschienenen Studien und Vorarbeiten nunmehr, erweitert und abgerundet, zu einem Buche vereinigt.

Drei sukzessive Phasen der italienischen Infiltration lassen sich unterscheiden:

I. Die erste ist eine Zeit der Vorbereitung, der progressiven Fühlungnahme; die Vorbilder, von denen man die neuen Anregungen empfängt, sind die Strambottisten des endenden Quattrocento mit ihrem preziös schwulstigen und subtil blendenden Metaphernstil: Cariteo, Tebaldeo und Serafino dell'Aquila mit seinem Anhang. Der erste, der diesseits der Alpen Serafinos Ruhm verkündet (s. *Concorde des deux langages*) und Anleihen bei ihm macht, ist Jean Lemaire de Belges, von dem vielleicht auch Liebesdichtungen nach Petrarcas Muster (*Je feis maint vers, maint couplet et maint metre, cuidant suivir par noble poesie le bon Pétrarque, en amours le vray maistre)* noch in irgend einer Bibliothek schlummern, und der bei seinem frühen Tod (1514) zwei Erzählungen hinterließ, *deux contes de Cupido et d'Atropos*, in denen er eine Anregung Serafinos aufgegriffen und frei ausgeführt hat (vgl. Son. 42), wie ich vor 17 Jahren in einer wenig beachteten Monographie nachwies. Cl. Marot hat bekanntlich, wie Morf (Frz. Litt. S. 50) zeigte, zuerst Sonette Petrarkas übertragen und eigene hinzugefügt. Interessant ist der Vergleich seiner Epigramme mit den Dichtungen Tebaldeos und Serafinos. Greifbare Entlehnungen fehlen zwar; die angeführten Parallelen können alle zufällig sein, und vor allem hat die Form seiner Achtzeile mit invertierendem Kettenreim (ababbcbc) mit der des Strambottos nichts gemein; es war kein glücklicher Griff (S. 46), gerade eine Ausnahmsform (durchlaufender Kreuzreim: abababab) als typisches Beispiel anzuführen. Zu beachten ist der Hinweis auf Olympo de Sassoferrato *(Pegasea)* als mögliches Vorbild für Epgr. 68 u. 69. *Du beau et du laid tetin* (S. 42 u. 49).

Sicherer gehen wir bei M. de Saint-Gelais, zu dessen z. T. schon früher erkannten Nachahmungen Burchiellos, Sanna-

zaros, Bernis und Ariostos der Verf. noch ein Strambotto von Serafino und drei von Philoxeno fügt. Seine Phraseologie ist ganz die der Strambottisten, und er gebraucht auch häufiger die Oktavenform (siebenmal unter 141 Achtzeilen). Der echte Schüler der Strambottisten ist aber Maurice Scève aus Lyon. Vgl. über ihn Zs. f. vgl. Literaturgeschichte 17, 225 ff. Wenn er in seiner *Delie* (1544) die einheimische Zehnzeile und nicht Sonette verwendet, so geschieht es, weil auch bei den Italienern das Sonett noch nicht die erste Rolle spielt. Übrigens scheinen die nachweisbaren Entlehnungen auch bei ihm nicht sehr zahlreich zu sein. So ist es auch schwer zu entscheiden, ob er etwa den Namen seiner Dame dem Neapolitaner Antonio Riccho (*Flor de Delia.* Venedig 1508) entlehnt hat; ich würde sein Vorbild vielleicht eher bei den lateinischen Elegikern der Zeit suchen. Von den Strambottisten, deren prätenziöse Geschraubtheit er sonst nachmacht, unterscheidet er sich durch den systematischen Ernst seiner Dichtung und durch seine platonisierende Tendenz (S. 73 ff.). Daß seine Epigrammensammlung trotz allem nur »un poème étrange, inégal et obscur« ist, trifft zu; hingegen zweifle ich einigermaßen an Größe und Dauer seines Einflusses. Die strenge Strambottoform, die Scève noch mied, pflegt Pernette du Guillet und ein anderer Lyoner, Guillaume de la Tayssonière (*Les amoureuses occupations*, à sçavoir Strambotz, sonetz, chantz et odes liriques. Lyon 1555).

II. Eine neue Zeit bricht an mit dem Auftreten der Plejade; sie war vorbereitet durch das Wiedererblühen des Petrarkismus in Italien, den Jacopo Sannazaro und Pietro Bembo mit ihren *Rime* (beide 1530) wieder einführten. Reinheit der Form, des Versbaus und der Sprache wird jetzt das Ideal, und Nachahmen gilt ebensoviel wie eigenes Schaffen. Den Reigen eröffnet Du Bellay mit seiner *Olive* (1. Ausg. 1548). Bei ihm haben wir es nicht mehr mit wagen Anklängen zu tun, sondern mit offenkundiger Nachdichtung. Von den 115 Sonetten der vollständigen Ausgabe (1550) sind nur 40 nicht entlehnt; acht oder zehn und zerstreute Einzelzüge entstammen Petrarca, eines (Son. 84) ist aus Sannazaros Prosa übertragen, achtzehn sind von Ariostos *Orlando* inspiriert, dreißig sind den *Rime diverse di molti eccellentiss. autori* (I. Venedig 1545. 1546. 1549, II. ibid. 1547. 1548), und zwar 13 + 9 dem ersten und 8 dem zweiten Band entnommen. Weite Umschau hatte Du Bellay nicht gehalten, und doch wird man seine Eigenart nicht in den selbstgedichteten Sonetten suchen, sie liegt vielmehr in dem anschmiegsamen Nachempfinden und in der eigenen sanglichen Geschmeidigkeit seines Verses, seiner Sprache; natürlich wird bei solchem Betrieb die Frage, ob seine Liebessonette sich an Mlle Viole oder an Margarethe, die Schwester Heinrichs II., wenden, ziemlich müßig; persönliche Erlebnisse

kommen hier nicht zur Aussprache. Interessant ist es, daß Du Bellay in seiner ersten Ausgabe die fremde Inspiration unumwunden zugab, sie aber in der zweiten wegleugnet: er könne nichts dafür, wenn ihm hie und da Reminiszenzen unbewußt in die Feder flossen. Zwischen der ersten und zweiten Ausgabe der *Olive* erschien das erste Buch der *Erreurs amoureuses* von Pontus de Tyard (1549), bald darauf das zweite (1551). Tyard bekennt sich offen als Schüler Scèves und gleicht ihm auch darin, daß seine Phraseologie die des preziösesten Quattrocento ist, wie Fr. Flamini gezeigt hat, und daß er nur selten unmittelbar nachahmt. Sein ausgesprochener Platonismus scheint auf Du Bellay rückgewirkt zu haben, der 1552 in seinem *Recueil de poésie* 'XIII Sonnetz de l'honneste Amour' publizierte, ein Muster von Subtilität und Gespreiztheit.

Ganz anders trat Ronsard 1552 mit seinen *Amours* auf. Er brachte eine entschiedenere Persönlichkeit mit, hatte seine Lehrzeit mit den Oden überstanden und hatte wirklich für seine Cassandra etwas tieferes empfunden. Viele seiner Vorbilder hat bereits M.-A. Muret in der zweiten Ausgabe (1553) genannt, in 25 Sonetten war er von Petrarca, in 12 von Bembo angeregt, aus den *Rime diverse* hatte er neunmal geschöpft, nach Du Bellay und vor Baïf ahmte er Ariosts Sonett 22 nach und vier- oder fünfmal inspirierte er sich am *Orlando*; dabei begnügt er sich häufig mit einer Anregung, mit einem hübschen Anfang oder einem glücklichen Thema und führt es im übrigen selbständig aus mit jener Gabe zur stofflichen Amplifikation, die ihn auszeichnet. So kann nur für einige vierzig von seinen 182 Sonetten die Quelle genau angegeben werden. Fast gleichzeitig kam Baïf mit seinem *Amours de Méline* (1552), in denen er wirkliche Liebeserfahrungen und Empfindungen auf eine ideelle Maitresse bezieht. Auch er holte sich für seine Sonette und seine ziemlich zahlreichen Chansons den Stoff in den *Rime diverse* (viermal), bei Sannazaro (zweimal), bei Bembo (einmal), bei Petrarca (zweimal) und bei Ariosto (einmal); mehr verdankt er indessen den antiken Erotikern und unter den Modernen Marull und vor allem dem Dichter der „Küsse“, Johannes Secundus. Das folgende Jahr 1553, brachte die *Amours* von Olivier de Magny; dieser ist auffallend unselbständig, sieben Sonette sind von Sannazaro, acht aus den *Rime diverse*, sieben von Petrarca entlehnt, und vieles andere stammt vermutlich aus anderen italienischen Sammlungen. Schon macht sich aber eine neue Strömung geltend. In der zweiten Auflage seines *Recueil de poésie* (1553) veröffentlichte Du Bellay das Gedicht *A une dame*, das später mit Recht: *Contre les Pétrarquistes* betitelt wurde; es war ein lebhafter und schwungvoller Protest gegen die schmachtende Liebe, ein lautes Verlangen nach irdischen Lebens- und Liebesgenuß; auch hierin waren die Italiener, Nicc.

Franco, P. Aretino, Lasca, Berni, Mauro, ja Bembo selbst, vorausgegangen.

Doch war die Flut nicht aufzuhalten; 1555 steigt sie von neuem, und diesmal bringt sie die Sonette in Alexandrinern, eine Neuerung von unermeßlicher Tragweite, mit sich. Woher die Anregung kam, ist nicht ersichtlich: 1548 hat der Petrarca-Übersetzer, Vasquin Philieul aus Carpentras, dieses Versmaß zweimal (unter 196 Sonetten) angewendet; Baïf benutzt es 1552 einmal, Ronsard 1553 zweimal. Die zwei Sammlungen, in denen es bereits einen breiten Raum einnimmt, Baïfs *Amours de Francine* und Ronsards *Amours de Marie*, sind beide 1555 erschienen; beide Dichter hatten sich also jeder für sich, oder wahrscheinlich einverständlich dem Zwölfsilber zugewendet.[1]) In seiner *Francine* zeigt sich Baïf sehr viel abhängiger als früher: Petrarca liefert ihm 20 Sonette ganz und 7 teilweis, Bembo 9, Sannazaro 9, Ariost 1, die *Rime diverse* 2 oder 3; außerdem verdankt er vielleicht Lorenzo de Medici eine Anregung, sonst hat er sich in seiner Eile mit dem nächstliegenden begnügt. Ronsard hingegen hat in seiner *Continuation des Amours* (1555) und seiner *Nouvelle continuation* (1556) noch Fortschritte in der Selbständigkeit gemacht, direkte Übertragungen sind nicht mehr aufzuweisen, von einigen Chansons nach Marull abgesehen.

III. Der Purismus Bembos machte bald wieder einer Rückkehr zur preziösen Spitzfindigkeit Platz; 1552, 1553 und 1558 erschienen Sammlungen von verschiedenen Autoren, durch die Constanzo, Rota, Tansillo, die Vorläufer des Secentismo, zu Ansehen kamen. In Frankreich kündet Olivier de Magny mit seinem *Soupirs* (1557) die neue Richtung an; er kam damit aus Italien zurück und verrät die wieder erstarkenden Einflüsse der alten Schule durch Anleihen bei Pamphilo Sasso (Son. 20), Gir. Britonio (Son. 59), Marcello Philoxeno (Son. 77), M. A. Magno di Santa Severina (der vielbewunderte Dialog mit Charon) und Luigi Cassola (Son. 102, Dialog mit Amor, und Anfang von Son. 69), neben 7 Entlehnungen bei Petrarca, 3 bei Ariost und anderen bei Bembo und seinem Anhang. Auch in Remy Belleaus *Bergerie* (1565) finden wir wieder Anklänge an Tebaldeo und seinen preziösen Jargon; wie Magny liebt und pflegt er die Sonettschlüsse in Aufzählungen *(La Peur, le Desespoir, l'Esperance et la Mort)*, die sie diesen Manieristen des Quattrocento ablauschen.

Ihren Höhepunkt erreicht die neue preziöse Richtung mit Ph. Desportes (*Premières œuvres* 1573, erweiterte Ausgaben 1577 und 1583). Seine Inspiration ist rein italienisch. Schon

[1]) Beachtenswert ist, es daß Dorat fast nur Zwölfsiber gebraucht.

bei seinen Lebzeiten suchte man ihm seine vielen Entlehnungen nachzuweisen, ohne die Liste zu erschöpfen. Rund ein Viertel seiner Sonette dürften Nachahmungen sein. Die Bibliothek, die er dazu benützt, ist nicht sonderlich groß; seine Vorbilder sind Pamphilo Sasso, Tebaldeo in reichem Ausmaß, dann der 2. Band der *Rime scelte di diversi eccelenti autori* von Dolce (Venedig 1563), seltener Serafino, die *Rime di diversi nobili poeti Toscani* von D. Atanagi (Venedig 1565), *Orlando furioso* und die *Rime diverse* von 1545; erst später die *Fiori delle rime de' poeti illustri* von Ruscelli (Venedig 1558), durch die er Costanzo kennen und schätzen lernt und die ersten Verse von T. Tasso zugeführt bekommt. Was er hier findet, setzt er um in seine klare, leicht fließende Sprache, glättend und öfters verwässernd. Neben dem Sonett pflegt Desportes wie seine Muster auch die Stanzen mit Vorliebe und Elegien in Reimpaaren, wobei er selten ganze Gedichte, öfters aber Gedanken und längere Ausführungen entlehnt.

Auch R o n s a r d zeigt in den *Sonnets pour Hélène* (1578) preziöse Tendenzen; direkte Entlehnungen sind zwar nicht nachgewiesen, höchstens Reminiszenzen, doch soll ihm der Reimschluß cdc. dcd seiner Sonette von Tebaldeo kommen. Ergiebiger ist die Nachlese bei A m a d i s J a m y n , der in seinen *Premières œuvres* (1575) Serafino, Philoxeno und Tebaldeo benützt hat. J. P a s s e r a t kann wenigstens zur geistigen Verwandtschaft gerechnet werden. Größere Freiheit und selbstbewußteren Geschmack zeigt J. B e r t a u t , wo er Gedanken Tansillos und anderer ausführt; noch entschiedener als Desportes bevorzugt er die Stanzen und lauscht mitunter den Italiener auch einen neuen Rythmus ab (s. S. 277). Endlich gehört auch M a l h e r b e als Liebesdichter noch zum Reigen und bietet Nachklänge von Costanzo, Tansillo und Tasso.

IV. Während die Italiener unter ihre Liebesgedichte immer auch einzelne r e l i g i ö s e V e r s e mischten, ist unter den französischen Petrarkisten D u B e l l a y der einzige, der sich auch im geistlichen Sonett versucht; es sind deren drei und stehen am Schluß der *Olive*; eines ist den *Rime diverse* Bd. II entnommen, das dritte Sannazaro nachgeahmt. Eigene Wege gingen die Reformierten, und sie warteten dabei nicht auf Ronsards Beispiel (s. S. 294), vielmehr ist Ronsard hier nur das sonore Echo, wie so oft. Die katholische Gegenströmung, die in Italien schon im 6. Jahrzehnt mächtig einsetzt, macht sich in Frankreich erst in den siebziger Jahren geltend (*Sonnets spirituels* von Jacques de Billy, 1573—75. 77, *Portrait de la vie humaine* von Fr. Perrin, 1574); aber ihr erstes stolzes Denkmal: *La Muse chrestienne ou Recueil des poesies chrestiennes tirees des principaux poetes françois* (Paris 1582), mutet beinahe wie ein Scherz an, so naïf ist die Auswahl getroffen. Doch die Schleuse ist geöffnet;

Desportes' neue Auflage (1577) bringt auch christliche Sonette und Stanzen, zu zwei Dritteln den Italienern entlehnt, und zwar den bekannten Anthologien oder dem Chorführer Pagani. Der zweite Band von A. Jamyn (1584) beginnt mit 32 Seiten Gebeten. Malherbe überträgt in seiner Jugend die *Lagrime di san Pietro* von Tansillo. Und neben ihnen erblüht eine reiche geistliche Literatur, gepflegt von L. Saunier, J. de Boissières, P. Poupo, Olenix du Mont Sacré, Gabrielle de Coignard, Odet de la Noue, Ant. Faure aus Chambéry, J. Doremet, Anne de Marquets. Ein reiches Kapitel aus der Geschichte der französischen Poesie erscheint hier zum ersten Mal, wenn auch nur andeutungsweise, skizziert.

V. Eine andere Nebenströmung des Petrarkismus ist die historische Betrachtung und die Satire, die in Frankreich durch J. du Bellays *Antiquitez de Rome* und *Regretz* (beide 1558) vertreten werden. Die Anregung zu seinen beschaulichen Meditationen über Roms Größe und Verfall erhielt der Dichter bei seinem Aufenthalt in Rom durch Virgil, Horaz, Ovid, Properz, Lukan und durch Moderne wie Sannazaro, Janus Vitalis und Buchanan; nach ihrem Vorbild versuchte er seinen Eindrücken zuerst in lateinischen Versen Ausdruck zu geben; für die Sonette in der Muttersprache fand er auch wieder bei den Italienern Vorgänger, vor allem das berühmte Sonett: *Superbi colli e voi sacre ruine* von Balt. Castiglione (nach Morel-Fatio); und nachdem einmal der Ton gefunden war, boten ihm Sannazaro, Ariosto oder ein Sonett über den Tod Bembos noch manches anregende Detail; auch für die Vision am Schluß scheint Petrarca den Anstoß gegeben zu haben. Nicht minder ist der persönliche Ton der *Regretz* von den Italienern inspiziert; der Grundgedanke stammt von Al. Piccolomini (*Cento Sonetti.* Rom 1549), andere gute Einfälle sind hier und dort aufgelesen und dem verschiedenen Zweck mit Geschick dienstbar gemacht worden, z. B. der Schluß des *Furioso.* Auch das satirische Sonett war in Italien seit Burchiellos Zeiten nichts neues, und Du Bellay konnte bei diesem, bei Berni, bei Serafino, bei Alamanni, in Ariosts Satiren usw. manches lernen. In die gleiche Schule ging Olivier de Magny, dessen *Soupirs* sowohl in den persönlichen Ergüssen als in der Satire ein Seitenstück zu den *Regretz* sind. Du Bellays Vorgang blieb nicht ohne Wirkung, satirische Sonette von Ronsard, Passerat und Jodelle sind ihm direkt nachgeahmt.

Mit emsigem Fleiß ist man in den letzten Jahren dem italienischen Einfluß auf die französische Poesie des 16. Jahrhunderts nachgegangen. Vianeys verdienstliches Buch faßt nicht bloß die Resultate der verschiedenen Einzeluntersuchungen zusammen und bietet nicht nur eine verläßliche Orientierung über die erzielten Ergebnisse, sondern es versucht auch die gewonnene Er-

kenntnis organisch zu gliedern und wird dadurch ein wertvoller Unterbau für die noch immer nicht geschriebene Geschichte dieser Literaturepoche.

Wien. Ph. Aug. Becker.

Lafenestre, *Molière* (les grands écrivains français). Paris, Hachette 1909.

Wolff, Max J., *Molière, der Dichter und sein Werk.* München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, 1910.

Als ich im 33. Bande dieser Zeitschrift, noch im Jahre 1908 Rigal's Molière besprach, konnte ich nicht umhin das Bedauern auszusprechen, daß die Sammlung der „*Grands écrivains français*" noch keinen „*Molière*" geboten habe. Ein Jahr darauf wurde mein Wunsch erfüllt, und im handlichen Format der bekannten Sammlung erschien, mit einem Bilde des Dichters geschmückt von der Hand Lafenestre's ein neuer Molière. Es liegt nahe dieses Buch mit seinem unmittelbaren Vorgänger, mit Rigal zu vergleichen. Schon äußerlich fällt der Unterschied in die Augen. Während Rigal's Molière zwei Bände zu je über dreihundert Seiten (307 und 305) umfaßt, ist Lafenestre ein dünnes Bändchen von 204 Seiten. Rigal teilt seinen Stoff chronologisch nach den Komödien ein; nur am Anfang bietet er ein kurzes Kapitel über „*l'homme dans l'œuvre*" und am Ende ein anderes „*les théories littéraires de Molière*". Lafenestre dagegen legt viel größeren Wert auf das äußere Leben des Dichters. Im ersten Teil *la vie* (1—74) gibt er uns eine Biographie Molières. Der 2. Teil, *l'œuvre* (p. 93—187), ist dem Werke des Dichters gewidmet. Aber auch innerhalb dieses Teils sind die Unterschiede groß. Während Rigal sehr genau die Komödien analysiert, setzt Lafenestre bei seinen Lesern die Kenntnis der Lustspiele voraus und spricht nur seine Gedanken aus über „*l'originalité, passions et caractères, pensée et morale, le style, l'influence*". Am Schluß findet sich eine sog. *Bibliographie.* Diese, um damit anzufangen, ist nun freilich gänzlich unzulänglich. So wird die deutsche Molièreforschung hier ganz ignoriert, — auch dies ein Unterschied gegen Rigal, der z. B. über die in deutschen Zeitschriften erschienenen Arbeiten für und gegen Molières Subjektivismus vortrefflich unterrichtet ist —, an anderer Stelle (p. 197) werden nur erwähnt „*les savants travaux de Mr Paul Lindau, des docteurs Schwitzer* (sic) *et Mangold, de Mr Homberg* (wohl Humbert gemeint?)". — Es wäre aber doch billig die deutschen Biographien Molière's, Lotheissen, Mahrenholtz, Kreiten, meine eigene, wenigstens zu erwähnen, wenn

der Verfasser es für nötig erachtet, so spezielle Untersuchungen wie A. Duchesne, *la tradition du Moyen-âge dans Molière, Revue de Belgique, Bruxelles 1898*, oder Mantzius Karl, *Molière, les théâtres, le public et les comédiens de son temps, traduction Pélisson 1908* anzuführen. Die Zeiten sind doch vorüber, in denen französische Literarhistoriker über die Forschung eines Landes wie Deutschland stillschweigend hinweggingen. Übrigens auch die französische Bibliographie ist durchaus unzureichend. Unter den wichtigsten Quellen zu Molière's Leben fehlt z. B. *Boulanger de Chalussay's Elomire Hypocondre.* Von *Taschereau*, *Beffara*, *Jal*, die in der Geschichte der Molièreforschung einen bedeutenden Platz einnehmen, ist keine Rede. Livet's monumentales Werk „*Lexique de la langue de Molière*", wird nicht einmal in der Bibliographie erwähnt, obgleich sich ein großes Kapitel mit Molière's Stil und Sprache beschäftigt. So ist denn Lafenestre weit davon entfernt eine tief angelegte Studie zu liefern.

Nichtsdestoweniger hat das Buch auch seine gute Seite. Daß Lafenestre Rigal's ablehnenden Standpunkt hinsichtlich des Subjektivismus Molières nicht teilt, kann mir nur sympathisch sein. Mit Recht sagt Lafenestre p. 40: „*Que Molière, avec l'ardeur de son tempérament, la vivacité de ses sentiments, la franchise de son caractère, la hardiesse de sa pensée, ait dû mettre, sciemment ou inconsciemment, beaucoup de lui-même dans son œuvre, qui donc en pourrait douter?*" Mit vollem Recht legt er dem bedeutenden Ausspruch von Molières Freund und Schauspieler Lagrange, den Rigal und Becker viel zu wenig beachtet haben, volles Gewicht bei: „*il s'est joué le premier sur des affaires de sa famille et qui regardaient ce qui se passait dans son domestique. C'est ce que ses plus particuliers amis ont observé bien des fois.*" Ich brauche nicht zu sagen, daß ich Lafenestre's Ansicht teile bezüglich der subjectiven Elemente — wenn ich mich so allgemein ausdrücken darf — in der Schule der Ehemänner, im Misanthrope, im Malade imaginaire. Ich würde bei der Entstehung des Misanthrope, um nur ein Beispiel anzuführen, auch ähnliche Motive anerkennen, wie Lafenestre, wenn er ausspricht: „*De cette misanthropie passagère du mari, de l'ami, de l'auteur ulcérés, jaillit comme un cri de soulagement et de vengeance, cette magnifique confidence des douleurs longuement souffertes, le Misanthrope*". Nur das Wort „*confidence*" würde ich nicht gebrauchen, weil es den Anschein erweckt, als handle es sich n u r darum. Sonst muß man aber bedenken, daß gerade unmittelbar vor der Abfassung des Misanthrope Molière durch das Verhalten seiner Frau, seines Freundes Racine und das Verbot des Tartuffe bis in sein Innerstes verletzt war. Ich bin aber schon so häufig auf diese Dinge eingegangen, daß es sich kaum lohnt sie noch einmal des Näheren auseinanderzusetzen. An Bekehrung der

Gegner glaube ich doch nicht. Die Auswüchse in der Auffassung von Molière's Subjektivismus vermeidet Lafenestre glücklicherweise. Er warnt vor den „*clefs*", welche entweder die Béline des Malade imaginaire oder Elmire des Tartuffe durch Zurückgehen auf Catherine Fleurette als Molière's Stiefmutter erklären möchten, freilich geht er für meinen Geschmack doch selbst etwas zu weit in der Annahme dessen, was Molière von seiner Mutter geerbt haben könnte oder in dem, was er in den Mariage forcé oder George Dandin oder namentlich die Femmes savantes von eigenen Erlebnissen innerer oder äußerer Art hineingelegt haben könnte. Daß infolge dessen Molière's Gestalt zu düster geworden sei, wie die Gegner von Molières Subjektivismus gewöhnlich sagen, das läßt sich trotzdem nicht behaupten. Bei allem Subjektivismus weiß er der andern Seite in Molière's Wesen doch auch gerecht zu werden. Weiß er doch p. 137 z. B. ganz gut darauf aufmerksam zu machen, daß überall, wo seine Stücke drohen wirklich tragisch zu werden, Molière den Gang der Handlung bald wieder ins Lustige wendet: „*Avec quelle promptitude ingénieuse il écarte, de suite, l'idée noire, l'image lugubre, les mots sombres de mort, meurtre, maladie, dès qu'ils se présentent, même en plaisantant!*" Oder noch deutlicher p. 138: „*Aussi quand les vieillards dupés, les maris trompés, les amoureux trahis, les maniaques bernés, malgré leurs faiblesses, leurs erreurs, leurs ridicules, deviennent à force de souffrance, sympathiques et touchants, avec quelle rapidité, souvent brusque et brutale, Molière les dérobe à nos tentatives d'apitoiement!*" Oder wenn er p. 170 ff. auf den Misanthrope speziell zu sprechen kommt, macht er nicht etwa aus Molière den Alceste; er weiß sehr wohl, daß vieles in Molière's Wesen eher Philinte gleicht und zieht eine Stelle aus Lemaître mit Recht heran, in welcher der Kritiker ausdrücklich sagt, die Seele Molière's äußere sich ebenso sehr in dem einen wie in dem andern. Er erkennt im Misanthrope und Philinte — ebenso wie im Don Juan in den Charakteren des Titelhelden und seines Dieners — den treuen Ausdruck zweier widersprechender Weltanschauungen oder gesellschaftlicher Ansichten, die sogar zu verschiedenen Zeiten in der Seele desselben Menschen vorkommen können.

So ist denn Lafenestre nicht einseitig. Dem kulturhistorischen Milieu, aus dem Molière verstanden sein will, wird er ebenfalls vollkommen gerecht. So zeigt er, wie die Reaktion gegen die Preziosität am Anfang der Regierung Ludwigs XIV in der Luft lag. In seinem *Discours de la Méthode* (1637) und in seinem *Traité des passions* (1649) hatte Descartes nach dieser Richtung gewirkt. In seinen *Provinciales* (1656/57) hatte Pascal allen Heucheleien und Lügen den Krieg erklärt. Die Vorliebe Charaktere zu studieren finden wir bereits in den damals so häufig ausgeführten Portraitspielen. Die Sucht nach Ordnung,

Methode, Wahrheit, Vernunft und Heiterkeit zugleich zeigt sich auch bei Boileau, der ja sofort Molière's Bundesgenosse wird. Mit Recht weist Lafenestre darauf hin, daß *Sganarelle ou le cocu imaginaire*, den man nur zu leicht als Rückschritt gegen die *Précieuses* anzusehen geneigt ist — eigentlich eine Fortsetzung des Feldzugs gegen die Preziosität ist. Freilich möchte ich aus dem Umstande, daß er selbst in Person den *Cocu imaginaire* spielte, nicht schließen, daß er es tat, um „*plus franchement s'affirmer comme l'héritier conscient et heureux des ancêtres gaulois, conteurs libres et goguenards du Moyen-âge, farceurs et paradistes de la foire.*“ Wenn Molière die eine oder andere Rolle übernahm, so tat er es nur aus schauspielerischen Gründen. Übrigens scheint sonst Lafenestre sehr wohl zu verstehen, daß Molière vor allem Bühnenmensch war. Er vergleicht ihn in dieser Hinsicht mit Shakespeare. Er zeigt, wie die Häufung zu zahlreicher Züge in dem einen oder andern Charakter, die zu ängstlichen Verfechtern einer realistischen Auffassung übertrieben vorkommt, nur zu begreifen ist aus der Theaterperspektive, die für Molière immer die Hauptsache ist. Das Verständnis des Bühnenmöglichen ist es auch, welches Molière dazu führt, aus den schemenhaft gewordenen Typen der *Commedia dell'arte*, aus dem Matamoros, dem Parasit, dem Pedanten jene speziellen Charaktere zu schaffen, die wir im bramarbasierenden, ängstlichen Sganarelle, im Tartuffe oder Dorante, im Philosophen des Bourgeois gentilhomme oder Vadius noch heute bewundern.

Doch vergißt Lafenestre bei aller Betonung des Bühnenmäßigen bei Molière auch nicht, daß unser Dichter ebenfalls ein Denker gewesen ist. Er zeigt, wie die Lehre Gassendi's, die auf ruhiger Beobachtung und Erfahrung fußte, fruchtbar für sein ganzes Leben wurde; er weist darauf hin, daß er bis zu seinem Tod Beziehungen unterhielt zu dem treuen Gassendisten, dem Enzyklopädiker Lamothe Levayer, dem Naturalisten und Reisenden Bernier, dem Physiker Rohault, dem geistreichen Skeptiker Chapelle. Seine Bibliothek verrät übrigens diese seine Vorliebe für die Philosophie. Natürlich verwahrt sich Lafenestre dagegen bei Molière die Vertretung irgend eines philosophischen Systems zu finden. Doch betont er um so schärfer jene Philosophie „*vivante et mobile*“, die ihm gerade so wie etwa Montaigne verleiht eine „*expérience perspicace, impartiale et virile, émue et ressentie, indulgente et compatissante de la vie des hommes*“. Nach Lafenestre ist Molières Religiosität auch eher praktische Betätigung sittlicher Grundsätze als der Glaube an irgend eine Offenbarung. Äußerlich ist Molière zwar Christ gewesen, in seinem Innern wird er aber wohl einem ziemlich unbestimmten Deismus gehuldigt haben, aus dem die Idee des Guten und Schlechten, des Gerechten und Ungerechten für ihn stammte. Eine sehr gute Vermutung äußert Lafenestre übrigens an dieser Stelle. Er

meint, es sei recht wohl möglich, daß Molières Ansichten im Laufe der Zeit gewechselt hätten. Wer weiß, ob er nicht in dieser Hinsicht, — von den Übertreibungen abgesehen — von der Ansicht Don Juans zu derjenigen Sganarelles gekommen sei? Bezüglich der Auffassung von Molières M o r a l ist aber Lafenestre nicht so streng wie Rigal, der im Amphitryon und in der Ecole des femmes auch unlautere Motive erblickt. Lafenestre hat dies jedenfalls nicht herausgefühlt. Nirgends läßt er sich eine Bemerkung darüber entschlüpfen. Im Gegenteil, er betont mit Vorliebe Molières gesunde Auffassung der Liebe und seine Hochhaltung der Heiligkeit der Ehe.

Im Kapitel über Molières S t i l hebt Lafenestre mit Recht hervor, wie sehr Molière die Reminiszenzen aus seiner umfassenden Lectüre und seiner Kenntnis der Bühne, wie sehr seine früheren Skizzen und Entwürfe ihm zu statten kamen. Seine rasche Arbeitsweise erklärt sich leicht daraus. Mit Geschick weiß er auch Molière gegen die in Schutz zu nehmen, welche seine Sprache und seinen Stil angegriffen hatten.

Bei einem Dichter, über den so viel gearbeitet worden ist, wie Molière, wird es einem neuen Biographen weniger darauf ankommen neue Tatsachen zu entdecken als schon Bekanntes in helleres Licht zu versetzen. Das ist auch bei Lafenestre der Fall. Wenn es früher stets Mode war Molière zu bedauern, weil er dem König zu Dienste sein mußte, um Hirten- oder Balletkomödien zu schreiben, so weiß Lafenestre, wie vor kurzem Klatt in seiner Untersuchung über Molières Beziehungen zum Hirtendrama auch auf die Vorteile aufmerksam zu machen, welche diese Betätigung aufwies. Große Bedeutung legt Lafenestre ferner einer Gestalt bei Molière bei, die man gewöhnlich wenig beachtet, der Dona Elvira im Don Juan. Sie sei das treue Portrait jener leidenschaftlichen und zugleich frommen Damen, die eine ebenso stolze wie zarte Würde in den Schwächen der Liebe, in den Opfern der Pflicht, in der Rückkehr zur Tugend gezeigt hätten. Die Stimme der Heldinnen Corneilles, einer Camille und Pauline, die Stimme der großen Sünderinnen zur Zeit Molières, Mme de Longueville und Mme de La Vallière halle in den Worten der unglücklichen Frau wieder. — Im „*Sicilien*“ findet auch Lafenestre mehr als seine Vorgänger. Er weist darauf hin, mit welchem Geschick Molière den Unterschied zwischen nationalen und fremden Typen herausgefunden habe, wie er es verstehe die Darstellung derselben Empfindung bei einem Süditaliener, einer Griechin und einer Französin verschieden zu gestalten. Im Kapitel über den E i n f l u ß Molières, der zwar für die moderne Zeit nur oberflächlich ist, weiß es Lafenestre aber für Molières Zeit wahrscheinlich zu machen, daß Racine vom Komödiendichter gelernt habe auf romaneske Liebesintriguen zu verzichten; der logische Bau der Andromaque stünde unter dem

Einfluß des Misanthrope, ebenso wie das Vorwort der Bérénice ein Echo der Gedanken Molières in der *Critique* und im *Impromptu* sei. Voltaire habe mit Recht hervorgehoben, daß Frankreich Racine Molière verdanke.

Lafenestre's Buch möchte ich eher denen empfehlen, die Molière schon kennen. Bereits der Umstand, daß er keine Analyse der Werke des Dichters bietet, macht ihn für solche, die in das Studium des Dichters eingeführt werden wollen, ungeeignet. Manches Unsichere stellt er auch zu leicht als volle Gewißheit auf. So ist ihm ohne weiteres Armande Béjart die Schwester Madeleine's, sie ist ihm auch selbstverständlich identisch mit Mlle Menou. So darf man denn bei der Benutzung von Lafenestre's Buch eine gewisse Vorsicht nicht außer acht lassen. Diese Einschränkung zugegeben ist aber das Buch eine geistreiche, von ästhetischem Empfinden und Verständnis zeugende, fesselnd geschriebene und gut aufgebaute Arbeit.

Freilich das Molièrebuch, das Frankreich nottut, ist es noch weniger als Rigal. In dieser Beziehung geht Deutschland Frankreich voran. Der an zweiter Stelle genannte Molière von Wolff vereinigt in sich Vorzüge, welche die beiden französischen Werke nicht aufweisen. Das stattliche, vom Beck'schen Verlag in München vornehm ausgestattete, mit zwei Bildern des Dichters geschmückte, 621 Seiten zählende Werk von Max J. Wolff, dem bekannten Shakespearebiographen erhebt sich auf breitester, kultureller Grundlage, bietet eine sehr sorgfältige eingehende Biographie, eine vorzügliche Analyse der Molièreschen Stücke, behandelt deren Tragweite in literarischer, ästhetischer und sozialer Hinsicht, untersucht Molières Kunst und Einfluß. Wenn ich in einigen Punkten auch anderer Meinung bin als der Verfasser, so kann ich doch nicht anders als frohen Herzens dieses neue Molièrebuch als ein ausgezeichnetes Werk begrüßen.

Wenn Wolff im Vorwort auch sagt, daß er leider nicht in der Lage sei, neue Tatsachen aus dem Leben des Dichters zu erbringen, so hat er doch in der äußeren Biographie des Komikers durch stärkeres Hervorheben und sorgfältigeres Herausarbeiten des einen oder anderen Punktes dem einen oder anderen Vorgang eine Bedeutung verliehen, die vorher noch nicht so klar herauskam. Mehr wie es bisher in Molièrebiographien der Fall war, benutzt er Boulanger de Chalussays *Elomire hypocondre* und zieht — bei aller Vorsicht — aus dem Zeugnis von Molières Feind manche beherzigenswerte Schlüsse für unseres Dichters Werdegang. Die Zahl der Theateraufführungen und die Einnahmen der Theaterkasse werden mit Recht auch als Beweise für die Zugkraft der einzelnen Stücke herangezogen. Auch Molières Apothekerrechnungen wird für sein körperliches Befinden und seine Haltung den Ärzten gegenüber größere Bedeutung beigelegt. Einzelne andere von Wolff stärker unterstrichene

Vorgänge in Molières Leben wären folgende. Mit Recht macht er darauf aufmerksam, daß der 15. Januar als Molières Geburtstag nur unter der Voraussetzung gelten kann, als gegen den sonst in der Familie Poquelin eingehaltenen Brauch Molière sofort nach der Geburt die Taufe erhielt. Die Bedeutung, welche für die damalige Zeit in einem Titel wie der des *valet de chambre tapissier du roi* beruhte, wird auch in gebührendes Licht gezogen. In einer Zeit, wo sich alles an die Person des Königs und an den Hof drängte, war die Verleihung eines derartigen Titels außerordentlich wertvoll. Dieser Titel wird Molière, als er als Wanderkomödiant im Westen und Süden Frankreichs von Stadt zu Stadt zog, sehr oft die Tore geöffnet haben. Sehr erwägenswert ist auch Wolffs Annahme, der alte Poquelin hätte wohl, als er anfing seinem Sohn eine gelehrte Bildung zu geben, schon von vornherein mit der Möglichkeit gerechnet, daß er eine andere Laufbahn einschlagen würde als er. Sonst würde er sich als kluger Geschäftsmann und guter Bourgeois kaum in diese Unkosten gestürzt haben. Sehr viel für sich hat auch die Vermutung, Molière habe sich bei seiner Rückkehr nach Paris die Wege ebnen lassen einerseits durch den abbé Cosnac, der schon in der Provinz energisch für ihn eingetreten war, später aber die Stelle eines Almoseniers bei dem Herzog von Anjou, dem Bruder des Königs und späteren Herzogs von Orléans bekleidete, anderseits durch den Prinzenerzieher La Mothe le Vayer, dessen Sohn zu dem Kreise Gassendi's gehörte und Molière persönlich nahe stand. Wenn man Wolffs Molière liest, wird man bei jedem Schritte gewahr, wie sehr der Verfasser bestrebt ist sich über alles und jedes Rechenschaft zu geben und nichts unerklärt zu lassen. Gar manchem wird es schon aufgefallen sein, daß der Dichter bei seiner Rückkehr in Paris so lange Zeit mit der Aufführung seiner eigenen Stücke wartete. Daß es falsche Bescheidenheit oder Täuschung über den Geschmack des Publikums war, ist kaum glaubhaft. Mit Recht äußert Wolff die Vermutung, er hätte wohl damals schon den italianisierenden Geschmack seiner beiden ersten Lustspiele innerlich überwunden; nur dadurch werde die Geringschätzung begreiflich, mit der er ihre Aufführung verzögert hätte. Ist das aber der Fall, — und es scheint mir durchaus wohl möglich — so verliert Grimaret's bekannte Behauptung, daß die Précieuses schon in der Provinz gedichtet worden seien, eine Vermutung, die wir auch bei Lafenestre finden, — sehr an Wahrscheinlichkeit, denn hätte Molière schon die Précieuses in seinem Répertoire gehabt, so hätte er nicht so lange damit gewartet. Des Neuen, vom italienischen Schema Abweichenden dieses satirischen Stückes war er sich doch gewiß in vollem Maße bewußt.

Unter den Beurteilungen von Molières Stücken möchte ich noch auf einiges hinweisen, das bei Wolff eigenartig ist. Sehr

anerkennenswert erscheint mir, was er von der komischen Wirkung des Misanthropen zu Molières Zeiten sagt. Im 17. Jhdt. empfand man die aufbrausende Leidenschaft als Störung; ein Mensch, der bei jeder Gelegenheit in Zorn geriet, wie Alceste, der wie Don Quijote mit Kanonen auf Spatzen schoß — um Wolffs Worte zu gebrauchen — erschien vollkommen lächerlich. Den Misanthropen als Idealisten aufzufassen hat man erst später gelernt. Der Standpunkt, den Wolff dem Amphitryon gegenüber einnimmt, hat auch viel für sich. Weit entfernt so rigoros zu sein, wie Rigal, der sich darüber entrüstet, daß er über einen schätzenswerten Mann wie Amphitryon lachen mache, der nichts verbrochen habe, oder eine ehrenhafte Frau wie Alcmene in eine so zweideutige Lage versetzt habe, meint er, es müsse das Stück als ein Karnevalsstück, aus Karnevalsstimmung geboren betrachtet werden, es dürfe nicht im Katzenjammer des Aschermittwochs genossen werden und zwar umsoweniger als es in der phantastischen Welt der olympischen Götter spiele. Den George Dandin weiß Wolff auch sehr gut aus seiner Zeit herauszuverstehen. Wenn wir heutzutage über die Komödie nicht mehr lachen können, so liegt der Grund eben darin, daß in unsern Augen der Bauer selbstverständlich auch Menschenwürde besitzt, im 17. Jhdt. dagegen auch bei Hochgebildeten dieses Gefühl ebensowenig aufkam als etwa bei den Römern das Gefühl des Mitleids Sklaven gegenüber. Man darf auch nicht vergessen, daß die Komödie nicht von dem Ballet getrennt gedacht wurde und daß in diesem Milieu die „tiefer liegende Komödie des betrogenen Ehemanns“ den Zuschauern der damaligen Zeit verloren ging.

Eigenartig ist Wolffs Auffassung der Liebe bei Harpagon. Er meint — und wenn man es recht bedenkt, so hat es viel für sich — es hätte sich für den Dichter nicht um einen recht wirksamen, aber künstlerisch konstruierten Gegensatz zwischen Liebe und Selbstsucht gehandelt, sondern die sinnliche Regung des alten Geizhalses sei psychologisch äußerst fein begründet. Mit der ganzen Gier eines Alten, der stets sehr maßvoll gelebt habe, schaue er auf das begehrenswerte junge Weib, das er gar zu gerne besitzen möchte, wenn es nur nicht zu viel Auslagen erforderte. Und dieser geile Harpagon, der die Brille auf der Nase Marianne in plumper Weise den Hof mache, trete in einen sehr gelungenen echt komischen Konflikt zu dem widerlichen Geizhals, der seinen Schatz verscharre.

Beherzigenswert erscheinen mir auch einige Gedanken über den T a r t u f f e. Wenn es auch Molière vielleicht nicht in vollem Umfang gewollt habe, so sei es doch sicher, daß das Stück in der Tat die Religion selbst treffe. Dem Stücke fehlt ein wahrer Frommer, der den Falschen beschäme und in den Staub träte. Außerdem könne man an der Gestalt des Orgon bemerken, daß

die Religion das Natürlich-Gute in seinem Charakter unterdrücke, während umgekehrt der Mangel an Religion bei den Gegenspielern das Natürlich-Gute ungehemmt zum Ausdruck kommen lasse. Schon dadurch tritt Molière in Gegensatz zur Kirche, daß er das Gute nicht aus der religiösen Überzeugung, sondern aus der natürlichen Veranlagung des Menschen entspringen läßt. Wir werden noch später auf den Tartuffe zurückzukommen haben, denn alles, was Wolff über ihn sagt, erscheint mir nicht so einwandfrei wie das eben angeführte.

Nur noch ein Wort über Wolffs Auffassung der Molièreschen Kunst. Was er darüber sagt, gehört zum Besten des ganzen Buches. Den Widerspruch in der Auffassung der Arbeitsweise Molières, der nach den einen (Boileau) sehr mühelos, nach den andern (Grimarest) sehr langsam gearbeitet habe, erklärt sich Wolff zutreffend dadurch, daß ihm zwar die rasche Erfindungsgabe hinsichtlich der Handlung gefehlt habe — die Schwäche der Lösungen und die Abhängigkeit von fremden Stoffen zeigen es —, dagegen daß er außerordentlich schnell die Verse geschrieben habe. Der Stoff sei für Molière nur das äußere Geschehnis gewesen; zum Kunstwerk erhebe es sich dadurch, daß es sich mit dem innern Erlebnis kreuze. Seine Phantasie werde nicht durch die Gestalten, sondern durch eine These, durch einen komischen Zwischenfall oder durch die Stellung zu seinen Feinden angeregt.

Sehr ansprechend weiß uns Wolff das Wesen des Aufbaus eines Molièreschen Stückes an dem Beispiel der Femmes savantes klar zu machen. Welch gewaltigen Platz die Leidenschaft in seinen Stücken einnimmt, versteht er vorzüglich an einem Vergleich mit den zeitgenössischen Tragikern einerseits und mit Shakespeare anderseits zu verdeutlichen. Molière verfährt nicht etwa wie Corneille, bei dem der Heroismus in der Überwindung der Leidenschaften und im Niederzwingen des Willens durch die Überzeugung besteht, sondern wie Shakespeare: Die Leidenschaft macht die Menschen bei ihm zu Opfern der Komik, wie etwa beim Engländer Macbeth und Othello zu Opfern der Tragik werden. Sie sind willenlose Sklaven den sie ganz und gar beherrschenden Leidenschaften gegenüber. Die Menschen schuf Molière, sagt Wolff, nach seinem Bild. Denn er selbst war durch und durch leidenschaftlich.

Damit berühren wir die so vielfach erörterte Frage des Subjektivismus Molières. Wie verhält sich Wolff dazu? Nach p. 481 und 485 hat es den Anschein, als ob er sich nicht zu den Vertretern des Subjektivismus rechnete. Denn an diesen Stellen, ebenso p. 276, zieht er gegen sie zu Felde. Weder sei Béline, Molières Stiefmutter, noch Harpagon des Dichters Vater Poquelin. Damit hat er zwar vollständig Recht. Nur hätte er mit dem Ausdruck „Vertreter des Subjektivismus" vorsichtig sein müssen. Ich habe letzteres z. B. nie behauptet, und rechne

mich trotzdem zu den Verfechtern des Subjektivismus, ja ich glaube sogar diesen Ausdruck zuerst in Bezug auf Molière gebraucht zu haben. Was Wolff so nennt, sind nur schlimme Auswüchse des Subjektivismus. Sonst zeigt er selbst an manchen Stellen, daß er der Auffassung, die ich öfters ausgesprochen, auch selbst ist, und diejenige von Becker und Rigal im allgemeinen nicht teilt. Mit Recht sagt er p. 275, es sei kein Zufall, daß die Schule der Ehemänner und die Schule der Frauen gerade in die Zeit von Molières eigener Heirat falle. Eine Porträtähnlichkeit bestreitet er, wie ich sie auch bestritten, doch meint er — und das ist ausschlaggebend für seinen Standpunkt, „der Optimismus" mit dem der Verfasser in dem ersten Lustspiel den älteren Mann und das junge Mädchen zusammenführt, spiegelt seine eigene, hoffnungsvolle Stimmung vor und bei Eingang seiner Ehe wieder, während die Frauenschule als ein Beweis der nachfolgenden Enttäuschung betrachtet werden muß.

Auch die Stellung Wolffs dem Misanthropen gegenüber ist ähnlich. Sagt er doch: „Die Lage des Dichters ist dieselbe wie die seines Helden. Beide versuchen sich aus dem Netz einer Kokette zu befreien, beide treten in der Dichtkunst für die Natur gegen die bezopfte Hofpoesie ein und beide führen den gleichen Kampf gegen eine heuchlerische Gesellschaft, die ihre Existenz bedroht. . . . Der Dichter versetzte . . . . eine Idealfigur in seine eigene Stellung (p. 384) . . . . Der Menschenfeind ist nicht Molière, aber er leidet, empfindet und spricht das aus, was sein Schöpfer auf dem Herzen trug." In den späteren Dichtungen — meint freilich Wolff — trete das persönliche Element immer mehr zurück. Es zeige sich eher eine Art Resignation in seinem Wesen. Nichtsdestoweniger hat aber gerade Wolff bei dem „Eingebildeten Kranken" auf einige sehr wichtige persönliche Momente hingewiesen. Wie er schon vorher auf das Zusammenfallen des ersten Angriffs gegen die Ärzte im Don Juan mit dem Tode des 35-jährigen La Mothe le Vayer, den die Doktoren zu Tode kuriert hätten, hingewiesen, wie er den Tod seines Sohnes und seine eigene Krankheit für eine der Veranlassungen des Kampfes gegen die Medizin bezeichnet hatte, so hat er an dieser Stelle die Wichtigkeit des Elomire hypocondre besonders hervorgehoben. Um sich gegen diejenigen zur Wehr zu setzen, die ihn einen eingebildeten Kranken genannt hatten, und der Satire Bonlanger de Chalussays die Spitze abzubrechen, schrieb er den eingebildeten Kranken: „Wenn er selber eine Gestalt schuf, wie Boulanger de Chalussay sie geplant, war das nicht der beste Beweis, daß dessen Spott ihn in keiner Weise berührte? p. 568. . . . Lag nicht eine Erhebung über sein Leiden darin, wenn er es als eine Ausgeburt der Einbildung, als etwas nicht Wirkliches und Lächerliches hinstellte? p. 568?" . . . . „Aus der Bitterkeit des eigenen Elends schöpfte der Dichter die übermütigste und ausgelassenste

Heiterkeit p. 569." Sollte das kein Subjektivismus sein und decken sich etwa derartige Ansichten mit den von mir ausgesprochenen nicht? So hätte es sich Wolff zweimal überlegen sollen, bevor er die „Vertreter des Subjektivismus Molières" angriff. Jeder Spott fällt auf ihn selbst zurück.

Wolff ist aber überhaupt „schnell fertig mit dem Wort, das scharf sich handhabt wie des Messers Schneide." Ist es z. B. nicht weit übertrieben, wenn er p. 461 von Molières Äußerem sagt, es sei „abstoßend häßlich .... ja grotesk?" Oder wenn er p. 566 meint, noch heutzutage gälte Molières Satire gegen die Ärzte, wenn auch die Formen sich verändert hätten? Von allen Satiren Molières ist doch gewiß diejenige gegen die Ärzte am veraltetsten. Aber Wolff ist stets entschieden in seinen Behauptungen und kündigt mit einer Sicherheit, die oft staunenerregend ist, Dinge an, die doch noch fragwürdig sein könnten. Um nur einige Beispiele anzuführen: Woher weiß er, daß „Melle de Brie zum mindesten zeitweilig die Geliebte des Dichters war", daß nicht bezweifelt werden könne, daß zwischen beiden eine Neigung bestand? p. 141. Woher weiß er, daß „gewiß dem Liebeszwist ein eigenes Erlebnis zugrunde lag?" (übrigens auch dies wieder ein subjektiver Zug). Ich halte es auch selbst für sehr wahrscheinlich, daß Armande mit Melle Menou identisch ist, aber **volle Gewißheit** wie Wolff p. 269, würde ich doch nicht anzunehmen wagen. Ebensowenig, daß sicher Molière der Geliebte Madeleine Béjart's gewesen ist. Auch scheint es mir voreilig aus den fortwährenden Wohnungsveränderungen Molières und seiner jungen Frau Armande einen Schluß auf das Eheunglück des Paares zu ziehen (p. 271). Auffallend kommt mir auch das Epitheton vor, das Wolff Villon beigibt, den er p. 87 „vielleicht das größte lyrische Genie Frankreichs" nennt. Im 19. Jhdt. haben wir wahrhaftig Lyriker, die ihn bei weitem übertreffen. Auch sonst muten mich manche Äußerungen Wolffs seltsam an. Ludwig XIV. schätzt er gewiß doch zu gering ein, wenn er ihn als einen von der Zeitströmung getragenen Herrscher auffaßt. Überhaupt ist das Bild, das er von Ludwigs XIV. Regierung entwirft, viel zu düster. Nennt er nicht seine Zeit „ein Jahrhundert der Heuchelei, der verlogenen Ideale, der innerlichen Unfreiheit, der künstlich gemachten Kultur, der gefälschten Empfindungen?" p. 12, eine Zeit, die man nur mit dem sittlichen Zorn eines Juvenals hätte darstellen können? Wenn man solche Kraftausdrücke für Ludwigs XIV. Zeitalter gebraucht, welche Worte werden einem dann zu Gebote stehen, um von der Régence und der Gesellschaft zur Zeit Ludwigs XV. zu sprechen? Wo und wann wäre ferner die Blüte Frankreichs überhaupt zu suchen, wenn Ludwigs XIV. Zeitalter nur eine verkommene, für den Verfall reife Zeit wäre? Etwa zu Richelieu's Zeiten? Nach meinem Dafürhalten ist das eher eine Periode der Gährung,

aus der erst dann die abgeklärte Ruhe und Harmonie des Grand Siècle hervorging. Stimmt übrigens mit diesem schwarz in schwarz gemalten Bild, was sonst Wolff von der ersten Hälfte von Ludwigs XIV. Regierung, — die ja allein für Molière in Betracht kommt — p. 200 sagt, jener Zeit, welche „Frankreich einen Aufschwung sondergleichen brachte“, und von der es heißt, „die Binnenzölle wurden aufgehoben, die Staatsschuld von 53 auf 7 Millionen Livres vermindert, die Kopfsteuer herabgesetzt, die Hexenprozesse unterdrückt, Industrie und Handel begünstigt, und der Grundstein zu einem großen Kolonialreich gelegt. Mit der Macht des Adels wurde energisch aufgeräumt, und Ludwig war arbeitsam. In seinem Staatsrat saßen nur die Minister, seine Verwandten und Maitressen hatten keinen Einfluß auf die Politik.“ Und an anderer Stelle p. 166: „Dank der umsichtigen Verwaltung (Mazarin's) war der innere und äußerer Friede des Landes seit einer Reihe von Jahren nicht mehr gestört worden. Mit der Ruhe und Sicherheit wuchs der Wohlstand, der wieder eine gesteigerte Vergnügungslust nach sich zog.“ So ist es denn nach Wolffs eigenen Worten um Ludwigs XIV. Zeit nicht so schlimm bestellt.

Wie kommt aber Wolff zu dieser Schwarzmalerei? Ist es nicht etwa daraus zu verstehen, daß er überhaupt in seinem Buch von dem Vorurteil ausgeht, die Komödie sei ein Gewächs des Niedergangs, ein Erzeugnis der Enttäuschung? Hat da nicht — unbewußt natürlich — der Wunsch, daß diese Theorie den Tatsachen genau entspreche, in des Verfassers Vorstellung die schwarze Auffassung von Ludwigs XIV. Zeitalter hervorgerufen? — Und die Theorie selbst, ist sie nicht anfechtbar? Nach Wolff wäre Corneille, da sein Wirken in eine aufstrebende Zeit fällt, die Trägödie κατ' ἐξοχήν. Was fangen wir aber mit Racine an, der doch zeitlich der „Periode des Niedergangs“ doch noch näher steht als Molière? Wir müssen zweierlei Tragödien annehmen. Wolff sagt zwar selbst: „Der Moment des Aufschwungs läßt sich genau bestimmen: wenn die Tragödie nach dem ersten heroischen Aufwallen in ein pessimistisches, psychologisch vertieftes Fahrwasser einbiegt, dann ist die Stunde der Komödie gekommen. Aristophanes ist der Zeitgenosse des Euripides.“ Dadurch wird aber für Molière das Bild verschoben. Denn seine Komödie blühte bereits, als Racine seine Meisterwerke zu dichten begann. Und diese Zweiteilung der Tragödie, wobei gerade die vertieftere schlecht wegkommt, erscheint mir wenig glücklich. Sonst sind freilich in diesem Anfangskapitel ganz vorzügliche Gedanken ausgesprochen über das Wesen von Tragödie und Komödie. So stimme ich Wolff bei, wenn er sagt, daß „beide Gattungen dieselbe Sache von dem entgegengesetzten Standpunkte, die eine von der erhabenen, die andere von der alltäglichen Seite betrachtet.“ Vorzüglich

gewählt ist das Beispiel Othello's und Sganarelle's im Cocu imaginaire: „Beide von grundloser Eifersucht gequält, das Gefühl das Gleiche, aber der eine, der hochherzige Mann, der große Feldherr von Venedig, kann mit dem Verdacht in der Brust nicht leben — die überhasteten Ereignisse führen zum Mord der schuldlosen Frau —; der andere, der Pariser Spießbürger, bewaffnet sich zwar bis an die Zähne, aber ehe er zuschlägt, überlegt er sich die Sache reiflich und unterdessen klärt sich in der erfreulichsten Weise alles auf."

Ebenso vorzüglich sind auch Wolffs Ansichten über den Unterschied zwischen der deutschen und französischen Auffassung von Kunstwerken. Was Wolffs eigene Beurteilung Molière'scher Komödien betrifft, hätte ich freilich nur hie und da einige Einschränkungen zu machen. So frage ich mich, ob wirklich „in technischer Beziehung die Schule der Ehemänner von den wenigsten späteren Komödien des Dichters erreicht und höchstens von den „Gelehrten Frauen" übertroffen wird (p. 245). Ich wundere mich über die so hohe Bewertung dieser in seiner Intrigue doch so sehr unwahrscheinlichen und mit den alten Requisiten des italienischen Lustspiels arbeitenden Komödie. Ist die Critique de l'Ecole des Femmes, l'Impromptu de Versailles, der Tartuffe, Le Médecin malgré lui, Monsieur de Pourceaugnac in technischer Beziehung nicht viel natürlicher und infolge dessen besser? Ebenso wundert mich, daß Wolff von den Fourberies de Scapin soviel hält. Er bezeichnet sie als Molières „lustigste und ausgelassenste Posse", meint die „Komik der Situation sei überwältigend, die Rollen sehr wirksam, die Schlager folgten aufeinander, sodaß man heutzutage noch herzlich darüber lachen könne." Ich habe die ganz entgegengesetzte Empfindung und halte den Médecin malgré lui und Monsieur de Pourceaugnac für weit gelungener und heutzutage viel wirksamer. So würde ich denn schon aus allgemeinen Gründen verstehen, weshalb das Stück nicht gefiel und brauche auf Wolffs sonst vortreffliche Erklärung nicht zurückzugehen, nach welcher in diesem Stück Molière viel zu spät versucht hätte, seine Rivalen, die Italiener, zu überbieten, nachdem er sie schon innerlich überwunden hatte.

Auch bezüglich des Tartüffe teile ich Wolffs Ansicht nicht. Er faßt mir den Heuchler viel zu sehr als Shakespeare'schen Verbrecher auf und legt etwas Dämonisches und infolgedessen sogar Erhabenes in ihn, was wohl manche heutige Schauspieler auch tun, was aber Molière, wie ich glaube, nicht beabsichtigt haben wird. Er meint sogar, aus dem Drama gehe nicht mit zwingender Klarheit hervor, daß Tartuffe wissentlicher Heuchler sei; er könnte z. B. „die Zerknirschung sehr wohl fühlen, wie alle Schwärmer, die zwischen Selbsterniedrigung und Begierde hin und hertaumeln." Für ihn ist bei Tartuffe alles „Wille und

verhaltene Leidenschaft". In diesem Tartuffe erkenne ich nicht den Mann, von dem Dorine sagt: „*il se porte à merveille,*
Gros et gras, le teint frais et la bouche vermeille",
der nach einem guten Abendessen,

„*Pressé d'un sommeil agréable,*
Il passa dans sa chambre au sortir de la table,
Et dans son lit bien chaud il se mit tout soudain,
Où, sans trouble, il dormit jusques au lendemain".

Ein dämonischer Tartuffe, wie sich ihn Wolff vorstellt, ist ein Fanatiker, bei dem der Wille zur Macht die Hauptsache ist, für den es die höchste Wollust ist, die Kälte einer Frau zu überwinden wie Elmire. Ein solcher Fanatiker ißt nicht mit so gutem Appetit und schläft nicht so sanft und ruhig. Ihn foltert und quält die Leidenschaft, sie raubt ihm den Schlaf und umdüstert seine Sinne. Molières Tartuffe ist kein Richard III., er ist vielmehr ein vollblütiger Sanguiniker, der den Deckmantel der Religion umwirft, um der gemeinsten Sinnlichkeit zu fröhnen. Wenn man ihn so auffaßt, ist er weniger schön und interessant, das gebe ich gerne zu, aber er entspricht so eher den Intentionen des Dichters.

So gibt es denn manchen Punkt, in dem ich mit Wolff nicht übereinstimme. Nichtsdestoweniger bekenne ich gerne zum Schluß, daß sein Werk ein ganz ausgezeichnetes Buch ist, und in einer Vollständigkeit und Tiefe den Dichter behandelt hat, wie es die Franzosen noch nicht getan haben.

Bonn. HEINRICH SCHNEEGANS.

Neue Mussetiana.

I. Die Lettres à l'inconnue.

Léon Séché *Un amour d'Alfred de Musset Aimée d'Alton.* [*Figaro* 12. Januar 1910.]

Lettres de Musset à l'inconnue. [*Figaro* 13.—20. Januar 1910.]

Léon Séché. *Alfred de Musset Lettres d'amour à Aimée d'Alton* suivies de poésies inédites avec une introduction et des notes. Paris, Mercure de France 1910. 279 S. 3 fr. 50.

Albéric Cahuet. *Les lettres à l'inconnue*: *L'Illustration* v. 15. Januar 1910 (mit Abbildung der Statuette von Aimée d'Alton).

Alfred Capus. *Après une lecture.* [*Figaro* v. 24. Januar 1910.]

Die jüngst erfolgte Veröffentlichung der Briefe A. de Mussets an Aimée d'Alton hat großes Aufsehen gemacht und die gebildete Welt wieder einmal mit dem Namen Musset erfüllt. Mussets Bruder, Paul, hatte in seiner Biographie Alfred de Mussets (S. 209 der Charpentierschen Ausgabe) eines Liebesverhältnisses gedacht, welches Alfred in den Jahren 1837—1839 mit einer Dame der vornehmen Welt unterhalten habe. „*Il rencontrait souvent dans le monde une très-jeune et très jolie personne, d'un naturel enthousiaste et passionné.*“ Die Dame schwärmte für Mussets Gedichte; sie plauderten mit einander und schrieben einander.[1]) Aus einem literarischen Verhältnis entwickelte sich eine beiderseitige zärtliche Neigung, die in den Briefen Alfreds beredten Ausdruck fand. Die Empfängerin hat diese Briefe bis zum Abend ihres Lebens aufbewahrt und sie dann auf Zureden ihres Freundes Jules Troubat nicht, wie sie vorhatte, verbrannt, sondern in der Bibliothèque nationale hinterlegen lassen. Dort wurden sie nach Umlauf von 30 Jahren, am 3. Januar d. J., eröffnet. Es sind im ganzen 79 Briefe. In einem Vorwort dazu sagt die Empfängerin: *Voilà quarante trois ans que j'ai reçu ces lettres.... En les lisant on ne devra pas oublier qu'Alfred de Musset et Mlle X. faisaient partie de cette génération ardente, passionnée, enthousiaste, dont le poète a parlé dans l'introduction de la confession d'un enfant du siècle.... L'amour avait dans ce temps là une autre allure qu'à présent. Quand le monde le trouvait excusable, il allait jusqu'à le protéger. Lorsqu'on se mêlait d'aimer, rien ne se faisait à demi, les échanges de sentiments et de toutes choses étaient sans limites.*

Léon Séché gibt in einem einleitenden Artikel nähere Auskunft über die persönlichen Verhältnisse der Empfängerin der Briefe. Aimée d'Alton war am 20. September 1811 auf deutschem Boden, in Hamburg, geboren. Ihr Vater, Alexandre d'Alton, war Napoleonischer General, Baron des Kaiserreichs. Sie war die Base der Frau Jaubert, geb. d'Alton-Shée, der bekannten Freundin und „Marraine“ Alfred de Mussets; bei ihr lernte sie im Jahre 1836 den Dichter kennen. Aimée war damals nicht mehr eigentlich „t r è s - jeune“ (25 Jahre alt), im übrigen ist aber die Schilderung, die Paul de Musset von ihr gibt, offenbar durchaus zutreffend. Nach der Statuette von Barre muß sie sehr anmutig und reizend gewesen. Mehr noch als ihr Äußeres wird ihr Geist, ihr schlagfertiger Witz, ihre Bildung gerühmt. Daß sie eine große Herzensgüte besaß, geht aus Mussets Briefen hervor. Es ist kein Wunder, daß sie auf das leichtentzündliche Herz des Dichters einen lebhaften Eindruck machte. Ihr rosiges Gesicht, umrahmt von einer weißen Kapuze, begeisterte ihn zu den zierlichen Strophen an das weiße Mönchlein *(Charmant petit moinillon blanc)*, welche Paul de Musset am Schluß der

[1]) Ihr Briefwechsel begann im März 1837.

Biographie seines Bruders mitteilt. Alfred de Musset sandte der Dame diese Verse am folgenden Tag und erhielt zum Dank von ihr ein Schächtelchen aus Sandelholz, in dem eine Schreibfeder lag — eine leise Mahnung zur Arbeitsamkeit. Ebenso sinnig ermahnte sie ihn, den Spieler und Verschwender, später zur Sparsamkeit, indem sie ihm, ohne ihren Namen zu nennen, eine gestickte Börse zuschickte, in der sich folgendes Briefchen befand: *Quel accueil vous fera-t-on, ma chère petite bourse? Direz-vous tout le plaisir qu'on a eu à vous faire, tout le soin qu'on a pris de votre petite personne? On ne s'attend pas à vous, mademoiselle. On n'a voulu vous montrer qu'à vos beaux atours. Aurez-vous un baiser pour votre peine?* Und nun folgt weiter der gute Rat: *Ne dépense pas trop légèrement ce que je renferme; quand tu sortiras de chez toi, charge-moi d'une pière d'or, c'est assez pour un jour, et s'il t'en reste le soir quelque chose, si peu que ce soit, tu trouveras un pauvre qui t'en remerciera et les Muses te le rendront.* Musset erriet die Spenderin der Börse, nachdem er seine Marraine zu Rate gezogen, und widmete ihr das schöne Sonett:

Lorsque j'ai lu Pétrarque, étant encore enfant..,

das mit dem nicht minder trefflichen:

Béatrix Donato fut le doux nom de celle...

die Novelle *Le fils du Titien* schmückt.

Aimée d'Alton schmeichelte sich nicht ohne Grund, den Dichter zu dieser Novelle, die er selbst für seine beste hielt, angeregt zu haben. Nicht ausschließlich oder hauptsächlich die beiden Sonette berechtigten sie zu dieser Annahme, wie Séché meint, es finden sich vielmehr in dem *fils du Titien* die mannigfaltigsten unmittelbaren Beziehungen auf Mussets Verhältnis zu Aimée und die Umstände, die es begleiteten: Die Spielleidenschaft Pippos, seine Verluste, die anonyme Sendung der Börse mit dem Billet. Aimées gute Lehre: *Ne dépense pas* etc. ist wörtlich wiedergegeben. Ihre heimlichen Besuche bei dem Geliebten kehren in der Novelle wieder, ja selbst Mussets Marraine erscheint in der Gestalt der Dorotea Pasqualigo.

Die Liebe zu Aimée hat auch das Lustspiel *Un caprice* beeinflußt. Auch in diesem ist das Motiv der Börse verwendet und der erste Teil von Aimées Briefchen ist beinahe unverändert in den Monolog der Mathilde de Chavigny (nicht der Madame de Léry, wie Séché sagt) in der ersten Szene des Lustspiels aufgenommen.

Die Briefe an Aimée atmen Mussetsches Feuer und Mussetsche Grazie. Zuweilen klingt aus ihnen auch ein trauriger Ton, der an die berühmten Verse der Nuit d'Octobre erinnert:

L'homme est un apprenti, la douleur est son maître etc.

(Die *Nuit d'Octobre* erschien am 15. Oktober 1837 in der *Revue des deux Mondes*; die Stelle

N'as-tu pas maintenant une belle maîtresse?
ist wohl auf Aimée d'Alton zu beziehen).

Zusammenkünfte werden verabredet, welche Musset besonders vor seiner Mutter geheimzuhalten sucht. Niemals fehlt es an den zärtlichsten Liebesversicherungen. Die Geliebte heißt *Ma rose blanche*, *ma chère âme*, *mon moinillon*, *chère poupette*, *mimouche*. Aber man glaubt doch herauszufühlen, daß die grande passion hinter dem Schreiber liegt, und daß der Verkehr mit dem schönen, geistvollen und guten Mädchen ihm zwar großes Vergnügen bereitete, ohne aber sein Wesen in allen seinen Tiefen zu ergreifen. Vielleicht hat das Feuer eben deshalb, weil es ruhiger brannte, länger geglüht als sonst bei Musset'schen Liebesverhältnissen die Regel war.

Eine Zeitlang hat Aimée auf den flatterhaften Dichter einen günstigen Einfluß ausgeübt; er arbeitete fleißig und schrieb in dieser Zeit außer *un caprice* und der *Nuit d'Octobre* seine sämtlichen Novellen, die Gedichte *Espoir en Dieu*, *A la mi-carême*, *sur la naissance du comte de Paris* u. a. — Über die am 19. Oktober 1838 erfolgte Ernennung zum Bibliothekar im Ministerium des Innern äußert er sich in einem Brief an die Freundin hocherfreut.

Eine nachhaltige Wirkung vermochten Aimées gute Lehren nicht zu erzielen. Überhaupt stimmt die Behauptung Paul de Mussets, die Liebesidylle sei durch keinen Mißklang, keinerlei Eifersucht oder Streit gestört worden, nicht ganz mit den Briefen. Schon nach einem halben Jahre zeigen sich kleine Wölkchen. Der Brief einer Dame, den Aimée bei Alfred sieht, erregt ihre Eifersucht; Musset beruhigt sie, er sagt, er habe seit $1^1/_2$ Jahren keine näheren Beziehungen zu der Dame. Mussets wandelbarer, manchmal rücksichtsloser Charakter führt zu Verstimmungen. In einem psychologisch und literarisch merkwürdigen Brief vom 15. November 1838 entschuldigt er sich, daß er sie verletzt habe. „*Sache bien et dis-moi toujours qu'il n'y a eu en moi qu'un défaut : paresse, paresse et paresse. Et en même temps une sorte d'étourderie, qui fait que, tout en te connaissant, je ne réfléchis point à cette souffrance dont tu me parles. C'est un grand tort, mais c'est une faute de mon esprit, qui est réellement léger, distrait, et non pas de mon cœur. .....Il se fait en moi un changement étrange; c'est certain que je commence à sentir une chose qui m'était inconnue — de l'ambition, non pas politique, bien entendu, mais voilà deux mois que jour et nuit je suis poursuivi par une idée fixe, invariable, mon idée de théâtre. Je fais un plan de tragédie, ce qui est horriblement difficile.*

Es ist bekannt, daß Musset im Jahre 1839 einen Versuch mit einer Tragödie machte, die der Geschichte der Merowinger entlehnt und deren Heldin die furchtbare Fredegunde war.

Einige Szenen dieses Stücks, das den Titel *La Servante du Roi* führen sollte, sind vollendet und in den *Œuvres posthumes* enthalten.

Obwohl der Dichter sich selbst aufs heftigste der Trägheit anklagt, nimmt er es fast übel, als ihm Aimée wieder einmal eine kleine Predigt wegen dieses Fehlers hält: „Wer hat dir denn gesagt, daß ich so faul sei?" Die eheliche Verbindung, zu der sich Aimée erbot, lehnte Musset ziemlich schroff ab. Er schreibt ihr, er könne ihr Schicksal nicht an seine ungewisse Zukunft ketten. Wenn sie eine Million hätte, würde er lachend „ja" sagen, ein Sonett dichten und eine Zigarette dazu rauchen! Das ist der „*Gamin d'Alfred*" der George Sand! Der Schmetterling „*Prince Phosphore au cœur volant*", wie ihn Frau Jaubert getauft hatte, flog bald anderen Blumen zu. Die schöne Fürstin Belgiojoso, die Rachel, Pauline Garcia treten in sein Leben. Die Briefe an Aimée werden seltener und kühler, die Liebe verglimmt. Im Mai 1839 schreibt er: *Appelle amour ou amitié le sentiment que j'ai et aurai toujours pour toi. Je n'y verrai jamais de différence.* Noch manches Mal taucht später das Bild des schönen und klugen Mädchens, das ihn so ehrlich geliebt, vor ihm auf, und sein unstetes Herz sehnt sich nach Aimée zurück, wie einst nach George Sand, wenn auch nicht so leidenschaftlich. Am 18. August 1841 schreibt er ihr: *Quelqu'un qui pense à vous sans cesse et dont le souvenir, s'il existe encore, est peut-être désagréable a eu cent fois la tentation de vous écrire. Il cède jourd'hui à cette tentation sans raison et sans espérance, si non que vous êtes la seule vraie aimée.* Und unterm 14. Januar 1842: *Tout m'ennuie. M'aimes-tu encore? Il n'y a que toi qui aies du cœur. Pas de lettre-oui ou non!* Vielleicht hatte der Dichter inzwischen erfahren, daß es Frauen gibt, die kein Herz haben (Fürstin Belgiojoso!)[2] Aber das Band der Liebe war gelöst, und Aimée war offenbar nicht geneigt, es aufs Neue zu knüpfen, was begreiflich ist.

Ein förmlicher Bruch zwischen den Liebenden hat nicht stattgefunden; sie blieben in freundschaftlichen Beziehungen. Der letzte Brief der Sammlung (vom Juli 1848) lautet: *Ma chère poupette, Je vous envoie une loge* (für die Aufführung des Chandelier). *Veuillez ne jamais oublier que vous ne sauriez me faire un plus grand plaisir que de me demander une chose qui puisse vous être agréable. Je vous serre la main de tout cœur.*

Aimée d'Alton bewahrte das Andenken an ihre romantische Liebe immer im Herzen. Als A. de Musset am 2. Mai 1857 starb,

[2]) Vgl. auch die Gedichte *Adieu* und *A Mademoiselle * * * (Oui, femmes quoi qu'on puisse dire)* vom Jahre 1839 und die Bemerkung in P. Mussets Biographie Abschn. XII, S. 212 ff. Die betr. Person, der auch die Gedichte galten, ist wohl Pauline Garcia, die sich gegen die Huldigungen des Dichters ablehnend verhielt.

vergoß sie heiße Tränen. Vier Jahre darauf verheiratete sie sich mit Alfred's Bruder, Paul; sie starb am 30. Dezember 1881.

Der unermüdliche Herr L. Séché hat die Briefe A. de Musset's an Aimée d'Alton in einem hübschen Bande zusammengestellt, der soeben erschienen ist. Das Bildnis Aimées nach der Statuette von Barre, eine Einleitung und erläuternde Noten, Autographen, sowie die an Aimée d'Alton gerichteten reizenden Gelegenheitsgedichte sind beigefügt. Ich kann es mir nicht versagen, eines der letzteren anzuführen:

Vous demandiez un impromptu.
Je l'ai tenté, mais n'y réussis guère.
Croyez bien que pour vous complaire,
Je l'aurais fait, si j'avais pu.
A votre tour, essayez, ma maîtresse,
Et faites-moi jusqu'au tombeau
D'une douce et vieille tendresse
Un impromptu toujours nouveau.

In einem Anhang ist die Novelle *Le fils du Titien* abgedruckt

Der Aufsatz der *Illustration* enthält außer dem Bildnis von Aimée d'Alton nichts Bemerkenswertes.

Alfred Capus (in dem angef. Artikel) weist im Anschluß an Musset's Briefe an Aimée d'Alton auf die Bedeutung hin, welche Musset heute noch für das gebildete Publikum habe. Wenn auch jene Begeisterung, die das junge Frankreich der sechziger Jahr für Musset beseelte, heute nicht mehr in der französischen Jugend glühe, so seien seine Dichtungen, und namenlich seine Bühnenstücke, doch auch heute noch frisch lebendig; sein Theater reihe sich würdig dem von Racine und von Molière an. Madame Jean Bertheroy hat in den *Annales politiques et littéraires* gesagt: *Je viens de relire les Caprices de Marianne. Comme c'est charmant, mais comme cela a vieilli!* A. Capus weist diese Äußerung entschieden zurück und erteilt der verwegenen Dame einen höflichen Verweis.

II. Jean Monval, *Le Poëte déchu par Alfred de Musset.* Revue de Paris No. 3, 1. Febr. 1910.

Paul de Musset erzählt in der Biographie seines Bruders (Abschnitt XII, S. 222) von einer Prosadichtung *Le poète déchu*, mit welcher Alfred de Musset sich im Jahre 1839 befaßt habe. Der Dichter war damals in Geldverlegenheit, seine poetischen Arbeiten für die Revue trugen nicht viel ein, und man redete ihm deshalb zu, Beiträge in Prosa, ähnlich seinen Novellen, zu liefern, weil diese dem Geschmack des großen Publikums mehr entsprächen, auch mehr Seiten füllten und deshalb besser bezahlt würden. Musset, der nach der Vollendung seiner Novellen *Croisilles* ausgerufen hatte: *finis prosae!* (vgl. Biographie S. 212),

entschloß sich nur schwer und unter heftigen inneren Kämpfen, zu der ihm unsympathisch gewordenen prosaischen Form zurückzukehren. Aber eines schönen Tages überraschte er den Bruder mit den Worten: ,,*Vous voulez absolument de la prose, je vous en donnerai*" dabei legte er ihm ein von ihm geschriebenes nahezu vollendetes Werk vor. ,,*Ce n'est ni un mémoire*", sagte er, *ni un roman. Il y a trop de choses inventées pour que ce soit une confession, et trop de choses vraies pour que ce soit un conte fait à plaisir. Ce qu'il y a malheureusement de trop réel, c'est la douleur qui me l'a dictée et les larmes que j'ai versées en l'écrivant*". Der Inhalt dieses Werkes, welches Paul de Musset une œuvre bizarre nennt, ist die Geschichte eines wohlbegabten jungen Mannes aus guter Familie, der zu seinem Vergnügen Malerei und Musik treibt und Verse macht, ohne sich für einen bestimmten Beruf zu entscheiden. Unerwartete Vermögensverluste der Familie zwingen ihn, für den Unterhalt seiner Angehörigen zu arbeiten. Er schreibt Romane und hat im Anfang Erfolg, aber die Not drängt i hn, ohne Rast weiter zu schreiben, seine Einbildungskraft erschöpft sich, sein Kopf ermattet. Er verzweifelt an seinem Dichterberufe und widmet sich der Malerei. Aber auch diese Kunst gewährt ihm keine dauernde Befriedigung; bei dem Ringen ums tägliche Brot fühlt er sich nicht imstande, das hohe Ziel, das ihm vorschwebt, zu erreichen. Nun sucht er sein Heil in der Musik. Einige seiner Kompositionen gefallen. Er zieht nach Deutschland, ins gelobte Land der Musik, aber dort geht er unter in der großen Flut der Musiker und Komponisten. Gebrochenen Herzens kehrt er nach Paris zurück. Der Gedanke an Selbstmord reift in ihm. Aber er will eine Spur seines Daseins zurücklassen; er will der Welt, bevor er von ihr scheidet, noch sagen, was er gelitten hat. In einem Dorfwirtshaus in der Schweiz schreibt er seine Erinnerungen nieder, dichtet und komponiert einen Abschiedsgruß an das Leben und malt sein Bildnis.

Über den Schluß der Geschichte war Musset nicht mit sich einig. Er dachte einmal daran, die Lösung dadurch herbeizuführen, daß eine junge Dame, die mit ihrem Vater in der Schweiz reist, das Abschiedslied des Dichters belauscht, seine Genialität erkennt und ihn zum Leben und zur Liebe zurückführt. Dann schien ihm aber wieder ein tragischer Schluß notwendig zu sein. Ebenso war er im Zweifel, ob er das Werk *Le rocher de Sisyphe* oder *Le poète déchu* nennen sollte. Sein Bruder befürwortete lebhaft den ersten Titel, aber am 15. Dezember 1839 kündigte die *Revue des deux mondes* auf einem blauen Zettel den neuen Roman von Alfred de Musset, *le Poète déchu*, als nächstens erscheinend an. Der Roman erschien n i e , er scheiterte, wie sein Held. Obgleich Paul de Musset und Alfred Tattet, von dem Werke ergriffen und hoch entzückt waren, verbrannte der Dichter mehrere Blätter desselben und warf später einen weiteren Teil

der Handschrift ins Feuer. Die Leser der *Revue des deux mondes* mußten sich mit der poetischen *Sylvia* begnügen, die am 1. Januar 1840 erschien.

Das hübsche Gedicht „*Idylle*" *(Rodolphe et Albert)*, welches A. de Musset in die Erzählung vom Poète déchu hatte einflechten wollen, war schon vorher, am 1. Oktober 1839, allein in der Revue erschienen.

Paul de Musset mußte dem Dichter versprechen, auch das, was von dem Poète déchu noch übrig war, mit Ausnahme einiger Stücke, für welche Paul Gnade erwirkt hatte und die erhalten sind, zu vernichten. Paul sagt in seiner Biographie (geschrieben 1877), es seien noch 25 geschriebene Blätter vorhanden; er werde sie seinem Versprechen gemäß vernichten.

Wider Erwarten sind einige dieser Blätter vom Feuertode gerettet worden und in die Hände Jean Monvals gelangt. Frau Martellet, A. de Musset's treue Haushälterin, die sich in der Literaturgeschichte beinahe einen ähnlichen Platz erobert hat wie Molières Dienerin Laforêt, übergab im Jahr 1896 dem Akademiker François Coppée eine Anzahl Papiere aus dem Nachlaß ihres verstorbenen Herrn. Coppée hinterließ sie Hrn. Monval. Unter diesen Papieren fand sich eine Abschrift mehrerer Stellen aus dem *poète déchu*, die nun, so weit sie nicht schon bekannt waren, in der Revue de Paris veröffentlicht werden. Die Echtheit der Stücke scheint außer Zweifel zu stehen.

Ob Paul de Musset seinen Auftrag nicht pünktlich vollzogen hat, oder ob etwa eine Abschrift da war, von der er nichts wußte, läßt sich nicht bestimmen. Mittels dieser neuen Veröffentlichung, die allerdings nur etwa sechs Druckseiten umfaßt, und der bisher schon vorhandenen Bruchstücke, läßt sich die ursprüngliche Gestalt wenigstens eines Teils des Poète déchu annähernd wiederherstellen.

Die Erzählung beginnt mit einer „*Introduction*" (wörtlich mitgeteilt in P. de Musset Biogr. S. 223). Sie zeichnet mit wenigen Strichen die Örtlichkeit und gibt den Grundton an, auf den die Erzählung gestimmt ist; zugleich läßt sie uns den genetischen Zusammenhang zwischen der Geschichte und dem persönlichen Erleben und Empfinden Alfred de Mussets erkennen: *C'est mon métier*, sagt der Erzähler, *de parler en prose* — das war ja auch Mussets großer Schmerz — *un langage que je méprise, un grossier instrument sans cordes dont abuse le premier venu.* Die Einleitung schließt mit den Worten: *J'ai été poète, peintre et musicien; mes misères sont celles d'un artiste, mes malheurs sont ceux d'un homme.*

Nun folgt, neu veröffentlicht, eine Übersicht über die Jugendzeit des Erzählers, ein Stück Selbstbiographie Alfred de Mussets. Verschiedene Züge stimmen mit der Biographie von P. de Musset

überein. Bemerkenswert sind die Äußerungen über die Stellung des Dichters zur Romantik. Was der Erzähler über seine Persönlichkeit und seine Lebensführung sagt, weist unverkennbar auf A. de Musset hin:

Me voilà donc sur le pavé de Paris, donnant, comme on dit, de belles espérances, et bien convaincu que j'étais quelque chose; d'une conduite, au reste, assez dissipée, affectant des idées de rouerie qui rimaient avec ma poésie, fier de passer, quand on se retournait, n'étant jamais seul, même devant mon miroir, vanté par des écervelés de mon âge, me raillant de ceux qui me blâmaient, déraisonnant avec des grands hommes de ma taille, amoureux fou d'un vers baroque, d'une phrase gothique, d'un sonnet gaulois, criant qu'on avait péché une perle.

Hier ist in der Abschrift eine Lücke, die, wie es scheint, ziemlich erheblich ist. Nach den Angaben der Biographie (S. 224) folgte die Geschichte der Reise A. de Mussets nach Venedig und seiner unglücklichen Liebe zu George Sand. Der Schluß dieser Episode, der „Epilog", in dem Musset die innere Umwandlung schildert, die er infolge jenes schmerzlichen Ereignisses erfahren, ist uns erhalten in der Biographie Abschn. VII S. 33, ebenso die Erklärung, die A. de Musset den wegen seines Stillschweigens besorgten Freunden gab und die er beinahe wörtlich in den poète déchu aufnahm (Biogr. S. 141).

Nach dem neu veröffentlichten Fragment erzählt Mussets Poète sodann, wie er einem Verleger seine Verse angeboten habe, aber abgewiesen worden sei, da diese Ware gegenwärtig nicht marktgängig sei; wenn er ihm einen Roman schreiben wolle, werde er 20 sous für das Exemplar bezahlen. Dies erinnert sehr an die von Paul de Musset (Biogr. S. 109) berichtete Äußerung des Buchhändlers Renduel, wonach *les vers n'étaient pas une denrée facile à écouler, tandis que la prose se vendait comme du pain.* Auch sonst begegnen uns verschiedene Gedanken und Wendungen, die uns aus der Biographie bekannt sind, z. B. *La nécessité est une muse à laquelle le courage donne sa poésie.* (vgl. Biogr. S. 108). *La mort frappe ailleurs que l'amour* (der Tod des Vaters ist gemeint; vgl. Biogr. S. 106: *La mort nous frappe autre part que l'amour*). Die Schilderung der qualvollen Nacht, in welcher der poète zum Entschluß kommt, der Dichtkunst zu entsagen, stimmt fast wörtlich überein mit dem von P. de Musset gegebenen Auszuge (Biogr. S. 223). Das Fragment geht nun über zu einer theoretischen Ausführung über den Unterschied, der nach der Ansicht des Dichters zwischen dem Poeten und dem Prosaiker besteht. Dabei betont der Dichter, daß er unter poète nur den versteht, qui parle en rimes. Es ist dies dieselbe Abhandlung, die unter dem Titel *Le poète et le prosateur* den *œuvres posthumes* von A. de Musset einverleibt ist (S. 87 bis 91 der Ausgabe von Charpentier von 1903). Sie ist für Mussets

dichterische Anschauung charakteristisch. Die Melodie, das musikalische Element, Rhythmus und Reim sind nach seiner Ansicht für den Poeten wesentlich und unentbehrlich. Deshalb werden auch der *romancier* und selbst der *écrivain dramatique* (der Prosadramen schreibt) als *prosateurs* dem *poète* gegenübergestellt. Die Reflexion tritt bei dem poète zurück; sie ist vorhanden, aber sie wird nicht vorgetragen. *Dans tout vers remarquable d'un vrai poète il y a deux ou trois fois plus que ce qui est dit; c'est au lecteur à suppléer le reste.* Der Schluß der Abhandlung lautet, auch sehr bezeichnend für Musset: *Arrivé au terme de sa gloire, le dernier regard que le poète jette sur ce monde est celui d'un enfant.*

Nach diesem Satze hat die Abschrift den Vermerk: *La suite a été brûlée par ordre de l'auteur.* Es drängt sich die Frage auf, ob das Werk überhaupt vollendet, oder wie weit es vollendet war. Als Alfred es seinem Bruder vorlas, war es nur bis zur Abhandlung über *Le poète et le prosateur* vollständig ausgeführt (Biogr. S. 226). Daß Musset noch weiter daran gearbeitet hat, wird nicht gesagt; wir erfahren nur (Biogr. S. 236), daß A. de Musset nach dem ersten Autodafé, dem mehrere Blätter zum Opfer fielen, die übrigen in einen Umschlag gelegt und gesagt habe, die Arbeit enthalte gute Gedanken, die zur poetischen Ausführung geeignet seien.

Auch über die Beweggründe, die den Dichter bestimmten, gegen sein offenbar geniales und in vielen Beziehungen bedeutsames Lebensbild so selbstmörderisch vorzugehen, werden keine Andeutungen gegeben. War es die geradezu krankhafte Abneigung gegen die Prosa? War es die Erregung, in der er sich befand, und die durch den Gegenstand des *poéte déchu* noch gesteigert wurde? Jedenfalls ist es zu beklagen, daß wir statt des ganzen poète déchu nur disiecti membra poëtae besitzen, die durch Monval's Veröffentlichung allerdings in schätzbarer Weise vermehrt wurden.

Baden-Baden. WILH. HAAPE.

Miszellen.

Zu V. 5518 des Folque de Candie.

Touz les galoz est cele part tornez.
Son destrier fu **d'estre**[1]) ferrant comez.

Als Nachtrag zu meiner eben fertig gewordenen, gänzlich umgearbeiteten und vermehrten dritten[2]) Auflage des kleinen Cligés (1910, in Rom. Bibl. Band 1) möchte ich hier die eben angeführte Stelle aus Fulko von Gandia behandeln.

Z. 4770 des Cligés, wo alle Hss. *sor un fauve destrier comé* geben, hatte G. Paris im Journ. des Sav. 1902 Febr. S. 66 das *destrier* in *destre* gebessert und mit je einer Stelle aus dem Thebanerkrieg, dem Alexander und dem Veilchenroman gestützt. In meiner Anmerkung zu dieser Stelle bringe ich noch ein beweisendes Beispiel aus dem Heraklius 5433: *maint cheval destre comé* bei, deswegen beweisend, da *cheval* dabei steht, während bei bloßem *destrier comé* doch die Möglichkeit eines bloßen Epitheton ornans (Pferd mit »schöner« Mähne) ebenso nahe liegt. Ebenso beweisend, eigentlich noch mehr, ist die Stelle aus Fulko, da hier das *destre* (denn so ist das von O. Schultz-Gora I S. 248 in den Text gesetzte mir völlig dunkele *d'estre* zu lesen) gleich nach *destrier* kommt, also nur *destre* „auf der rechten Seite"[3]) gemeint sein kann.

[1]) V. L.: so P[1], fehlt B, *courant et abrieuez* P[3]

[2]) und zwar um sechs Druckbogen ohne Erhöhung des Preises. — S. XIII ist am Schluß der Anm. 2 hinzuzufügen: Auch Voretzsch, Einführung (1905) S. 298 entscheidet sich ebenso für Kristian, nachdem schon Gröber, Grundriß (1898) II, 524 und Suchier, Altfr. Literaturgeschichte vorausgegangen waren.

[3]) Mir als Nichtreiter fiel das Kämmen der Mähne auf die rechte Seite auf, weil ich meinte, daß dort die oft recht langen Haare der Mähne hinderlich sein könnten, wo die rechte Hand stets allerlei zu schaffen hat. Ich wandte mich an zwei erfahrene Fachleute, die die rechte Seite für das Hinüberlegen der Mähne als ganz unzweckmäßig bezeichneten. „Die Mähne muß stets links hängen; denn der Reiter steigt auf sein Pferd von der linken Seite, wobei er sich beim Aufsitzen an der Mähne festhält. Er muß von links schon deshalb aufsitzen, weil er links den Säbel trägt [ebenso die Ritter damals ihr Schwert]. Die Mähne könnte nur rechts hängen, wenn er von rechts aufsitzen wollte, was er aber schon seines Säbels wegen nicht tun kann." In L. Gautiers' Chevalerie finde ich die Mähne rechts bloß

Ebenso verhält es sich mit einer zweiten Stelle im Fulko, wo 7752 [*par l'estrief est montez*] *Sor son cheval, qui fu d e s t r i e r s comez*, das ohne weiteres in *destre* zu bessern ist.

Da ich schon daran bin, einen Nachtrag zu meinem kleinen Cligés[3] zu geben, so sei hier gleich noch bemerkt, daß die von O. Schultz-Gora abgedruckte Hs. P[1] (der er in der V. L. dann die Lesarten von drei andern der uns erhaltenen neun beigibt) zur Gruppe derjenigen champagnisch-östlichen Texte gehört, die ich S. LXXX f. aufzähle, nämlich die Cambridger Hss. des Wilhelmslebens und der H. Paula sowie deren Verfasser, und der ebenfalls vor kurzem herausgegebene Eructavit. Auch P[1] hat *äussiént*, *poïsse* usf., dabei manch altertümliches und auch andere Besonderheiten, die recht auffällig sind, stimmt aber auch ganz besonders in der häufigen Verwendung des ursprünglich weiblichen *joie* „Freude“ als Maskulin, worüber ich zuerst im gr. Erec 6636, Wilh. 1145, jetzt in Cligés[3] zu 6616 und nochmals ausführlich S. LXXXI, Anm. 2 handle, wo ich die seltsame Deutung F. J. Atkinson Jenkins, der männliches *joie*, das so oft im Eructavit vorkommt, stets ausgemerzt und mit einem *joiés* = **gaudialis* hat ersetzen wollen, abweise. Im Fulko findet sich das masc. *joie*:

4036. . .//*ses joies est failliz* (P[2] *joer.* P[2] *soulaz*, B *ioie faillie* mit falschem Reime)

4387 *Pres de cest joie* // *avront grant destorbier* (P[2] *Apres la ioie*)

8503. . // *mes joies est fieniz* (P[2] P[3] ändern)

8958 *Encui ert toz* // *nostre joies feniz.*

Zum Schluß noch eine Bemerkung, sie betrifft die neue, eben herausgekommene Fulkoausgabe. Der Hg. hat sich begnügt, die beste Handschrift P[1] sorgfältig abgedruckt in den Text zu setzen, und die Lesarten von drei minderwertigen in die V. L. zu verbannen. Ein eigentlich kritischer Text liegt nicht vor. Dieses Verfahren war im vorliegenden Fall das einzig richtige und mögliche und kann nicht genug gelobt werden, daß der Hg. sich nicht verleiten ließ, der Theorie wegen etwas im vorliegenden Fall Unerreichbares geben zu wollen. Zwar lassen sich

S. 330 (?). 716. 718, sonst immer links 373. 712. 719. 722. 732. 751. 752. Nun ist es ja ein beliebtes Kunststück gewesen, das an dem gewappneten besonders flinken Ritter gepriesen wird, daß er mit kurzem Anlauf ohne Steigbügel in den Sattel springt, wobei er sich offenbar mit den Händen auf dem vordern hohen Sattelbogen festhielt. Aber dies wird kaum die gewöhnliche Art des Aufsitzens gewesen sein; denn bei ihr war es gleichgültig, auf welcher Seite die Mähne hing. Nun könnte vielleicht jemand einfallen, daß der am Rand zerhauene Schild, der ja links getragen wurde, mit den Haaren der Mähne sich verwickeln und hängen bleiben könnte — aber die überwiegende Zahl der Abbildungen sichert, wie heute, die linke Seite. Die Lanze, die rechts getragen wurde, konnte kaum mit den Haaren in Kollision kommen, da sie ja so lang war, daß ihr Kopfende weit über den Kopf des Pferdes hervorragte.

manche Stellen in P[1] durch die V. L. mit Sicherheit bessern, aber das wird in den Anmerkungen sicherlich geschehen. Gerade bei den Chansons de geste, wo die Schreiber ihrer Vorlage gegenüber viel freiher und unabhängiger stehen (sie behandeln sie wie weiches Wachs ein Modellierer behandelt) als bei höfischen Romanen oder anderen strengeren Texten höfischer oder gelehrter Herkunft, läßt sich oft ein sicherer Text nicht herstellen, was dann so oft Romanisten, besonders jüngere, veranlaßt hat, ihr bereits gesammeltes Material überhaupt liegen zu lassen, weil sie zum Bewußtsein kamen, daß der von der Theorie verlangte streng kritische Text nicht herzustellen ist. Wie viel Mühe und Zeit ist so unnötig verloren gegangen, während der Abdruck der Hss. in der Weise, wie es hier bei Fulko geschehen,[4]) den Anforderungen der Wissenschaft genügt und diese daraus großen Nutzen gezogen hätte und eine Reihe von nötigen Arbeiten angeregt worden wären.

Bonn. W. FOERSTER.

Die Quellen von Balzacs Roman: La Peau de Chagrin.

In den Jahren 1820 bis 1829 hatte Honoré de Balzac vergeblich versucht, sich durch Veröffentlichung zahlreicher Romane als Schriftsteller Anerkennung zu erringen. Dies gelang ihm jedoch erst durch das von ihm als *étude philosophique* bezeichnete Werk: *La Peau de Chagrin* (erschienen 1831).[1]).

Dieser Erfolg beruhte vornehmlich auf zwei Umständen. Einmal betrat Balzac mit der Schilderung des Pariser Lebens das Gebiet, auf das ihn seine besondere Begabung hinwies; anderseits stand er in dem Grundgedanken des Werkes auf den Schultern eines Größeren: Goethes.

Goethe war den Franzosen zuerst als Verfasser der „Leiden des jungen Werthers" bekannt geworden. Dies erkennen wir noch in unserem Werke an der etwas spöttischen Äußerung Rastignacs über seine Braut: *»Elle pleure des averses à la lecture de Goethe.«* Seit 1828[2]) aber wurde der 1. Teil des „Faust" von dem größten Einfluß auf die französischen Romantiker. „Welcher europäische Dichter hätte sich überhaupt dem Zauber der gewaltigen Goetheschen Dichtung ganz entziehen können?"[3])

So hat denn auch *La Peau de Chagrin* in „Faust" ihr Vorbild Süpfle führt unter den Faustnachahmungen Balzacs Werk noch nicht an, und Baldensperger S. 135 muß sich bei derselben Aufzählung wegen der Fülle seines Stoffes mit den Worten begnügen: *Un contrat joue son rôle dans la Peau de chagrin.* In Wirklichkeit aber sind die

[4]) Ich verweise auf die prächtige Ausgabe der *Enfances Vivien* von Wahlund-Feilitzen (1892), aus der wir viel mehr gelernt haben, als wir aus einer kritischen Ausgabe getan hätten.

[1]) Petit de Juleville: *Histoire de la langue et de la littérature françaises VII, 456: Dès la Peau de chagrin, il est célèbre.*

[2]) F. Baldensperger: *Goethe en France*, Paris 1904.

[3]) Th. Süpfle: *Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich.* Gotha 1886—90.

Beziehungen beider Werke weit inniger, als diese kurze Andeutung vermuten läßt.

Balzac nennt seinen Helden Raphael de Valentin und erinnert damit an Gretchens Bruder. Nun leitet sich zwar nach der scherzhaften Deutung von Raphaels Freund Emil das Haus Valentin von Kaiser Valens ab. Die Erinnerung an den Valentin im „Faust" wird jedoch durch den Umstand sehr wahrscheinlich, daß Raphael ganz unvermutet einen Zweikampf zu bestehen hat, aus dem er allerdings als Sieger hervorgeht.

Zu Beginn des Romans finden wir Raphael, nachdem er im Spiele sein letztes Geld verloren hat, in einer Stimmung, die uns das Schlimmste für sein Leben befürchten läßt. Er hat bisher unerschütterlich an seinen Dichterberuf geglaubt, aber die Welt hat ihm ihre Anerkennung versagt. So will er denn gleich Faust seinem Leben ein Ende machen: die Wasser der Seine sollen über ihm zusammenschlagen. Der Anblick einer vornehmen Dame[4]) veranlaßt ihn aber, zu seiner Zerstreuung in einen Laden zu treten, in dem bedeutende Vorräte an Kunstgegenständen aufgespeichert sind. In seinem Traumzustande gleiten alle diese Eindrücke an ihm vorüber wie die Gestalten der Walpurgisnacht auf dem Brocken an Dr. Faust. Unterdes ist der Abend hereingebrochen. Da sieht er ein magisches rötliches Licht durch die Finsternis blinken, wie Faust den Pudel erblickt, hinter dem ein Feuerstrudel herzieht: es ist mit seiner Laterne der alte Kunsthändler selbst, der Mephistopheles des Werkes. Dieser zeigt dem Käufer ein Christusbild von Raffael Santi, dessen künstlerischer Eindruck auf ihn so stark ist, daß er seine Selbstmordgedanken aufgibt. Auch Faust wird durch religiöse Einwirkungen, durch die Erinnerung an Christi Auferstehung, dem Leben wiedergeschenkt, als er eben die verhängnisvolle Schale ansetzt.

Bald hat der Händler erkannt, daß Raphael kein ernstlicher Käufer des Bildes ist, und hat auch seine verzweifelte Lage durchschaut. Deshalb macht er ihm das Anerbieten: *Je veux vous faire plus riche, plus puissant et plus considéré que ne peut l'être un roi constitutionnel*, ähnlich wie Mephistopheles dem Faust verspricht: „Ich gebe dir, was noch kein Mensch gesehn. Ich will mich h i e r zu deinem Dienst verbinden, auf deinen Wink nicht rasten und nicht ruhen." (Faust I, 1674; 16567).

So kommt denn der Pakt zustande. Raphael erhält die mit einer Sanskritinschrift versehene Haut eines Waldesels. Diese hat die Eigentümlichkeit, daß sie ihrem Besitzer zwar die Erfüllung jedes denkbaren Wunsches sichert, dabei jedoch allemal an Umfang einbüßt. Mit der Verkleinerung der Haut verkürzt sich auch die Lebenszeit des Inhabers. Während also für den Pakt im Faust die A r t des Genusses — der höchste und schönste irdische Augenblick — maßgebend ist, handelt es sich in *La Peau de Chagrin* um die Z a h l der Wünsche, eine Änderung, die den dichterischen Wert des Werkes ungünstig beeinflussen muß.

Nach Abschluß des Paktes tritt Raphael auf die Straße und trifft hier seine Freunde. Die burschikose Art der Begrüßung erinnert etwas an die Szene in Auerbachs Keller. Die Freunde nehmen ihn als Gast in das Haus eines Bankiers mit. Während des Mahles berichtet Raphael seine Lebensschicksale bis zum gegenwärtigen Augenblick.

Diese stimmen in vielen Punkten mit dem L e b e n s g a n g e B a l z a c s überein. Auch Raphael kommt wie Balzac nach beendeten Schulstudien zu einem Advokaten. Der Vater behandelt den Jüngling

[4]) Stefan Zweig: *Balzac. Zukunft* XVI, 57. 1908.

lange Zeit wie einen Unmündigen. Als er aber den Sohn eines Tages im Spielsaale trifft, weiht er ihn gegen das Versprechen, nie wieder öffentlich zu spielen, in alle seine Geschäfte ein. Nach dem Tode des Vaters fällt Raphael nur eine geringe Erbschaft zu, aber er kann jetzt wenigstens seinen Neigungen leben.

Er besitzt einen faustischen Wissensdrang und will „fortschreiten auf den weiten Gebieten menschlicher Erkenntnisse." Er hält sich, wie schon erwähnt, für einen der Großen dieser Erde.[5]) Aber trotz aller seiner Versicherungen von der Erhabenheit tiefschürfenden Studiums ist ihm die geistige Arbeit doch nur Mittel zum Zweck. Seine wahre Absicht geht vielmehr dahin, sich mit dem erdenklichsten Luxus zu umgeben und alle diese Herrlichkeiten einer eleganten Pariserin zu Füßen zu legen.

Vorerst aber beginnt er nach dem Tode des Vaters, der aus ihm gern einen Staatsmann gemacht hätte, nach Aufgabe seiner Rechtsstudien ein unsicheres und ärmliches Literatenleben. Wie für Dr. Faust, bedeutet auch für Raphael die Studierstube die Welt. Drei Jahre lang haust er in der Vorstadt in einem Dachstübchen, mit der Abfassung zweier umfangreicher Werke beschäftigt. Der Lebensgang Balzacs gleicht insofern dem seines Helden, als sich auch bei ihm der Übergang vom Rechtsstudium zur Schriftstellerei vollzogen hat.

Draußen in der Vorstadt lernt Raphael Pauline Gaudin, die Tochter seiner Wirtin, eine Mignongestalt, kennen, die ihm in rührender Liebe zugetan ist. Doch ein armes Mädchen kann er unmöglich lieben; sein Grundsatz ist: »*Vive l'amour dans la soie! Ie ne conçois pas l'amour dans la misère. En France, ... nous sommes depuis vingt ans sans reine, j'eusse aimé la reine!*« Im Innersten verehrt er jedoch Pauline aufrichtig, und sein erstes Gefühl für sie ist Bewunderung. Sie wird sein Schutzgeist Ariel, sie tröstet ihn und scheut trotz ihrer Armut auch vor Geldopfern nicht zurück. Raphael behandelt sie stets zart und rücksichtsvoll und nimmt sich auch ihrer geistigen Ausbildung an.

Paulines Mutter gleicht hinwiederum der Marthe im Faust. Auch sie ist lange Zeit ohne Nachricht von ihrem Mann. Dieser kehrt aber zum Unterschiede von Marthes Gatten schließlich als Millionär zurück.

Die Gretchengestalt im „Faust" hat in *La Peau de Chagrin* keine entsprechende Vertreterin. Während ihr im Charakter Pauline nahekommt, sind zahlreiche äußere Züge auf Fœdora übergegangen. Dies ist die Frau, wie Raphael sie sucht: reich, geistvoll, verführerisch, trotz ihrer nicht ganz einwandsfreien Ehe ziemlich geachtet, dabei von verhaltener Leidenschaft und gerade darum reizvoll. Trotz ihrer 22 Jahre — an die man ohne die ausdrückliche Versicherung Balzacs nicht mehr recht glauben möchte — hat sie es verstanden, einen erlesenen Kreis von Gelehrten, Schriftstellern, Ministern usw. um sich zu scharen.

Balzac nennt die Ausstattung ihrer in frohen Farben gehaltenen und geschmackvoll eingerichteten Räume „*amoureux et vague comme une ballade allemande.*" Nun läßt sich von den klassischen deutschen Balladen im allgemeinen weder das eine noch das andere behaupten, und wir dürfen deshalb auch nicht an die Balladen im strengen Sinne des Wortes denken. Die Lösung sehe ich darin, daß zwei Seiten später der Gesellschaftskreis Fœdoras als *ménagerie de savants* bezeichnet wird. Wem fiele da nicht Goethes Gedicht: Lilis Park ein, auf das die gedachten Bezeichnungen vorzüglich passen?

Fœdoras Boudoir ist wie Fausts Studierzimmer im gotischen Stile gehalten. Beide Räume besitzen gemalte Fensterscheiben, die

[5]) Stefan Zweig *a. a. O.* S. 56 f.

das liebe Himmelslicht nur trübe hereinlassen. An die Kerkerszene im Faust erinnert es, wenn Fœdora behauptet, ein Mann, den seine Leidenschaft bis zur Gewissenlosigkeit treibt, bringe es fertig, eine Frau auf Stroh zurückzulassen, nachdem er ihr Vermögen durchgebracht hat.

Wie Faust, erscheint es auch Raphael als zunächst erstrebenswertes Ziel, in das Gemach der Geliebten einzudringen. Faust bedient sich dazu der Hilfe Mephistos, Raphael dagegen — denn er ist noch nicht im Besitz der Eselshaut — versteckt sich in komischer Verlegenheit hinter die Fenstervorhänge ihres Schlafgemachs, jeden Augenblick vor der Entdeckung zitternd. Faust hebt behutsam einen Bettvorhang und malt sich in Gedanken die Geliebte in den Kissen, während der französische Dichter Fœdora anwesend sein läßt und so in der Entkleidungsszene dem Vorwurf der Lüsternheit nicht entgeht.

Nachdem Raphael sein Verhältnis zu Fœdora gelöst hat, da er ihre Kälte und Gleichgültigkeit nicht länger zu ertragen vermag, gerät er in die äußerste Not. In seiner Verlegenheit läßt er seinen Freund Rastignac für sich spielen. Der Gewinn von 27000 Franken ist bald vergeudet, und trotz seines dem Vater gegebenen Versprechens (vgl. S. 118) betritt er selbst wieder den Spielsaal, doch ohne Erfolg.

Damit endet der episodische Bericht Raphaels, an den der Beginn des Romans unmittelbar anknüpft. Raphael wird Besitzer der Eselshaut, die aber infolge zahlreich geäußerter Wünsche so abnimmt, daß sich ihr gänzliches Verschwinden und damit der Tod ihres Eigentümers genau vorausberechnen lassen. Um sich von ihr unabhängig zu machen, wirft Raphael sie in den Brunnen, der sich in seinem Garten befindet. Sein Gärtner bringt sie aber beim Wasserschöpfen wieder ans Tageslicht, und so gelangt sie von neuem in Raphaels Hände. Da Balzac kurz nachher von deutschen Balladen spricht, so liegt es nahe, an den „Ring des Polykrates“ zu denken. Darauf deuten auch die Worte Raphaels an Pauline: *Nous payerons sans doute, un jour, ce bonheur par quelque effroyable chagrin* = Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zu teil.

Ein Naturforscher, den Raphael befragt, schickt ihn zu einem Physiker. Dieser hat durch einen deutschen Mechaniker namens Spieghalter eine hydraulische Presse bauen lassen, unter der die Haut verbreitert werden soll. Die Presse zerspringt zum Entsetzen Spieghalters, welcher ausruft: *Le diable est logé dedans.* Der Mechaniker bringt die Haut sodann in Feuersglut, ohne daß diese ihr etwas anhaben kann. Deutlich hat hier Schillers „Gang nach dem Eisenhammer“ als Vorbild gewirkt. (*Tous . . . attendirent avec impatience le jeu d'un énorme soufflet* = Und frischer mit der Bälge Hauch erhitzen sie des Ofens Bauch). Die Behandlung der Haut durch einen Chemiker führt ebenfalls nicht zum Ziele.

Da sich der Talisman durch einige unvorsichtige Wünsche wieder verkleinert hat, so befürchtet Raphael von einer sich einstellenden Lungenschwindsucht den Tod. Er zieht deshalb vier Ärzte zu Rate, die der Krankheit machtlos gegenüberstehn. Sie sind uns als Typen mit Gelehrsamkeit prunkender, im Grunde unwissender Heilkünstler bekannt, und Balzac selbst[6]) macht kein Hehl daraus, daß wir die Ärzte aus Molieres *Malade imaginaire* vor uns haben.

Ein Aufenthalt in Aix-les-Bains und in der Auvergne bringt Raphael auch nicht die erhoffte Heilung. Schließlich ist sein Ende nicht mehr aufzuhalten, und so stirbt er denn seinem letzten Wunsche gemäß in den Armen Paulines, die nach der Heimkehr ihres Vaters

[6]) vgl. Charles de Lovenjoul: *Histoire des œuvres de Henri de Balzac.* Paris 1879. S. 170.

(vgl. S. 118) Besitzerin eines ansehnlichen Vermögens geworden ist und sich Raphael wieder genähert hat. Die Schwüle der letzten Liebesnacht ist mit Zolaschem Realismus geschildert.

In einem Nachworte sucht Balzac — den wir uns, rückschauend auf sein abgeschlossenes Werk, am prasselnden Kaminfeuer vorzustellen haben — den beiden weiblichen Hauptfiguren seines Werkes eine symbolische Deutung zu geben.

Er zeichnet mit sichtlicher Begeisterung Pauline als die Verkörperung verzehrender Liebesglut, als lockende und doch auch enttäuschende Sirene, als fast überirdische Wesenheit und doch unvollkommenes Ideal der Liebe, als märchenhaftes, duftiges Wolkengebilde, wie Goethe es uns in der Zueignung seiner Gedichte schauen läßt.

Fœdora dagegen erscheint — nach der in den letzten drei Zeilen des Werkes mit dürren Worten gegebenen Erklärung — als Symbol der Gesellschaft in ihrer Oberflächlichkeit, Herzlosigkeit und Vergnügungssucht. In der Tat ist sie weniger ein Symbol, als vielmehr ein Typus dieser Gesellschaft, deren der Dichter unter den Badegästen in Aix-les-Bains noch mehrere schildert.

Breslau. FELIX STEINS.

Postilla a Zs. XXXV (Ref. u. Rez.) 141.

Nelle glosse di Raschi, annotate da L. Brandin, il Meyer-Lübke rileva la forma *vadil* 'pelle', che egli ben manda coll'it. *badile*. La stesso fa il Thomas (Romania XXXIX 110). Ma certo non ispiacerà ai due egregi studiosi che loro si additi una forma lombardo-piemontese (*vadí* lomb., *vẹjl vir* piem.), già passata dalle mie Postille nella 2a e 3a ed. del Körting (num. 10016), e con cui la forma anticofrancese si lascia meglio raffrontare.

Nella stessa pagina, il Meyer-Lübke ragiona del *centeniers* delle stesse glosse (da *centenarium*) e trova così l'occasione di affermare che questa base non abbia altre rispondenze neo-latine. Ma in Italia abbiamo tosc. *centínajo*, sic. e cal. *cin- centinaru*, ven. *centener*, gen. *çentenâ*, lomb. *šentené*, e tra i ladini, friul. *centenar*, engad. *tschiantaneras*, sopras. *tschenner* (= tschen(t')ner).

Milano. C. SALVIONI.

Chronique étymologique des langues romanes. Depuis quelques années la science étymologique a fait de rapides progrès dans le domaine des langues romanes. Les résultats des recherches, faites par un très grand nombre de savants, sur les origines du vocabulaire roman, sont malheureusement dispersés dans des revues, déjà nombreuses, dans les glossaires qui accompagnent les éditions critiques d'anciens textes, dans les dictionnaires étymologiques, dans d'autres ouvrages dont le nombre va toujours en augmentant.

D'autre part, aucun ouvrage de référence ne s'est proposé de noter, à mesure qu'ils paraissent, tant les résultats acquis en matière d'étymologie romane que les hypothèses quelquefois fructueuses auxquelles a donné lieu l'étude du vocabulaire roman. Et cependant le temps est venu, nous semble-t-il, de créer pour le savant un moyen

de se mettre, le plus promptement possible, au courant de ce qui a été fait dans cet ordre de recherches; s'il s'occupe d'étymologie lui-même, il est évident qu'il lui importe de savoir tout ce qui a été dit sur le problème spécial qui, à un moment donné, concentre son attention, s'il ne s'en occupe pas, il veut pour le moins constater les résultats auxquels on a abouti.

La *Société Internationale de Dialectologie Romane*[1]) se propose d'enregistrer dans sa *Revue*, d'une façon sommaire, les résultats de toutes les recherches étymologiques qui concernent les langues romanes et qui ne sont pas d'un intérêt purement local et de tenir le registre au courant de tout ce qui se publiera à l'avenir.

C'est dans le but de faciliter cette tâche que les soussignés, s'adressant à tous les savants qui s'occupent de philologie romane, aux éditeurs et rédacteurs des revues, les prient instamment de bien vouloir contribuer au succès de cette entreprise, en envoyant, aussitôt que possible après la publication, un exemplaire de tout ouvrage d'intérêt étymologique (traités spéciaux, glossaires, mélanges), ou s'il s'agit d'articles de revue, le numéro de la revue ou un tirage à part de l'article au *Secrétaire de la Société Internationale de Dialectologie Romane*, Richard Wagnerstraße 43, Halle a. S. (Allemagne).

---

[1]) Rédacteurs: C. Salvioni, L. Gauchat, A. Doutrepont, A. Rivard, J. Anglade, A. M. Alcover, J. Jud, R. Menéndez Pidal, J. Leite de Vasconcellos, O. Nobiling, M. G. Bartoli, B. Schädel, E. Staaff, J. Geddes.

Publications: Revue de Dialectologie Romane et Bulletin de Dialectologie Romane (depuis Janvier 1909). — Cotisation annuelle: membres actifs 25 frs. (reçoivent toutes les publications), membres adhérents 10 frs. (reçoivent le Bulletin). Les publications de la Société ne sont livrés au commerce qu'à des prix fortement augmentés.

Prière d'adresser les adhésions et cotisations au Secrétariat, Halle a. S. (Allemagne), Richard Wagnerstarße 43.

La Société rend compte de tous les ouvrages rentrant dans son cadre dont un exemplaire est envoyé au Secrétariat. Les titres des ouvrages seront signalés dans la Bibliographie de la Société.

Leeds. P. Barbier fils.
Halle a. S. B. Schädle.

Novitätenverzeichnis.

(Abgeschlossen am 10. Juni 1910.)

1. Bibliographie und Handschriftenkunde.

Beaulieux, C. Catalogue de la réserve XVIe siècle (1501—1540) de la bibliothèque de l'Université de Paris. Paris, H. Champion. 1910. In-8, 328 p.

Catalogue général des livres imprimés de la Bibliothèque nationale. Auteurs. T. 40: Devay-Dollez. Paris, Impr. nationale. 1910. In-8 à 2 col., 1284 col. [Ministère de l'instruction publique et des beaux-arts.]

Catalogue des ouvrages de Diderot conservés au département des imprimés. Extrait du t. 40 du catalogue général des livres imprimés de la Bibliothèque nationale. Paris, Impr. nationale. 1910. In-8 à 2 col., 30 col. [Ministère de l'instruction publique et des beaux-arts. Bibliothèque nationale.]

Collijn, Isak. Kataloge der Inkunabeln der schwedischen öffentlichen Bibliotheken. Lex. 8⁰. Upsala (Leipzig, R. Haupt): III. Katalog der Inkunabeln der Stifts- und Gymnasial-Bibliothek zu Linköping. (51 S.) 2.50.

Katalog der kaiserl. Universitäts- und Landesbibliothek Straßburg. Katalog der elsaß-lothring. Abteilg. Bearb. v. *Ernst Marckwald* und *Ludw. Wilhelm.* 3. Lfg. Aus den Mitteln der Mühl'schen Familienstiftung. (V u. S. 347—502.) Lex. 8⁰. Straßburg, Kaiserl. Universitäts- und Landesbibliothek, '10. 2.00.

H[aškovec] P. M. Note sur la bibliothèque de la Croix du Maine [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. XVII, 1. S. 158].

Martin, J. B. Incunables de bibliothèques privées. 5e série. Paris, H. Leclerc. 1909. In-8, 71 p. [Extrait du «Bulletin du bibliophile»].

Wahlund. Bibliographie der französischen Straßburger Eide vom Jahre 842 (Mélanges Wilmotte, p. 863).

Auber, H. Notices sur les manuscrits Petau conservés à la bibliothèque de Genève (fonds Ami Lullin); 2e article [In: Bibl. de l'École des Chartes LXX, p. 474—522 à suivre)].

Baldensperger, F. A propos du manuscrit des „Natchez" [In: Rev. d'hist. litt. de la France XVII, 1. S. 132 f.].

Bayot, A. Les manuscrits de provenance savoisienne à la Bibliothèque de Bourgogne. Chambéry, F. Gentil 1909, in-8⁰, 10 pl. [In: Mémoires et Documents publiés par la Société savoisienne d'histoire et d'archéologie, t. XLVII].

Bertoni, G. Notice sur deux manuscrits d'une traduction française de la *Consolation* de Boëce conservés à la Bibliothèque cantonale

de Fribourg (Suisse). Publié à l'occasion de l'inauguration de la Bibliothèque cantonale et universitaire de Fribourg. Fribourg, Suisse. 1910. Impr. Saint. Paul. 64 S. 8⁰.

Gaston, J. Une Xylographie française trouvée dans une reliure ancienne [In: Rev. des Bibliothèques XX, 1—3. S. 102—106].

Seymour de Ricci. Les manuscrits de la bibliothèque du prince Frédéric Henri d'Orange [In: Rev. des Bibliothèques XX, 1-3. S. 83—101].

— Les pérégrinations d'un manuscrit du Roman de la Rose [In: Rev. des Bibliothèques XX, 1-3].

Weeks, R. The Boulogne Manuscript of the 'Chevalerie Vivien'. [In: The mod. lang. review. V, 1. S. 54—67.]

Baudrier. Bibliographie lyonnaise. Recherches sur les imprimeurs, libraires, relieurs et fondeurs de lettres de Lyon au XVIe siècle. Publiées et continuées par J. Baudrier. 8e série, ornée de 57 reproductions en fac-similé. Lyon, L. Buen. Paris, A. Picard et fils. 1910. Grand in-8, 451 p. 20 fr.

Lepreux, G. Les imprimeurs belges en France (suite et fin) [In: Bulletin du bibliophile 15 sept.—15 oct. et 15 novembre 1909].

2. Enzyklopädie, Sammelwerke, Gelehrtengeschichte.

Annales de la Société Jean-Jacques Rousseau IV (1908). XVI, 360 S. 8⁰ [La première rédaction des Confessions de J.-J. Rousseau publiée d'après le manuscrit autographe p. *Th. Dufour. Bibliographie. Chronique*].

Bulletin de la société liégeoise de littérature wallonne. H. Vaillant-Carmanne. Liège 1910. T. 53. Ire partie (Littérature).

Bulletin du Dictionnaire général de la langue wallonne V, 1 [Sommaire: Notre Orthographe. — Vocabulaire-Questionnaire (6e cahier): Quatrième liste AB-; Deuxième Liste AC-. — Liste des Correspondants qui ont répondu au 2e et au 4e Questionnaire. — Notes d'Étymologie et de Sémantique : 30. W. aychê (Jean Haust); — 31. W. mèsquène (Louis Dufrane; Auguste Scheler)].

Revue des Études Rabelaisiennes VIII (1910), 1 [Sommaire: *Liste des Membres.* — Les termes nautiques chez Rabelais, par *Lazare Sainéan.* P. 1. — Un nouvel exemplaire des «Grandes et inestimables Chroniques» (avec planches), par *Seymour de Ricci.* P. 57. — *Mélanges*: Rabelais et Flaubert, par *Lionel Laroze.* P. 93. — Le «Pantagruel» et les protestants. Un témoignage inconnu de 1532, par *Abel Lefranc.* P. 95. — *Comptes-Rendus.* P. 98: N. Martin-Dupont. François Rabelais (L.). — P. 99: Charles Beaulieux. Catalogue de la réserve (XVIe siècle, 1501—1540) de la bibliothèque de l'Université de Paris (J. Plattard). — *Chronique.* P. 100].

Boissier, G. L'Académie française sous l'ancien régime. Paris, Hachette et Cie. 1909. In-16, IX-270 p. 3 fr. 50. [Bibliothèque variée. Histoire et documents historiques.]

Jeanroy-Félix, V. Fauteuils comtemporains de l'Académie française. Etudes littéraires, Ferdinand Brunetière, de Hérédia, Anatole France, Albert Sorel, Jules Lemaître, vicomte de Bornier, Pierre Loti, Henri Houssaye, Gaston Paris, Melchior de Vogué, comte d'Haussonville, Henri Meilhac, Challemel-Lacour, Costa de Beauregard, Paul Bourget, Jules Claretie, Charles de Freycinet, Paul Thureau-Dangin, Ernest Lavisse. Paris, Bloud et Cie, In-8, 397 p.

Liard, L. L'Université de Paris. I, la Vieille Université. La Nouvelle Université. La Nouvelle Sorbonne; II, Faculté de médecine. Ecole

de pharmacie. Faculté de droit. Faculté des sciences. Faculté des lettres. Ecole normale supérieure. Paris, H. Laurens. 1909 2 vol. in-8: 1er vol., 136 p., avec 65 grav.; 2e vol., 136 p., avec 63 grav. [Les Grandes Institutions de France.]

Sabatier, Auguste, critique littéraire, d'aprés sa correspondance au «Journal de Genève»; par *Henry Dartigue*. Avec une préface de M. Jean Aicard. Paris, libr. Fischbacher. 1910. In-8, XXX-179 p.

3. Sprachgeschichte, Grammatik, Lexikographie.

Bartoli, M. G. Alle fonti del Neolatino. Trieste 1910. [Aus: Miscellanea di studi in onore di Attilio Hortis.]

Gros, R. Kleine Beiträge zur romanischen Lautforschung. Heidelberger Dissert. 1910 [Aus: Roman. Forsch. XXVII, 2] (Behandelt: Wechsel von Labialis und Gutturalis im Romanischen. Über *soif* und Verwandtes. Bemerkungen über die Entstehung „epenthetischer" Nasallaute im Romanischen. *Dehors*. Das gaskognische *h*).

Haberl, R. Beiträge zur romanischen Linguistik (Schluß) [In: Zs. f. rom. Phil. XXXIV, 129—161] (Verf. behandelt: 7. Die Suffixe *-ariu* und *ęriu* im Fr. 8. Nachtodniges *a* in Proparoxytonis in den roman. Sprachen. 9. Der Abfall des nachtonigen *e* in der 3. prs. sg. im Fr. 10. Die 3. prs. sing. des passé déf. der Verba auf *-er* im Fr. 11. Fr. prv. *aise*. 12. Fälle, wo im Rom. und Germ. offenes *e* und *o* an Stelle der geschlossenen Vokale im Lt. angetroffen wird. 13. Vortoniges *u* aus *o* im It. 14. Vortoniges *u* an Stelle von *o* im Fr. und Sp. 15. Metathese von *r* im Fr. 16. Fr. *fournir*. 17. Fr. *troupe*. 18. Fr. *trouver*. 19. Die nebentonigen offenen Vokale im Romanischen. 20. Afr. *li* und *il*. 21. Das frz. Suffix *-ange*.

Reismüller, G. Romanische Lehnwörter bei Lydgate. Leipzig, A. Deichert Nachf. Mk. 4.

Holder, Alfr. Alt-celtischer Sprachschatz. 19. Lfg. (III. Bd. Sp. 513—768.) Lex. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner 1910. Mk. 8.—.

Pirson, J. Pamphlets bas latins du VIIe siècle (Mélanges Wilmotte, p. 485).

Prou, M. Notes sur le latin des monnaies mérovingiennes (Mélanges Wilmotte, p. 523).

Dauzat, A. La Vie du langage. Evolutions des sons et des mots, phénomènes psychologiques, phénomènes sociaux, influences littéraires; par Albert Dauzat. Tours, impr. Arrault et Cie. Paris, libr. A. Colin. 1910. In-16, 316 p. 3 fr. 50.

Clair, M. Particularités de la langue de Montaigne [In: Rev. de phil. franç. et de littérat. XXIV, p. 51—60].

Flam, C. Lautlehre des französischen Textes in Codex Vindobonensis 2554. Dissert. Halle. 1909. 77 S. 8⁰.

Glaser, K. Le sens péjoratif du suffix *-ard* en français [In: Rom. Forsch. XXVII, 3. S. 932—983].

Hilgers, S. Der Lautstand in den Proverbia Salomonis von Samson von Nantuil. Dissert. Halle a. S. 1910. 79 S. 8⁰.

La Grasserie, R. de. De l'euphonie. Paris, P. Geuthner. 1909. In-18 jésus, 69 p. 2 fr. 50. [Etudes de linguistique et de psychologie linguistique.]

Meyer-Lübke. Die Aussprache des altprovenzalischen *u* (Mélanges Wilmotte, p. 377).

Schander, G. Das lat. Verbum *venire* und seine Wortsippe im Französischen. Kieler Dissert. 1909.

Stimming, Neufranzösisches «*tollé*» (Mélanges Wilmotte, p. 715).

Tappolet, E. Die *e*-Prothese in den französischen Mundarten. Zürich 1910 [Aus: Festschrift zum XIV. allgemeinen deutschen Neuphilologentage in Zürich. 1910].

Arns, K. Beiträge zur französischen Wortgeschichte. Dissertation. Münster i. W. 1910. 80 S. 8°. (Behandelt werden: *sire sieur monsieur messieurs*, *encre*, *impératrice*, *origine*, *soif*, *cour*, *monde*, *peu*, *mil mille*, *mils milles*, *truis*, *pruis*, *ruis*, *écrire*, *boire*, *lu*, *ri*, *oui*, *faubourg*, *boulevard*, *ange*, *moillier*, *oissor*, *moindre*, *vaincre*, *chair*, *larme*, *chef*, *cher*, *chère*, *ferme infirme*, *avare*, *rare*).

Baker, A. T. anc. franç. *escomos*, *escoymous* [In: Romania XXXIX, 88—90].

Behrens, D. Beiträge zur französischen Wortgeschichte und Grammatik. Studien und Kritiken. Halle a. S. Max Niemeyer. XII, 500 S. 8°.

Blondheim, D. S. anc. franç. *moisseron* [In: Romania XXXIX, 87 f.].

Fay, H. M. Lépreux et Cagots du Sud-Ouest. Notes Historiques, Médicales, *Philologiques* suivies de Documents. Avec une préface du professeur *Gilbert Ballet.* Paris, H. Champion. XXVI, 784 p. 8°. 18 fr.

Gauchat, L. Les noms gallo-romains de l'écureuil (Mélanges Wilmotte, p. 175).

Gilliéron J. et *M. Roques.* Études de géographie linguistique. XI *Di*, *jour*, et leurs composés [In: Rev. de phil. franç. et de littérat. XXIV, p. 39—50].

Gregorio, G. de. Afr. *pulcelle*, fr. *pucelle*, it. letter. *pulcella* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXIV, 373 f.].

Horning, A. Wortgeschichtliches aus den Vogesen (Mélanges Wilmotte, p. 231).

Jenkins, T. A. *Melite* [In: Romania XXXIX, 83—86].

Luchsinger, Ch. Die Älplerfamilie in den romanischen Alpendialekten der Schweiz. Zürich 1910 [Sonderabdruck aus der Festschrift zum XIV. allgemeinen deutschen Neuphilologentage in Zürich 1910].

Meyer, P. *Martin-bâton* [In: Romania XXXIX, p. 90 f.].

Nicollet, F.-N. Mélanges de linguistique provençale Aix-en-Provence. Imprimerie ouvrière (Association Cooperative) 1910 [Extrait des Annales de Provence].

Richter, E. Die Rolle der Semantik in der historischen Grammatik [In: German.-roman. Monatsschrift II, 4].

Schuchardt, H. Sachwortgeschichtliches über den Dreschflegel [In: Zs. f. rom. Phil. XXXIV, 257—294].

Schultz-Gora, O. Zur Bedeutung von afrz. *trumel* und *estrumelé* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXIV, 375 ff.].

Thomas, A. Notes étymologiques et lexicographiques. Paris, H. Champion 1909. Extrait de la Romania, juillet-octobre 1909 (non mis dans le commerce).

Benary, W. Zu *assaillir la limace* [In: Arch. f. n. Sprach. CXXIV, 137].
Clédat, L. L'expression «quitte à» (Mélanges Wilmotte, p. 99).
Frank, C. D. *En aller à la moutarde* [In: Publ. of the Mod. Lang. Assoc. of America XXV, 97—113].

Engel, H. *De* + Infinitiv als voranstehendes Subjekt [In: Zs. f. franz. und engl. Unterricht IX, 1. S. 39—43].
Etzrodt, W. Die Syntax der unbestimmten Fürwörter *personne* und *même* [In: Rom. Forsch. XXVII, 3. S. 852—931].
Fredenhagen, H. Über den Gebrauch der Zeitstufen und Aussageformen in der französischen Prosa des 13. Jahrhunderts mit Berücksichtigung des neufranzösischen Sprachgebrauchs. I. Teil: Die Zeitstufen. Beilage zum Bericht über das 4. Schuljahr. Hamburg 1910 [Realschule in Hamburg].
Hilgers, H. Die Wortstellung in Samson von Nantuils altfranzösischer Bearbeitung der Proverbia Salomonis. Dissert. Halle a. S. 1910. 163 S. 8⁰.
Rabe, H. Die Inversion des Subjekts im Französischen des XIX. Jahrhunderts. Tübinger Dissertation 1910. X, 107 S. 8⁰.

Berthelé, J. Identification toponymique de deux anciens cimetières des environs de Montpellier. Montpellier (Hérault). Impr. générale du Midi. 1910. In-8, 16 p. [Plaquettes montpelliéraines et languedociennes. VI.]
Sauvage, R. N. Notes toponymiques sur quelques localités du Calvados. Caen, Delesques. 1910. In-8, 13 p. [Extrait des «Mémoires de l'Académie nationale des sciences, arts et belles-lettres de Caen» (1909).]

La Grasserie, R. de. De l'accent comparé dans les diverses langues (Ses causes efficientes; Ses causes téléologiques; Ses différentes sortes; Ses rapports avec la quantité et la qualité des phonèmes; Son rôle dans la versification; Sa place; Ses effets). Paris, P. Geuthner. 1909. Petit in-18 jésus, 106 p. 3 fr. [Etudes de linguistique et de psychologie linguistique.]
Marage. Photographie des vibrations de la voix. Résumé d'un cours à la Sorbonne. Paris, chez l'auteur, 14, rue Duphot. In-4, 7 p. avec fig.

Levy, Emil. Provenzalisches Supplement-Wörterbuch. Berichtigungen und Ergänzungen zu Raynouards Lexique roman. 25. Heft. (6. Bd. S. 257—384.) gr. 8⁰. Leipzig, O. R. Reisland 1909. Mk. 4.—
Tiktin, H. Wörterbücher der Zukunft [In: Germ.-rom. Monatsschrift II, 4].

4. Metrik. Stilistik, Poetik, Rhetorik.

Jordan, L. s. unten p. 136 *Pathelin.*

Sebillet, T. Art poétique françoys; par Thomas Sebillet. Edition critique, avec une introduction et des notes, publiée par *Félix Gaiffe.* Paris, E. Cornély et Cie. 1910. In-16, XXVI-232 p. 6 fr. [Société des textes français modernes.]

Breimeier, Eigenheiten des französischen Ausdrucks und ihre Übersetzung ins Deutsche. (VIII, 72 S.) 1910. Mk. 1,60. [In: Abhand-

lungen, neusprachliche, aus den Gebieten der Phraseologie, Realien, Stilistik und Synonymik unter Berücksichtigung der Etymologie. Hrsg. v. Dr. Clem. Klöpper. gr. 8⁰. Dresden, C. A. Koch.]

Kottcke, Wilh. Beiträge zur französischen Stilistik. Progr. 27 S. gr. 8⁰. Berlin, Weidmann 1910. Mk. 1.—.

Vising, J. La stylistique est-elle possible? (Mélanges Wilmotte, p. 827).

5. Moderne Dialekte und Volkskunde.

Bourciez, E. Le démonstratif dans la Petite Gavacherie (Mélanges Wilmotte, p. 57).

Dottin, G. Quelques faits de sémantique dans les parlers du Bas-Maine (Mélanges Wilmotte, p. 165).

Gilliéron, J. et *Edmont.* Atlas linguistique de la France. 25e (dernière) livraison. Paris, H. Champion. Prix complet 875 fr.

Guérinot, A. Notes sur le parler de Messon (Aube). (Suite) [In: Rev. de phil. franç. et de litterat. XXIV, p. 18—38].

Horning, A. Zum Glossar von Belmont (Nachträge zu Zeitschrift XXXIII, 385 ff.) [In: Zs. f. rom. Phil. XXXIV, p. 162—181].

Jud, J. Sprachgeographische Untersuchungen [In: Arch. f. n. Sprachen CXXIV, 83—108].

Rolland, E. Faune populaire de la France; T. 11: Reptiles et Poissons (1er partie). Paris, chez les libr.-commisisonnaires. 1910. In-8, VII-255 p. 8 fr.

Verrier. Etymologies de noms de plantes et de termes de botanique. Angers, impr. G. Grassin. 1910. In-8, 21 p. [Extrait des «Mémoires de la Société nationale d'agriculture, sciences et arts d'Angers».]

Peyrot. — *L. Constans.* Un précurseur des Félibres; Claude Peyrot, prieur de Pradinas (Mélanges Wilmotte, p. 131).

Armanac (l') de Catarina Segurana. A. Giordan, directeur. Nice, impr. Frey et Trincheri. In-8, 146 p. avec portraits et grav.

Armanac de Louzero. Per lou bel on de Diéu 1910. 56e annado del felibrige. Marco las fieiros, las festos, las lunos, las sesous, lo de contes, de prouberbis, de chansons, de farços, per fa passa lou tems al brabe mounde de nostre pays. Mende, impr. Pauc. 1910. In-16, 64 p. 25 cent.

Desservetaz, A. — Rapport sur la 36e Concours de Poésie (1909) p. M. *C. Buttin* et M. *J. Désormaux* suivi des Poésies en Patois Savoyard de M. *A. Desservetaz* qui ont obtenu le 1er Prix à ce Concours (avec traduction par M. *C. Buttin*). Annecy, J. Abry, 1910 [Société Florimontane d'Annecy].

La *Genèsi* traducho en prouvençau pèr *Frederi Mistral.* Emé lou latin de la Vulgato vis à vis e lou francés en dessouto pèr *J.-J. Brousson.* E, en tèsto, lou retra dou felibre. Paris, H. Champion 1910. XI, 303 S. 8⁰.

Gerde, P. de. Chansons en deuil (Cantos en do). Texte français et provençal. Mâcon, impr. Protat frères. 1909. In-8 oblong, 133 p.

Mistral, F. Œuvres. Le Poème du Rhône. Texte et traduction. Paris, A. Lemerre. 1909. Petit in-16, 355 p. 6 fr.

Mistral's, Frederi, ausgewählte Werke. Übers. u. erläutert v. Aug. Bertuch. 8⁰. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1. Bd. Mirèio. Provenzalische Dichtg. Deutsch im Versmaß des Originals v. Aug. Bertuch, 5. Aufl. (XXXV, 264 S. m. Bildnis.) 1910. 4,50.

Mistral. — *Pélissier, L.-G.* Lettres inédites de Mistral (Mélanges Wilmotte, p. 923).
Ormonac Rouërgas, pèr 1910. Puplicat jous lo direcciù de Leopol Coustans. Mojournal del felibrige. 4mo onnado. Rodez, impr. Carrère. 1910. In-12, 64 p. avec musique, 15 cent.
Un' petite querelle, chanson nouvelle en patois, paroles de M. X... Chantée par «les Intimes de La Calandre». Armentières, impr. Choffard. In-4 à 2 col., 1 p. [Ville d'Armentières].
Peyrot, C. Poésies rouergates de Claude Peyrot, prieur de Pradinas, suivies d'un choix de ses poésies françaises. Edition critique avec introduction et glossaire; par *Léopold Constans*, précédée d'une notice biographique et littéraire, par *Jules Artières.* Avignon, Ve Roumanille. 1909. In-8, XLVIII-308 p. avec grav.
Verhelle. Dins les p'tits sintiers, chanson en patois de Lille, créée par *Joseph Verhelle.* (Air: «Dans ton p'tit panier».) Lille, Impr. «la Gutenbegr», 5—7, rue Desrousseaux. 1910. In-4 à 3 col., 41 p.

P.-C. Simples remarques sur la première édition des «Chants et Chansons populaires de la France» [In: Bull. du bibliophile 15 sept. bis 15 oct., 15 nov. 1909].
Thomas, A. Le père Menfouté et la ,,Mort de Roland" [In: Romania XXXIX, p. 95—98].
Vidal, C. Quelques superstitions populaires concernant la médecine dans le Castrais. Poitiers, impr. Blais et Roy. 1909. Petit in-8, p. 151 à 157. [Extrait du «Bulletin de la Société française d'histoire de la médecine», VI, p. 151—157, 1909].

6. Literaturgeschichte.

a) Gesamtdarstellungen.

Konta, A. The History of French Literature from the Oath of Straßburg to Chanticler. 570 S. 8⁰. London, Appleton.

Barth, B. Liebe und Ehe im altfranzösischen Fablel und in der mittelhochdeutschen Novelle (Kap. 1—II, 1). Diss. Berlin 1910. 96 S 8⁰.
Beck, J. La musique des Troubadours. Paris, H. Laurens 1910.
Borchert, Fr. Die Jagd in der altfranz. Literatur (mit Ausschluß der Artus- und Abenteuer-Romane). Dissert. Göttingen 1909. XVI, 119 S. 8⁰.
Brooks, Neil C. Some new texts of liturgical Easter-plays [In: The journal of English and Germanic philology VIII, 463—488].
Brown, Arthur C. L. The Bleeding Lance [In: Public. of the Modern Lang. Assoc. of America XXV, 1—59].
Cohen, G. La scène des pèlerins d'Emmaüs. Contribution à l'étude des origines du théâtre comique (Mélanges Wilmotte, p. 105).
Faral, E. Les Jongleurs en France au moyen âge; par Edouard Faral, docteur ès lettres, professeur agrégé de l'Université. Paris, H. Champion. 1910. In-8, 341 p. [Bibliothèque de l'Ecole des hautes études publiée sous les auspices du ministère de l'instruction publique. Sciences historiques et philologiques. 187e fascicule.]
— Mimes français du XIIIe siècle. Contribution à l'histoire du théâtre comique au Moyen Age. XV, 130 S. 8⁰. Paris, H. Champion. 5 fr.
Galpin, St. L. Guillaume de Deguilevile and the Roman de la Rose [In: Mod. Lang. Notes XXV, 5 S. 159 f.] (kurze Notiz).
Griffith, R. H. The magic balm of Gerbert and Fierabras, and a query [In: Mod. Lang. Notes XXV, 4].

Jacobsen, J. P. La comédie en France au moyen-age (suite) [In: Rev. de phil. franç. et de littérat. XXIV, p. 1—17].

Kerll, A. Saal und Kemenate der altfranzösischen Ritterburg, zumeist nach dichterischen Quellen. Dissert. Göttingen 1909. 173 S. 8⁰.

Lambert, M. Le sceau d'un roi de Basoche conservé à la bibliothèque de Besançon [In: Mémoires de la Société d'Emulation du Doubs VIII, 3 (1908). Besançon 1909. S. 459—486].

Langlois, E. Une mélodie de chanson de geste [In: Zs. f. rom. Phil. XXXIV, 349—351].

Novati, Fr. La canzone popolare in Francia e in Italia nel più alto medio evo (Mélanges Wilmotte, p. 417).

Philipot, E. Les „Scieurs d'ais" [In: Romania XXXIX, S. 93 f.].

Picot, E. Une querelle littéraire aux palinods de Dieppe au XVe siècle (Mélanges Wilmotte, p. 457).

Pokorny, J. Der Ursprung der Arthursage. [In: Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. XXXIX (1909). S. 90 bis 120].

Rajna, P. Una rivoluzione negli studi intorno alle „Chansons de geste" [In: Studi Medievali III, 3. 1910].

Reich, O. Beiträge zur Kenntnis des Bauernlebens im alten Frankreich auf Grund der zeitgenössischen Literatur. Diss. Göttingen 1909. X, 133 S. 8⁰.

Spalding, M. C. Landericus and Wacherius [In: Publ. of the Mod. Lang. Assoc. of America XXV, 152—163].

Suchier et *Guesnon*, Deux trouvères artésiens Baude Fastoul et Jacques le Vinier, Document inédit avec fac-simile et commentaire (Mélanges Wilmotte, p. 723).

Suchier, H. Nochmals die Vivienschlacht. IV [In: Zs. f. rom. Phil. XXXIV, 343—348].

Vidal. Notre-Dame-du-Montement à Rabastens, Projet pour la construction d'un appareil destiné à figurer l'Assomption [In: Bull. histor. et philol. Année 1908, 3/4. S. 415—421].

Weston, J. Miss. A hitherto unconsidered aspect of the Round Table (Mélanges Wilmotte, p. 883).

— The history of the destruction of the Round Table [In: Folk-Lore XX, 4. S. 497 f.]. (Kurze Notiz).

Armingaud. Le véritable auteur du „discours de la servitude volontaire" Montaigne ou La Boétie? [In: Rev. de la Renaissance. Janvier-mars 1910. S. 22—47].

— Montaigne pamphlétaire. L'énigme du Contr'un. Paris, Hachette et Cie. 3 fr. 50.

Bethléem, L. Les Pièces de théâtre. Thèse et Arguments. Analyse critique des principaux ouvrages représentés dans les théâtres de Paris et de province. Paroles de combat. Cambrai, O. Masson. Sin-le-Noble (Nord), bureaux de «Romans-Revue», l'auteur. Paris, P. Lethielleux. 1910. In-16, VIII-320 p. 3 fr. 50.

Boissy, G. et *D. Folacci.* L'Amour dans la poésie française. Essai suivi d'un recueil sur les plus beaux poèmes d'amour. Accompagnés d'un commentaire anecdotique et critique. Paris, A. Fayard. In-16, 288 p. 1 fr. 25 [Les Livres nouveaux].

Bossuet, P. Histoire des théâtres nationaux. Paris, Jorel. 10 frcs.

Bovy, A. Comment la littérature française classique et la littérature moderne peuvent s'éclairer mutuellement (Mélanges Wilmotte, p. 69).

Caillet, L. Études sur les relations de Lyon avec le Maconnais et la Bresse au XVe siècle. Paris, H. Champion. 1909 [Bibliothèque du XVe siècle].

Charles-Brun. Le Roman social en France au XIXe siècle. Paris, Giard et Brière. 1910. In-8, III-368 p. Broché, 6 fr. [Etudes économiques et sociales publiées avec le concours du Collège libre des sciences sociales. X.]

Chavagnes, René de. Le Juif au théâtre [In: Mercure de France. 1er et 16 mars 1910].

Clapp, J. M. An eighteenth-century attempt at a critical view of the novel: the *Bibliothèque Universelle des Romans* [In: Public. of the Mod. Lang. Assoc. of America XXV, 60—96].

Ernest-Charles, J. Le Théâtre des poètes, 1850—1910. Ponsard et Augier. T. de Banville. H. de Bornier. Leconte de Lisle. E. Manuel. A. Parodi. F. Coppée. Catulle Mendès. A. France. G. de Porto-Riche. La Comédie parodique : Meilhac et Halévy. Jules Lemaitre, etc. J. Richepin. Ed. Haraucourt. A. Dorchain. A. Samain. La Renaissance tragique : Jean Moréas. J. Peladan. G. Rivollet. Jean Lorrain et Ferdinand Herold, etc. Maurice Bouchor. E. Verhaeren. A. Rivoire. Ed. Rostand. Les Nouveaux Poètes : Georges Courteline. Georges Docquois. Hugues Delorme. Louis Marsolleau. Francis de Croisset. Miguel Zamacoïs. Gabriel Nigond. Jacques Richepin. Albert du Bois. René Fauchois, etc. Paris, P. Ollendorff. In-18 jésus, XII-462 p.

Fabre, J. Les Pères de la Révolution (De Bayle à Condorcet). Paris, F. Alcan. 1910. In-8, II-768 p. 10 fr.

Faguet, E. Origines françaises du romantisme. Le pessimisme chez Lamartine et Hugo [In: Rev. des cours et conférences XVIII, 11].

— Propos littéraires. 5e série: Victor Hugo. Lamartine. Innocent III et M. Luchaire. Jeanne d'Arc et M. Anatole France. Choderlos de Laclos. Mme Récamier et ses amis. Eugénie de Guérin. Pierre Leroux. M. Henry Houssaye. Le Général Fabvier. La Maladie de Flaubert. Octave Gréard. Jules Lemaître, etc.; Poitiers. Société française d'impr. et de libr. Paris, libr. de la même société. In-16, 400 p. 3 fr. 50 [Nouvelle Bibliothèque littéraire].

Gaiffe, F. Le Drame en France au XVIIIe siècle. Ouvrage orné de 16 planches hors texte, en phototypie. Paris, A. Colin. 1910. In-8, 607 p. 10 fr.

Gazier, Aug. La comédie en France après Molière. La comédie à la fin du XVIIe siècle: Boursault, Baron, Brueys et Palaprat [In: Revue des cours et conférences XVIII, 11].

— La comédie en France après Molière: La comédie italienne en France à la fin du XVIIe siècle [In: Revue des cours et conférences XVIII, 13].

Glaser, Ph. E. Le mouvement littéraire en 1909 (Petite Chronique des lettres). Préface de Marcel Prévost. Paris, P. Ollendorf. 3 fr. 50.

Gribble, Fr. The Passions of the French Romantics. 320 S. 8^{0}. London, Chapmann & Hall.

Griselle, E. Silhouettes jansénistes et propos de littérature et d'hist. au dix-septième siècle [In: Rev. d'hist. litt. de la France XVII, 1. S. 137—155].

Haškovec, P.-U. Belleforest, Zorilla et Rotrou [In: Rev. d'hist. litt. de la France XVII, 1. S. 156 f.].

Helmle, A. Chateaubriand und Pierre Loti. Heidelberger Dissertation. o. J.

Jones, F. N. Boccaccio and his imitators in German, English, French, Spanish, and Italian literature: the Decameron. Chicago, University of Chicago Press. 46 S. 8⁰.

Jordan, L. *Pars secunda Philosophiae, seu Metaphisica* (Vorlesungen über Metaphysik aus den Jahren 1703—1754). (Schluß) [In: Arch. f. Gesch. d. Philosophie XXIII, 3].

Kastner, L. E. Drummond of Hawthornden and the French poets of the Sixteenth Century [In: The Mod. Lang. Rev. V, 1. S. 40—53].

König, K. Die literarische Ehrenrettung der Frau in Frankreich während der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Diss. Leipzig 1909. 72 S. 8⁰.

Lafond, Paul. L'Aube Romantique Jules de Rességuier et ses amis Chateaubriand, Emile Deschamps, Sophie Gay, Madame de Girardin, Victor Hugo, Lamartine, H.-L. de Latouche, Sainte-Beuve, A. Soumet, Eugène Sue, Alfred de Vigny, etc. Avec un portrait a l'eau-forte. Paris, Mercure de France 3 fr. 50.

Lanson, G. Formation et développement de l'esprit philosophique au XVIIIe siècle. L'abbé Dubos: „Réflexions critiques sur la poésie et la peinture“ [In: Rev. des cours et conférences XVII, 12].

Le Goffic, C. La Littérature française au XIXe siècle. Tableau général. Paris, Larousse. Petit in-8, 254 p. avec 76 portraits. 1 fr. 75.

Lecomte, L. H. Histoire des théâtres de Paris. Le Théâtre de la Cité, 1792—1807. Paris, H. Daragon. 1910. Petit in-8, 304 p. et 1 grav. 10 fr.

Maigron, L. Le romantisme et les mœurs. Essai d'étude historique et sociale d'après des documents inédits. Paris, H. Champion. XIX, 508 p. in-8⁰. Pr. 8 francs.

Marsan, J. Le théâtre historique et le romantisme (1818—1829) [In: Rev. d'hist. litt. de la France XVII, 1].

Mouchy, G. de. Bossuet et Fénelon. L'édition de leur correspondance [Bulletin du bibliophile 15 nov. 15 déc. 1909].

Paschal, L. Les modes de la sensibilité chez les écrivains (Mélanges Wilmotte, p. 443).

Rouchon, U. Le théâtre au Puy à la fin du XVIIIe siècle [In: Bull. hist. et phil. Année 1908 3/4. S. 465—476].

Samaran, Ch. Les indiscrétions de Garganello ou la vie galante Avignon au XVIe siècle (suite et fin) [In: Revue de la Renaissance. Janvier-mars 1910].

Upham, A. H. The French influence in English literature from the Accession of Elizabeth to the Restoration. Columbia University Studies in Comparative Literature. The Columbia University Press, The Macmillan Company, New York. X, 560 S.

Van Hamel. L'âme littéraire de la France (Mélanges Wilmotte, p. 815).

Wechsler, P. Louis Anseaume und das französische Singspiel. Dissert. 1909. 101 S. 8⁰.

Williams, G. S. The Amadis question [In: Revue Hispanique XXI. numéro 59. P. 1—167].

b) Einzelne Autoren.

Anseaume, L. s. oben *Wechsler.*

Arbouville, Madame d', d'après ses lettres à Sainte-Beuve (1846—1850) p. *L. Séché.* Mercure de France. Paris [Muses Romantiques].

Arlincourt, Le Vicomte d', prince des Romantiques. Par A. Marquisat. Paris, Hachette et Cie.

Augier, Emile et la Comédie sociale; par *Henry Gaillard de Champris.* Paris, Bernard Grasset. 1910. In-8, XVIII-554 p. 6 fr.

Barbey d'Aurevilly par le Baron *E. Seillière.* Paris, Bloud et Cie. 3 fr. 50.

Belleforest s. oben p. 130 *Haškovec.*

Bossuet s. oben p. 131 *Mouchy.*

— *G. Lambin.* Les rapports de Bossuet avec l'Angleterre (1672—1702) [In: Bulletin du bibliophile 15 sept.—15. oct., 15 déc. 1909, 15 janv. 1910].

Boursault s. oben p. 130 *Gazier.*

Brueys et Palaprat s. oben p. 130 *Gazier.*

Charles d'Orléans. La Librairie de Charles d'Orléans, par *Pierre Champion.* Avec un album de fac-similés. Mâcon. impr. Protat frères. Paris, H. Champion. 1910. In-8, LXXIX-130 p.

Chastelain, Georges. Étude sur l'histoire politique et littéraire du XVe siècle par *Gabriel Pérouse.* Paris, H. Champion 1910. 160 S. 8⁰. [Estrait des *Mémoires* publiés par la Classe des lettres et des sciences morales et politiques et de la Classe des beaux-arts de l'Arcadémie royale de Belgique. Deuxième série, collection in 8⁰, t. VII, 1910].

Chateaubriand. S. oben p. 130 *Helmle.*

Chevreau. Urbain Chevreau (1613—1701). Sa vie. Ses œuvres. Etude biographique et critique accompagnée de l'analyse et de nombreux extraits des différents ouvrages de l'auteur (thése); par *Gustave Boissière.* Niort, G. Clouzot. 1909. In-8, VIII-XX-509 p. avec portrait.

Debraux. Le Chansonnier Emile Debraux, roi de la goguette (1796 — 1831); par *Albert Cim.* Paris, Flammarion. 1910. In-16, 168 p. et portrait. 3 fr. 50.

Desportes et Guarini p. *L. E. Kastner* [In: Rev. d'Hist. litt. de la France XVII, 1].

Diderot, s. oben p. 122 *Catalogue.*

Du Bellay. — *L. Séché.* L'Olive de J. du Bellay [In: Revue de la Renaissance. Janvier-mars 1910].

Fabié, Fr. Der Dichter des Rouergue von *A. Englert* [In: Zs. f. franz. und engl. Unterricht IX, 1].

Fénelon s. oben p. 131 *Mouchy.*

— *Fénelon*; par *Jules Lemaitre.* Paris, Fayard. In-16, 332 p. 3 fr. 50.

— Documenti bibliografici e critici per la storia della fortuna del Fénelon in Italia par *Gabriel Maugain.* Paris, H. Champion. 1910. XXI, 229 S. 8⁰. [Bibliothèque de l'institut français de Florence (Université de Grenoble). Première série. Tome I].

— *H. Brémond* Apologie pour Fénelon. 500 p. in-16. Paris, Perrin et Cie. 1910. 3 fr. 50.

Fontenelle p. *Émile Faguet* [In: Rev. des deux mondes 1er avril 1910].

Galiani. — *F. Nicolini.* Intorno a Ferdinando Galiani a proposito d'una pubblicazione recente [In: Giornale storico della letteratura italiana LII, p. 1—55].

Goncourt. — *G. Abel.* Le labeur des de Goncourt (Mélanges Wilmotte, p. 1).

— *P.- Y. Even.* Étude médicale sur Edmond et Jules de Goncourt et leurs premiers romans. Paris 1908 [Faculté de Médecine de Paris. Année 1908].

Guérin, Maurice de, d'après des documents inédits par *Abel Lefranc.* Paris, H. Champion. 1910. II, 321 S. 8⁰. [Les lettres et les idées depuis la Renaissance. Tome premier].

Guérin, Charles, 1873—1907; par Jean Viollis. Avec 10 grav. et 2 autographes. Paris, «Mercure de France», 1909. In-8, 59 p. 2 fr.

Hugo, V. s. oben p. 130 *Faguet.*
— *E. Faguet.* Le pessimisme chez Victor Hugo [In: Rev. des cours et conférences XVIII, 14].
— Virgile et Victor Hugo (thèse); par *Amédée Guiard.* Paris, Bloud et Cie. 1910. In-8, VIII-195 p.
— *A. Guiard.* La fonction du poète. Étude sur Victor Hugo. Paris, Bloud et Cie. 3 fr. 50.
La Bruyère. — *B. Fehr.* Thackeray und La Bruyère [In: Arch. f. n. Spr. 123. Bd. p. 404—409].
Lamartine s. oben p. 130 *Faguet.*
— *M. Ortensi.* Lamartine: le poète et l'Italie. Città di Castello, S. Lapi. 1909. 55 S. 8⁰. L. 1.50.
Loti. S. oben p. 130 *Helmle.*
Marie de France by *J. Ch. Fox* [In: The English Historical Review XXV. No. 98, April 1910. p. 303—306].
Michelet. — *G. Monod.* Michelet et les Flandres. Voyage de 1837 (Mélanges Wilmotte, p. 391).
Molière. — *A. Lefranc.* Un procès littéraire à reviser. Molière et l'abbé Cotin (Mélanges Wilmotte, p. 301).
Montaigne et Sadolet p. *J. Dedieu* [In: Bulletin du bibliophile 15 janv. 1910].
— *H. Monod.* Montaigne après le Saint Barthélemy [In: Rev. de Paris 1er mars 1910].
Moréas. — *P. Quillard.* Jean Moréas [In: Mercure de France. 16 avril 1910].
— *M. Coulon.* L'Unité de Jean Moréas (fin) [In: Mercure de France 1er avril 1910].
Moreau. — *L. Séché.* Hégésippe Moreau [In: Mercure de France. 16 avril 1910].
Musset. — Alfred de Musset after George Sand by *Francis Gribble* [In: The Fortnightly Review. April 1910. S. 721—735].
Perrault critique d'art p. *S. Reinach.* Paris, C. Leroux 1909. 13 S. 8⁰. [Aus: Revue archéologique 1909].
Rabelais and geographical discovery by *Arthur Tilley.* III The short way to Cathay [In: The mod. lang. review V, 1. S. 68—77].
Rachel intime d'après ses lettres d'amour et des documents nouveaux; par *Hector Fleischmann.* 3e mille. Paris, E. Fasquelle. 1910. Petit in-8, VIII-416 p. avec grav. et fac-similé.
Regnier. — *E. Roy.* Notes sur les deux poètes Jean et Mathurin Regnier (Mélanges Wilmotte, p. 581).
Rotrou s. oben p. 130 *Haškovec.*
Rousseau, J.-J. — J.-J. Rousseau et la Révolution française; par *Edme Champion.* Paris, A. Colin. 1909. In-16, VIII-277 p. 3 fr. 50.
— *Comte de Girardin.* Le Comte de Willhhorski et J.-J. Rousseau [In: Bull. du bibliophile. 15 dec. 1909].
— *L. Dumur.* Le Centenaire de Jean-Jeacques [In: Mercure de France. 16 avril 1910. (à suivre)].
— La Dromomanie de Jean-Jaques Rousseau; par le docteur *E. Régis,* professeur de psychiatrie à l'Université de Bordeaux. Poitiers, Société française d'impr. et de libr. Paris, libr. de la même société, 15, rue de Cluny. 1910. In-8, 12 p.
Sainte-Beuve's Influence on Matthew Arnold by *J. Warshaw* [In: Mod. Lang. Notes XXV, 3].
Saint-Simon. — Documents inédits sur le duc de Saint-Simon (1694 bis 1746), publiés et annotés par *L. Delavaud.* La Rochelle, impr. Texier. 1910. In-8, 71 p. avec portrait.

Staël, Mad. de, et le mysticisme p. *J. Billion* [In: Rev. d'hist. litt. de la France XVII, 1].
— Les Idées morales de Madame de Staël; par *Maurice Souriau.* Paris, Bloud et Cie. 1910. In-16, 119 p. [Philosophes et Penseurs.]
Stendhal. — *J. Mélia.* Les idées de Stendhal. Paris, Mercure de France 1910. 3 fr. 50.
Verlaine. — *P. Berrichon.* Rimbaud et Verlaine [In: Mercure de France 16 mars 1910].
Vigny, Alfred de. Ses amitiés, son rôle littéraire; par *Ernest Dupuy.* I. Ses amitiés. Poitiers, Société française d'impr. et de libr. Paris, libr. de la même société, 15, rue de Cluny. 1910. In-16, 417 p.
— *E. Dupuy.* La jeunesse et la famille d'Alfred de Vigny, d'après ses mémoires inédites [In: Rev. des deux mondes. 15 mars 1910].
— *Vigny, A. de,* and Marie Dorval by *Francis Gribble* [In: The Fortnightly Review. May 1910. S. 960—973].
Voltaire et son homme d'affaires à Ferney (d'après quelques inédits) p. *F. Vézinet* [In: Rev. d'hist. litt. de la France XVII, 1].
Zola, Emile. Sa vie. Son œuvre; par *Edmond Lepelletier.* Paris, «Mercure de France», 26, rue de Condé. 1908. In-18 jésus, 294 p. 3 fr. 50.

7. Ausgaben, Erläuterungsschriften, Übersetzungen.

Bédier, J. Un fragment de chansonnier inédit du XIIIe siècle (avec fac-simile) (Mélanges Wilmotte, p. 895).
Inventaire d'un forgeron de Calvisson (Gard) [1442]. Texte en Langue d'Oc p. p. Bligny-Bondurand [In: Bulletin hist. et phil. Année 1908, 3/4. S. 406—414] (Vgl. dazu *P. Meyer*: ib. p. 404 f.).
Jeanroy, A. Les chansons pieuses du Ms. fr. 12483 de la Bibliothèque nationale (Mélanges Wilmotte, p. 245).
Recueil de textes des anciens dialectes landais avec une introduction grammaticale, des traductions en dialectes modernes, un glossaire et une table des noms de lieux et de personnes p. G. *Millardet.* Paris, H. Champion. 1910. LXVIII, 338 S. Gr. 4⁰.

Adam de Perseigne s. unten p. 135 *Eructavit.*
Arnaut Daniel. — Les poésies d'Arnaut Daniel texte d'après Canello p. *R. Lavaud* (suite) [In: Annales du Midi XXII, 162—179 (à suivre)].
Arnaut de Mareuil. — *W. Friedmann.* Einleitung zu einer kritischen Ausgabe der Gedichte des Troubadors Arnaut de Mareuil. Leipziger Habilitationsschrift 64 S. 8⁰.
Aucassin et Nicolette. — C'est d'Aucassin et Nicolette. Conte-Fable d'un Jongleur (XIIIe siècle). Adaptée pour la Scène par *Ch. Gailly de Taurines.* Avec musique de S. Loen. Paris, Hachette & Co. 1 fr.
— J. *Acher.* Remarques sur le texte d'Aucassin et Nicolete [In: Zs. f. rom. Phil. XXXIV, 369—373].
Aspremont. — *J. Mayer.* Weitere Beiträge zur Chanson d'Aspremont (Quellen, Textproben). Greifswalder Dissertation. 1910.
Aye d'Avignon. — Über die Sprache der altfranzösischen chanson de geste Aye d'Avignon von *A. Wihrler.* Würzburger Dissertation. Hamburg 1909.
Ballade du sacre de Reims (17 juillet 1429); par *Pierre Champion.* Avec un fac-similé. Paris, H. Champion. In-8, 10 p. [Notes sur Jeanne d'Arc. III.]
Baude Fastoul s. oben p. 129 *Suchier* et *Guesnon.*
Baudouin de Sebourg. — *E. Lommatzsch.* Eine Episode des ,,Baudouin de Sebourg" und ihre Quelle [In: Zs. f. rom. Phil. XXXIV, 352—357].

Beneoit de Ste. More. — *K. Christ* Bruchstücke der „Estoire de Troie“ von Beneeit de Ste. More [In: Zs. f. rom. Phil. XXXIV, 358—361].

Bozon. — Vie de sainte Elisabeth de Hongrie par Nicolas Bozon p. p. *L. Karl* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXIV, 295—314].

Calendrier. — *E. Schneegans.* Notice sur un calendrier français du XIIIe siècle (Mélanges Wilmotte, p. 619).

Consolation de Boëce s. oben p. 122 *Bertoni.*

Danseurs maudits. — *G. Raynaud.* Deux nouvelles rédactions françaises de la légende des danseurs maudits (Mélanges Wilmotte, p. 569).

Les *Échecs Amoureux* von *H. Höfler* [In: Rom. Forsch. XXVII, 3. S. 625—689] (2. Hälfte. Die Untersuchung über die erste Hälfte, 66b—103 d, Kapitel I, II, ist als Münchener Dissertation 1905 erschienen).

Eide s. oben p. 122 *Wahlund.*

Les *Enfances Gauvain*, fragments d'un poème perdu p. p. *P. Meyer* [In: Romania XXXIX, p. 1—32].

Eructavit, an Old French metrical paraphrase of Psalm XLIX published from al the known manuscripts and attributed to Adam de Perseigne by *T. Atkinson Jenkins.* Dresden 1909 [Gesellschaft für romanische Literatur Bd. 20].

l'*Escoufle.* — *G. Charlier*, «L'Escoufle» et «Guillaume de Dole» (Mélanges Wilmotte, p. 81).

Des *estats du siècle* (Montaiglon et Raynaud, Rec. gén. des Fabliaux, II, no. LIV) p. *G. Bertoni* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXIV, 368 f.]

Estoire (l') de Griseldis. Mistere par personnages (1395). Restauré par *Ch. Gailly de Taurines* et *Leónel de la Tourrasse.* Paris, Hachette et Cie. 1910. In-16, VIII-67 p. 2 fr.

Estoire de Seint Ædward le Rei. — *R. Fritz.* Über Verfasser und Quellen der altfranzösischen Estoire de Seint Aedward le Rei. Dissertation. Heidelberg. 89 S. 8^0.

Évangile de l'Enfance. — *E. Gast.* Die beiden Redaktionen des „Évangile de l'Enfance“ der Handschriften 1. Grenoble 1137 fol. 32 vo, 2. Oxford, Bodleian library, Selden Supra 38 und Cambridge, University Library, GG. 1. 1, Fol. 749 vo. Greifswalder Dissertation 1909.

Fierabras s. oben p. 128 *Griffith.*

La *Fille sans mains.* II. Ystoria regis Franchorum et filie in qua adulterium comitere voluit p. p. *H. Suchier* [In: Romania XXXIX, p. 61—76].

Florence de Rome. Chanson d'aventure du premier quart du XIIIe siècle. Publiée p. *A. Wallensköld.* I. 296 S. 8^0 [Soc. des anc. textes franç.].

Folquet de Marseille. — *A. Parducci* et *P. Meyer.* Fragment d'un ancien chansonnier provençal [In: Romania XXXIX, 77—83].

Gerbert, s. oben p. 128 *Griffith.*

Graal. — The vulgate version of the Arthuriau Romances edited from manuscripts in the British Museum by *Oskar Sommer.* Vol. I Lestoire del Saint Graal. Washington, The Carnagie Institution of Washington 1909 XXXII, 296 S. Gr. 4^0. (Bd. II Lestoire de Merlin enthaltend ist 1908 erschienen).

— The High History of the Holy Graal, translated from the Old French by *Sebastian Evans* (Every man's Library). London, Dent. 402 S. 12^0.

Gui of Warwik. — *T. A. Jenkins* A new fragment of the Old French Gui de Warewic [Modern Philology VII, 4].

Guillaume le Vinier. — *E. Ulrix.* Les chansons inédites de Guillaume le Vinier d'Arras. Texte critique avec les variantes de touts les manuscrits (Mélanges Wilmotte, p. 785).

Haimonskinder. — La chanson des Quatre Fils Aymon p. *F. Castets* XI, 998 p. in 8°. Montpellier Coulet et fils. 30 fr. [Publication de la Société des langes romanes].

Huon aus Auvergne. — *Stengel,* Huons aus Auvergne Keuschheitsprobe, Episode aus der franco-venezianischen Chanson de geste von Huon d'Auvergne, nach den drei erhaltenen Fassungen, der Berliner, Turiner und Paduaner (Mélanges Wilmotte, p. 685).

Jacques le Vinier s. oben p. 129 *Suchier* et *Guesnon.*

Kristian von Troyes Cligés. Textausgabe mit Variantenauswahl, Einleitung, Anmerkungen und vollständigem Glossar. Herausgegeben von *Wendelin Foerster.* Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Halle a. S. M. Niemeyer. 1910. LXXXIX, 288 S. 8°. Preis 6 Mk. [Romanische Bibliothek Nr. 1].

— *H. Suchier.* Zu Yvain v. 304 (*ros)* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXIV, 373].

— *Chrestiens v. Troyes* contes del Graal. (Percevaus li Galois.) Abdruck der Handschrift Paris. français 794. Freiburg i. B., G. Ragoczy.

Lanquelier. — La vie de Sainte Catherine par le peintre *Estienne Lanquelier* (Bibl. Nat., Lat. 1379) p. p. *A. Langfors* [In: Romania XXXIX, p. 54—60].

Malkaraume. — *J. Bonnard,* Monologue de la reine d'Egypte dans le poème biblique de Malkaraume (Mélanges Wilmotte, p. 49).

Marcabru. Poésies complètes du troubadour Marcabru. Publiées avec traduction, notes et glossaire; par le docteur *J, M. L. Dejeanne.* 1re série. T. 12. Toulouse. E. Privat. 1909. Petit in-8, XII-299 p. 7 fr. [Bibliothèque méridionale publiée sous les auspices de la Faculté des lettres de Toulouse.]

Mistère de la Conception. — *E. Franke.* Untersuchung über le Mistere de la Conception et Nativité de la glorieuse Vierge Marie aveques le Mariage d'icelle la Nativité Passion Resurrection et Ascension de Nostre Sauveur et Redempteur Iesu Crist joue a Paris l'an de Grace Mil Cinq Cens et Sept. Greifswalder Dissert. 1909.

Mort Artu. An Old French prose romance of the XIIIth century being the last division of „Lancelot du Lac". Now first edited from Ms. 342 (Fonds français) of the Bibliothèque Nationale, with collations from some other Mss. by *J. Douglas Bruce.* Ph. D. Halle a. S., Max Niemeyer, 1910. Mk. 10.

Mystère de Saint-Quentin. — *G. Cohen.* Notes sur le mystère de Saint-Quentin [In: Romania XXXIX, 92 f.].

Mystère de Saint Clement. — *F. Tinius.* Studien über das Mystère de Saint Clement. Greifswalder Dissert. 1909.

Ogier. — Balduins Tod. Episode aus dem altfranzösischen Ogier-Epos, nach den Handschriften und Bearbeitungen mitgeteilt von *C. Voretzsch.* Tübingen 1910 [Beigefügt dem Verzeichnis der Doktoren, welche die Philosophische Fakultät der Kgl. Württembergischen Eberhard-Karls-Universität in Tübingen im Dekanatsjahr 1904—1905 ernannt hat].

Pathelin. — *L. Jordan.* Zwei Beiträge zur Geschichte und Würdigung des Schwanks vom Advokaten Pathelin. I. Zur Technik des Reimes und seiner Verwendung. II. Der Dichter und eine bisher unbekannte Quelle [In: Arch. f. n. Spr. 123. Bd., p. 342—352].

Peirol. — *A. Parducci* et *P. Meyer* Fragment d'un ancien chansonnier provençal [In: Romania XXXIX, 77—83].

Peredur. — Essai sur la composition du roman Gallois de Peredur; par *Mary Rh. Williams.* Paris, H. Champion. 1909. In-8, VI-129 p.

Prière en quatrains à la Vierge. Sermons (Ms. B. N. Fr. 24838) p. p. *P. Meyer* [In: Romania XXXIX, p. 44—53].

Raimbaut de Vaqueiras und der Kaiser von Konstantinopel von *K. Lewent* [In: Arch. f. n. Sprachen. 123. Bd. p. 319—341].

Renart. — Fragments d'un ms. du Roman de Renart (Branches I et VII) p. p. *Mario Roques* [In: Romania XXXIX, p. 33—43].

Rosenroman s. oben p. 123 Seymour de Ricci.

— *L. F. Benedetto.* Il „Roman de la Rose" e la letteratura italiana. Halle a. S., M. Niemeyer, 1910. 259 S. 8⁰. Abonnementspreis Mk. 8.— Einzelpreis Mk. 10.—

Raul de Cambrai — Notes sur Raoul de Cambrai p. *J. Acher* [In: Rev. d. l. rom. LIII, 101—160].

Samson von Nantuil. S. oben p. 124 *Hilgers* und oben p. 126 *Hilgers.*

Simund de Freine. — *J. Acher.* Sur un calembour méconnu de Simund de Freine [In: Zs. f. rom. Phil. XXXIV, 211 f.].

Thèbes. — *Salverda de Grave,* Recherches sur les sources du Roman de Thèbes (Mélanges Wilmotte, p. 595).

Vie de Madeleine. — *L. Karl.* Die Episode aus der Vie de Madeleine [In: Zs. f. rom. Phil. XXXIV, 362—367].

Vie Saint Franchois. — *A. Liedloff.* Über die Vie Saint Franchois. Diss. Berlin 1910. 59 S. 8⁰.

Vivien. S. oben p. 123 *Weeks.*

Voss Reynaerde, van den. Nach einer Handschrift des 14. Jahrh. im Besitze des Fürsten Salm-Reifferscheidt auf Dyck, herausgb. von *Herm. Degering.* XXII, 110 S. mit 1 Tafel. 8⁰. Münster. F. Coppenrath, 1910. Mk. 3.

Anthologie néo-romantique. André Joussain. Eugéne Langevin. Antoine Avinen. Raymond Christoflour. Gaston Camus. Albert Cruel. Pierre Jalabert. Charles Léostic. Maurice Amoreau. Roger Reigner. Charles Charreyre. Avant-propos, bibliographie et notices. Paris, A. Messein 1910. In-16, 160 p. 3 fr. 50.

Bibliotheca romanica. kl. 8⁰. Straßburg, J. H. E. Heitz. Jedes Heft —.40. 101. Bibliothèque française. Boileau: Œuvres. Le lutrin. Poëme heroï-comique. (58 S.) 1910. 102—107. Bibliothèque française. La Bruyère: Œuvres. Les caractères ou les mœurs de ce siècle. Discours à l'académie. 467 S. 1910.

Chanson (la) française du XVe siècle au XXe siècle. Avec un appendice musical. Paris, J. Gillequin et Cie. In-16, 326 p. [Tous les chefs-d'œuvre de la littérature française].

Walch, G. Nouvelles pages anthologiques. Paris, H. Le Soudier. Amsterdam, Meulenhoff & Cie. 523 S. kl. 8⁰. Prix 4 fr.

Acart von Hesdin. La prise amoureuse von *Jehan Acart de Hesdin,* allegorische Dichtung aus dem XVI. Jahrhundert, zum ersten Male herausgegeben von *Ernst Hoepffner.* Dresden 1910 [Gesellschaft für romanische Literatur. Bd. XXII].

Amadis s. oben p. 131 *Williams.*

— *Garcia del a Riega.* Literatura galaica. El Amadis de Gaula. Madrid Imp. de Eduardo Arias, 1909. 194 S. 8⁰.

Aubigné, Agrippa d'. Histoire universelle. Edition publiée pour la Société de l'histoire de France par le baron *Alphonse de Ruble.* T. 10. Table des matières par P. de Vaissière. Paris, H. Laurens. 1909. In-8, V-380 p. en 2 col.

Balzac, H. de. Œuvres. Eugénie Grandet. Paris, A. Lemerre. 1910. Petit in-16, 303 p. 6 fr.

— *J. Crépet* Un „Garde-Manger" de Balzac [In: La Revue de Paris XVII, 10].

Barbey d'Aurevilly, J. Œuvres de J. Barbey d'Aurevilly. Poussières. Rythmes oubliés. Amaïdée. Paris, A. Lemerre. 1909. Petit in-16, 259 p. 6 fr.

Baron s. oben p. 130 *Gazier.*

Béranger. — *P. B[onnefon]* La correspondance de Béranger annotée p. Sainte-Beuve (fin) [In: Rev. d'hist. littér. de la Fr. XVII, 1. S. 159—182].

Boétie, s. oben p. 129 *Armingaud.*

— *L. Delaruelle* L'inspiration antique dans le „Discours de la servitude volontaire" [In: Rev. d'hist. litt. de la France XVII, 1].

Boileau. Œuvres poétiques illustrées. Notices et annotations par *Louis Coquelin*, 9 grav., dont 7 hors texte. Paris, Larousse. Petit in-8, 240 p. 1 fr.

Bornier, H. de. — *O. Schliack.* Studien über Henri de Borniers „la Fille de Roland". Kieler Dissert. Hamburg 1909.

Chateaubriand. — *G. Chinard* Une nouvelle source d'Atala [In: Mod. Lang. Notes XXV, 5].

— *F. Baldensperger.* A propos du manuscrit des „Natchez" [In: Rev. d'hist. litt. de la France XVII, 1, S. 132 f.].

— *W. Wright Roberts* Quelques sources anglaises de Ch. [In: Rev. d'hist. litt. de la France XVII, 1].

— *P. B[onnefon]* Une lettre de Chateaubriand à Bence Sparrow [In: Rev. d'hist. litt. de la France XVII, 1. S. 183 f.].

Coppée, Fr. Œuvres complètes. Poésie. Tome IV et dernier. Paris, A. Houssiaux. 8 fr.

Cyrano. — *L. Jordan.* Zu Cyranos *L'autre monde* [In: Arch. f. n. Sprach. CXXIV, 132—136].

Dancourt. — *Aug. Gazier.* La comédie de Dancourt [In: Rev. des cours et conférences XVIII, 15].

Du Bellay, J. Œuvres poétiques. T. II. Recueil de Sonnets. Édition critique p. p. *H. Chamard.* Paris, Ed. Cornély [Soc. des textes franç. modernes].

Ducis. — *M. Souriau*, Les lettres de Ducis à Népomucène Lemercier (Mélanges Wilmotte, p. 653).

Fénelon, pensées choisies; par *Moïse Cagnac.* Paris, J. de Gigord. 1909. In-32, XXX-194 p.

Graffigny. — *Mme Horion-Delchef.* Les œuvres de Mme de Graffigny. Les Lettres Péruviennes. L'exotisme dans la litterature (Mélanges Wilmotte, p. 153).

Héroet, A. Œuvres poétiques. Édition critique p. p. *F. Gohin.* Paris, Ed. Cornély. LXIX, 174 p. [Soc. des textes franç. modernes].

Hugo, V. In Auswahl. Mit Einleitung herausgegeb. von A. *Sleumer.* Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. VIII, 239 S. 2,50 Mk.

— L'Homme devient Oiseau [In: Rev. de Paris XVII, 8].

Lamennais. Lettres inédites à la baronne Cottu, 1818—1854. Publiées avec une introduction et des notes par le *comte d'Haussonville.* Paris, Perrin et Cie. 1910. Petit in-8, LXII-345 p. avec portraits.

La Rochefoucauld. — *E. Jovy.* Deux inspirateurs inconnus jusqu'ici des Maximes de La Rochefoucauld. Daniel Dyke et Jean Vernueil [In: Bulletin du bibliophile 15 sept.—15 oct. 1909].

Malherbe. — Remarques sur les poésies de Malherbe par *Urbain Chevreau.* Edition critique d'après le manuscrit de Niort (thèse); par *Gustave Boissière.* Niort. G. Clouzot. 1909. In-8, LIV-440 p. avec portrait et fac-similés.

Marot. — Ballades, rondeaux et chansons p, *Clément Marot.* Eaux-fortes en couleurs et bois, dessinées et gravées. Paris, Aug. Blaizot. 150 fr.

Mathieu, le Cardinal. Œuvres oratoires, lettres pastorales et discours académiques avec un avant-propos, un portrait et le discours prononcé aux obsèques p. *Maurice Barrès.* Paris, H. Champion 1910.

Maupassant.— *A. Kluyver* Over een naam bij Maupassant: le Horla [In: Verslagen en mededeelingen der Kon. Akademie van Wetenschappen. Afd. Letterk. 4 de Reeks, X, 2].

Michelet. — *G. Lanson*, Le Tableau de la France de Michelet. Notes sur le texte de 1833 (Mélanges Wilmotte, p. 267).

Molière.— *A. Lefranc* La vie et les œuvres de Molière. Les „Femmes savantes" (Schluß) [In: Rev. des cours et conférences XVIII, 12].

— *A. Lefranc* Le „Malade imaginaire" de Molière [In: Rev. des cours et conférences XVIII, 14].

Montaigne, s. oben p. 129 *Armingaud.*

Montaigne, s. oben p. 124 *Clair.*

— Essais (self-édition). Texte original, accompagné de la traduction en langage de nos jours, par le général Michaud. 3e et 4e volumes. Paris, 1907—1909. 2 vol. in-8. 3e vol. 708 p. 4e vol. XL—757 p. et fac-similé. Chaque, 15 fr.

— Essais. Précédés d'une lettre à M. Villemain sur l'éloge de Montaigne, par P. Christian. T. 2. Paris, Hachette et Cie. 1910. In-16, 338 p. 1 fr. 25 [Les principaux Ecrivains français].

— *Montaigne's*, Michel de, gesammelte Schriften. Historisch-kritische Ausg., m. Einleitgn. u. Anmerk. unter Zugrundelegung der Übertragung von Joh. Joach. Bode, herausgeg. v. Otto Flake u. Wilh. Weigand. 4. Bd. Essays II. Buch. 13—37. Kapitel. 401 S. 8⁰. München, G. Müller. 1910. 5 Mk.

— *J. Frank* Michel de Montaignes Essais im Lichte der neuesten Forschung [In: Zs. f. d. österr. Gymn. 1910. 1. Heft].

Musset, Alfr. de. Liebesbriefe an Aimée d'Alton (Mme Paul de Musset) Deutsch v. A. Förster. Berlin, H. Seemann Nachf.

— Discours de réception à l'Académie française, le 27 mai 1852. Paris, Impr. réunies, 7, rue Saint-Benoit. 1910. In-16, 31 p.

— Cuentos. Version castellana de José Munoz-Escamez. Emmelina. Las Dos Amantes. Frederico y Bernerette. El Hijo del Ticiano Margot. Cartas de Dupuy y Cotonet. Paris, Garnier frères. In-18 jésus, 424 p.

Nerval, Gérard de (lettres inédites); par *Jules Marsan.* Paris, Extrait du «Mercure de France». 1909. In-8, 27 p.

Perrault. Les Contes de Perrault. Illustrations de Mencina. Paris, Société d'édition et de publications, 13, rue de l'Odéon. Grand in-8, 141 p.

Phlipon. — *E. Sakellaridès* Deux lettres de Mlle Phlipon à Henriette Cannet [In: La Révolution franç. XXIX, 6. S. 525—536].

Rabelais. — Le quart livre de Pantagruel (édition dite partielle, Lyon, 1548). Texte critique avec une introduction par *J. Plattard.* Paris, H. Champion 1910 [Publication de la société des Etudes Rabelaisiennes].

Restif de la Bretonne. La Vie de mon père. Avec introduction et notes de *Henri d'Alméras.* Paris, Louis-Michaud. Petit in-8. 285 p. avec illustrations et documents de l'époque. 3 fr. 50 [Les Mœurs légères au XVIIIe siècle].

Rousseau, J.-J. Œuvres complètes T. 3: Emile et Sophie, ou les Solitaires. Lettres écrites de la montagne. Economie politique. Contrat social. Paris, Hachette et Cie. 1910. In-16, 396 p. 1 fr. 25.

— Iconographie des œuvres de J.-J. Rousseau. Pour faire suite à l'Iconographie de J.-J. Rousseau, suivie d'un addendum à l'Iconographie de J.-J. Rousseau. Par le *Comte de Girardin*, Anc. Maison Morel, Ch. Eggimann, succ. Paris.

Rousseau, J.-J. Correspondance de J.-J. Rousseau avec *Léonard Usteri* p. p. *Paul Usteri* et *Eugène Ritter*. Avec un portrait. Genève, Kündig. 2 fr. 50.

Sainte-Beuve. — *F. Baldensperger.* Deux lettres inédites de Sainte-Beuve [In: Rev. d'hist. litt. de la France XVII, 1. S. 134—136].

Scarron. — *Petschler, Erich*: Scarrons „Typhon ou la Gigantomachie" und seine Vorbilder. Dissert. 191 S. gr. 8⁰. Berlin, E. Ebering. 1910. 5 Mk.

Sebillet, T. Art poétique françoys (1548), de Thomas Sebillet. Etude critique avec une introduction et des notes (thèse complémentaire); par *Félix Gaiffe.* Lyon, Impr. réunies. Paris, E. Cornély et Cie. 1910. In-8, XXVI-235 p.

Taine, H. Étienne Mayran. Fragments. Avec une préface de *Paul Bourget.* Paris, Hachette & Co. 3 fr. 50.

Tillier, Cl. Mon oncle Benjamin. Avec une préface de Lucien Descaves. Nouv. édition ornée d'un portrait hors texte. Paris, Aug. Bertout et A. Lapie. 2 fr. 50.

Verne, Jul.: Bekannte und unbekannte Welten. Abenteuerliche Reisen. (Pracht-Ausg.) Lex. 8⁰. Wien, A. Hartleben. 95—97. Bd. Die Schiffbrüchigen des „Jonathan". (526 S. m. 59 Abbildgn.) 1910. 12 Mk., geb. 15 Mk.

Villon. — *J. W. Kuhne* On an acrostic in Villon [In: Mod. Lang. Notes XXV, 5. S. 160].

Voltaire. Œuvres complètes. T. 11: Essai sur les mœurs et l'esprit des nations (suite). Paris, Hachette et Cie. 1910. In-16, 532 p. 1 fr. 25.

— *Dübi, Heinr.* Der Briefwechsel zwischen Voltaire und Haller im Jahre 1759. Eine Studie [Aus: „Arch. f. d. Stud. d. neueren Sprach. und Lit."]. S. 351—386. 8⁰. Bern, A. Francke. 1910. Mk. —.65.

— *F. Caussy* Lettres inédites de Voltaire à Panckoucke [In: Mercure de France. 1er mars 1910].

— *M. Langkavel.* Eine interessante Ähnlichkeit zwischen Gedanken Voltaires und Goethes [In: Arch. f. n. Sprach. CXXIV, 337].

— Siècle de Louis XIV. T. 2. Paris, Flammarion. In-18 jésus, 363 p. 95 cent [Les Meilleurs Auteurs classiques français et étrangers].

8. Geschichte und Theorie des Unterrichts.

Baumann, Fr. Gedächtnisforschung und Sprachunterricht [In: Zs. f. franz. u. engl. Unterricht IX, 2].

Beck, Ch. Die neueren Sprachen in den Markgrafenländern Ansbach und Bayreuth [In: Zs. f. franz. u. engl. Unterricht IX, 1 u. 2].

Humpf, G. Ein Kanon der neusprachlichen Lektüre an Realanstalten [In: Pädagog. Archiv LII, 1].

Kammel, W. Ist die schriftliche Vorbereitung der französischen Klassenlektüre an Realschulen in französischer Sprache vorzunehmen? [In: Zs. f. d. Realschulwesen XXXV, 3. S. 136—139].

Kiene, P. Der unheilvolle Konflikt. Zur Reform des französischen Sprachunterrichts. Verlag der ärztlichen Rundschau Otto Gmelin, München. 1910.

Münch, Wilh. Didaktik und Methodik des französischen Unterrichts. 3., verb. u. ergänzte Aufl. [Aus: „Handb. d. Erziehgs.- u. Unterr.-Lehre f. höh. Schulen"]. VII. 192 S. gr. 8⁰. München, C. H. Beck. 1910. Mk. 4.—.

Neumann, W. Über den Kampf um die fremdsprachliche Methodik [In: Zs. f. d. Realschulwesen XXXV, 5. S. 262—267].

Ohlert, Arnold. Die Umformungen im fremdsprachlichen Unterricht. Französisch (I. Tl.). Englisch (II. Tl.). 55 S. gr. 8⁰. Hannover C. Meyer. 1910. Mk. 1.—.

Schmeck, Herm. Die natürliche Sprachenerlernung bei den Philanthropinisten. Unter Berücksicht. der modernen Bestrebgn. auf neusprachl. Gebiete dargestellt. 110 S. gr. 8⁰. Marburg, N. G. Elwerts Verlag. 1909. Mk. 2.—.

Spracherlernung und *Sprechmaschine.* Mitteilungen über die Verwendg. der Sprechmaschine beim Sprachunterricht. Hrsg.: *Vict. A. Reko.* Verantwortlich: Otto Sperling. 2. Jahrg. 1910. 6 Nrn. (Nr. 1 8 S.) gr. 8⁰. Stuttgart, W. Violet. Mk. 1.20.

9. Lehrmittel für den französischen Unterricht.

a) Grammatiken, Übungsbücher etc.

Age (l') de l'école. Proverbes, Fables et Dictons en action, Dessins de J. Geoffroy. Saint-Cloud, impr. Belin frères. Paris, Collection Hetzel, 18, rue Jacob. Grand in-8, 48 p. 2 fr. [Bibliothèque de Mademoiselle Lili et de son cousin Lucien].

Anfroy et *Baujoin.* Troisième livre de français. Vocabulaire, Grammaire, Conjugaison, Récitation, Rédaction. Paris, E. Molouan. Petit in-8, 347 p. avec grav.

Aubril, Mlle L. Cent compositions françaises des examens du brevet supérieur, avec plans et développements. Paris, Hachette et Cie. 1910. In-16, VI-219 p. 1 fr. 25.

Banderet, P. u. *Ph. Reinhard.* Petit résumé de grammaire française. Pour servir de répétition systématique au „Cours pratique“ et à „Grammaire et lectures“ des mêmes auteurs. IV, 76 S. 8⁰. Bern, A. Francke. 1910. Geb. Mk. 1.—.

Blaschke, Paul: Miniatur-Wörterbuch. Deutsch-Französisch. 116 S. 7,5 × 5,5 cm. Stuttgart, P. Mähler. 1910. —50. — Dasselbe m. e. Anh.: Konj.-Muster der französ. regelmäß. u. unregelmäß. Verben v. Otto F. Eisfeldt. 116 u. 103 S. 7,5 × 5,5 cm. Ebd. 1910. Mk. —.60.

Boerner, Otto und *Rud. Dinkler:* Lehrbuch der französischen Sprache. Mit besond. Berücksicht. der Übgn. im mündl. u. schriftl. freien Gebrauch der Sprache. Ausg H: Für höhere Bürger u. Mittelschulen Unter Mitarbeit v. Bürgersch.-Dir. Dr. Herm. Heller hrsg. (Prof. Dr. Boerners neusprachl. Unterrichtswerk nach den neuen Lehrplänen bearb. Französischer Tl. H. II.) 2. Tl. 3., verm. u. verb. Aufl. (IV, 196 S. m. 11 Abbildgn.) 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner. 1910. Geb. Mk. 1.80.

Breitkreuz, O. Comment dit-on? Lexikalischer Ratgeber für den Schul- und Selbstunterricht. Dresden und Leipzig. 1910. C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung. 146 S. kl. 8⁰. Mk. 2.40.

Buckeley, Jos. Prüfungsaufgaben f. das Lehramt der neueren Sprachen in Bayern. I. Tl.: Übersetzungen in die fremden Sprachen. Gesammelt u. hrsg. III, 94 S. 8⁰. Nürnberg, C. Koch. 1910. Mk. 1.50

Egger, Ernst. Exercices de conversation et de composition françaises sur 8 tableaux de Hölzel. 2. éd. revue et augmentée. 29 S. 8⁰. Bern, A. Francke. 1910. Mk. —.40.

Ehrhart, C. u. *H. Planck.* Syntax der französischen Sprache f. die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Ausg. f. lateinlose Schulen. 2. Aufl., besorgt v. E. Schiele. XII, 218 S. 8⁰. Stuttgart, A. Bonz & Co. 1909. Mk. 1.60, geb. Mk. 2.—.

Eisfeldt, Otto Ferd. Konjugationstabelle der französischen regelmäßigen und unregelmäßigen Verben. 103 S. 7,5 × 5,5 cm. Stuttgart, P. Mähler. 1910. Mk. —.20.

Grand, U. Leitfaden der französischen Sprache. I. Tl. 2. Aufl. XII, 232 S. 8⁰. Chur, F. Schuler. 1910. Mk. 2.20.

Guerpillon, A. M. Méthode pratique et directe à l'usage des professeurs nationaux pour l'enseignement des langues vivantes. Partie française, suivie d'un choix de gallicismes, adages et proverbes. Paris, chez l'auteur, 6, rue Leclerc. 1910. In-8, 155 p. 5 fr.

Konjugationsheft, französisches, m. Ableitungsregeln. 55 S. 8⁰. Ravensburg Dorn. 1910. Mk. —.30.

Labor, C. J. Grammaire simplifiée d'aprés un plan nouveau et conforme aux programmes de l'enseignement primaire. Règles générales (texte à apprendre), Exercices en regard (orthographiques et d'invention), Rédactions par l'image. Cours élémentaire. Paris, Garnier frères. In-18 jésus, 127 p., avec grav.

Methode Alvincy. Enseignement direct et rationnel des langues. Direkter und rationeller Sprachunterricht. Deutsch-Französisch — Français-Allemand. La vie pratique. Das prakt. Leben. Manuel complet de conversation pour l'étude rapide et facile du français ou de l'allemand parlé. Vollständiges Gesprächbuch zur schnellen und leichten Erlernung der französ. oder deutschen Umgangssprache. (Einbd.: Deutsch-französisches Gesprächbuch: Das praktische Leben.) XVI, 288 S. kl. 8⁰. Leipzig, O. Holtzes Nachf. 1910. Geb. Mk. 2.40.

Müller-Bonjour, M. Neuer französischer Dolmetscher. Einfache und prakt. Anleitg., in kurzer Zeit geläufig Französisch zu lernen. Ein bewährtes Hilfsbuch für jedermann. 254 S. kl. 8⁰. Reutlingen, Enßlin & Laiblin. 1910. Mk. 1.—.

Pünjer und *Heine.* Übungssätze zum Lehrbuch der französischen Sprache f. Handelsschulen. Ausg. A und B. 2. Aufl. 15 S. 8⁰. Hannover, C. Meyer. 1910. Mk. —.20.

Rosen. Die nötigsten Geschäftsausdrücke in der französischen und englischen Sprache m. der Aussprache. 2. Aufl. 90 S. 16⁰. Würzburg, F. X. Bucher. 1910. Mk. —.50.

Schulze, Geo. Abriß der französischen Formenlehre in Beispielen. 3. Aufl. 31 S. 8⁰. Berlin, A. Haack. 1910. Mk. —.80.

Stier, Geo. Petites causeries françaises. Ein Hilfsmittel zur Erlerng. der französ. Umgangssprache. 6., durchgeseh. Aufl. VIII, 140 S. kl. 8⁰. Cöthen, O. Schulze Verlag. 1910. Mk. 1.30.

Teubner's, B. G., kleine Sprachbücher. kl. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner. I. Boerner, Otto. Leçons de français. Kurze prakt. Anleitg. zum raschen und sicheren Erlernen der französ. Sprache f. den mündl. und schriftl. freien Gebrauch. 2. Aufl. Mit 1 farb. Karte von Frankreich, 1 farb. Plane von Paris und 1 farb. französ. Münztafel. VIII, 256 S. 1910. Geb. Mk. 2.40.

Weiß, Meta. Vorschule f. den Unterricht in der französischen Sprache, begründet auf die Anschauungsmethode unter gleichzeitiger Berücksichtigung der sich aus dem Stoff ergebenden Grammatik. Mit 36 Bildern von Otto Kubel u. a. 5., neu bearb. Aufl. 12.—14. Taus. VIII. 180 S. gr. 8⁰. Leipzig, F. Hirt & Sohn. 1910. Mk. 2.50

Yes-Oui-Si. Englisch, Französisch, Italienisch. Neue Anschauungsmethode zum Selbst-, Einzeln- und Klassenunterricht, bearb. von einem internat. Comitee, bestehend aus Sprachlehrern von London, New York, Paris, Rom, München und Berlin. Hrsg.: Dr. B. G. Valente. II. (Fortschritts-)Kurs. Englische, französ. und italien. Ausg. Je 52 Nrn. (Je Nr. 1. 8 S.) Lex. 8⁰. München, Verlag „Yes-Oui-Si". Jede Ausg. vierteljährlich Mk. 2.20.

b) Literaturgeschichte, Realien, Schulausgaben, Lesebücher.

Haas, J. Frankreich Land und Staat. Heidelberg, C. Winter. 1910. XII, 659 S. 8⁰.

Auteurs français. Hrsg. v. F. J. Wershoven. 8⁰. Trier. J. Lintz. XIX. Kriegsgeschichten (1870—1884). Erzählungen v. Coppée, Daudet, Loti, Ginisty, Sardou. Ausgewählt und erklärt von F. J. Wershoven. Mit Karte u. Plan von Paris. 82 S. 1910.

Bechtel, Adf. Französisches Lesebuch f. Mädchenlyzeen und verwandte Anstalten (Töchterschulen und Institute). 2. Tl. Für die oberen Klassen. Mit einem sprachl. u. sachl. Kommentar, 1 Karte, 1 Plan u. 10 Abbildgn. 2. Aufl. Im wesentlichen unveränd. Abdr. VIII, 404 S. 8⁰. Wien, Manz. 1909. Mk. 3.80.

Crétin, P. M. La France, passé, présent, avenir. Ouvrage présentant un tableau de l'évolution historique, littéraire, artistique de la France, de sa situation politique, administrative, démographique, matérielle, morale, intellectuelle, militaire, économique, etc., et quelques considérations sur son avenir. VIII, 184 S. mit 10 graph. Fig., 1 Plan und 2 [1 farb.] Karten. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner. 1910. Mk. 2.40.

Diesterweg's neusprachliche Reformausgaben, hrsg. von Max Frdr. Mann. 8⁰. Frankfurt a. M., M. Diesterweg: 15. Maupassant, Guy de: Contes et nouvelles. (IIème recueil.) Annotés par Prof. Charles Robert-Dumas. Seule éd. autorisée pour les pays de langue allemande. XV, 67 u. 36 S. 1910. Mk. 1.40. — 17. Robert-Dumas, A., und Ch. Robert-Dumas, Proff.: Petits Français. Scènes de la vie familière. VI, 80 S. 1910. Mk. —.95.

Fetter und *Ullrich.* La France et les Français. 2. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn.

Gall, W. Livre de récitation. 78 S. 8⁰. Frankfurt a. M., Diesterweg. 1910. Mk. 1.—.

Hartmann's, Mart., Schulausgaben. (Neue Aufl.) kl. 8⁰. Niederlößnitz, Dr. P. Stolte. Nr. 10. Theuriet, André: Ausgewählte Erzählungen, mit Einleitungen und Anmerkungen. hrsg. v. Gerh. Franz. 2. Aufl. (4.—6. Taus.), besorgt v. Arth. Franz. X, 92 u. Wörterbuch 32 S. Leipzig. 1910. Mk. 1.20.

Herrig, L. La France littéraire. Éd. abrégée. Morceaux choisis des grands écrivains français du XVIIe au XXe siècle par Eugène Pariselle. VIII, 370 S. m. 2 eingedr. Kartenskizzen, 8 Tafeln, 1 farb. Plan.) gr. 8⁰. Brunswick 1910. Braunschweig, G. Westermann. Geb. Mk. 3.50.

Molière: Choix de comédies en 3 volumes, publié par M. Banner. 8. Cöthen, O. Schulze Verl. 1910: 1. Bdchn. Comédies en prose VII, 202 S. 1.60, geb. in Leinw. 2.—. — 2. Bdchn. Comédies en vers. VII, 239 S. 1.80, geb. in Leinw. 2.20. — 3. Bdchn. Comédies-ballets. VII, 159 S. 1.40, geb. in Leinw. 1.80. Hieraus einzeln, édition à l'usage des écoles: geb. in kl. 8⁰. — L'Avare. Comédie. VI, 74 S. — 80. — Le bourgeois gentilhomme. Comédie-ballet. VI, 79 S. —.80. — Les femmes savantes. Comédie. VI, 83 S. —.80. — Les fourberies de Scapin. Comédie. VI, 50 S. —.60. — Le malade imaginaire. Comédie-ballet. VI, 79 S. —.80. — Le mariage forcé. Comédie VI, 24 S. —.50. — Le médecin malgré lui. Comédie. VI, 28 S. —.50. — Le misanthrope. Comédie. VI, 72 S. —.80. — Les précieuses ridicules. Comédie. VI, 25 S. —.50. — Le Tartuffe, Comédie. VI, 84 S. —.80.

Perthes' Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller. 8°. Gotha, F. A. Perthes. Nr. 60. Verly, Baron Alb.: Les étapes douloureuses. (L'empereur, de Metz à Sédan.) Im Auszuge für den Schulgebrauch bearb. von Walth. Kirschten. Allein berecht. Ausg. VII, 90 S. mit 6 Kartenskizzen auf 1 Taf. 1910. Mk. 1.40; Wörterbuch. 30 S. Mk. —.40.

— Neue Aufl. 8°. Gotha, F. A. Perthes. Nr. 40. Sandeau, Jules: Mademoiselle de la Seiglière. 1851. Für den Schulgebrauch bearb. von K. Engelke. 2. Aufl. X, 121 S. 1910. Mk. 1.60; Wörterbuch 15 S. Mk. —.20.

Prosateurs français. (Ausg. A. m. Anmerkgn. zum Schulgebrauch unter dem Text. Ausg. B. m. Anmerkgn. in e. Anh.) kl. 8°. Bielefeld, Velhagen & Klasing: 180. Lfg. Aulard, A.: Histoire politique de la révolution française. Mit Anmerkgn. zum Schulgebrauch hrsg. von Wilh. Kalbfleisch. (Ausg. B.) IV, 165 u. 35 S.) 1910. Mk. 1.30. — 181. Lfg. Rousset, L.: Histoire de la guerre francoallemande. Extraits et épisodes. Im Auszuge m. Anmerkgn. zum Schulgebrauch hrsg. von O. Leichsenring. Autoris. Ausg. (Ausg. B.) VI, 122 u. 62 S. m. 6 Karten. 1910. Mk. 1.20. — 182. Lfg. Demoulin, Mme. Gustave: Français illustres. Im Auszuge mit Anmerkgn. zum Schulgebrauch hrsg. von Frz. Schürmeyer, Veröffentlicht m. Erlaubnis der Buchhandlg. Hachette & Cie. IV, 172 u. 71 S. m. 6 Abbildg. u. 3 farb. Karten.) 1910. Mk. 1.60. — 183. Lfg. Pressensé, Mme. E. de: Petite mère. Im Auszuge m. Anmerkgn. zum Schulgebrauch hrsg. von Dr. Lehnert. Ausg. B. V, 133 u. 15 S. 1910. Mk. 1.10; Wörterbuch 38 S. Mk. —.20.

Roi (le) Arthur et les Chevaliers de la table ronde, vieilles histoires racontées de nouveau. Paris, Larousse. In-16, 64 p., avec grav. 15 cent [Les Livres roses pour la jeunesse, Collection Stead, n° 21].

Schulbibliothek, französische und englische. Hrsg. von Otto E. A. Dickmann. Reihe A: Prosa. 8°. Leipzig, Renger. 162. Bd. Nodier, Charles: Souvenirs de la révolution et de l'Empire. Für den Schulgebrauch erklärt von Johs. Rönneberg. XIV, 125 S. 1910. Geb. Mk. 1.30. —

— dasselbe. Reihe A: Wörterbücher. 8°. Ebd. 20. Bd. Barante: Jeanne D'Arc. 35 S. 1910. Mk. —.30.

Tesson, L. Livre de lecture phonético-orthographique. 2e édition. Paris, Ch. Amat 1910. Petit in-8, 48 p. 1 fr. 50.

Voltaire. Siècle de Louis XIV. Tome 1er. Paris, E. Flammarion. In-18 jésus, 372 pages. 0 fr. 95 [Les Meilleurs Auteurs français et étrangers].

Referate und Rezensionen.

Mélanges de Philologie Romane et d'Histoire Littéraire offerts à M. Maurice Wilmotte, professeur à l'Université de Liège, à l'occasion de son 25e anniversaire d'enseignement. I, II. Paris, H. Champion, 1910.

Die zweibändige Ehrung, die Wilmotte zu seinem 25. Jubiläum von Freunden und Schülern dargebracht wurde, enthält, außer einer Bibliographie der Werke und Aufsätze des Jubilars, fünfundvierzig Arbeiten aus dem Gebiete der romanischen Literaturen und Grammatik, der Kunst- und Kulturgeschichte, die dem Forscher eine Fülle von Anregung bieten: Gustave Abel bespricht in *Le Labeur des de Goncourt* ihre nervöse, aufreibende Art zu arbeiten, nach den Tagebüchern; zugleich die mannigfachen Äußerungen ihrer literarischen Eitelkeit. Auch ein paar Streiflichter auf die Collaboration fallen: Jules wurde für den stilistisch Begabteren, Eduard für den besseren Beobachter gehalten. Diesem fiel der Hauptteil an der Komposition, jenem mehr die stilistische Ausarbeitung zu. — Fernand Baldensperger (S. 37) veröffentlicht ein paar deutsche Briefe Littrés und ein paar französische seines Vaters an A. W. Schlegel, die den Indogermanisten Schlegel betreffen und einen geglückten Annäherungsversuch des 21 jährigen zum Thema haben. — Jean Bonnard veröffentlicht (S. 49) den *Monologue de la reine d'Egypte dans le poème biblique de Malkaraume* (B. N. fr. 903), das er vor Jahren in extenso abschrieb. Interessant ist, daß das Stück, das inhaltlich vollkommen der zeitgenössischen Liebespsychologie huldigt, der Form nach zwar die modernen Achtsilbner gibt, aber sehr nachlässig reimt, zahlreiche Assonanzen unterlaufen läßt, und statt der Reimpaare mehrfach drei Verse bindet. — E. Bourciez gibt in *Le Démonstratif dans la Petite Gavacherie* (S. 57) eine interessante Patoisstudie: *La petite Gavacherie* ist eine französische Enklave auf gascognischem Gebiete, zwischen Garonne und Dordogne gelegen. Bourciez zeigt, wie die aus der poitevinischen Heimat

mitgebrachten Demonstrativa (im Jahre 1807 sind noch nachgewiesen masc. Sing: *quiou* und *ichou*) dem gascogn. *akẹt* weichen und wie sich der neue Typus mit dem alten vermischt. — Arthur Bovy sucht nach Verbindendem zwischen der französischen klassischen Literatur und der modernen. (*Comment la littérature française classique et la littérature moderne peuvent s'éclairer mutuellement* S. 69.) Vor allem werden Bossuet und Maeterlinck zusammengestellt. Ich hebe die Beobachtung heraus, wie viele alte Themen das moderne Theater beherbergt: *Le Gendre de Mr Poirier (Bourgeois Gentilhomme)*; *La Question d'argent (Turcaret)*; *Le Monde où l'on s'ennuie (Les Femmes Savantes)*; *Le Marquis de Priola von Lavedan (Don Juan), L'Escalade von Donnay (Le Misanthrope)* etc. — Gustave Charlier untersucht die Frage, ob *L'Escoufle*, *Guillaume de Dole* und das *Lai de l'Ombre* von ein und demselben Dichter, nämlich Jehan Renart, verfaßt seien (S. 81), natürlich ohne zu einem sicheren Ergebnis zu kommen. — L. Clédat spricht über *Quitte à...* (S. 99). Er beginnt: „*Il est singulier que M. Tobler ... n'ait pas remarqué le rapport qui existe entre des expressions telles que*: „*Je vais partir, j'en serai quitte pour revenir*", et „*Je vais partir, quitte à revenir*". Tobler ist diese Beziehung durchaus nicht entgangen. Er schreibt in dem Beitrag 14 *quitte à ...*, *sauf à ..* der 4. Reihe: (S. 110) „Eine kleine Änderung des Sinnes ergibt sich, wenn in der Redensart, die uns beschäftigt, *pour* an die Stelle von *à* tritt, wovon Littré unter *quitte* zwei Beispiele anführt." Wir lernen aus dem Clédatschen Aufsatz, daß *quitte pour* nur im Vollsatz, *quitte à* nur im verkürzten Satz angewandt wird. Tobler hatte aus dem Umstand, daß fast ausnahmslos *quitte à* nicht akkordiert, (ein Daudetsches Beispiel macht eine Ausnahme) geschlossen, daß *quitte* als neutrales Adjektiv auf den ganzen „Sachverhalt — des voranstehenden Satzes" zu beziehen sei. Clédat widerspricht dieser Deutung, verteidigt das vereinzelte Daudetsche Beispiel, das er Tobler entnimmt, ohne aber etwas anderes ins Feld zu führen, als sein historisches Sprachgefühl. Und da er zugeben muß: „*Mais il est certain que nous ne sentons plus quitte comme un adjectif se rapportant au sujet*", so dürfen wir wohl bei der Toblerschen Erklärung stehen bleiben. — Gustave Cohen bringt (S. 105) aus dem *Mystère de la Résurrection*, von dem er eine kritische Ausgabe vorbereitet, nach B. N. fr. 972 *La Scène des Pèlerins d'Emmaus*, wegen ihrer komischen Elemente: Die Dienerrolle erinnert in der Tat an spätere bei den Klassikern. Die Technik der Szene stimmt vollkommen überein mit der von mir bei *Pathelin* beobachteten, mit dem das Mysterium zeitgenössisch ist: Die Szene setzt mit Reimbrechung ein (S. 119), hat stets Reimbrechung, wenn die Rede von einer Person zur anderen übergeht. Cohen korrigiert:

S. 122 Que je n'aie mis (et) ça et la.

Die Klammer um *et* ist zu tilgen, da nachtoniges *e* nach Vokal im XV. Jh. nicht mehr lautet, *aie* also einsilbig ist, wofür die Verse des XV. Jh. zahlreiche Belege bringen. — Léopold Constans bringt Biographie und Proben von einem *Précurseur des Félibres*: *Claude Peyrot, prieur de Pradinas* (1709 bis 1795). Interessant ist sein Versuch, eine Schriftsprache zu schaffen: Als im 1. Gesang seiner *Quatre Saisons* Leser den Dialekt der Rouergue tadelten, versuchte er, *de rapprocher autant que possible sa langue „des différents dialectes de nos provinces méridionales"*. Wir erfahren zum Schlusse, daß eine kritische Ausgabe seiner Werke — oder bloß seiner *Géorgiques Patoises?* — im Drucke ist. (Zum 200 jährigen Geburtstag.) — Marg. Delchef gibt eine Notiz über die *Lettres Peruviennes* der Mme de Graffigny. Der Siamese Dufresny's ist der Ahnherr von Montesquieus *Lettres Persanes* und dieser romantisch-exotischen Variante, die sich natürlich auch auf Montesquieu zurückbezieht. — G. Dottin gibt eine kleine Sammlung zur Bedeutungsentwickelung aus dem Sprachgebrauch des *Bas-Maine*. Es sind die der Schriftsprache entlehnten Worte, die besondere Bedeutungen annehmen, z. B. erhält *habiller* die Bedeutung: *tuer (un animal) et en préparer la chair*; *le sens de „tuer" est maintenant prépondérant* — aus der Metzgersprache. Die Ausdrücke sind alle in hochfranzös. Form notiert. — L. Gauchat verbreitet sich in höchst interessanter, von Viktor Hehn inspirierter Weise über *Les noms gallo-romains de l'écureuil* (S. 175). Nach Blatt 450 des *Atlas Linguistique* werden die Namen des Eichhörnchens in Frankreich untersucht und erklärt, vor allem also *écureuil* (σχίουρος) und Verwandte, wobei zu erwähnen ist, daß der Südosten nicht auf vlat. *scuirus sondern noch auf sciurus über *Sciriolus zurückgeht, wodurch Raynouards Lesart *esciriol* (III, 191) bestätigt wird. Sodann: *Comme animal domestique, l'écureuil a reçu les noms *espireuil (*wall. *spirou*, zu *pirouette), Jaquet, Fouquet. D'après son pelage . . Rossel, petit-gris, gariau, noms qui ont acquis une importance particulière par le commerce des fourrures, qui a aussi colporté l'expression *esclavonesse et avant tout le radical vever.*" (Slav. *vévera*, Rußland exportiert 6—7 Millionen Eichhornfelle im Jahre.)

E. Gérard-Gailly erzählt in *Hélène Gillet* (S. 202) die packende Geschichte eines Mädchens aus gutem Hause, die unter Ludwig XIII. zum Tode wegen Kindsmords verurteilt, vom Henker mehrfach nicht tödlich getroffen und, schwer verwundet, begnadigt wurde. — A. Horning bringt *Wortgeschichtliches aus den Vogesen* aus Belmont und La Baroche. Ich hebe hervor sū (in passyscher Notierung: sy:) „kann nicht der Obliquus *ciel* sein, der sicher zu *si* geworden wäre, wie *miel* zu

mi. Es wird also eine Nominativbildung sein: *ciels.*" Und *tẹm* „*dünn*", das Vf. auf afr. *tenve* über **temve* zurückführt.

A. Jeanroy bringt in *Les chansons pieuses du ms. fr. 12 483 de la Bibl. nat.* (S. 245) Bemerkungen und bibliographische Nachweise über die schon gedruckten und drei ungedruckte geistliche Lieder dieses Codex. Es handelt sich in fast allen Fällen um „geistliche Umdichtung weltlicher Gesänge"; Jeanroy kann mehrfach die Quelle namhaft machen. — Gustave Lanson gibt eine Reihe kritischer Bemerkungen zum *Tableau de la France* Michelets (S. 267). Es sind die Abweichungen, besonders die Plusstellen der Erstausgabe von 1833, bei denen auch Romantisches und Sentimentales unterläuft, die in späteren Ausgaben (seit 1852) ausgelassen wurden. Die Schlußbeobachtungen führen zu dem Resultat, daß der dichterische Wert des Werkes größer ist, als der wissenschaftliche, da Michelet das wenigste von dem, was er beschreibt, dem Augenschein nach kannte. — Abel Lefranc schließt sich an mit *Un procès littéraire à reviser. Molière et l'abbé Cotin* (S. 301). Daß Molière in den *Femmes Savantes* Cotin in Trissotin verspottete, ist sicher, denn das lächerliche *Sonnet à la Princesse Uranie* stammt in der Tat von Cotin. Aber Molière ist im Unrecht, wenn er ihm Kometenfurcht (Akt IV, 3) und alberne Rederei über Weltanschauungsfragen in den Mund legt. Denn der Abbé Cotin gab heraus: *Galanterie sur la comète apparue en décembre 1664 et en janvier 1665*, wo sich sehr vernünftige Grundzüge finden, die in dem *demy couplet de chanson* gefaßt sind:

Il est des malheurs sans Comètes,
Et des Comètes sans malheurs.

Infolgedessen hat uns Molière außer einer Karrikatur des Abbés, noch eine falsche Darstellung seiner kosmologischen Anschauungen gegeben. Sollte die Frage nicht noch weiter zu fassen sein? Stand der Praktiker Molière nicht überhaupt diesen Fragen, die seit Gassendi und seinem Kreise die Gebildeten seines Vaterlandes aufs tiefste bewegten, ungerecht gegenüber? Obgleich er der Schüler Gassendis war? Wir müssen uns damit trösten, daß, wenn Molière allen solchen Bewegungen objektiv gegenübergestanden wäre, wir keinen Molière hätten. Also: „Molières Subjektivismus."

J. Leite de Vasconcellos bringt in *Miuçalhas Gallegas* (S. 317) Bemerkungen über Handschriften, ein paar volkstümliche Lieder, dazu ein kurzes Vokabular und einige grammatische Notizen.

A. Marignan datiert mit eingehender Begründung *Quelques ivoires représentant la crucifixion et les miniatures du*

Sacrament aire de Metz. Diese Elfenbeinkrucifixe[1]) haben das Alter nicht, das man ihnen beimißt. Sie sind nicht karolingisch, sondern gehören ihrer ganzen Auffassung dem XII. Jahrh. an. Sie stellen Szenen aus Legenden dar, die erst das XII. Jahrh. erfand, besonders solche aus dem Zyklus der Kreuzauffindung, der vor dem XII. Jahrh. total unbekannt war. *Les représentations des ivoires analysées et la miniature du codex de Metz ne sauraient donc remonter au IXe siècle. Ils ont été dessinés dans la première moitié du XIIe siècle et cette constatation aura, comme on le verra bientôt, une très grande importance pour l'étude de notre statuaire.* (S. 370.)

Ramón Menéndez Pidal bringt eine Romanze *del Nacimiento de Sancho Abarco*, ein kurzes historisches Volkslied, das nach fünf in Extremadura gesammelten Versionen hier kritisch herausgegeben wird. — Meyer-Lübke spricht über provenzalisch *ü* (S. 377). Heute ist das provenzalische *ü* ,,eines der deutlichsten Kennzeichnen, das das Gascognisch-Provenzalische vom Katalanischen scheidet.'' Das Problem ist, ob lat. *ū* den Lautwert *ü* schon im M. A. besaß. Meyer-Lübke läßt die bisherigen Ansichten Revue passieren, weist natürlich diejenigen ab, die der veralteten keltischen Theorie folgen, zeigt, daß die provenzalischen Grammatikerzeugnisse weder für *ü* noch für *u* zeugen, spricht sich auf Grund sprachlicher Erwägungen für m. a. *ü* aus: *piutze* aus *pulice* läßt sich nur aus *püutze*, nicht aus *puutze* erklären; *miola* aus *mula* nur von *müla* > *müola* her; denn zwischen velarem *u* und velarem *e*, wie es frühzeitig einem großen Teile der Provence eigen, war ein Übergangslaut überflüssig. Folglich war *u* = *ü*, oder auf dem Wege dazu.

Gabriel Monod's *Michelet et les Flandres* schließt sich an den Aufsatz Lansons und zeigt Michelet beim Studium der *base géographique* an der Hand seiner Tagebuchnotizen von 1837.

Francesco Novati beginnt den II. Bd. (S. 417) mit einer Studie über afr. *estrabot* ,,Spottlied'' und it. *strambotto*. Das sicilianische *strammottu* ist zwar heute hauptsächlich ein Liebeslied, aber im Sprachgebrauch vieler Provinzen bedeutet das Wort noch *frottola*, *discorso fuori di proposito* u. a., der etymologie *strambus (στραβός) ,,verdreht, verkehrt'' entsprechend. Anspielungen auf solche Rügelieder haben wir auch

[1]) Es handelt sich um Bib. Nat. Suppl. lat. 9453 (Buchdeckel); ebd. Suppl. lat. 650; Bargello 32; Tongern; Notre Dame de Tournai; Musée des Antiquités de Bruxelles; Evangeliendeckel aus dem Trierer Schatz; Essener Schatz; Schatz des Königs v. Bayern; Bamberger Bibliothek, heute in München; Braunschweig Museum; Metz Museum.

in Italien in früher Zeit. Adalbert I., Markgraf von Ivrea (ca. 899) zeichnete sich nicht durch Beliebtheit aus, *ut huiusmodi vera de eo tam a maioribus quam a p u e r i s c a n t i o diceretur... Adalbertos comis curtis, macrospathis, gundopistis; quo significatur et dicitur longo eum uti ense et minima fede.* (L i u d p r a n d i, Antapodos., lib. II, cap. XXXIV, in *Opera omnia* ed. Dümmler, Hannover 1877, S. 41.)

In *les Modes de la sensibilité chez les écrivains* (443) berichtet L é o n P a s c h a l über die „Selbstobjektivierung" moderner Schriftsteller und sucht nachzuweisen, daß der Realismus, der sich auf Dokumente zu berufen pflegt, nicht m e h r gibt, als der Roman des XVII. oder XVIII. Jahrh., der sich auf Memoiren beruft, oder Christian von Troyes, der sich auf eine geschriebene Quelle stützt. — E m i l P i c o t publiziert die Streitgedichte des von den *Palinods* in Dieppe um 1475 nicht gekrönten J e h a n M u n i e r, den F a b r i in der *Art de Rhétorique* zitiert, und die Antworten des Verteidigers der Palinods, J a c q u e m i n. Die beiden Parteien werfen sich mangelhafte Reime, Pikardismen, wohl auch falsche Schreibung (IV, 69) vor. Bemerkenswert ist, daß jede Strophe der sieben Stücke mit einem Sprichwort oder einer Sentenz schließt. — J. P i r s o n reiht seinen stets willkommenen Schriften über das gallische Vulgärlatein eine grammatische Untersuchung der *Pamphlets bas latins du VIIe siècle* an. Eine Übersetzung der famosen Streitgedichte findet man in *Herrigs Archiv* CXIV S. 59. Über ihre Datierung sagt Pirson sehr richtig (S. 488): *qu'elles aient été écrites par les évêques ou non, elles ont dû être composées et divulguées du vivant des principaux interessés; après leur mort elles n'auraient plus eu de raison d'être.* Die Versifikation der Stücke ist sehr interessant, alle enthalten sie Assonanzen neben den Reimen, Stück 4 setzt sich aus wirklichen Assonanztiraden zusammen. Aus der Lautlehre hebe ich hervor den Reim *condignum*: *regnum*, also d ĭ g n u m, was ja die romanischen Sprachen auch voraussetzen; *arundo* für h i r u n d o; *imbolat* „stielt", afr. *emble.* — In der Formenlehre: *in so frundo*, Pirson interpretiert *in suo frundo*, also die bekannte Kurzform, die der Grammatiker Virgilius Maro überliefert. Vgl. das entsprechende Fenimin *sa.* Man könnte übrigens auch an *ĭpso* denken. P o s s e conjugiert: *posso, potis.* Syntaktisch fällt der Übergang aus den 2. Sing. zur zweiten Pluralis auf und gemahnt an den altfranzösischen Brauch; *ad te* für *tibi.* — M a u r i c e P r o u schließt eine Studie über das Lateinische auf Merowingermünzen an. Wohlbekannte lautliche Vorgänge werden auch hier belegt. — P i o R a j n a nimmt die bekannte Stelle über den hl. Mummolenus *quia praevalebat non tantum in Theutonica, sed etiam in Romana lingua* aufs Korn, weist nach, daß sich Novati in der Wertung der Versionen irrte, daß aber die Stelle dennoch kritisch

nicht verwendbar ist.[2]) — Gaston Raynaud bringt *Deux nouvelles rédactions françaises de la légende des „Danseurs maudits"*; die eine, prosaische, entstammt *Renart le Contrefait*, die zweite versifizierte, entstammt den Hss. Bib. Nat. fr. N. A. 6835, Avranches 244. — Emile Roy bespricht die beiden Namensvettern Jean und Mathurin Regnier. (S. 581.) Vf. bereitet einen Neudruck der *fortunes et adversitez de feu noble homme Jehan Regnier* (1526) vor. Der Dichter entschuldigt hier seine mangelhafte Reim- und Schreibkunst. Da das Büchlein in Reim und Schreibung tadellos ist, so steht es im Verdacht, retouchiert zu sein. Vf. findet aber in der Bibliothek von Dijon ein Originalschreiben Regniers, das orthographisch einwandsfrei ist, sodaß die Entschuldigung sich als Redensart erweist. Vgl. jedoch, was M. Souriau über den Wert posthumer Ausgaben sagen wird. — Zu den Satiren Mathurins bringt Roy ein paar dankenswerte Anmerkungen. — *Recherches sur les Sources du Roman de Thèbes* hat J. J. Salverda de Grave (S. 595) angestellt: Während der *Eneas* eine ziemlich getreue Übersetzung von Virgils Dichtung ist (*traduction un peu libre*), ist die Schwesterdichtung von ihrer Vorlage viel freier. Sie verdankt umsomehr der *Chanson de Geste*, den *Bestiarien*, der *Lyrik*, vor allem der *Kreuzzugsdichtung*. In ihr wird also die junge Kunstdichtung bodenständig.

F. E. Schneegans bringt eine *Notice sur un calendrier français du XIIIe siècle*, soweit ich aus der Einleitung entnehmen kann, aus seinem eigenen Besitz. Der Kalender bietet in Form und Inhalt ein interessantes Beispiel dieser Wegweiser und Ratgeber, wie sie der Bürger des Mittelalters aber auch noch der weniger Gebildete späterer Jhh. brauchte. Kalenderlehre, Diät, Prophezeihungen verbinden sich. Bei dem Abschnitt V *Quant jors perilleus il a en chascun mois*, fällt mir auf, daß der 13. seinen ominösen Ruf noch nicht hat. Kritische Tage scheinen hiernach, je nach dem Monat der 1.—4., der 6., 7., der 11., der 15.—20. Wogegen im *Lunaire que Salemons fist* (Méon Nouv. Rec. I). der dreizehnte bereits „kritischer Tag erster Ordnung" ist. Wer an diesem Tage geboren wird:

459 Il sera fox et orguellex
Et Mesdisans et coveitex
N'ert pas amez de toute gent
Et ne vivra pas longuement. —

Maurice Souriau veröffentlicht *Les lettres de Ducis à Népomucène Lemercier* nach den Originalen, die der Vf. in der

[2]) Übrigens macht gleichzeitig Francesco d'Ovidio darauf aufmerksam, daß die Aussage doppeldeutig ist: Denn *lingua* bedeutet ebensogut „Volk" wie „Sprache". Es wäre dann Mummolenus nicht nur „unter den Deutschen, sondern auch unter den Romanen hervorragend gewesen". Vgl. *San Mommoleno* etc. in *Rendiconti della R. Accademia dei Linoci* XIX, 4, (17. apr. 1910). Ich verdanke die interessante Notiz der Güte Pio Rajnas.

Bibliothek von Bayeux entdeckte. Diese Entdeckung ist prinzipiell dadurch besonders wichtig, weil sie den Nachweis erbringt, daß ein großer Teil der bisher schon gedruckten Briefe, aus freien Paraphrasen besteht, die sich von Ducis' Text sehr weit entfernen. Daraus schließt Vf. mit Recht: *il convient de ne plus attacher qu'une valeur assez médiocre aux éditions posthumes antérieures au règne de la critique moderne. C'est seulement depuis l'application de la probité scientifique aux publications littéraires qu'on peut être sûr de l'authenticité de pareils textes* (S. 655). — E. Stengel veröffentlicht *Huons von Auvergne Keuschheitsprobe* aus dem frkovenez. *Huon von Auvergne*, und zwar die drei erhaltenen Redaktionen nebeneinander. — A. Stimming studiert (S. 715) *Neufranzösisches tollé* „Zetergeschrei" und führt es in überzeugender Weise auf afr. *tolez* (*tolez! ostez! fui!*) zurück: „interessante Beispiele des Übergangs eines Imperativs zur Interjektion" (S. 718). — Hermann Suchier veröffentlicht eine altfranzösische Urkunde des Jahres 1266 aus seinem Besitze, (nebst Facsimile) die anscheinend die Namen zweier Trouvères aus Arras: *Baude Fastoul* und *Jaques le Vinier* trägt. A. Guesnon führt in einer sehr gelehrten Schrift und Nachschrift (vgl. S. 747) den Nachweis, daß die beiden genannten Arraser Großkaufleute sind und mit den Trouvères nicht identisch waren. — Lucien Paul Thomas geht (S. 751) in *La Genèse de la Philosophie et le Symbolisme dans „La Vie est un Songe" de Calderón* dem philosophischen Inhalt des Stückes nach, dem die Quellenforschung nicht gerecht geworden wäre. Er zeigt wie eminent spanisch der Grundgedanke von der Nichtigkeit des Lebens ist; beweist, daß Calderon wirklich und absichtlich einen philosophischen Gedankengang zugrunde legte, dadurch, daß er die Grundgedanken des Stücks in einem religiösen Liede wiederholt: *Lágrimas que vierte un alma arrepentida.* — Eugène Ulrix veröffentlicht (S. 785 ff.) die noch unedierten Lieder des Guillaume le Vinier d'Arras und stellt eine kritische Ausgabe seiner gesamten Dichtung in Aussicht. — A. G. van Hamel zeigt in *l'âme littéraire de la France* (S. 817), wie lohnend es ist, dem spezifisch „französischen" nachzugehen, sei es, indem man es dadurch bestimmt, daß man fremde Übersetzungen und Bearbeitungen zum Vergleich heranzieht, oder an Hauptpunkten, wie „Vaterland" oder „Liebe", die französische Art zu denken entwickelt. — Johan Vising stellt gegen Benedetto Croce die Frage: *La stylistique est elle possible?* und bejaht dieselbe, verneint, daß der Dichter seiner Eingabe nach der Schöpfer seines Stils ist, wie es schließlich auch nur der geborene Essayist behaupten wird, der den Dingen nicht auf den Grund geht. Denn nur wo Willkühr ist, kann man ohne Voraussetzungen urteilen, wo Gesetze sind muß man studieren. Der Satz vom Grunde herrscht aber überall. Vising schließt: *Pour Zola l'expression*

artistique était tout autre chose qu'un produit de l'intuition. Vor Zola hatte dies schon ein anderer gepredigt, dessen Epigone Zola ist: Flaubert, man erinnert sich, wie er seinen Schüler einen Gaul oder einen Pfeife rauchenden Portier beschreiben läßt, bis man die Objekte unter tausenden herauskennt. (Maupassant *Pierre et Jean, Vorrede*). —

Carl Voretzsch studiert eingehend *offenes O vor Nasal im Alexiusliede* (S. 837). Er gibt eine Darstellung der bisherigen Ansichten, konstatiert im *Rolandslied* den Diphthong als normale Entwickelung, die undiphtongierten Formen als Vortonige, konstatiert ein gleiches für die *Karlsreise* und fügt den *Alexius* als dritten im Bunde bei.

Interessant ist die zum Schluß gegebene und gut begründete Konstatierung: „die Normannen sprachen noch *uo*, als sie 1066 nach England übersetzten". — C. W. Wahlund gibt eine Bibliographie der Straßburger Eide für das XVII. Jh., deren erster das XVI. Jh. betreffende Teil in der *Festgabe für Mussafia* (1905, S. 9) erschienen war. — Jessie L. Weston macht in *a hitherto unconsidered Aspect of the Round Table* (S. 883) darauf aufmerksam, daß bei Béroul und Layamon, die Tafel nicht nur rund ist, sondern sich dreht. So in Béroul's *Tristan*:

Ja verroiz la Table Rëonde
Qui tornoie comme le monde.

Meiner Ansicht nach ist die wahrscheinlichste Deutung der Tafelrunde, als prähistorischer Rundtisch, als Dolmen. Ist das Motiv vom „drehenden Tisch" alt und wirklich mit der Sonnendrehung zusammen zu bringen, so steht das eine dem andern nicht im Wege: Ergibt doch die Disposition der Steine des *Stonehenge* als Sonnenuhr und Kalender, daß diese prähistorischen Kultstätten mit der Sonne in Beziehungen standen. — Joseph Bédier veröffentlicht nebst einem Faksimile *un feuillet récemment retrouvé d'un chansonnier français du XIIIe siècle.* Es enthält das Blatt teils ganz, teils in Bruchstücken: Raynaud *Bibliographie des chansonniers français* No. 388, 198 (mit einem *Envoi*, das den Dichter, Lambert Ferri d'Arras enthüllt), 2053 (mit gleicher Attribution), eine unbekannte Nachahmung von 1102, ein unbekanntes geistliches Lied, (Fragment. Beginn: *Empereour ne roi n'ont nul pooir*), 2091, Nachahmung von Raynaud 1602, ein unbekanntes: *Aussi bien puet ki le sens a . .*, Raynaud 1580, vermehrt um den Namen des bisher unbekannten Dichters *Gilles de le crois* nebst 5 Plus-Strophen. — L. G. Pélissier schließt (S. 923) den Band und das Ganze mit ungedruckten Briefen Mistrals, an den *littérateur nimois* Jules Canonge aus den Jahren 1854—1863, aus den Sturmjahren des *Félibrige.* Die Briefe betreffen diese Bewegung, kommen auf die Schwierigkeiten, die der halbgebildete Mittelstand der Ausbreitung der Muttersprache macht —, spricht von den Anfängen von *Miréjo*,

des *Armana Prouvençau* usw. Auch Zeit- und Streitfragen werden berührt; besonders ansprechend sind, bei der heutigen Mode die Überschätzung Bérangers in eine Unterschätzung zu verwandeln, ein paar Zeilen über diesen: „*tous les vrais honnêtes gens doivent s'incliner devant le nom de Béranger, parce que Béranger a vaincu le plus grand vice du siècle, la faim de l'or*". Und weiter, sehr interessant: Warum erhalten die Schulen keine gute Auswahl aus Lamartine, Hugo, Béranger? *Mais non, on continuera longtemps encore à ennuyer la jeunesse des amplifications de J.-B. Rousseau, de Madame Deshoulières, de Delille, etc.* (25. Dez. 1857). So enthält das Werk aus fast allen Gebieten der romanischen Philologie Interessantes und Anregendes.

München. LEO JORDAN.

Bally, Ch., *Traité de stylistique française*, Heidelberg 1909, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. XX, 331 S. 4,80 Mk. Dazu als 2. Band: *Exercices d'application* VII, 264 S. 3,80 Mk.

Das Werkchen, das als dritter Band der Sprachwissenschaftlichen Gymnasialbibliothek, herausgegeben von Max Niedermann (die ihrerseits die zweite Abteilung der Indogermanischen Bibliothek, herausgeg. von Hirt und Streitberg, bildet), erschienen ist, bringt eine systematischere, tiefer greifende und mit erheblich zahlreicheren Beispielen belegte und erläuterte Ausführung der vor einigen Jahren vom Verfasser im *Précis de stylistique* (Genf, 1905) gegebenen Darlegungen (vgl. die Anzeige von Wilmotte in dieser *Zeitschrift XXX*, 182), mit dem es, wie den Gegenstand, so auch dieses gemeinsam hat, daß beide aus der Unterrichtstätigkeit des Verfassers an dem neufranzösischen Seminar der Universität Genf hervorgegangen sind. Wie in dem älteren Buche, so braucht Verf. auch hier das Wort Stilistik in einer von der landläufigen nicht unerheblich abweichenden Bedeutung und die von dem früheren Rezensenten dagegen geltend gemachten Bedenken (»*Je ne le querellerai que sur son titre et sa définition de la stylistique qui bouscule des habitudes reçues sans profit pour personne. Un traité de la rédaction et de l'élocution françaises n'est pas une stylistique et c'est introduire une fâcheuse terminologie allemande* — worin der Rezensent sicher irrt — *que d'appeler de ce dernier nom un traité, d'où le souci d'un style littéraire est absent*«) haben nur die eine Wirkung gehabt, daß Verf. im Vorwort seine Leser bittet »*de ne pas le chicaner sur l'emploi du terme stylistique*« und daß er eingesteht »*que c'est peut-être une faiblesse que d'avoir reculé devant la création d'un terme nouveau*«. Wenn ich auch weit davon entfernt bin, ihm das Recht zum Gebrauche des Wortes Stilistik in der von

ihm „genau präzisierten“ Bedeutung (vgl. weiter unten) streitig zu machen, so kann ich doch nicht umhin, in seinem Interesse wie in dem mancher Käufer des Buches zu bedauern, daß er nicht wenigstens für den Titel eine minder leicht zu mißdeutende Bezeichnung gewählt hat. Bei der übergroßen Wertschätzung, die der Kenntnis des Französischen vom deutschen Publikum — insbesondere dem weiblichen Teile desselben, dem es zu einem unentbehrlichen gesellschaftlichen Aufputzmittel ähnlicher Art geworden ist, wie Tanzfertigkeit, Gesang und Klavierspiel — entgegengebracht wird, und der unsäglichen, in so gar keinem Verhältnis zu dem erreichbaren Können stehenden Mühe, die seitens der höheren Schulen auf das Schreiben des Französischen, auf die Anfertigung sogenannter Aufsätze, verwandt wird, greifen so viele mit heißer Begier nach jedem neu erscheinenden Buche, dessen Aufschrift dem ob erfolglosen Mühens doch manchmal zagen Herzen neue Hoffnung auf Erreichung des ersehnten Zieles einflößt, daß ich von dem Titel, den unser Verfasser gewählt hat, gar viele Enttäuschungen befürchte. Und das täte mir nicht nur um der Enttäuschten, sondern vor allem um seiner selbst willen aufrichtig leid, da eine so gründliche, von warmer Hingebung, ich möchte fast sagen: von Begeisterung für ihren Gegen stand getragene Arbeit, wie die seine, es wohl verdiente, Leser zu finden, die ihr warmes Interesse und volles Verständnis entgegenbringen. Wie der frühere Rezensent richtig sagte: *le souci d'un style littéraire est absent* — ich würde noch stärker sagen: *est a b s o l u m e n t absent — de ce livre*, die Frage des mustergültigen oder gar eleganten Stils, die doch bei den landläufigen Stilistiken im Mittelpunkt steht, kümmert den Verfasser nicht im allermindesten. Was er unter Stil versteht und in ebenso eingehender und gründlicher wie scharfsinniger und fesselnder Weise behandelt, das sind die verschiedenen Schattierungen, Nüancen, Abstufungen, die die Ausdrucksweise — vor allem die mündliche — der verschiedenen Sprachangehörigen zeigt, sei es je nach den sozial getrennten Gruppen, denen sie angehören oder nach den besonderen Umständen, unter denen ihre sprachliche Äußerung sich vollzieht, z. B. nach ihrer seelisch-geistigen Stimmung, die ruhig oder mehr oder weniger erregt sein kann, oder nach der Art des gesellschaftlichen Verhältnisses, in dem sie zu ihrem „Interlocuteur“ stehen. So tut er denn in einem einleitenden Kapitel — neben manchem anderen — dar, wie selten sprachliche Äußerungen ein rein logischer Gedankenausdruck sind, wie in ihnen vielmehr auf Schritt und Tritt mit den Gedanken auch Empfindungen, Erregungen, Affekte mehr oder weniger stark zum Ausdruck kommen und dann gleichfalls bei dem Hörer allerlei *«effets affectifs»* erzeugen; wie sich dazu gelegentlich auch noch *«effets par évocation»* gesellen, wenn nämlich der Sprechende — absichtlich oder unabsichtlich — Ausdrücke,

Wendungen, Konstruktionen, die einer von der seinigen verschiedenen gesellschaftlichen Sphäre angehören, verwendet und dadurch peinliche oder belustigende oder sonstwelche Empfindungen beim Hörer auslöst. Das Ergebnis dieser Vorbetrachtungen bildet dann die oben erwähnte Definition der Aufgabe der Stilistik (p. 16): «*La stylistique étudie donc les faits d'expression du langage organisé au point de vue de leur contenu affectif, c'est-à-dire l'expression des faits de la sensibilité par le langage et l'action des faits de langage sur la sensibilité.* Bevor nun dieser affektive Gehalt der einzelnen Bestandteile der Rede selbst erörtert wird, was in den vier letzten Teilen geschieht, wird (in den beiden ersten) das Verfahren, die Methode dargelegt, durch die sein Vorhandensein festgestellt werden kann. Der erste Teil: *Délimitation des faits d'expression* fordert und erläutert zunächst die genaue Begrenzung des den Gegenstand der Untersuchung bildenden Redebestandteils, die namentlich dann von größter Wichtigkeit ist, wenn der betreffende Ausdruck aus mehreren Wörtern besteht. Ist der affektive Teil der Rede seinem Bestande, seinem Umfange nach genau festgestellt und abgegrenzt, dann folgt, wie das zweite Kapitel: *Identification des faits d'expression* darlegt, als weitere Aufgabe, die, ihn auf seinen wahren Gedankengehalt, seinen rein logischen Wert dadurch zurückzuführen, daß man den „Normalterminus" feststellt, d. h. dasjenige Wort oder denjenigen Ausdruck, der den vorschwebenden Sinn ohne jede affektive Färbung wiedergibt. Nach einem die beiden Arten von *caractères affectifs*, nämlich die *c. a. naturels* und *c. a. par évocation* gemeinsam erörternden dritten Teile, geht Verf. dann im vierten und fünften näher auf diese beiden Gruppen ein, zeigt an zahlreichen, wie immer, durch die Exercices reich vermehrten Beispielen, wie für die *caractères affectifs naturels* hauptsächlich die Wertfrage in Betracht kommt, sei es in quantitativer Hinsicht (verstärkende und abschwächende Ausdrücke) oder in qualitativer (billigende, mißbilligende, lobende, tadelnde) oder — wenigstens in beschränktem Maße — auch in ästhetischer Hinsicht, deren Erörterung ihm dann Anlaß nicht nur zu allerhand hübschen Betrachtungen, sondern auch zu einer eingehenderen Behandlung der bildlichen Redeweise (in Form eines Anhangs) gibt; ferner wie die *effets par évocation* vor allem auf dem doppelten Gegensatz beruhen, der zwischen der Gemeinsprache und ihren drei Modifikationen: Literär, technisch-wissenschaftlicher und familiärer Ausdrucksweise einerseits, sowie zwischen der Gemeinsprache und den Sprachen der verschiedenen „Milieux" andrerseits besteht. Dabei erfährt man dann en passant die interessante und für manchen an dem Wortschatz des Französischen sich abmühenden Fachmann gewiß tröstliche Tatsache (p. 206), daß dem das Französische als seine Muttersprache gebrauchenden und beherrschenden Verfasser im *Dictionnaire*

Général — der doch nur eine Auswahl der allgemein geläufigen Wörter bieten will — von den 23 auf S. 862 aufgeführten nicht weniger als 14 (!) völlig unbekannt sind (*embourder*, *embout*, *embraquer* etc.) und macht p. 242 f. die betrübende Wahrnehmung, wie sehr die Meinungen zwei so kompetenter Beurteiler, wie unser Verfasser und der genannte *Dictionnaire Général* es sind, über den Sinn des Wortes *argot* auseinandergehen, das der erstere als *tout simplement une forme exagérée du langage familier . . . (qui passe pour inconvenant) . . .*, der letztere als *langage de convention dont se servaient les gueux, les bohémiens, etc. et, par la suite, tout langage spécial aux malfaiteurs . . . à une profession, à une catégorie de personnes* definiert und ihm damit d i e Bedeutung zuweist, die nach der Behauptung unseres Verfassers (p. 242) das Wort *jargon* hat (*«Le jargon a ceci de particulier qu'il est en dehors de la langue, comme le milieu où il naît est en dehors de la vie sociale, à tel point que ceux qui le parlent s'en servent souvent pour ne pas être compris des autres»*).

In dem vorletzten Abschnitt zeigt dann der Verf. ebenso eingehend wie überzeugend, daß das Besondere einer jeden Stilart keineswegs nur auf gewissen ihr charakteristischen Wörtern, Ausdrücken, Wendungen beruht, sondern auch auf einer Reihe anderer Eigentümlichkeiten *(moyens indirects d'expression)*, namentlich solcher von phonetischer und syntaktischer Art (wobei auch die Frage der Ellipse eine ansprechende und beachtenswerte Erörterung erfährt) und geht dann im sechsten und letzten Teile zu einer ebenso gründlichen wie anschaulichen Charakterisierung der „familiären" Sprache über, die als der eigentliche Nährboden der affektisch gefärbten Ausdrucksweise, als ihr wahres Reich, augenscheinlich den Zielpunkt und Hauptgegenstand der ganzen Arbeit bildet.

Es sei, wenn das nach der oben gemachten Angabe, daß das Büchlein 331 Seiten — ich füge hinzu: enggedruckte — enthält, überhaupt noch nötig sein sollte, ausdrücklich betont, daß die vorstehende Übersicht über den Gedankengang der Darlegung anch nicht im entferntesten als Inhaltsangabe gelten kann, daß vielmehr in jedem der erwähnten Abschnitte — der Verfasser nennt sie „Teile" — dem jedesmaligen Hauptpunkte, ergänzend, erläuternd, erweiternd, so viele nicht minder interessante als belehrende Nebenbetrachtungen angegliedert sind, daß eine vollständige Aufzählung derselben an dieser Stelle ebensowenig angängig ist, wie eine genaue Inhaltsangabe der überaus reichhaltigen und auf ebenso fleißiger wie sorgsamer Zusammenstellung beruhenden Exercices d'application des zweiten Teiles. Angesichts der Fülle des in den beiden Bändchen verarbeiteten Gedanken- und Sprachmaterials wird niemand, sicher auch der Verfasser nicht, vom Leser Zustimmung zu allen Punkten erwarten. Doch sind mir nur geringfügige Bedenken gekommen.

Am ehesten möchte ich mich noch gegen die allzu schroffe und radikale Ausschaltung der historisch-etymologischen Betrachtung aus dem Unterricht der modernen Fremdsprache wenden, da mir, ganz abgesehen von der außerordentlichen Belebung, die sie in die Beschäftigung mit dem Wortschatz der fremden Sprache hineinbringt, die Zahl der Fälle, in denen sie irreführend oder verwirrend wirken könnte (vgl. z. B. *vivace* lebensfähig, -kräftig, und *vivacité* Lebhaftigkeit) doch verschwindend klein erscheint gegenüber denen, in welchen Übereinstimmung des Ursprungs der Wortmaterie sich auch mit Übereinstimmung der Bedeutung paart, und da jene ohne allzugroße Mühe entweder rein gedächtnismäßig als „Ausnahmen“ erlernt oder (was mir, wo es irgend möglich, den Vorzug zu verdienen scheint) durch historische Erklärung der aktuellen Inkongruenz dem Schüler verstandesmäßig erfaßbar gemacht werden können.

Der Druck beider Teile ist außerordentlich korrekt. Die Zahl der von mir angemerkten Versehen ist so gering, daß es sich nicht der Mühe verlohnt, sie hier aufzuführen, zumal sie, wie z. B. I, S. 11, Z. 20 un(*e*) societé, dem Auge als Druckfehler meist sofort erkennbar sind. Eher könnte I, S. 140, Z. 6 ses (statt ces) und I, S. 143, Z. 6 ou (statt en) den Leser momentan irreführen.

Theodor Kalepky.

Haas, J., *Neufranzösische Syntax* (Sammlung kurzer Lehrbücher der romanischen Sprachen und Literaturen IV. Halle a. S., Verl. v. Max Niemeyer 1909. 8⁰. VI und 493 S. 9 M.).

Wie man sich auch im einzelnen zu den von dem Verfasser vorgetragenen Ansichten und Auffassungen stellen möge — und ich will gleich hier bemerken, daß der Punkte viele sind, in denen ich mich seiner Meinung nicht anzuschließen vermag — dem Werke als Ganzem wird man die Anerkennung nicht versagen dürfen, daß es eins der gründlichsten, selbständigsten, eigenartigsten und — wenn man mehr an Klärung, Aufdeckung der inneren Natur der sprachlichen Erscheinungen als an Zusammenstellung von Tatsachendetail denkt — auch eines der reichhaltigsten ist, die in den letzten Jahrzehnten erschienen sind. Mit welcher Hingebung und mit wie andauerndem Fleiße Verfasser an dem Buche gearbeitet hat, ergibt sich schon daraus, daß fast das gesamte Beispielmaterial — mehrere tausend Sätze enthaltend — durch eigene, jahrelange Sammelarbeit aufgebracht worden ist. Dabei ist ihm natürlich auch mancher hübsche Fund geglückt, wozu ich nicht nur die zahlreichen Fälle rechnen

möchte, in denen sich, wie bei vielen Beispielen aus Balzac, der ursprünglichen Ausdrucksweise an der ersten Publikationsstelle lehrreiche spätere Korrekturen in der Édition définitive gegenüberstellen, wie z. B. S. 233 Ersetzung der Apposition durch einen selbständigen und vollständigen Satz in *Il se croyait pris pour dupe par une femme de bonne foi, situation neuve* (später: *Cette situation était neuve*), oder nachträgliche Vertausehung von *dont* mit *de laquelle* in *Elle envia les secrets de cette élégance dont elle n'avait pas eu l'idée* (S. 235)[1]) — sondern vor allem die interessanten und lehrreichen Sätze, in denen sich französische Schriftsteller über gewisse Arten und Formen des Ausdrucks kritisch äußern, ähnlich der von A. Tobler, *Verm. Beitr.* III, 117 zitierten Stelle, wo die Trennung von *avec* und seinem Substantiv ironisch gegeißelt wird. So erfahren wir S. 376 Näheres über den Eindruck, den die Anwendung des Passé défini mit Bezug auf jüngst Erlebtes bei sprachlich feinfühligen Franzosen macht durch folgende Briefstelle A. de Vigny's: *Hier, j'eus la visite de mon cousin, M. de la Rivière. Et je fais ici la même faute de français, si chère à Madame de Sévigné, qui recule tout jusqu'aux temps fabuleux, je ne sais pourquoi.* Oder es fällt, wie S. 394, ein Streiflicht auf die Rolle die das Conditionnel in der Volkssprache als Konjunktiversatz spielt: «*Faudrait qu'on marcherait plus vite pour arriver à l'heure de la messe!*» *Il croyait ainsi très bien s'exprimer, ayant fait un effort mental considérable pour éviter de dire selon son habitude*: «*Faudrait que je marchions. . .*» (Aus Guillaumin, *Près du Sol* XXIII). Freilich macht sich auch in unserem Falle die Kehrseite, die das ausschließliche Operieren mit neuen, selbstgefundenen Beispielen für die grammatische Darlegung hat, an mehr als einer Stelle bemerkbar, nicht nur insofern, als die Rücksicht auf das Verständnis manchmal den Abdruck längerer Partieen nötig macht als es wünschenswert ist und dadurch sowohl Raumverschwendung beim Druck der Buches als auch Zeitverlust beim Lesen und Durcharbeiten des Dargebotenen nach sich zieht, sondern vor allem insofern, als die gesamte Anordnung und Vorführung der einzelnen Kapitel statt ausschließlich von sachlichen Gesichtspunkten geleitet zu werden, leicht auch durch die Beschaffenheit und den Bestand des zur Verarbeitung vorliegenden Beispielmaterials mit beeinflußt werden kann. Und mehr als einmal hat es mir in unserer Buche scheinen wollen, als ob gewisse weitgehende Gliederungen Unterteilungen oder entbehrliche Aufzählungen von Sonder-

[1]) Weitere Fälle solcher späteren Ausdruckskorrektur finden sich S. 258, 276, 305, 343, 355, 369, 374, 416 und 465, wo zu dem Satze *Peut-être entre là le secret de la prédilection des mères pour leurs enfants faibles, disgraciés ou malheureux* (Béatrix, Brüssel 1839. p. 99*e*) leider die Korrektur der Ed. défin. nicht angegeben ist.

fällen (wie z. B. S. 460 die Feststellung, daß der hervorgehobene, durch ein unbetontes Personalpronomen wieder aufgenommenen Satzteil „auch zu einem Infinitiv gehören kann“: *Le monde et Dieu, elle avait envie de l e s fouler à ses pieds* und Ähnliches z. B. S. 388, 389 usw.) weniger logischen Erwägungen als dem Vorhandensein bestimmt gearteter Beispielsätze ihren Ursprung verdankten. Auch nimmt die Verarbeitung eines so gewaltigen selbstgesammelten Beispielmaterials die geistige Kraft des Verfassers derartig in Anspruch, daß gar zu leicht allerhand sonstige Einzelheiten darüber vergessen werden können. Wenn man z. B. die Besonderheiten, die die sprachliche Behandlung von *ci-joint*, *franc de port*, die Konstruktion in *se faire fort de* oder *avoir l'air* und Ähnliches darbietet, in unserem Buche mit keinem Worte erwähnt findet, so könnte man zunächst ja an absichtliche Beiseitelassung unwichtiger, wenigstens vom Verfasser für unwichtig gehaltener Dinge glauben. Aber gegen diese Annahme spricht wiederum der Umstand, daß vieles, was man auf keinen Fall als wichtiger oder bedeutsamer wird bezeichnen können, wie *plein les poches*, *gâcher lâche*, (warum dann übrigens nicht auch das Gegenstück *gâcher serré?*), *révérence parler* und sogar eine so vulgäre Wendung wie *plus souvent que*, bei ihm Berücksichtigung und Erörterung gefunden.[2]) So scheint es mir denn, daß mancherlei praktische Bedenken gegen den — an sich zweifellos verdienstlichen und höchst anerkennenswerten — Versuch sprechen, bei der Neubehandlung eines so vielfach schon bearbeiteten, schon mit so reichlichem Beispielmaterial ausgestatteten sprachlichen Gegenstandes wie es die neufranzösische Syntax ist, den gesamten Beispielbedarf von neuem aus eigenen Vorräten, durch eigene Sammelarbeit zu decken, und daß es doch wohl zweckmäßiger ist, diese sehr zeit- und kraftraubende Mühe nur da auf sich zu nehmen, wo sie eben unerläßlich ist, nämlich bei der Untersuchung und Wesenserforschung solcher Punkte oder solcher sprachlichen Erscheinungen, die bisher, sei es von der Grammatik, sei es vom Wörterbuch allzu stiefmütterlich behandelt oder gar verkannt und in falsche Beleuchtung gerückt worden sind.

Ich halte es freilich nicht für ausgeschlossen, daß Verfasser auch bei seinem Werke diesen Fall als vorliegend, diese Bedingung für erfüllt erklärt und damit sein außergewöhnliches Verfahren

[2]) Freilich will mir die zu dem letzten Ausdruck gemachte Bemerkung: „Gleich einer Negation ist der Ausdruck *plus souvent que*, der freilich heute schon nicht mehr recht gebräuchlich ist“ (wozu e i n Beispiel), doch nicht recht ausreichend erscheinen. Darf ich darüber auf *Zeitschr. f. rom. Philol.* XXXI p. 468 ff. verweisen? — Auch hinsichtlich der bekannten Verwendung von *tel* „ohne *que*“ im Vergleichsatze, über welches Verfasser in § 214 unzureichende und, wie ich fürchte, dem Leser nicht recht verständliche Auskunft gibt, habe ich inzwischen (ib. XXXII p. 678 ff.) eingehend gehandelt.

rechtfertigt: So sehr weicht bei ihm nicht nur Anlage und Gliederung im Ganzen, sondern auch Behandlung und Darstellung der einzelnen sprachlichen Erscheinungen von den landläufigen, in den neufranzösischen Grammatiken, bezw. Syntaxbüchern gemeinhin anzutreffenden ab. Als „sprachpsychologische Betrachtung der modernen Sprachverhältnisse Frankreichs" — wäre „S p r a c h e Frankreichs" nicht zutreffender? — bezeichnet der Verfasser selbst sein Werk im Vorwort und, wenn diese Kennzeichnung zunächst auch etwas kühn, manchem vielleicht gar anmaßend erscheinen könnte, man muß nach Durcharbeitung desselben zugestehen, daß er damit kaum zu viel gesagt hat. Wenigstens nicht, so weit seine Absichten, sein Bestreben, seine subjektiven Intentionen in Frage kommen. Die von Gröber in seinem *Grundriß der romanischen Philologie* I, 213 ff. in lapidarer Kürze, aber darum nicht minder klar und eindrucksvoll gegebenen Fingerzeige und Anregungen, namentlich seine Mahnung zur Eruierung und Berücksichtigung der „psychologischen Radix" — der Terminus findet sich in unserem Buche mehr als einmal wieder — sind hier auf fruchtbaren Boden gefallen. Sollte ich die vorliegende Syntax nach Anlage und Durchführung mit e i n e m Wort charakterisieren, so würde ich sie in der Tat als „psychologische Syntax" bezeichnen, aber mit diesem Ehrentitel nicht minder ihre hohen Vorzüge, als ihre Schwächen — wenigstens für diejenigen angedeutet zu haben glauben, die aus eigener Erfahrung, aus eigenem, in gar manchem Falle erfolglosen Bemühen wissen, welche gewaltigen Schwierigkeiten und oft unübersteiglichen Hindernisse sich der vollen Wesenserfassung bei vielen sprachlichen und speziell neufranzösischen Erscheinungen entgegenstellen.[3]) Ich wüßte wahrlich nicht, welches höhere Ziel man der grammatisch-syntaktischen Forscherarbeit setzen könnte als die psychologische Erklärung der uns in der

[3]) Noch in der 4. Reihe der *Vermischten Beiträge* (Artikel 7), glaubt A. Tobler z. B. für das auffallende Verfahren der Sprache bei Verbindung von *rien que* mit (neutralen) Adjektiven, wie es in *rien que d'ordinaire* (gegenüber einem *rien que du pain*) zutage tritt, sich bei der Annahme bescheiden zu müssen, daß auch hier eine syntaktische Form einfach über die Grenze hinausgegriffen habe, innerhalb deren sie zunächst allein statthaft war, daß „die Gewöhnlichkeit von *rien de* vor einem Adjektivum ein *rien que de* nach sich gezogen hat, das Bedenken erregen muß". Und trotzdem kann ich das Gefühl nicht los werden, daß das *rien* — wenigstens in vielen Fällen — noch als deutlich empfundenes Quantitätswort wirkt, daß *il n'y a là rien que d'ordinaire* im Grunde nicht eine restriktive Modifikation zu *il y a là de l'ordinaire*, sondern zu *il y a là q u e l q u e c h o s e d'ordinaire* ist, so daß also *il n'y là rien que d'ordinaire* wenigstens von hause aus — nicht hieße: „Darin liegt nur Gewöhnliches." sondern: „Darin liegt nur e t w a s Gewöhnliches" und daß andrerseits zu dem Satze: *La Revue donne de l'inédit* (und nicht *quelque chose d'inédit*) die Einschränkung ganz folgerichtig nur lauten könne: *Elle ne donne rien que de l'inédit.* Trotzdem werden Übergriffe zugestanden werden müssen.

Sprache entgegentretenden Ausdrucksformen, als die Feststellung der „psychologischen Radix" der Erscheinungen, aber — trotz A. Toblers inhaltreicher fünf Reihen (die letzte leider nur begonnen) „Vermischter Beiträge", trotz der eben erwähnten mannigfachen tiefgründigen Aufhellungen Gröbers, trotz zahlreicher Einzelarbeiten, die andere Freunde syntaktischer Forschung (zu denen auch ich mich aus Herzensgrunde — ich meine der Neigung nach) bekenne, beigesteuert haben, sind es doch immer nur gewisse Punkte und Partien, die als psychologisch aufgeklärt gelten können. Eine psychologische Gesamtsyntax des Neufranzösischen — das ist ein Unternehmen von solcher Kühnheit, daß der bloße Gedanke daran mir eine Art Atembeklemmung verursacht und daß ich nicht ohne die schwersten Bedenken an die Durcharbeitung des mir zur Besprechung zugesandten Buches ging. Jetzt, nachdem ich es gelesen, kann ich sagen, daß zwar keineswegs alle Bedenken sich als unbegründet erwiesen haben, daß aber das Werk als Ganzes eine durchaus beachtenswerte Leistung, und zweifellos auch, trotz mancher Jrrtümer, eine wesentliche Bereicherung unserer wissenschaftlichen Erkenntnis auf dem Gebiete der neufranzösischen Syntax darstellt, an der achtlos vorüberzugehen fortan keinem gestattet sein wird, der sich selber über diesen Gegenstand vernehmen zu lassen gesonnen sein sollte.

Verfasser ist wohl ausgerüstet an seine Arbeit gegangen, das offenbart sich auf den ersten Blick. Daß ihm die wichtigeren Fachpublikationen geläufig sind, ist ja selbstverständlich — wenngleich man wegen des Fehlens von explikativen Fußnoten oder Zusatzbemerkungen in den Fällen, in denen er eine von derjenigen anderer abweichende Meinung äußert ohne auf sie Bezug zu nehmen, nie recht wissen kann, ob absichtliches Stillschweigen vorliegt oder zufälliges Übersehen der betreffenden Publikation bezw. Vergessen der speziellen Stelle. So, wenn er im Gegensatz zu Tobler *V. B.* I, 1 die Aussageform: *c'est un grand trésor que la santé* merkwürdiger Weise auf Sätze wie *c'est un grand bonheur que tu sois venu* zurückführt (S. 57); oder die Wendung *il fait bon savoir...* (S. 239), die Tobler *V. B.* I, 31 nach Entstehung und Sinn völlig klarstellt, mit der vagen Bemerkung abtut: „Auch hier handelt es sich um Korrelate von Merkmalsvorstellungen, die nicht zu der Verbalvorstellung gehören, sondern zu einer nicht klar apperzipierten Gegenstandsvorstellung oder es liegt eine analoge Anwendung (?) vor" — oder wenn er S. 363 ein *Si cela vous fera plaisir* (wo *si* etwa „wenn die Sache so liegt, daß" bedeutet) als „vereinzelte" Ausdrucksweise abtut und p. 388 das von Tobler *V. B.* III, 9 erklärte Auftreten des Conditionnel im si-Satze dahin erläutert, daß *si* dann keine eigentliche Bedingung bezeichnet, sondern in diesem Falle „eine dem Hauptsatz gegenübergestellte Handlung als ein Zu-

geständnis hingestellt wird, das für den Sprechenden als irreal erscheint"; — oder wenn er S. 366, entgegen *Zeitschr. f. rom. Philol.* XVIII, 498 ff., das Passé défini als Korrelat einer solchen Verbalvorstellung bezeichnet, „deren Geschehen oder Sein im Vordergrunde des Bewußtseins des Sprechenden schwebt, während die zeitliche Ausdehnung außerhalb der Bewußtseinssphäre bleibt." und weiter behauptet, daß „umgekehrt die zeitliche Ausdehnung des Seins oder Geschehens in das innere Blickfeld des Sprechenden aufgenommen ist, wenn eine Verbalvorstellung der Vergangenheit durch das Imparfait wiedergegeben wird"; — oder weiter, wenn er unter Beiseitelassung von Tobler *V. B.* II, 2- und *Zeitschr. f. rom. Philol.* XVIII p. 159 ff. den Konjunktiv in Relativsätzen nach *seul*, *unique* etc. (und weiterhin auch nach Superlativen und ähnl.) dadurch erklärt, daß in ihnen „das Beziehungssubstantiv durch irgend eine Merkmalsbestimmung derart eingeschränkt wird, daß die Eigenschaft, die durch den Relativsatz zum Ausdruck gebracht wird, ihm allein zukommt".[4]) Oder schließlich, wenn er bei Erwähnung des volkstümlichen *ou-que* S. 176, das Siede in seiner sorgfältigen (Berliner) Dissertation (1885) „*Syntaktische Eigentümlichkeiten der Umgangssprache weniger gebildeter Pariser*" S. 32 mit Recht als „lautliche Abschwächung" von *où est-ce que* hinstellt, dafür in Parenthese „*où ce que*" setzt und dazu die weitere Frage aufwirft, ob es von der Umschreibung „*où c'est que*" stamme. Liegt auch wohl in den meisten der hier erwähnten Fälle bewußte Ablehnung der von anderer Seite geäußerten Auffassung vor, so würden doch kurze Zusatznoten, wenn nicht am Fuße der Seiten, so in Form eines Anhangs, wie Lückings Franz. Grammat. ihn bietet, dem Leser die Beurteilung der Sachlage in willkommener Weise erleichtert und, namentlich bei so auffallenden Diskrepanzen, wie bei *C'est un grand trésor que la santé* u. ähnl., den peinlichen Zweifel beseitigt haben, als wäre dem Verfasser bei ihrer Auf-

[4]) Der Leser wird selber finden, daß Verfasser hier im Ausdruck nicht glücklich gewesen ist. Kann ein „Beziehungssubstantiv" durch eine Merkmalsbestimmung „eingeschränkt" werden? Gemeint ist augenscheinlich, daß die durch den Relativsatz ausgedrückte Eigenschaft nur e i n e m (oder e i n e r Gruppe von) V e r t r e t e r (n) des Substantivbegriffs zuerkannt wird. Noch seltsamer klingt, was mit Bezug auf die superlativischen Fälle gesagt wird: „Auch hier ist der Konjunktiv nicht etwa auf eine besondere Form des Beziehungssubstantivs oder der Gruppe, die aus dem Substantiv und dem Superlativ besteht, zurückzuführen, sondern lediglich die Nebenvorstellung, daß von den Einzelbegriffen, die unter dem (sic!) in Rede stehenden Allgemeinbegriff, dem Beziehungssubstantiv, fallen, keinem die im höchsten Grade ausgesagte Eigenschaft in höherem Grade zukommt, als dem, der durch den Relativsatz näher bestimmt ist." Man wird das hier Gesagte — und ähnlich einige andere Stellen, S. 175, 245, 233 und 417 — doch wohl als unverständlich bezeichnen müssen.

stellung die von Tobler gegebene, so durchaus überzeugende Darlegung momentan nicht gegenwärtig gewesen.

Besonders angenehm aber empfindet man in den Ausführungen des Verfassers seine gründliche allgemein sprachwissenschaftliche, seine sprachphilosophische Schulung. Der Einfluß von Wundt, Paul, Ries ist unverkennbar. Von Paul, an den auch sonst noch manches, z. B. die Unterscheidung „usuellen“ und „okkasionellen“ Gebrauchs, erinnert, hat er wohl auch die Anregung zu den gründlichen und scharfsinnigen, aber mehr als einmal gewagten Auseinandersetzungen über die Frage der Gliederung der Sätze und die sich unter diesem Gesichtspunkte ergebende Einteilung derselben, womit das Werk eröffnet wird, und an Ries erinnert, ja, auf ihm beruht wohl die in der Einleitung S. 2 gegebene Definition der Aufgabe der neufranzösischen Syntax als „Darstellung der Wortverbindungen (!) der französischen Sprache von 1600 bis auf die Gegenwart“, der ich ebensowenig zuzustimmen vermag, wie ich ihr nach meinen skeptischen Darlegungen anläßlich der Anzeige von Pestalozzis *Systematik der Syntax seit Ries* (XXXV H. 2 u. 4, S. 10 ff. dieser *Zeitschr.*) hier noch einmal entgegenzutreten Anlaß habe. Wie es nach dem eben Gesagten nicht anders zu erwarten war, ist der Verfasser mit lobenswerter Gründlichkeit an die Untersuchung und Prüfung der zahlreichen schwierigen Fragen gegangen, die die neufranzösische Syntax dem Forscher aufgibt. Keiner Schwierigkeit geht er aus dem Wege, kein Problem ist ihm zu verwickelt, als daß er nicht mutig und energisch wenigstens einen Versuch zu seiner Lösung machte. Er gesteht wohl hier und da die Notwendigkeit weiterer historischer Nachforschungen zu, in der Mehrzahl der Fälle jedoch steht er nicht an, sich unumwunden zu äußern, mit Sicherheit zu entscheiden, und nicht bloß Erklärungsversuche, Auffassungsmöglichkeiten, sondern ganz bestimmte Erklärungen, Auffassungen, oft mit einer Kühnheit vorzutragen, die mir Bewunderung abnötigen würde, wenn sie nicht doch zu starke Bedenken hinsichtlich der wissenschaftlichen Berechtigung und Zweckmäßigkeit eines solchen Verfahrens in mir wachriefe.[5]) So erklärt er in dem ersten Teile, der von der Gliederung handelt, unbedenklich für ungegliederte Verbalsätze auch solche, „in denen Subjekt und Prädikat im Laufe der sprachlichen Entwicklung erstarrt sind“, wie z. B.: *Mais...force sera bien à la France de descendre dans*

[5]) Um so auffallender berührt das ganz einzig bei ihm dastehende Eingeständnis (S. 301), daß ihm in *tout de bon* etc. das *de* „seiner Herkunft nach unklar“ sei. Ich sehe darin nicht die mindeste Schwierigkeit. Es ist dasselbe *de* wie in *de force*, *d'assaut*, *d'emblée*, das sich auch sonst mit subst. Adjektiven findet, z. B. in *d'ordinaire*, *de plain*, *de vrai*. — *Pour sûr de sûr* stellt sich einem *rien de rien* etc. zur Seite und *pour de bon* zeigt Einfluß von *pour rire*, wofür das Volk wiederum oft *pour de rire* sagt.

l'arène usw. oder .. *et mention de cet événement était faite au Moniteur.* In Kapitel IV findet er den Mut, das interjektionelle *gare*, auch wo es mit einem Akkusativ konstruiert ist, ja sogar *voilà* und *voici* als Nomina hinzustellen, die aus Verbalausdrücken entstanden seien, und mit Bezug auf die von den beiden letzteren abhängigen Objekte zu erklären, daß sie heutzutage „Subjekte zum Existenzbegriff" seien. Für gewagt halte ich ferner die Behauptung auf S. 313: „Die Bemühungen, eine Gesetzmäßigkeit im Gebrauch von de und à zu finden" — es handelt sich um ihr Auftreten bei Infinitiven — sind gescheitert, nur so viel läßt sich sagen, daß, wo *de* und *à* eintreten können, die Verbindung mit *de* enger ist, als die mit *à*." Ich behaupte im Gegenteil, daß sich in der Verwendung der Präpositionen bei Infinitiven der chaotische Wirrwarr, der sich noch im XVII. Jahrh. zeigt, allmählich zu einer Gesetzmäßigkeit, einer Geregeltheit abgeklärt hat, die es ermöglicht, heute in jedem Falle des Auftretens einer Präposition vor einem Infinitiv ihre Verwendung mit ihrer Grundbedeutung in vollkommenen Einklang zu bringen.[6]) Noch viel gewagter, ja fast tollkühn, erscheint mir die S. 377 gemachte Prophezeihung: „Das Passé défini, heute schon nur noch eine literarische Zeit, ist, wenn die sprachliche Entwicklung sich nicht ändert, dem Untergang verfallen". — „Nur noch literarisch?" Ist denn die literarische Produktion des französischen Volkes irgendwie bedroht, in Frage gestellt, so daß die Reduzierung der Passé défini = Funktion auf „literarische" gleichbedeutend wäre mit Gefährdung seiner Existenz? Glaubt Verfasser denn, daß im Französischen die Literaturgattung des Romans, der unterhaltenden Erzählung je aussterben wird? Oder hält er es für denkbar, daß sie je auf ein so markantes Ausdrucksmittel wie es das mit dem Imparfait wechselnde Passé défini ist verzichten werde? Gedeiht doch der im täglichen Umgange so verhaßte Konjunktiv Imperfekti, selbst der der Verben auf *er*, nach meinen Wahrnehmungen in der Literärsprache immer noch ganz fröhlich weiter; und bei der Launenhaftigkeit der Tagesmode will mir der Fortbestand einer Ausdrucksform viel mehr und besser gesichert erscheinen, wenn dieselbe „nur noch" literarisch, als wenn sie „nur noch" Alltagsredeweise ist.[7]) — Allzu rasch will

[6]) Ich hoffe, bald die Zeit zu finden, um den Nachweis für die Berechtigung einer solchen Behauptung zu erbringen.

[7]) Die hier erwähnte und beanstandete ruft mir eine andere Kassandra-Prophezeiung in Erinnerung, die ich fast jedes Mal — auch aus dem Munde sehr verständiger Männer — zu hören bekam, wenn von dem ungünstigen Verhältnis der Geburtenziffer zur Sterbeziffer in Frankreich die Rede war: daß nämlich in nicht mehr unabsehbarer Zeit das französische Volk zu existieren aufgehört haben werde, falls in jenem Verhältnis keine Wendung zum besseren eintrete. Auch über diese Unglücksprophezeiung wird der nur lächeln, der den erstaunlichen Zuzug und die noch erstaunlichere Assimilationskraft des von Lebensfrische und -freudigkeit sprühenden französischen Volkes kennt.

mir auch die Herleitung der eigentümlichen Einkleidungsweise irrealer Bedingungssätze *(S'il venait, je lui donnerais cette chose)* aus der („noch heute vorkommenden") Satzform: *Il disait que si tu venais tu lui donnerais cet objet* (S. 383) erscheinen, da hier doch jede Spur irrealer Färbung fehlt. Freilich gibt Verfasser diese Ableitung nur als eine Vermutung. Schwerwiegender erscheint mir der Fehlgriff bei der S. 406 gegebenen Erklärung des Konjunktivs nach Ausdrücken des Affekts: „Die Realitätsvorstellung tritt unter Einfluß des Affekts zurück gegenüber dem Wunsch nach Eintreten (Nichteintreten) der Ursache des angenehmen (unangenehmen) Affekts." Ja, wenn es sich nur um angenehme Affekte einerseits (je suis heureux qu'il vienne, wegen je souhaite qu'il vienne) und Furchtempfindungen andererseits handelte *(je crains qu'il ne vienne*, wegen *je souhaite qu'il ne vienne pas)*. Aber in den zahlreichen Fällen unangenehmer Affekte, die nichts mit Furcht zu tun haben, kann doch von einem „Wunsch des Nichteintretens" nicht die Rede sein, da sich nach ihnen, z. B. *regretter*, *être fâché*, *triste* etc. niemals *ne* im abhängigen Satze findet, ein *Je regrette qu'il vienne* sich also unmöglich durch Supponierung eines *Je souhaite qu'il ne vienne pas* erklären läßt.

Doch genug an solchen aus allzu großer Kühnheit oder Raschheit entspringenden Fehlgriffen, wenngleich ihr Bestand mit den vorgeführten keineswegs erschöpft ist. Die Gerechtigkeit gebietet, ihnen gegenüber auch auf die zahlreichen Stellen hinzuweisen, in denen der Verfasser einen scharfen, treffenden Blick in die Natur der Erscheinungen und eine glückliche Hand in ihrer Darstellung und Behandlung bekundet. Als solche möchte ich z. B. seine — eine ebenso erfreuliche wie m. E. notwendige Ergänzung zu A. Tobler *V. B.* III, Nr. 20 bildende — Herleitung des so häufig begegnenden Exklamationsmittels. *dire* (*penser*, *songer* etc.) bezeichnen, die er auf Sätze wie *Dire que la guerre n'aura pas lieu à cause de cette pénurie est un raisonnement politique vicieux*, Balzac & III, 397 oder *Dire que la guerre aura lieu est abominable* zurückführt und durch die er mir die Veröffentlichung eines schon seit lange im Entwurf daliegenden Ergänzungsartikels erspart, in dem ich allerdings auch noch auf andere Fälle affektischer Redeabbrechung wie *Cet homme est d'une insolence*‘....! sowie auf die, eine Vorstufe zu der heutigen stereotypen *dire*-Formel bildenden Satzformen, wie *Dire mon effarement!* hinweisen wollte, womit A. Daudet in *Trente ans de Paris* 40 den Bericht eines ihm zugestoßenen Mißgeschicks (nach Vorausschickung der Worte: *Terrifié, humilié, je me dissimulai dans la foule)* abschließt, und auf *Et pouvoir dire que j'ai désiré avec tant de passion cette intimité parfaite qui aujourd'hui me laisse si froid!* De Stendhal, *Le Rouge et le*

Noir II, 222.[8]) — Hübsch löst auch die Interpretation von *A quoi bon* (S. 20) als *pourquoi* (in ähnlicher Weise, wie die von Ebeling in seinen *Problemen der romanischen Syntax I* angewandte Zurückführung von *rien que* auf *seulement*) die syntaktischen Schwierigkeiten, die bei wörtlicher Auffassung (als ,,Wozu gut?) sowohl das konstante Fehlen der Präposition *de* vor dem nachfolgenden (Subjekts-)Infinitiv als auch besonders die hartnäckige Vernachlässigung der Konkordanz von *bon* mit dem sich doch unmittelbar anschließenden Subjektssubstantiv (z. B. *A quoi bon une bibliothèque*) der Grammatik bereiten würden. — Höchst anregend, wenn auch nicht in allen Punkten einwandfrei, sind weiter die eingehenden Darlegungen über den ,,Teilungsartikel" S. 112 ff., ferner über *de* vor dem Infinitiv S. 161, über Substantive in adjektivischer Funktion in §§ 190, 191, wo mir allerdings die Charakterisierung des Adjektivs als eines ,,prädikativen" nicht immer richtig scheint und ich außerdem am Schlusse die von A. Tobler *V. B.* II p. 168 erörterte Weiterentwickelung eines in adjektivischer Funktion gebrauchten konkreten Substantivs zu einem neuen, die Eigenschaft (in neutralem Sinne) bezeichnenden und demnach männliches Geschlecht aufweisenden abstrakten Substantiv vermisse;[9]) und schließlich die in § 407 über die Stellung von Substantiv und attributivem Adjektiv gemachten interessanten Ausführungen, bei denen ich mir freilich wieder durch vereinzelte Fragezeichen am Rande angemerkt habe, daß ich das eine oder andere darin zu gewagt gefunden. — Mehrere, kleinere, augenscheinlich durch die Fülle des angesammelten Stoffes und die Schwierigkeit seiner Verarbeitung verursachte Ungenauigkeiten scheinen mir, um ihre Beseitigung in einer späteren Auflage zu sichern, hier doch noch erwähnt

[8]) In beiden Fällen scheint mir die affektische Unterdrückung einer ursprünglich dem Sprechenden vorschwebenden Fortsetzung (zu *Dire mon effarement!* etwa: *Comme ce serait difficile!* — zu *Et pouvoir-dire . . .* etwa: *Quelle mortification!* oder: *Que c'est triste!*) ganz unbestreitbar. A. Tobler, der sich *l. c.* nur mit der aktuellen Gebrauchsweise der Wendung beschäftigt, hat von seinem Standpunkte aus völlig Recht, für heute das Vorhandensein einer Ellipse in Abrede zu stellen. Damit scheint mir aber die Annahme, daß bei ihrer Entstehung Ellipse im Spiele gewesen, immer noch vereinbar.

[9]) A. Tobler *l. c.* gibt als Beispiele: *Les sacrés pochards! ils sont d'un farce*, Zola: *L'Assommoir* 179 (aus *une chose farce* hat sich das substant. *le farce* das Possenhafte, die Possenhaftigkeit entwickelt) und *Elle était d'un bourgeois, ah, d'un bourgeois!* Claretie, *Million* 173. — Ich habe dann in meinen *Lexikographischen Lesefrüchten* (Progr. des Falk-Realgymn. zu Berlin, 1900, Teil I) S. 11 noch *La prose de l'Avare est d'un incomparable maître* (*Grands Écrivains d. l. Fr.*, Molière X p. 491) angeführt und auf die zahlreichen als Farbenbezeichnungen verwendeten Pflanzennamen verwiesen, z. B. *Dès septembre, cet océan d'herbe . . . se perd dans du rose et dans du mauve.* Zola, Rome 191.

werden zu müssen. So (§ 169) die Behauptung, daß „inbezug auf ein Prädikatsnomen das Maskulinum le steht, gleichgültig ob dieses ein Maskulinum oder Femininum, ob es Einzahl oder Plural ist", wobei die bekannten Fälle wie *Êtes-vous sa femme? — Oui, je l a suis* oder *Êtes-vous les enfants de cet homme? — Oui, nous l e s sommes* übersehen worden sind. — In § 241 ist in der Angabe, daß das mit *être* verbundene Partizip durchweg mit dem Subjekt in Übereinstimmung gesetzt werde, die Einschränkung „abgesehen von den reflexiven Verben" vergessen, von denen erst zwei Seiten später die Rede ist. — In § 98 ist über den bestimmten Artikel vor den Namen der Wochentage unzutreffend gesagt, daß er fehle, „wenn sie einen bestimmten Tag einer bestimmten Woche bezeichnen, d. h. ein bestimmtes Datum." Es muß durchaus bei der alten Formulierung bleiben: „wenn es sich um den der Gegenwart des Sprechenden zunächst liegenden Tag des betr. Namens handelt." Spricht man von (noch so genau bestimmten) Tagen der f e r n e r e n Vergangenheit oder Zukunft, so wird bekanntlich stets der Artikel gesetzt.[10]) — Bei der Besprechung des Verfahrens im Gebrauche von Kardinal-Zahlen zur Unterscheidung von Regenten gleichen Namens § 227 ist die Erwähnung der Ausnahme *premier* und *second* vergessen, deren bei den Monatsdaten richtig gedacht ist. Bei *Charles VII.* wäre außerdem der Punkt zu tilgen und *Charles-Quint* kann, da doch die Reihe der französischen Könige einen *Charles cinq* aufweist. einer genaueren Kennzeichnung („deutscher Kaiser") nicht entraten. — Ähnlich ist in § 224 zwar bei Erwähnung von *autant* bemerkt, daß sich in negativen Sätzen dafür *tant* findet, aber das Gleiche nicht auch mit Bezug auf das (früher behandelte) *aussi* gesagt, dem doch auch ein *si* zur Seite steht. — Die Behauptung am Ende von § 137, daß, abgesehen von *bien d'autres*, „bien durchweg den Artikel nach *de* hat, auch wenn dem Substantiv ein Adjektiv vorausgeht" ist nicht haltbar, wenngleich sie, nachdem Leygues' bekannter Toleranz-Erlaß *de* mit dem bestimmten Artikel zur Bezeichnung des „Teilverhältnisses" in a l l e n Fällen, wo dem Substantiv ein Adjektiv vorangeht, gestattet hat, nicht mehr so viel Unheil anrichten kann, wie vordem von ihr zu befürchten gewesen wäre. Warum nicht einfach: „*bien* übt hinsichtlich des „Teilartikels" des darauf folgenden Ausdrucks keine modifizierende Wirkung aus" oder: „*bien* bleibt ohne Einfluß auf den Teilartikel; dieser zeigt nach bien stets d i e Form, die er ohne *bien* haben würde."

Was gelegentliche Auslassungen und Unvollständigkeiten betrifft, so scheint mir, von den eben erwähnten Fällen abgesehen,

[10]) Vgl. z. B. *Le vendredi 28 mars 1879, on crut qu'elle ne passerait pas la nuit.* Zola, *Lourdes* p. 585, wo der Artikel vor *vendredi* auch stehen müßte, wenn das Monats- und Jahresdatum fehlte.

am schlimmsten das gegen Schluß des Buches behandelte Kapitel von der Negation davongekommen zu sein, in dem ich — unter den Fällen der Entbehrlichkeit von *pas* — nicht nur (neben *pouvoir* und *savoir*, die genannt sind) die Verben *oser*, *cesser*, *bouger*, sondern auch (neben dem vom Verfasser erwähnten *n'avoir que faire*) die bekannten Fälle mit *depuis que*, *il y a. . .que*, *si*, *que* = *pourquoi*, Relativsatz im Anschluß an negativen Hauptsatz, ferner die zahlreichen Ausdrücke wie *je n'ai garde de*, *qu'à cela ne tienne*, *n'importe*, *ne (vous) (en) déplaise* usw. vermisse. Hier wäre eine Vervollständigung in der zweiten Auflage dringend zu wünschen, während andere Weglassungen, z. B. die von proleptischem *y* (neben dem mit reichlichen Beispielen belegten *en* z. B. *Tu en as du courage* S. 463), für das sich ebensoleicht Belege geben lassen (z. B. *Pauvre madame Eyssette! Elle y pensait toujours à ce cher pays qu'elle n'espérait plus revoir* — also ohne Komma! — A. Daudet, *Le petit Chose* 24) leichter zu ertragen wären.

Ein Wort scheint mir zum Schlusse noch über die Stoffgruppierung und die Darstellungsweise gesagt werden zu müssen, da in beiden ein wesentlicher Teil dessen liegt, was dem Buche seinen eigenartigen Charakter verleiht. Das Ungewöhnliche in ihnen rührt offenbar davon her, daß es dem Verfasser weniger um eine übersichtliche und vollständige Registrierung der sprachlichen Erscheinungen als um die Klarstellung und Erläuterung des Wesens derselben, um die Aufdeckung ihrer psychologischen Radix zu tun ist. Dies Bemühen hat ihn mehr als einmal zu Auseinandersetzungen von einer Länge und Ausführlichkeit veranlaßt, wie ich sie in keiner neufranzösischen Syntax, die bisher erschienen, gefunden zu haben mich erinnern kann, und die dem Verfasser, besonders von Gegnern der psychologischen Methode leicht den Vorwurf der Weitschweifigkeit und wortreichen Breite eintragen könnten, um so mehr als die Gesamtanordnung des Werkes an logischer Gliederung und Übersichtlichkeit, wie mir scheint, doch zu wünschen übrig läßt. Keine Spur von tableauartiger Über- und Unterordnung, weder in dem Werke selbst, noch auch, was besonders auffällig ist, in der vorausgeschickten Inhaltsübersicht. In 27 unverbunden aneinandergereihten Kapiteln, die 408 Paragraphen enthalten, führt Verfasser den reichen, gewaltigen Stoff vor, ohne an Wiederholungen, wie sie z. B. die Koordination der Abschnitte über Subjekt, Objekt einer- und über Gegenstandsvorstellungen andererseits unvermeidlich mit sich bringen mußte, irgendwie Anstoß zu nehmen. Mir scheint, es wäre nicht allzuschwer gewesen, an die Stelle einer solchen wenig übersichtlichen Koordination eine rasch und sicher orientierende logisch abstufende Super- und Subordination zu setzen. Da hätten sich z. B. die ersten 5 Kapitel (I. Ungegliederte Nominalsätze, II. Ungegl. Verbalsätze. III. Ge-

gliederte Nominalsätze. IV. Nominalsätze aus Verbalsätzen V. Gegl. Verbalsätze) leicht unter die Rubrik „Arten des Satzes nach seiner Gliederung" bringen lassen, der dann gleich die andere: „Arten des Satzes nach seinem Sinne" hätte folgen oder auch vorangehen können, unter der von Frage-, Wunsch-, Befehlssätzen zu handeln gewesen und unter anderem auch das, was Verfasser im 26. Kapitel („Frage- und Ausrufesätze") berührt, zur Sprache zu bringen gewesen wäre. Beiden zusammen wäre dann einerseits die Erörterung der verschiedenen Glieder oder Teile des Satzes gegenüberzustellen gewesen, also das, was Verfasser in den Kapiteln VI (Subjekt) VII (Prädikat) VIII (Objekte) bietet, andrerseits die Vorführung der verschiedenen Arten sprachlicher Begriffe und ihrer Bezeichnungen („Korrelate"), die manche Grammatiken unter dem Titel „Redeteile" an die Spitze stellen und in die die Mehrzahl der folgenden Kapitel hineingehört hätte. Bei solchem oder ähnlichem Verfahren würde der Leser mit e i n e m Blicke eine Übersicht über den reichen Inhalt des Buches gewonnen haben, während er jetzt seine liebe Mühe und Not hat, aus der langen Reihe der Kapitelüberschriften (S. VII), bei denen gar noch manchmal ein überflüssiges „Korrelat" stört,[11]) das Was und Wie zu erkennen. Wäre es ein Leichtes, in dem eben erwähnten Punkte Wandel zu schaffen, so dürfte die Erfüllung einer anderen, die erläuternde Darstellung betreffenden Forderung, nämlich derjenigen nach absoluter Klarheit des Ausdrucks mit erheblich größeren Schwierigkeiten verknüpft sein. Es wäre allerdings unbillig, dem Verfasser einen Vorwurf daraus zu machen, daß die Durcharbeitung seines Werkes die weitgehendsten Anforderungen an die Zeit und Kraft der Leser stellt, ihnen manchmal mehr als gewöhnliche Gedankenanspannung auferlegt. Es kann im Gegenteil gar nicht oft genug gesagt werden, daß die eindringende, bis auf den Grund gehende Untersuchung syntaktischer Fragen schon der Natur des Gegenstandes nach eine der schwierigsten und mühsamsten Beschäftigungen ist, die es gibt, daß also auch von dem Leser syntaktischer Darlegung vollste Bereitwilligkeit zu angestrengter Denkarbeit wird verlangt werden dürfen. Wenn aber trotz immer erneuter Versuche und Anläufe der Sinn des Gesagten, wie wir es an einigen früher erwähnten Sätzen festgestellt haben, nicht zu ergründen ist, oder, wenn , wie z. B. S. 47, Z. 9 von unten, S. 126, Z. 31, S. 228, Z. 5 oder S. 364, Z. 15 der Satz in seiner Konstruktion — sei es durch Schuld des Ver-

[11]) So, scheint mir, müßte es Kap. XI heißen: „Die Bestimmungen der Gegenstandsvorstellungen" (und nicht „der Korrelate der Gegenstandsvorstellungen"), Kap. XII: „Die prädikative und attributive Bestimmung der Gegenstandsvorstellung" (statt: „Das Korrelat der präd. u. attr. Best. d. G."), und müßte auch in den Überschriften von Kap. XIV und XX das Wort „Korrelat" getilgt werden.

fassers oder durch die des Druckers, — verfehlt, entstellt, verstümmelt ist, dann wird es als berechtigte Forderung erscheinen dürfen, daß in der zweiten Auflage nichts verabsäumt werde, um dem Leser ein rascheres, ungehinderteres Vorwärtsdringen bei der Lektüre des Buches zu ermöglichen. Freilich wird auch hier ein Teil der Schuld dem Umstande zuzuschreiben sein, daß das Unternehmen des Verfassers, wie schon oben angedeutet, insofern verfrüht war, als es ihm in allzuvielen Punkten noch an ausreichenden Vorarbeiten fehlte und er allzuoft darauf angewiesen war, an Stelle objektiv erwiesener oder erweisbarer Behauptungen rein subjektive Vermutungen zu äußern, wobei er dann leicht in Versuchung geführt wurde, mit psychologischen Begriffen, wie z. B. apperzipieren, Apperzeption, in einer Weise zu operieren, die man, wenn nicht geradezu als Mißbrauch, so doch als bedenkliche Maßüberschreitung wird bezeichnen dürfen. — Auch hier, ich meine im Ausdruck, fehlt es nicht an Gewagtheiten, an kühnen und seltsamen Wendungen. So schreckt Verfasser nicht vor „syndetischer Verbindung" (S. 125) und „asyndetischer Verbindung" (S. 342) zurück (obgleich das doch eigentlich dasselbe ist, wie „verbundene und unverbundene Verbindung" — ich hätte hier statt „Verbindung" an seiner Stelle „Anfügung, Anreihung" gesagt) ebensowenig vor „imperativischen Befehlssätzen" (S. 350), oder vor „(Ausrufe, die mit der Verneinung) zusammen verbunden (werden)" (S. 422). Eine Annahme, einen Willen, die als Ursache wirken, nennt er kühn „angenommene, gewollte Ursache" (S. 344)[12]) und ganz analog bezeichnet er S. 412 einen „Begriff, dessen Realisierung gewünscht wird" als „gewünschten Begriff", was doch etwas ganz anderes besagt. Gewagt und seltsam erscheint auch ein Satz, wie der folgende (auf den best. Artikel in der Apposition bezügliche): „Fälle, in denen der Artikel stehen muß, sind solche, in denen der Artikel vor dem betreffenden Wort nicht fehlen darf, z. B. vor Ländernamen, vor Eigennamen, die von einem Attribut begleitet sind u. a., insbesondere vor Superlativen."

Vor allem aber kühn und gewagt wird — und damit soll diese schon allzu lang geratene Besprechung geschlossen werden — in einem so umfangreichen und schwierigen Werke die vom Verfasser am Schlusse seines Vorworts geäußerte Hoffnung erscheinen müssen, daß in den am Ende des Buches gegebenen „Berichtigungen und Zusätzen" alle Versehen und Druckfehler richtig gestellt seien. Mir sind bei der Durcharbeitung des Werkes, ohne daß ich besonders eifrig darauf gefahndet hätte,

[12]) In dem betr. Satze: „Finale, kondizionale Beziehungen sind doch nur besondere Formen der kausalen Beziehung, die eine angenommene Ursache, die andere gewollte Ursache bezeichnend", hätte übrigens Verfasser durch Doppelpunkte hinter „eine" und „andere" die Erfassung des Sinnes wesentlich erleichtern können.

noch verschiedene weitere aufgestoßen, durch deren Hersetzung ich die Herstellung korrekten Druckes für die zweite Auflage vielleicht ein wenig erleichtern kann.[13]) Es muß heißen (die erste Zahl gibt die Seite, die zweite die Zeile an — wenn „v. u." daneben steht, von unten gezählt): 17,10 volupté; 22,9 politique; 39,7 commencé; 63,2 dem (statt „den"); 67,16 begrifflich; 67,20 ne *nous* étions; 68,13 imperfektivische; 71,29 vînt; 73,26 auf d e r Tatsache; 73,29 „être" hinter Hilfsverb einzufügen 74,23 promener; 75,7 Komma zwischen tomber und rester. Das Verb croire ist zu tilgen; 75,16 malheureux; 76,4 Sylvestre; 78,5 Beziehungsbedeutung; 78,26 „mit den N a m e n d e r alten Kasus;" 81,4 v. u. bedingten; 82,11 von einer *von* der Pr.; 85,26 noch *von* einer B.; 86,1 Bruno; 92,5 Albert; 92,24 ist „die ursprünglich" einmal zu tilgen; 96,19 und die *der* Verba; 97,22 devoir; 101,13 il; 104,10 unter *den* Namen; 107,10 *vor* (allenfalls auch *bei*) Ländernamen; 113,7 v. u. „in" zu tilgen; 118,13 déj*à*; 119,5 Molière; 119,11 maître 121,11 v. u. „in Typus 2—4" (vgl. das erste Beispiel); 124,25 Komma oder Semikolon hinter sort; 126,29 déjà; 127,1 ténébreux; 130,11 Mac-Mahon (mit Bindestrich); 130,13 fortune, considérable; 131,1 *K*orrelat; 137,3 v. u. *t*ambour-major; 140,11 v. u. séjour; 141,2 chefs-d'œuvre (mit Bindestrich); 142, 9 grand; 142, 19 L'an.; 142, 27 „dient" einzuschieben; 144, 11 zweimal Mr (ohne Punkt), 144, 22 Mme (ohne Punkt);[14]) 147, 7 doch wohl maison (statt main); 147, 25 wohl §§ 111 *und 112*; 150, 3 „die abhängigen Substantive" (statt „sie"); 153, 2 bien + *de* + best. Art.; 155, 22 zu den *den* ersteren entsprechenden; 160, 10 v. u.

[13]) Auf eine — an sich ja ziemlich belanglose — Inkonsequenz bei den Stellenangaben sei hier gleich zu Anfang hingewiesen. Bis Seite 24 befolgt Verfasser das durchaus zweckmäßige Verfahren, Autornamen und Titel der betr. Schrift durch ein Komma zu trennen, also: Bourget, Mensonges. — S. 24 Z. 3 von unten findet sich zum ersten Male Fehlen des Kommas: Lenôtre Tournebut; ebenso weiterhin S. 51 Z. 14 France Filles et Garçons, S. 67 Z. 20 Courteline Boubouroche und S. 69 Z. 21 Racine Britannicus. Auf S. 67 Z. 3 ,7 und 4 von unten begegnet plötzlich ein Punkt als Trennungszeichen: Gyp. Mme la Duchesse (sogar mit fehlerhaftem Punkt hinter Mme). Doch sind das zunächst nur vereinzelte Durchbrechungen des herrschenden Prinzips (Trennung mittels Komma). Von S. 86 ab hört hingegen jegliche Einheitlichkeit des Verfahrens auf, alle drei Arten wechseln nach Willkür und Belieben mit einander ab. Für eine neue Auflage empfiehlt sich doch wohl ein konsequenteres Verfahren, am besten Trennung mittels Komma.

[14]) Nach meinen Beobachtungen setzt der Franzose in solchen Abkürzungen, die den l e t z t e n Buchstaben mitenthalten, niemals einen Punkt, er schreibt sets „Mr, Mme, Mlle", St; wohl aber „M., p. ex.", usw., weil hier die letzten Buchstaben auch fortgelassen sind. Dasselbe Versehen, nämlich Setzung eines Punktes zu Mr und Mme findet sich in unserem Buche noch 228, 12 v. u.; 247, 7 v. u.; 254, 23; 256, 12 v. u.; 261, 8; 280, 5 v. u.; 364, 9 v. u.; 426, 7; 433, 5. (Richtig dagegen 331, 14 u. 19; 381, 8 usw.)

infinitivischen; 162, 13 Demonstrativum; 162, 16 determinativ; 163, 16 scrupules; 164, 10 Maupassant; 164, 21 Komma hinter Crime zu tilgen; 168, 15 Guillaumin; 171, 15 doch wohl „Subjektsätze"; 171, 7 v. u. ne peut; 172, 6 eine; 173, 15 v. u. c'était (Accent aigu nicht erkennbar); 175, 31 originalité; 176, 11 eingetreten; 177, 16 v. u. joués; 179, 2 v. u. rhythmisch;[15]) 181, 6 v. u. unpers. (mit Punkt); 186, 21 Ergänzung; 189, 7 Corr.; 189, 18 Komma hinter Chevalier zu tilgen; desgleichen hinter Affaires 190, 4; hierselbst, Z. 13 Hilfsverb (statt Hilfsadverb); 193, 2 v. u. fungierenden; 197, 6 autres; 198, 1 superbe; 198, 34 „nur" zu tilgen (oder durch „nun" zu ersetzen?); 200, 8 L'es- (statt Punktes Trennungsstrich); 201, 11 St-Germain; 202, 4 v. u. dans les zu tilgen; 205, 8 v. u. caractère; 206, 11 Lücke hinter elle (vielleicht a einzuschalten?); 207, 3 v. u. „sich" zu tilgen; 209, 2 Komma hinter père; 211, 2 v. u. dessous; 212, 10 de vor découvrir einschalten; 212, 5 v. u. déjà; 213, 24 Merkmale; 213, 8 v. u. plus; 218, 3 „gebildet" (statt „verwendet"); 218, 9 v. u. personnel; 219, 13 einem Korrelat; 220, 8—9 ursprünglichen Verhältnissen; 223, 3 v. u. pourrait; 215, 16 hinter „vorausgesetzt" Komma oder „und"; 228, 5 Komma vor „sind" zu tilgen; 228, 10 ausgedrückten; 228, 9 v. u. doch wohl vieux (statt yeux); 229, 9 Couaën (2 Punkte); 231, 10 songe; 234, 10 doch wohl „Satztakt" (oder was wäre „Satzakt"?); 234, 9 v. u. avec; 235, 3 officier; 236, 2 v. u. sont; 237, 2 v. u. m'emmènes; 238, 12 v. u. Clérimie; 238, 10 v. u. cimes; 240, 18 toujours; 240, 27 Lücke hinter „dunkleren"; „Regionen" oder „Sphären" einzuschalten; 243, 20 barbu; 244, 9 v. u. „ursprünglich" zu tilgen; 249, 19 doch wohl nur collet-monté (statt montée); 249, 24 Kompositionen; 249, 4 v. u. wohl „Ausdruck" statt „Superlativ"; es gehen nur Komparative voraus; 251, 5 moment; 251, 14 Prinet's in Antiqua zu drucken; 251, 8 v. u. Komparativs; 251, 5 v. u. *in*determiniert; 252, 17 Eigenschaften; 253, 11 „an" nebst Komma zu tilgen; 255, 10 Punkt hinter Charles VII zu tilgen; 258, 14 blatier; 260, 10 Komma (statt Punkt) hinter 43; 263, 2 hinter „Relativsatzes" „vor" einzuschalten; 263, 18 hinter „Pronomen" Komma zu setzen und „das" einzufügen; 264, 11 pour; 264, 12 „abohifou"; 266, 9—10 Komma vor et zu tilgen und hinter entière zu setzen; 267, 1 comme; 267, 11 vo*n*; 270, 16 prévenir; 271, 1 dot; 271, 9 attrayant; 273, 2 Komma statt Semikolon; 273, 6 v. u. chefs-d'œuvre (Bindestrich); 275, 9 entre; 275, 4 v. u. Praesen*s*; 275, 1 v. u. „*ohne* Unterscheidung"; 285, 1 Klammer vor Donnay; 285, 11 le; 291, 1 Merkmalsvorstellung (statt „Gegenstandsvorstellung"); 293, 4 tranchant; 296, 3 dans; 297, 19 influence; 301, 2 v. u. censément (statt sensément);

[15]) Auch über diesem Wort waltet ein Unstern. Es findet sich noch weiterhin öfters unrichtig gedruckt. So 180, 1; 181, 4; 188, 6; 267, 8; 441, 6; 444, 17; (447, 6 und 9 v. u. Rhythmus).

303, 2 Komma hinter chauve; 303, 2 v. u. Komma hinter connu zu tilgen, 307, 14 gleichwertige; 307, 10 v. u. „zu apperzipieren“ oder Ähnliches einzuschalten; 308, 4 rigueur, conseil; 311, 9 Bureau; 312, 12 je le dis là (ohne Bindestrich); 312, 6 v. u. „durch“ zu tilgen; 313, 1 pinceau, touches; 315, 16 camaraderie; 315, 19 *n'*amende; 316, 2 Mérimée; 317, 3 *la* direction; 317, 4 *sa* promenade; 318, 4 Deutlichkeit; 318, 11 (dépen*drait* statt dépen*dant?* Wenn nicht, dann) Punkte hinter pluviales, weil der Satz unvollständig ist; 318, 5 v. u. „nicht“; 319, 3 Le-clercq abzuteilen; 319, 12 collaborateur; 319, 21 bestimmte*m*; 320, 8 v. u. eux-mêmes; 320, 2 v. u. tout à fait (ohne Bindestriche); 321, 18 da*s*; 322, 2 *in*finitum; 325, 14 comme, Claude; 331, 21 lever; 331, 10 v. u. Guillaumin; 332, 8 élémentair*es*; 332, 10 Punkt hinter St zu tilgen; 335, 5 letzte*n*; 335, 12 „dasjenige“ hinter „Relativpronomen“ einzuschalten; 337, 3 besondere; 337, 7 zur; 337, 24 „que“ hinter „rien“ einzuschalten; 337, 25 correctionnelle; 338, 5 v. u. lückenhaftes Beispiel (der Nebensatz fehlt); 340, 10 „Bezeichnung“ statt „Verwendung; 340, 1 v. u. Komma hinter ville; 342, 4 ne vor suis einzuschalten; 345, 2 Fragezeichen hinter mot; 345, 13 été; 345, 15 élever; 349, 11 *plus* ça va; 350, 17 respect; 351, 2 vînt-il; 352, 17 und 21 même; 353, 17: § 279 (statt 270); 353, 9 v. u. il zu tilgen; 356, 15 Rodia — (Trennungsstrich); 357, 8—10 die Worte von „als zweite“ bis „wird“ sind zu tilgen; 359, 11 „der“ (statt „das“); 360, 6 v. u. Komma hinter dit; 360, 5 v. u. premiers; 364, 12 v. u. „ist“ ans Ende (hinter „gemacht“) zu rücken; 365, 16 Komma hinter „trinkt“; 367, 4 v. u. Punkte hinter présence; 368, 1 autrefois; 368, 13 entspringt; 369, 2 „dass“ einzuschalten; 369, 14 „des“ zu tilgen; 370, 15 ingéniosité; 370, 16 Komma hinter et; 372, 13 v. u. hinter „konkret“ „ist“ einzuschalten; 373, 9 v. u. Irrealität; 373, 2 v. u. was ist la seiche? („Tintenfisch“ paßt hier nicht) wohl: la Seiche; 375, 16 Komma hinter „nämlich“; 377, 1 vînt; 377, 6 doch wohl „Bovarismus“ (höchstens „Bovaryismus“); 377, 23 „Ursache der“ zu tilgen; 378, 20 Ronds-de-Cuir (Bindestriche); 379, 15 per*f*ektivisch 379, 10 v. u. Quand; 380, 19 commençait; 380, 20 psalmodiait; 380, 12 v. u. été; 382, 14 Bewußtsein; 382, 16 „zeitlichen“ statt „räumlichen“; 384, 8 „mit“ statt „nicht“; 384, 16 Komma vor „nach“; 391, 11 v. u. mains; 392, 2 v. u. gesetzte; 394, 3 des; 397, 13 v. u. ciel; 399, 15 v. u. Komma vor „deren“; 402, 18 pas hinter crois einzuschalten; 403, 12 aucun; 406, 3 „Der Konjunktiv“ statt „Er“; 407, 15 v. u. „Konjunktiv“ statt „Indikativ“, wofern nicht Zeile 14 „ausschließlich“ durch „ausnahmsweise“ ersetzt wird. 407, 10 v. u. „sie“ statt „es“; 410, 18 Komma hinter „Form“; 410, 21 Gegenstandsvorstellungen; 411, 1 le mâtin; 411, 11 „zu“ vor „grunde“ einzufügen; 413, 7 doch wohl voie (statt voix); 413, 13 connaît; 413, 20 „Substantiven“ statt

„einem Substantiv"; 415, 21 unter de*n*; 415, 22 *das* Beziehungssubstantiv (statt „*dem* B."); 415, 4 v. u. victorieux 416, 11 Jardins; 417, 13 „ist" statt „sind". 418, 14 v. u. Courpière; 420, 20 „Relativsatz"? Wohl „Irrealitätssatz"; 420, 6 v u. „der ersten Art"? Welcher? 421, 3 § 312 (statt 306); 422, 13 wohl forme statt femme; 426, 9 Fragezeichen hinter êtes; 426, 11 Cette; 431, 11 v. u. personne; 435, 18 „et les" zu tilgen; 436, 14 Apostroph hinter de zu tilgen; 436, 14 v. u. le Hâvre? Doch wohl le Havre; 438, 2 Subjekt; 438, 15 est-ce que; 439, 15 v. u. journées; 442, 14 v. u. statt „sie" muß es „die ihm zugrunde liegende Vorstellung" heißen; 444,3 Pronominalobjekte; 444, 10 „ist" statt „steht", 450, 7 qu'une; 455, 2 v. u. depuis; 457, 1 v. u. „direkte" zu tilgen; 459, 11 „anderen" zu tilgen; 461, 6 réfugiaient; 461, 9 convenances; 461, 25 comme; 461, 30 doch wohl Komma hinter jalousait erforderlich; 462, 3 Komma hinter Dubourg; 464, 6 v. u. „unbetonten" hinter „eines" einzuschalten; 465, 12 haben; 467, 23 besteht (statt „bestehen"); 467, 1 v. u. Bindestrich hinter peut; 468, 17 Scarron; 468, 23 Komma hinter pas zu tilgen; 469, 8 incomparable; 469, 18 commandement; 469, 6 v. u. „geschehen" vor „oder" einzuschalten; 473 die drei ersten Absätze dieser Seite gehören als Schluss von § 407 nach S. 472 (das Komma hinter der Klammer ist zu tilgen, während der Rest die Fortsetzung von S. 472 bildet (der Punkt hinter „vor" ist durch ein Komma zu ersetzen.); 480, 3 v. u. (rechts) bei haut ist statt vider: viser zu setzen.

Im Index, das billigen Ansprüchen wohl genügen kann, habe ich beim Durchblättern vermißt: ousque § 176, maître, maîtresse § 191, je suis obéi § 243 (pour) tout de bon § 257, wo auch sûr de sûr nachzutragen wäre, s'attendre que mit gelegentlichem Indikativ § 326, sowie die Regeln über den Modus der von unpersönlichen Verben abhängigen Nebensätze mit que § 333.

Theodor Kalepky.

Weigand, Fr. L. K., *Deutsches Wörterbuch.* 5. Auflage. Nach des Verfassers Tode vollständig neu bearbeitet von Karl von Bahder, Herman Hirt, Karl Kant. Herausgegeben von Herman Hirt. I. Bd.: A bis K. Gießen, Alfred Töpelmann (vormals J. Ricker), 1909. Gr. 8⁰. XXIII und 1184 Spalten. Die Ausgabe des ganzen Werkes erfolgt in etwa 12 Lieferungen (von zusammen 150 Bogen) zum Preise von je 1,60 Mk.

Kluge, Friedrich, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache.* 7. verbesserte und vermehrte Auflage. Straßburg, Karl J. Trübner, 1910. Gr. 8⁰. XVI und 519 S. Preis: 9 Mk., geb. 10,20 Mk.

Das Wörterbuch des hessischen Germanisten K. Weigand (1804—1878), von dem uns der erste Band in gründlicher Neubearbeitung vorliegt, war für seine Zeit ein sehr nützliches und tüchtiges Werk. Es gibt Auskunft über Biegung und Bedeutung der Wörter, es unterrichtet über die Etymologie und (was für die Zeit des Entstehens unseres Buches ein besonderer Vorzug war) über das erste Auftreten von Wörtern. Ein weiterer Vorzug ist die starke Berücksichtigung des mundartlichen Wortschatzes (besonders aus Weigands hessischer Heimat) und vor allem der Fremdwörter. Unter ihnen nehmen die romanischen natürlich den breitesten Raum ein. Und das ist der Grund, weshalb die Leser dieser Zeitschrift auf den trefflichen neuen Weigand hingewiesen werden sollen.

Seit dem Erscheinen der vierten Auflage, die 1880—81 nach des Verfassers Tod herauskam, ist das Buch namentlich von der etymologischen Forschung vielfach überholt worden, wenigstens wo die Verwandtschaft germanischer Wörter mit solchen anderer indogerm. Sprachen in Betracht kommt. Eine neue Ausgabe mußte gleichbedeutend sein mit einer vollständigen Neubearbeitung auf etymologischem Gebiet. Man muß anerkennen, daß die Umarbeitung durch K. von Bahder, K. Kant und H. Hirt den alten Weigand durchaus auf den gegenwärtigen Stand der Forschung gebracht hat. In erster Linie hat die Bearbeitung der Etymologie eine durchgreifende Erneuerung erfahren, dank besonders der gründlichen Arbeit des ungewöhnlich kenntnisreichen Herausgebers H. Hirt. Er übernahm zunächst, nachdem v. Bahder in der Bearbeitung der Neuausgabe durch Kant abgelöst worden war, die Aufgabe, den etymologischen Teil durchzusehen und zu ergänzen; als auch Kant schließlich von der weiteren Arbeit zurücktrat, nahm Hirt allein die Fertigstellung und Herausgabe des Werkes auf sich. Trotz aller Umarbeitung ist „die neue Auflage des Weigand eben doch der Weigand geblieben“ (Hirt, S. X). In einem Stück freilich sind mir die Bearbeiter zu konservativ. Die Bedeutungsangaben Weigands sind gewiß bei seltenen Wörtern, besonders bei Fremdwörtern sehr nützlich. Aber ganz überflüssig sind, wie auch der Herausgeber S. IX andeutet, die umständlichen Umschreibungen bei alltäglichen Wörtern, z. B. *kurz* = 'an Ausdehnung in die Länge gering', *Kuß* = 'Berührung mit gespitzten Lippen als Zeichen der Liebe und Achtung'. Der dafür verschwendete Raum sollte künftig für Wertvolleres verwendet werden. So würde man für noch reichlichere Nachweise der etymologischen Literatur sehr dankbar sein.

Weigand hat von Anfang an in weitgehendem Maße die romanischen Lehn- und Fremdwörter im deutschen Wortschatz berücksichtigt. Er bietet häufig wertvolle Sammlungen, besonders aus dem früh-nhd. Schrifttum. Auch die gelehrten Wörter, wie *Adjektiv*, *Adjunkt*, *adoptieren*, werden etymologisch erläutert. Die Bearbeiter der Neuausgabe haben auch bei den romanischen Wörtern die sorgfältig bessernde Hand angelegt. Eine so tiefgehende Umgestaltung wie bei Fragen der indogerm. Etymologie war hier freilich nicht nötig. Für einzelne Artikel über romanische Wörter im Deutschen möchte ich im folgenden Änderungen und Zusätze vorschlagen.

Abēle 'Pappel'. Nicht afrz. *aubel* ist die unmittelbare Quelle des deutschen Wortes, sondern *abel* (vgl. Godefroy s. v. *aubel*). Diese frz. Form gehört den Mundarten an, in denen *l* nach *a* spurlos geschwunden ist (Schwan-Behrens, *Altfrz. Grammatik*[8], § 281, Anm.), wenn nicht etwa totale Dissimilation in *abel* = lat. *albellu* vorliegt. Vgl. mhd. *blialt* und *bliât* (*blialt*: *zalt* Roland 1611, : *gestalt*, *bestalt* Herbort 481, 10659, u. sonst, *bliat* : *wât* Fleck 6956, Strickers Karl 2143, auf *â* deutet auch die Schreibung *bliot* Wisse und Colin 43, 10).

adrett ist zur Aufnahme zu empfehlen. Über das Verhältnis zu nfrz. *adroit* vgl. Schwan-Behrens, *Altfrz. Gr.*[8] § 225 Anm. und S. 298, 13 und Meyer-Lübke, *Hist. Grammatik der frz. Sprache*, § 84.

Affodill, aus gr.-lat. *asphōdilus* mit „Anlehnung an *Affe* und *Dill*" (so schon Weigand). Gegen Anlehnung an *Affe* spricht engl. *(d)affodill* gegenüber *ape*.

As. Älter-nhd. *Äß* kann ganz wohl ebenso wie *As* aus frz. *as* entlehnt sein; *ä* für *a* wäre dann Lautsubstitution, vgl. *Zs.* XXI[1], 69 (mit weiteren Literaturnachweisen).

Besánmast. Die neue Auflage fügt zu Weigands Ausführungen hinzu, daß neben *Besan* deutsche Formen mit anlautendem *m* begegnen, die als ursprünglicher anzusehen sind (frz. *mizaine*). Es durfte noch gesagt werden, daß *b* aus *m* in vortoniger Silbe auch sonst vorkommt, vgl. Behaghel, Pauls *Grdr.* I[2], 720 mit Literaturangaben; siehe noch Kluge, *Etym. Wtbch.*[7] unter *Aprikose* (schweiz. *barillen*) und Kluge, *Anglia* 24, 309, Holthausen, *Anglia-Beiblatt* 13, 45.

Erker. Einleuchtender als die Ableitung aus mlat. *árcora* scheint mir die jetzt von Kluge (7. Auflage) gelehrte aus nordfrz. *arquiere* 'Schiessscharte' (Godefroy I, 382). Wegen *e*, *ä* in mhd. *erker*, *ärker* vgl. *Lärm* aus frz. *allarme*, *Schärpe* aus frz. *écharpe*, *Hertschier* neben *Hartschier* (vgl. Weigand, S. 819), mhd. *härdieren* neben *hardieren* aus afrz. *hardier*, u. dgl.

ff. Gegen die übliche Erklärung von *aus dem ff*, die die Herausgeber von Weigand beibehalten haben, vgl. Behaghel,

Wissenschaftliche Beihefte zur Zs. des Allg. Deutschen Sprachvereins, Heft 17/18 (1900), S. 226, Fußnote.

Frack. An Stelle von Weigands Herleitung aus frz. *froc* 'Mönchskutte' wird jetzt gesagt: durch frz. *frac*, *fraque anglais* aus engl. *frock* entlehnt. Nach den von Kluge[7] gegebenen Nachweisen scheint *Frack* unmittelbar aus dem Englischen übernommen zu sein. *a* kann im Deutschen ebenso gut wie im Frz. Lautsubstitution für das offene engl. *o* sein. Nach meiner Meinung wurde sogar im Englischen der früheren Zeit in gewissen Gegenden ein wirkliches *a* gesprochen (vgl. *Unters. zur ne. Lautgeschichte*, S. 26 ff.). So wird denn auch mit Kluge älteres *baxen* , das Weigand mit nd. *baks* 'Schläge' zusammenbringt, als Nebenform von *boxen* aufzufassen sein.

Gips. Für mundartliches *ips* wird auf meine Erklärung *Beitr.* 22, 218 verwiesen, die ich jedoch *Beiträge zur deutschen Lautlehre* 1898, S. 25 ff. abgeändert habe.

Harnisch. Weigand[4] nennt als Quelle „afrz. *harnas* (statt *harnasc*)." Vgl. dazu diese *Zs.* XXI[1], 76.

Hobóë. Die Bearbeiter leiten mit Weigand *Hoboe* aus frz. *hautbois*, dagegen *Oboe* aus it. *oboé* ab. Der Umweg über das Italienische ist nicht nötig, das Verstummen des *h-* kann sehr wohl französisch sein. Ein Wort der Erklärung hätte *oe* für *oi* bedurft: *Hoboe* wurde entlehnt, als frz. *oi* auf dem Weg zu *oá*, *uá* auf der Zwischenstufe *oé* angelangt war. Die von Weigand zitierte Form *Hoboä* 1711 hätte beibehalten werden sollen. — Nebenbei bemerkt: Das *Deutsche Wörterbuch* der Brüder Grimm verweist unter *Hoboe* auf *Oboe*, wonach man aber im 7. Band vergebens sucht.

isabell. Es sollte ausdrücklich gesagt sein, daß diese Farbenbezeichnung mit dem Hemd der Erzherzogin Isabella und der Belagerung von Ostende 1601—1604 nichts zu tun haben kann: denn in England ist *Isabella-colour* schon 1600 belegt (vgl. *N. E.D.*).

Kasserolle. Füge hinzu, daß *Kastrol* noch mundartlich ist, vgl. Weigand[4], S. 307: *Castrol.*

Klosett. Hier ist die frz. Betonung eines engl. Lehnwortes zu beachten (engl. *clóset*), ebenso in *Komfórt* (engl. *cómfort*), in manchen Gegenden auch in *Tunnél* (engl. *túnnel*).

Kolik. An Stelle der hier gelehrten Betonung *Kolík* (frz *colique*) kenne ich nur *Kólik*, auch Weigand[4] schreibt *Kōlīk.* Muret-Sanders im dtsch.-engl. Wtbch. gibt an: meist *Kolik*, richtiger *Kōlik.* Das *D.Wb.* weist darauf hin, daß „noch Adelung, Krünitz [1773 ff.] *Kolík* betont verlangen," sieht also auch die deutsche Betonung für die jetzt übliche an.

Kontor wird aus dem Italienischen abgeleitet (vgl. *Conto*, *Brutto*). Doch ist auch die Herleitung aus frz. *comptoir* unter niederländischer Vermittelung sehr wohl möglich (vgl. auch *Zs.* XXI[1], 75[49]). Auch *Börse* und *Aktie* sind auf diesem Weg ge-

kommen. Und lautlich läßt sich *-or* sehr wohl auf frz. *-óir* zurückführen. Vgl. für das Ndl. Salverda de Grave, *De Franse Woorden in het Nederlands*, Amsterdam 1906, S. 168, Jan te Winkel, Pauls *Grdr.* I², 907, für das Deutsche: *Franzōse* = *François, Lavōr* = *lavoir*, mhd. *turnōs* = afrz. *tournois* 'Münze aus Tours', *nōse* = *noise* (Lexer), und *wambōs* = *wambois*, nnd. *devōr* = *devoir* Lauremberg 2, 194. Mndl., mnd. *ō* für *ói* kann Lautsubstitution sein. Doch ist auch zu beachten, daß im Pikardischen und in ostfranzösischen Mundarten *o* für *oi* begegnet (Schwan-Behrens⁸, § 229 Anm. und dazu S. 209, 17).

Wir haben in den vorstehenden Bemerkungen gelegentlich auf die kürzlich erschienene siebente Auflage von Kluges Etymologischem Wörterbuch Bezug genommen. Dieses verbreitetste Buch der deutschen Sprachforschung ist so bekannt und allgemein geschätzt, daß es keiner Empfehlung mehr bedarf. In dieser Zeitschrift verdient hervorgehoben zu werden, daß in der stark vermehrten neuen Auflage die romanischen Bestandteile unseres Wortschatzes in steigendem Maß behandelt worden sind. Besonderes Gewicht ist auch bei den Lehn- und Fremdwörtern darauf gelegt, das erste Auftreten zu bestimmen, vgl. z. B. *abonnieren*, *Admiral*, *Agraffe*, *alert*, *amüsieren*.

Weiter ist es ein Vorzug des Kluge'schen Wörterbuches, daß die Verdeutschungen der Fremdwörter verfolgt werden, einmal die 'Wortübersetzungen' (wie *Geistesgegenwart* = *présence d'esprit*, *Gegend* = *contrée*, *Zwieback* = *biscuit*) und dann die von Sprachreinigern gebildeten Ersatzwörter (wie *Abteil* für *Coupé*, *Eilbote* für *Courier*). Gelegentlich werden Wörter, die früher aus dem Lateinischen abgeleitet wurden, jetzt dem Französischen zugewiesen, vgl. *Erker*, *falsch*.

Markt. „Das *e* des lat. Quellwortes hat sich hess.-schwäb.-alem. in *Märkt*, *Märcht* erhalten." Gewisse schweiz. Mundarten, die *ë* und sekundäres Umlauts-*e* auseinanderhalten, setzen nicht *mërcat*, sondern **markit* voraus (Heusler, *Germania* 34, 124).

Schach. Kluge nimmt an, daß das Wort durch romanische Vermittelung zu uns gekommen ist. Die auffällige Vertretung des rom. *c* durch mhd. *ch*, die sich auch in *Roch* findet, habe ich *Zs.* XXII¹, 61 f. zu erklären versucht: dem afrz. *eschac* entspricht mnl. *schaec*, mnd. *schak*, das bei der Wanderung ins hochdeutsche Sprachgebiet in *schāch* umgebildet wurde. Vgl. Kluge über *Auster* aus nd. *ūster* (= ndl. *oester*).

Rasch 'ein Wollenzeug'. Ndl. *ras* (nach der Stadt *Arras*) wurde bei der Übernahme ins Deutsche zu *Rasch* umgebildet, da dem ndl. *vis* im Deutschen *Fisch* entsprach. Vgl. *Archiv* 115, 327 und für ähnliche engl. Fälle *Archiv* 117, 143. So wohl auch *Gösch* 'Flagge' für ndl. *geus*.

Gießen. WILHELM HORN.

Beck, Jean, *La Musique des Troubadours.* Paris, libr. Renouard-H. Laurens. 128 S. 8°. [Les musiciens célèbres, collection d'enseignement et de vulgarisation.]

Dank der in den letzten Jahren emsig betriebenen Forschungen beginnt das über der mittelalterlichen Musik lagernde Dunkel allmählich zu weichen. Nachdem Herr J.-B. Beck in seinen „Melodien der Troubadours" (Straßburg, Trübner 1908) auf Grund des gesamten handschriftlichen Materials und mit Hilfe der mittelalterlichen Musiktraktate seine modale Interpretation kritisch begründet und zum 1. Male auf die Weisen der süd- und nordfranzösischen Lyrik angewandt hatte,[1]) war es ein glücklicher Gedanke des verdienten Musikforschers, das Wesen, die Bedeutung und die Ergebnisse seiner Studien den Musikfreunden und den Romanisten in gemeinverständlicher Form vorzuführen. Verf. hat sich aber damit nicht begnügt; sein Buch enthält auf dem engen Raum von 96 Druckseiten, auf den ihn die Sammlung leider beschränken mußte, bedeutend mehr als der Titel angibt und das Vorwort verspricht. Daß die Klarheit und Verständlichkeit der Ausführungen durch den Platzmangel mit ganz geringfügigen Ausnahmen nicht gelitten haben, bedarf besonderer Anerkennung.

Das Buch zerfällt naturgemäß in zwei große Abschnitte; im ersten werden Ursprung, Überlieferung und Interpretation der mittelalterlichen Monodien behandelt, im zweiten ausgewählte Proben derselben in moderner Notenschrift mit dem Originaltexte und einer neufrz. Übersetzung dargeboten. Ebenso durchziehen zwei Grundgedanken das Werk; beide sind schon in den Mel. d. Troub. wenigstens angedeutet, werden aber erst hier

[1]) Die Priorität der Entdeckung wurde Herrn Beck durch P. Aubry bestritten. Wie aber seitdem festgestellt worden ist, beruht alles, was Aubry über die modale Interpretation veröffentlicht hat, auf den Belehrungen, die ihm Dr. Beck unter jedem Vorbehalt privatim gegeben hat. Vgl. über dieses Plagiat Annales du Midi XXII S. 113 ff. — Gegenüber vereinzelten Bedenken seiner wissenschaftlichen Kritiker hat Beck in seiner Abhandlung „Der Takt in den Musikaufzeichnungen des XII. und XIII. Jahrhunderts" (Riemannfestschrift, Leipzig 1909) seine Methode nochmals eingehend gerechtfertigt.

P. S. Soeben erscheint in den Sammelb. der intern. Musikg. XI S. 569 ff. ein kritischer Aufsatz von Hugo Riemann, der folg. Titel führt: „Die Beck-Aubry'sche modale Interpretation der Troubadourmelodien". Ich konnte ihn leider nicht mehr benutzen. Unbegreiflich ist es, daß Riemann in seiner Abhandlung stets vom Beck-Aubryschen, einmal sogar vom Aubry-Beckschen System spricht, obwohl er den wahren Sachverhalt kennt, wie aus seiner Bemerkung: „Doch hat schließlich Aubry zugestanden, daß die Aufstellung des neuen Prinzips Becks geistiges Eigentum ist" (S. 571) deutlich hervorgeht.

durch neue Forschungen ergänzt in voller Klarheit und Übersichtlichkeit entwickelt.

1. Beck hatte in seinem ersten Werke gezeigt, daß die mittelalterlichen Kompositionen, Monodien wie Polyphonien, des XI.—XIV. Jahrh. teils in Quadratnoten, teils in modalen resp. mensuralen Notierungen überliefert sind, von denen erstere die Tonhöhe, letztere auch den Rythmus im allgemeinen eindeutig festlegen. Erstere ist die frühere, letztere die spätere und vervollkommnete Notierungsweise für ein- und dieselbe modale Kunst. Ist also eine Melodie in mehreren Notierungsweisen überliefert, so erlaubt uns die vervollkommnetste unter ihnen, den melodischen Umriß und den Rythmus der Komposition am genauesten festzulegen. In seinem neuen Werke zieht nun Beck erst die volle Schlußfolgerung aus seinen Entdeckungen. Von den Neumen des IX. Jahrh. bis zur Notenschrift unserer Zeit ist ein langer Weg, den wir unter der sachkundigen Führung des Verf. nunmehr bis etwa zum XIV. Jahrh. bequem verfolgen können. Unter seiner Anleitung sehen wir, wie die Quadratnoten uns die Interpretation der Neumen lehren, die modale und mensurale Notierung uns das Verständnis der Quadratnotenschrift eröffnen. Wie eine nur in Quadratnotenschrift überlieferte Melodie richtig zu interpretieren ist, hatte Beck schon in seinen Mel. d. Troub. dargelegt. Hier gibt er von neuem einen Abriß seiner modalen Interpretation, diesmal in so elementarer Darstellung, daß sie auch von musikalisch ungebildeten und den behandelten Problemen fernstehenden Lesern ohne weiteres erfaßt werden kann. Überhaupt hat es Beck mit großem Geschick verstanden, seine Ausführungen so klar und einfach wie möglich zu halten. Er selbst sagt im Vorwort (S. 6—7): „Estimant qu'un ouvrage élémentaire manque son but, si, au lieu de faire *comprendre*, il se borne à faire *apprendre* des notions dépourvues de toute justification, nous nous sommes imposé comme règle d'expliquer, du moins sommairement, tout ce que nous avançons." Diesem löblichen Grundsatz folgend, beschränkt er sich einfach, die Tatsachen für sich selbst sprechen zu lassen. Aus seinem reichen Material wählt er die geeignetsten Beispiele aus, läßt den Leser sich selbst seine Meinung bilden und zeigt ihm dann in kurzen Worten, daß diese Meinung die richtige ist.

2. Gewiß ist es für den Philologen höchst lehrreich zu sehen, welche Behandlung das Problem der Textkritik und Handschriftenvergleichung[2]) in einer Wissenschaft verlangt, die ihn aus mannigfachen Gründen interessiert. Wichtiger aber ist

[2]) Selbstverständlich kann in vielen Fällen die Notenschrift zur genaueren Datierung der Hss. dienen.

für den Romanisten jedenfalls der zweite Grundgedanke des Werkes, der sich wie ein roter Faden durch alle Ausführungen des Verf. zieht. Monodien wie Polyphonien, mögen sie nun nach lateinischen oder nach nichtlateinischen Texten gesungen worden sein, sind modale Kompositionen. Die Monodien verwenden im allgemeinen nur drei Modi d. h. rythmische Taktarten, einen trochäischen (´ ˘), einen jambischen (˘́ –) und einen daktylischen (´ ˘ ˘). Woher stammen nun Moduslehre und modale Kompositionen? Nicht aus dem Volke, da die lateinischen Kompositionen sie schon lange vor dem Auftreten der ersten Troubadours aufweisen. Beck ist weit davon entfernt zu leugnen, daß zu allen Zeiten in Süd- und Nordfrankreich gesungen, getanzt und gespielt wurde. Die Lieder der prov. und frz. Lyriker aber sind Kunstlieder, nicht Volkslieder, ihr Ursprung muß daher in den Bildungsstätten der damaligen Zeit, den klösterlichen Gesangschulen, die erste Anwendung der modalen Formen in geistlichen Kompositionen gesucht werden. Diesem fruchtbringenden Gedanken hat Beck ein hochinteressantes Kapitel des 1. Teiles seines Buches gewidmet, wo er kurz die geistlichen Schöpfungen des IX. bis XI. Jahrh. charakterisiert und mit besonderem Nachdruck auf die Blüte hinweist, in der jene seit dem IX. und besonders im XI. Jahrh. im Limousin standen, also gerade in jenem Lande, das die prov. Dichter selbst als die Wiege ihrer Kunst angesehen haben. Aber auch in den musikalischen Analysen des 2. Teiles kommt er immer wieder auf dieses Thema zurück. Die Gattung der alba, die Kanzonen Jaufré Rudel's verraten ihren Ursprung aus den Hymnen und Tropen der Kirche, die „chansons d'histoire ou de toile“, welche die literarische Forschung als Musterbeispiele des Volksliedes ansah, bieten reine Kunstmusik, welche nur in den Hallelujagesängen ihr Vorbild haben kann. Die Forschungen Becks über diese Fragen sind von ihrem Abschluß noch weit entfernt; aber schon die bisherigen Resultate dürften der literarischen Forschung neue, fruchtbringende Wege weisen.

Was nun die Lieder selbst anbetrifft, die uns Beck in moderner Notenschrift vorlegt, so macht ihre Kunst und Anmut jede weitere Empfehlung überflüssig. Tadelte bisher die Literaturforschung oft mit Recht die Einförmigkeit und den teilweisen Mangel an Originalität der Texte, so zeigt jetzt die Musikforschung, daß jene vermeintlichen oder wirklichen Schwächen durch die Vorzüge der Melodien reichlich aufgehoben werden.

Raummangel hat Beck stellenweise verhindert, auf manche Fragen ausführlicher einzugehen (s. Einl. S. 7). Es wäre unbillig, mit ihm über vereinzelte Lücken zu rechten, umsomehr als er wohl für seine Auswahl die besten Gründe hat. Jedenfalls ist

gerade die Knappheit und Klarheit der größte Vorzug des Werkes. Hierdurch wird es besonders geeignet, den Philologen in die so schwierige, und für ihn doch unentbehrliche Musikforschung des Mittelalters einzuführen.

F. Rechnitz.

Nachwort. Während der Drucklegung meiner Anzeige erschien in der Zs. der intern. Musikg. XI S. 379—82 ein Artikel von F. Ludwig: Zur „modalen Interpretation“ von Melodien des 12. und 13. Jahrhunderts. In ihm liest man folgendes: „Es blieb auch J. B. Beck und P. Aubry, bei denen beiden die Aufstellung und die Ausführung der modalen Theorie auf meine Anregung zurückgeht — bei ersterem auf Grund mündlicher Mitteilungen meinerseits Ende 1905—1908, bei letzterem indirekt auf Grund mündlicher Mitteilungen von Herrn Beck im Spätjahr 1906 und direkt auf Grund brieflicher Mitteilungen meinerseits im April 1907, — noch unbekannt, daß . . .“ Damit sind folgende Ausführungen von J. Acher, Revue des langues romanes LIII p. 431—32, zu vergleichen: „Le compte-rendu que j'avais publié ici (LIII p. 208 sqq.) des Melodien der Troubadours de M. Beck provoqua une protestation de la part d'un privatdocent de musicologie à Strasbourg, M. Ludwig (Friedrich) qui m'écrivit, au mois de juin dernier, pour réclamer pour lui l'honneur d'avoir établi le premier l'interprétation modale des chansons des troubadours et des trouvères que M. Beck se serait ensuite appropriée. À ma demande de vouloir bien m'indiquer l'ouvrage où il avait exposé la théorie de l'interprétation modale, M. Ludwig répondit qu'il n'avait encore rien publié à ce sujet, mais qu'il avait communiqué oralement ce sujet à M. Beck; qu'un livre en cours d'impression de M. Ludwig devait saisir l'opinion publique de cet incident et que la feuille contenant l'exposé de ses griefs était tirée depuis de longs mois. Avant de faire droit à la réclamation de M. Ludwig je crus devoir prendre quelques renseignements à Strasbourg. Ils furent nettement défavorables à M. Ludwig. C'est ainsi p. e. que M. G. Groeber que M. Ludwig prétendait avoir entretenu en temps utile de ses prétentions à la priorité, opposa un démenti formel à cette affirmation et qu'il se déclara prêt à certifier que M. Beck était en possession de sa méthode comparative dès avant l'arrivée de M. Ludwig à Strasbourg. Et comme M. Ludwig se refusa au surplus à me communiquer la feuille de son livre dont il vient d'être parlé, on ne peut garder aucun doute sur le caractère de ses prétentions. Je n'en parle ici que pour mettre

en garde contre M. Ludwig ceux des romanistes qui peuvent avoir l'occasion de s'occuper des mélodies des trouvères et des troubadours et qui sont, par conséquent, exposés a subir des réclamations de ce personnage. La découverte de M. Beck excite des convoitises: c'est la seule moralité de cette histoire. J. A." Damit ist auch diese Angelegenheit abgeschlossen.

F. R.

Luquiens, Frederick Bliss. *The reconstruction of the original Chanson de Roland.* Reprinted from the *Transactions of the Connecticut Academy of Arts and Sciences,* Vol. XV, July, 1909. S. 112—136.

Der 1. Hauptteil der Arbeit gilt dem Nachweis, daß *the original Chanson de Roland was a poem of marked and consistent technical excellence.* Die angeblichen Widersprüche seien entweder keine wirklichen, oder aber kämen auf Rechnung der Kopisten. Eine ziemliche Anzahl von Stellen, auch die ganze Baligantepisode, werden als *spurious* geopfert.

So richtig die eingangs zitierte These ist, so unzutreffend und bedenklich sind diese Urteile über Echt und Unecht, auf Grund sehr subjektiver Erwägungen. Unvollkommen = unecht, diese falsche Gleichsetzung beherrscht die Beweisführung. Dabei zeigt der Verf. mit keiner Zeile, daß er sich in den Geist jener fernen Zeit hineinzulesen versucht hat. Andere Begriffe von Schönheit mußte ein normannischer Kleriker zu Beginn des 12. Jahrhunderts haben als ein Professor der Yale University im Anfang des 20. — Was Luqu. (S. 113 ff.) über die sogenannten „Widersprüche" sagt, ist größtenteils richtig, doch ist auch hier der Kern der Sache nicht herausgebracht. Wir möchten das S. 17 f. unserer „Vorgeschichte des altfranzösischen Rolandsliedes" zu dieser Frage angeführte dahin präzisieren: daß derselbe Krieger zweimal getötet wird, deutet keineswegs auf zwei verschiedene Dichter hin; auch dem Ariost ist solch ein Lapsus passiert. Daß Roland erst *desuz un pin*, dann wieder *desuz dous arbres* stirbt, hat auch nichts zu bedeuten; man braucht das Versehen nicht nachträglich gut zu machen, indem man mit Stengel in 2874 *dous* durch *un* ersetzt oder mit Luquiens gleich den ganzen Vers opfert. Widersprüche und Inkohärenzen sind dann erst für die Kritik der Epen verwendbar, wenn sie zu mehreren in derselben Richtung liegen, wenn sie eine Naht bilden. Solche Nähte sind z. B. um die Blancandrinepisode herum unverkennbar, und darum ist allerdings das von Luquiens S. 114 lebhaft bestrittene Argument aus S. 23 unserer „Vorgeschichte" von Belang. Es ist „unerklärlich" (nicht wie es Luqu. wiedergibt, „*It is impossible*"), *that*

Blancandrin should have delayed informing Marsila of the traitor's real intentions. „Unmöglich" scheint uns Luqu. Erklärungsversuch: „*the wily counsellor may have thought his despondent sovereign to be in need of some violent excitant.*" — Mit mehr Recht greift Luqu. S. 124 an, was wir S. 26 f. unserer Vorgeschichte über die Verskunst des Rolanddichters geschrieben haben; wir würden heut um ein weniges milder urteilen, das *jo vus en crei* in V. 3458 nicht mehr als Argument heranziehen, im wesentlichen haben wir von dem a. a. O. und besonders S. 218 derselben Arbeit Gesagten nichts zurückzunehmen. Auch in diesem Punkt gibt übrigens Luquiens unsere Darlegungen nicht allzu genau wieder; das Zitat aus Tennyson trifft die Sache nicht: wir waren weit davon entfernt, jede Hendiadys als Füllsel anzusehen. —

Aus der These des 1. Hauptteils will der 2. die Konsequenz für Beurteilung des Handschriftenverhältnisses ziehen. *If the original Chanson de Roland — that is, x — was a poem of marked and consistent technical excellence, a stemma which results in the reconstruction of an x of poor technic is incorrect.* Die beiden möglichen Stammbäume nennt der Verf. *the Oxford stemma* — O steht allen übrigen Hdschr. usw. gegenüber — und *the Redactions stemma* — O u n d V^4 stehen den übrigen Hdschr. gegenüber. Das *Redactions stemma* liege der Ausgabe Stengel's zugrunde (doch stellt Stengel Literaturbl. XXX, 371 fest, daß Luqu. ihn nicht ganz verstanden habe). St.'s Text aber zeige „*many technical imperfections*", viel Mattes und Weitschweifiges statt der eindrucksvollen Kürze und künstlerischen Abrundung bei O. Das beweise mittelbar „*the correctness of the Oxford stemma.*"

Gegenüber Stengel ist, das wird im 3. Hauptteil ausgeführt, auf M ü l l e r's textkritische Grundsätze zurückzugehen. Richtig sei dessen Hauptformel: *Never alter the Oxford manuscript to accord with the other redactions except for an imperative reason.* Aber Müller begehe zwei Fehler: 1. er beobachte selbst die obige Regel nicht immer, weiche ohne Zwang von O ab (z. B. in der Umstellung der V. 274—336, 1628—1670); 2. andrerseits lasse er O-Verse stehen, die aus technischen und sprachlichen Erwägungen dem Kopisten zuzuschreiben seien. Zur Müller'schen Formel habe als zweite zu treten: *Exclude from the Oxford manuscript whatever may be proved due to copyists.*

Wie aus dem Bericht über das 26. annual Meeting der Modern Language Assoc. of America (abgedruckt in deren Publications, Vol. XXIV = N. S. XVII, 1909, S. XXIII) ersichtlich, will Luqu. selbst das Rolandslied nach den oben dargelegten Grundsätzen herausgeben. Die ganze Baligantepisode soll als Kopistenzutat aus dem Text verschwinden! Das hieße in umgekehrter Richtung als Stengel über das Ziel hinausschießen. Luqu., der doch mit Recht die durchgehende Symmetrie im Aufbau des Rolandsepos betont, hat nicht bemerkt, daß die Baligantschlacht eben durch

diese Symmetrie gefordert ist, daß der Dichter ein Pendant zur Schlacht von Roncevaux schaffen wollte. Abgesehen selbst von dieser schwerwiegenden Einzelheit ist Luqu.'s Verfahren überhaupt aufs entschiedenste zurückzuweisen. Die naive Gleichsetzung von Gut mit Alt, ein Erbteil aus romantischer Zeit, ist schon für die literarische Kritik ungiltig; wie viel bedenklicher, wenn dieser Maßstab der *technical excellence* leichthin auf die Textkritik übertragen wird, zwar nicht als der alleinige aber doch als ausschlaggebender. Nur einen Vorteil bringt solcher Radikalismus mit sich: daß nämlich das vielmißbrauchte Wörtchen „unecht" klare Bedeutung gewinnt. Frühere Rolandforscher meinten damit verschwommener Weise, was einer jüngeren Schicht des Epos angehöre (als ob etwas nicht jung und doch sehr echt sein könnte!). Luqu. macht Ernst mit dem Begriff: „unecht" heißt, t e x t kritisch zu verwerfen, heißt K o p i s t e n zutat. Nur daß nun sein Verfahren mit den Kuren des Dr. Eisenbart einige Ähnlichkeit bekommt. —

Die beiden Formeln, die Luqu. für die Textkritik aufstellt, scheinen uns zutreffend zu sein, ihre Anwendung verfehlt. Seiner Arbeit bleibt das Verdienst, zuerst wieder die Frage des Handschriftenverhältnisses für das Rolandsepos in Fluß gebracht zu haben, und gewiß wird die vom Verf. angekündigte Artikelreihe über denselben Gegenstand und die geplante kritische Ausgabe zu einer Vertiefung, vielleicht hier und da zur Revision der vorerst noch etwas obenhin begründeten Anschauungen führen. Stengel selbst, gegen dessen Ausgabe sich Luqu.'s Arbeit in erster Linie wendet, hat in einer ausführlichen Besprechung (Literaturblatt XXX: 1909, Sp. 370 ff.) zur unbefangenen und sorgfältigen Einzelrevision seiner Textherstellung aufgefordert. Sehr beachtenswert ist Stengel's Zugeständnis: „oft genug wird das Bestreben mich möglichst eng an die Überlieferung zu halten, meinen Text mehr als wünschenswert der Form einer einzelnen jüngeren Version angenähert haben." Wer aber möchte diesen Text eingehend behandeln, ehe die in Aussicht gestellte Begründung des vom Herausgeber beobachteten Verfahrens erschienen ist.

Und darum mag unsere Besprechung mit dem Ausdruck der Hoffnung schließen, daß, wenn nicht der gesamte 2. Band der St.'schen Ausgabe, so doch diese Rechtfertigung der textkritischen Grundsätze recht bald erscheinen möge, damit endlich der Schlagbaum des Provisoriums aufgehe und der Weg frei werde für fröhlichen Fortschritt.

O p p e n h e i m a. Rh. WILHELM TAVERNIER.

Brown, Arthur C. L., *The Bleeding Lance* (Publications of the Modern Language Association of America XXV). Boston 1910. 59 pp. 8^0.

Wenn Verf. behauptet, daß die Lanze des Gralabenteuers ursprünglich keine christliche Reliquie war, so werden ihm wohl alle, die mit den Quellen vertraut sind, Recht geben. Unter denen, die heute noch am christlich-legendarischen (oder orientalischen) Ursprung der Gralabenteuer festhalten, befinden sich wohl keine Romanisten, Keltisten, Folkloristen mehr; sondern es sind entweder Germanisten oder Orientalisten, die Wolframs Parzival zum Ausgangspunkt nehmen, weil sie nur mit ihm vertraut sind, während sie die französische Literatur nur schwach vom Hörensagen kennen. Diesen Gelehrten kann man nur sagen: Studieren Sie erst die altfranzösischen Quellen!

B. untersucht zunächst Chrétiens und Wolframs Version, dann diejenige Gauchers. Heute sollte man umgekehrt vorgehen. Da nach J. L. Weston's Entdeckungen wohl kein Zweifel mehr bestehen kann, daß Gauchers Percevalfortsetzung eine wenig geänderte Wiedergabe einer bedeutend ältern Gauvainkompilation des Bledri ist, sollten Gauchers Gauvain-Gralabenteuer (sein Perceval-Gralabenteuer ist dem Chrétiens stark angeglichen worden und daher nur mit größter Vorsicht zu verwenden) den Ausgangspunkt für stoffliche Untersuchungen bilden. Bei Gauchers Gauvain-Gralabenteuern ist nun allerdings gerade die Lanze (aber sonst gar nichts) bereits christianisiert, indem sie mit derjenigen des Longinus identifiziert wurde (die Christianisierung ist zwar ganz äußerlich und dürfte kaum auf Bledri zurückgehen). Die Christianisierung des Gralabenteuers bei Chrétien scheint B. ganz oder fast ganz zu leugnen. Darin geht er m. E. zu weit. Wenn Chrétien sagt, der Gral sei eine *sainte cose*, so ist zweifellos, daß er ihn mit einer Reliquie identifizierte. B. meint, *saint* könne hier einfach „mysteriös" bedeutet haben; eine solche Bedeutung ist aber nirgends zu finden und auch nicht denkbar. Es kann ferner nicht anders sein als daß die Hostie (*oiste*), die in dem Gral dem Vater des Fischerkönigs, der schon ganz *espiritaus* ist, gegeben wird, die konsekrierte Hostie des christlichen Abendmahls war. Das folgt daraus, daß die Hostie in einer Reliquie dargereicht wird, daß eine nicht konsekrierte Hostie, gar ein gewöhnliches „Nachtischgebäck, das man in Deutschland und Frankreich auch Oblate nennt" (Baist), niemals einem Menschen das Leben erhalten könnte (es mußte ihr göttliche Kraft innewohnen), und daß auch bei Wolfram (derselbe hatte zwar nicht Chrétien als Quelle; aber sein Gewährsmann Guiot hat sich, neben der Benutzung einer besonderen Quelle, in sehr bedeutendem Maße an Chrétien angelehnt) von einer Oblate die Rede ist, die eine w e i ß e T a u b e (die gewöhnlich als Symbol des heiligen Geistes gilt) jeden C h a r f r e i t a g (also

am Abendmahlstag) vom H i m m e l bringt und auf den Gral legt; daraus ersieht man, wie der mittelalterliche Leser die Sache verstand und offenbar auch nach des Dichters Absichten verstehen mußte. Der von B. akzeptierte Einwand Baists: „die Hostie, welche von der Graljungfrau dem alten König zur Nahrung gebracht wird, kann nicht konsekriert sein, das wäre eine undenkbare Häresie", ist m. E. ganz belanglos. Diese Häresie ist gar nichts im Vergleich zu den Häresien in Roberts Gralzyklus und namentlich im Grand-Saint-Graal. Wir Modernen müssen geradezu staunen, wie viel man sich in dem frommen Mittelalter in bezug auf Häresien erlauben konnte, wie frivol man überhaupt mit der Religion umging (allerdings großenteils unbewußt). Übrigens glaube ich nicht, daß der oberflächliche Chrétien sich bewußt war, sich gegen die Religion vergangen zu haben. Die Häresie entstand nur durch die rein äußerliche Verbindung von unchristlichen Elementen mit christlichen, durch die oberflächliche Christianisierung der ersteren. Chrétien muß offenbar von der Konnektion des Gral mit der christlichen Legende mehr gewußt haben als er uns sagt; aber es ist zu bedenken, daß er seinen Roman nicht abgeschlossen hat; es ist sehr wohl möglich, daß die Aufklärung beim zweiten Gralabenteuer erfolgt wäre. Nach meiner Ansicht muß bereits in der Vorlage Chrétiens oder sogar in der Vorlage dieser, die auch Roberts Vorlage war, eine christliche Legende, wenn auch nur kurz und äußerlich, mit dem Gralabenteuer verbunden gewesen sein, vielleicht die Josephlegende von Glastonbury. Wenn Chrétien etwa dieselbe wieder weggelassen hat (was wegen des fragmentarischen Charakters seines Romans weder bejaht noch verneint werden kann), so hat er deshalb noch nicht eine paganisierende Tendenz gezeigt, sondern einfach, der romantischen Tradition folgend, eine Abneigung gegen die Einmischung des legendarischen Elements in die arthurische Romantik geäußert. Daß schon die altertümlichsten Überlieferungen der Gralepisode mit der christlichen Legende in Beziehung stehen, spricht aber keineswegs gegen den durchaus heidnischen oder wenigstens unchristlichen, unlegendarischen, eventuell weltlichen Ursprung der Gralabenteuer. In der ältern Überlieferung ist das christliche Element noch ganz äußerlich und verträgt sich gar nicht mit dem heidnischen oder unchristlichen Element. Um einzusehen, daß von den beiden das letztere das ältere sein muß, dazu braucht es wirklich keine große Kenntnis der mittelalterlichen Literatur. B. hat die unchristlichen Elemente gebührend hervorgehoben.

Wie ich anderorts sagte, möchte ich glauben, daß Gral und Lanze ursprünglich nichts miteinander zu tun hatten. B.'s Ansicht (auch J. L. Weston teilt dieselbe), daß die Lanze für Chrétien wichtiger war als der Gral, ist jedenfalls unrichtig.

Er weiß dafür nichts anzuführen, als daß Chrétien der Lanze mehr Verse widmete und sie an erster Stelle erwähnte. Da Chrétiens Dichtung unvollendet ist, hat offenbar eine Vergleichung der Zahl der Verse keinen Sinn. Daß aber bei einer Aufzählung von wunderbaren Gegenständen (Schwert, Lanze, Gral) der wichtigste erst zuletzt erwähnt wird, hätte auch B. wissen dürfen; die Steigerung ist ein uraltes Kunstprinzip. Wie hätte Chrétien seinen Roman *conte del graal* nennen können, wenn er die Lanze für wichtiger als den Gral gehalten hätte!

Wenn die alten Gralgeschichten nicht christlichen Ursprungs sein können, woher sollen sie denn anders herkommen als aus der keltischen Tradition, wie das ganze übrige Rohmaterial der Arthurromane! Mit der französischen nationalen Tradition haben sie wenigstens nicht die geringste Ähnlichkeit. Dagegen harmonieren sie außerordentlich gut mit dem, was wir von der keltischen Epik und Mythologie wissen; ich meine, sie zeigen denselben Charakter, atmen denselben Geist wie die keltischen Traditionen. Eine gewisse äußerliche Ähnlichkeit, auf die aber nicht gar zu viel Gewicht zu legen ist, hat die blutende Lanze der Gralabenteuer mit einer Lanze der irischen Sage, dem Luin des Celtchar. Über diese teilt B. alles Wissenswerte, und noch anderes dazu, mit. Dann folgt in B.'s Schrift noch eine lange Aufzählung anderer keltischer Talismane und ihrer Eigenschaften etc. Alles dies steht aber in gar keiner Beziehung zu dem Problem des Ursprungs des Gral und der blutenden Lanze. Daß die keltische Literatur wie keine andere an Talismanen und andern Wunderdingen reich ist, wissen wir doch schon längst; das hat uns zuerst A. Nutt gezeigt. Wozu muß es immer wiederholt werden! Es ist eine Unsitte der englischen und amerikanischen Arthurforscher, bei der Besprechung eines jeden Zuges der französischen Arthurromane die ganze keltische Epik und Mythologie vor uns auszukramen und Dinge an den Haaren herbeizuziehen, die nur die entfernteste, ganz allgemeine oder rein zufällige Ähnlichkeit mit jenem Zug aufweisen; und niemand geht in diesem Mißbrauch so weit wie B. in seinen Schriften. Durch diese unsinnige Übertreibung wird eine an und für sich richtige Methode sehr stark diskreditiert; und die Folge davon ist, daß nun die Heranziehung der irischen Literatur und des keltischen Folklore zur Erklärung der Arthurromane von manchen überhaupt verpönt wird. Es ist der englisch-amerikanischen Schule in ihrem eigenen Interesse zu empfehlen, mehr Maß zu halten und sich nicht ins Abenteuerliche einzulassen. Die kymrische Arthursage z. B., über die B. ausführlich handelt, geht uns für die Erforschung der Gralabenteuer rein gar nichts an; und es ist zum Lachen, wenn B. sagt (p. 57): *All stories about the Grail are connected with King Arthur. It is natural, therefore, to suppose that this connection is old and goes back to Welsh or Breton tales of Arthurian*

quests. In fast allen Versionen besteht die Konnektion bloß darin, daß der Held, welcher das Gralabenteuer besteht, u. a. auch an Arthurs Hof kommt oder von dort ausgeht oder Arthurs Neffe ist, und derartiges; weniger ist bei einer Episode eines Arthurromans nicht möglich. Erst die allerjüngsten Gralversionen lassen auch Arthur den Gral sehen oder ins Gralschloß sich begeben. Es ist geradezu auffällig, wie Arthur einem so wichtigen Abenteuer, wie es das Gralabenteuer ist, so fern steht. Es ist offenbar, daß die Traditionen von der blutenden Lanze und dem Gral mit der Arthursage ebenso wenig in Beziehung standen wie die ursprünglichen Traditionen von Merlin oder von Tristan. In Frankreich aber floß mit einer Art Naturnotwendigkeit alles Keltische bald in den großen Strom der Arthursage.

Der letzte Teil von B.'s Abhandlung beschäftigt sich namentlich mit dem Balaainroman der romantischen Merlinfortsetzung. Dieser ist nichts als ein Konglomerat aus Teilen des Meriaduec, des Meraugis, der Gauvain-Gralsuche bei Gaucher oder Bledri und der Varlanepisode des Grand-Saint-Graal (auf die sogar ausdrücklich verwiesen wird; Garlan ist Varlan, vgl. diese Zs. 36^2, p. 74)[1]). B. bringt eine ausführliche Analyse des Romans und geht dann über zur Besprechung der „keltischen Elemente" desselben; er läßt sogar eine seiner Schülerinnen eine besondere Arbeit über dieses Thema anfertigen (vergl. p. 46, n. 2). Was nützt dies! Das Richtige wäre, das Verhältnis des Balaainromans zu seinen uns bekannten und erschließbaren Quellen zu bestimmen und dann die keltischen Elemente der Quellen, wenn diese nicht literarhistorisch noch weiter zurückgeführt werden können, zu untersuchen. Die Episode von Balaains *coup dolerous* hat wohl eine entfernte Ähnlichkeit mit der irischen Erzählung „die Blendung des Cormac"; aber daraus ist nichts zu schließen. Die übrigen keltischen Parallelen, die B. den Zügen des Balaainromans an die Seite stellt, haben nicht die geringste Beweiskraft. Über das Verhältnis der Redaktionen der großen Gralzyklen und ihrer einzelnen Branches zu einander scheint Verf. unklare Vorstellungen zu haben (vergl. p. 48).

E. Brugger.

The Vulgate Version of the Arthurian Romances edited from Manuscripts in the British Museum by H. Oskar Sommer. Vol. I: Lestoire del Saint Graal; vol. II: Lestoire de Merlin (Carnegie Institution

[1]) Der Verfasser der romantischen Merlinfortsetzung zeigt übrigens hier wie z. B. auch in seiner Version des *Enserrement Merlin*, daß er ein relativ starkes poetisches Kompositionstalent besaß.

of Washington, Publication No. 74). Wash. 1909, 1908. XXXII + 296 pp.; 466 pp. 4⁰.[1])

Die vorliegenden zwei dicken Großquartbände bilden den Anfang eines auf sechs solche Bände berechneten Werkes. Der Titel desselben scheint mir sehr unpassend gewählt zu sein. Wer den Inhalt nicht sieht, weiß nicht, was er nach dem Titel zu erwarten hat. Was uns Sommer bietet, ist nicht die Vulgataversion aller arthurischen Romane (zu denen man doch gewiß auch Erec, Ivain, Guinglain, Durmart etc., Prosa-Tristan u. a. zu rechnen hat, bei denen man aber, mit wenigen Ausnahmen, nicht von einer Vulgataversion sprechen könnte), sondern nur die Vulgataversion des großen Galaad-Gralzyklus (aO[1] nach meiner Bezeichnung, vergl. diese Zs. 29). Es ist auch nicht eine Ausgabe nach Manuskripten des Britsh Museum, sondern nur nach einem einzigen allerdings dreibändigen Manuskript, Add. 10292—94. Doch halten wir uns bei solchen Äußerlichkeiten nicht auf! Die Hauptsache ist, daß wir in Bälde eine komplette Ausgabe des umfangreichen Zyklus besitzen werden, was man bis vor kurzem nicht zu hoffen wagte. Die beiden jetzt vorliegenden Texte bringen keine Überraschungen. Die *Estoire del Saint Graal*, gewöhnlich Grand Saint Graal genannt, lag bereits in zwei Ausgaben (nach zwei andern Hss.) vor, dazu noch in einer ziemlich genauen mittelenglischen Übersetzung. Die *Estoire de Merlin* anderseits ist durch Sommer selbst schon herausgegeben worden, und zwar nach demselben Manuskript. Der vorliegende Band II ist also, von den spärlichen Anmerkungen abgesehen, nur eine Doublette zu der bereits vorhandenen Ausgabe, die allerdings, weil *privately printed*, nur in einer kleineren Zahl von Exemplaren erschien. Man hätte wünschen mögen, daß Sommer diesmal eine andere Hs. wählte; aber er wollte offenbar nicht, daß einem Teil der Gesamtausgabe eine besondere Hs. zugrunde liegen sollte. Auch der sechste Band, welcher die Queste und die Mort Artur enthalten soll, wird nur einen Paralleltext bringen zu den Ausgaben von Furnivall (Queste) und Bruce (Mort Artu). Der Hauptwert von Sommers Publikation wird in den Bänden III—V liegen, welche den „eigentlichen" Lancelot *(Lancelot propre)* enthalten werden; denn von diesem umfangreichen Roman besitzen wir, von den alten Drucken abgesehen, noch keine Ausgabe. Wer nicht die Hss. oder die alten Drucke zur Verfügung hatte, mußte sich bis jetzt mit der Analyse und den Auszügen von P. Paris und Jonckbloet und den publizierten Übersetzungen (der holländischen des dritten Teils, der stark gekürzten deutschen des Ganzen, der ebenfalls stark gekürzten einzelner Teile durch Malory) begnügen. Und doch ist gerade

[1]) Die beiden Bände, von denen der erste das Datum 1909, der zweite 1908 trägt, erschienen zusammen in diesem Jahre 1910.

dieser Roman von großer literarhistorischer Bedeutung und von hohem Werte für stoffgeschichtliche Untersuchungen. Schon oft ist der Wunsch laut geworden, es möchte endlich einmal eine Ausgabe desselben unternommen werden; aber nicht einmal Gesellschaften, geschweige denn einzelne Gelehrte, wagten die Riesenarbeit, die auch sehr bedenkliche pekuniäre Folgen erwarten ließ, in die Hand zu nehmen. Nun hat der unermüdliche Sommer ganz allein die Arbeit geleistet, und nicht nur das: zu dem Lancelot gibt er noch einmal so viel hinzu. Nur wer schon selbst mittelalterliche Hss. kopiert und schon die Druckbogen von Ausgaben mittelalterlicher Texte korrigiert hat, kann ungefähr ermessen, was für eine Unsumme von Arbeit diese sechs Bände Text repräsentieren, was für eine enorme Ausdauer und Hingebung und Liebe zur Wissenschaft sie voraussetzen. Die romanistische Wissenschaft und die übrigen Wissenschaften, die direkt oder indirekt von der Ausgabe profitieren werden, sind daher Sommer, der viele Jahre seine ganze Zeit der Sache widmete, sehr zu Dank verpflichtet. Diesmal hatte allerdings S. nicht wie bei seiner ersten Merlinausgabe, noch pekuniäre Opfer zu bringen. Die Carnegie Institution von Washington hat sich dadurch um unsere Wissenschaft sehr verdient gemacht, daß sie dem Herausgeber pekuniäre Subsidien in freigebiger Weise zukommen ließ.

Einen kritischen Text der umfangreichen und in einer großen Zahl von Hss. überlieferten Prosaromane zu bieten, ist vor der Hand absolut unmöglich. S. hat den richtigen Weg eingeschlagen, indem er nur einen Text nach einer guten Hs.[2]) bringt. Jetzt ist es die Pflicht anderer, auch etwas für die Sache zu tun, die übrigen Hss. einzeln mit S.'s Text zu vergleichen, die Sinnvarianten, bei den Eigennamen auch die Formvarianten zu notieren und mit kritischen Erörterungen oder auch ohne solche zu veröffentlichen. Dies sind Arbeiten, die sich auch sehr gut als Doktordissertationen eignen. Hoffentlich wird in dieser Richtung bald etwas geschehen. So kann allmählich das notwendige Rohmaterial zusammengebracht werden, auf Grund dessen dann in allerdings noch ferner Zukunft eine kritische Ausgabe möglich sein wird. S.'s Text gibt genau die Schreibung der Hss. wieder, abgesehen davon, daß die Abkürzungen aufgelöst wurden (ohne durch den Druck kenntlich gemacht worden zu sein); er ist sorgfältig hergestellt und zuverlässig. Eine praktische und zur Nachahmung zu empfehlende Einrichtung ist es, daß nicht nur die Folios der Hs., sondern auch die entsprechenden Seitenzahlen der bisherigen Ausgaben des französischen Textes und der Übersetzungen angegeben sind. Als Anmerkungen

[2]) Bruce, in einer Anzeige der Ausgabe in *The Nation*, *vol.* 90, p. 537 f., bezweifelt etwas die Güte der von S. gewählten Hs.

unter dem Text finden wir Varianten aus anderen Hss., soweit sie dem Herausgeber inhaltlich von Wichtigkeit schienen. Diese Varianten näher zu betrachten, habe ich bis jetzt noch keine Zeit gehabt. Sehr wertvoll für den Forscher sind auch die beiden Tabellen auf pp. XXX—XXXII des ersten Bandes. Darin werden sämtliche dem Herausgeber bekannte Hss. und alten Drucke, welche den Zyklus ganz oder teilweise enthalten, aufgezählt[3], und in jedem Fall wird angegeben, welche Folios jede Branche umfaßt. In dazu gehörigen Anmerkungen wird auf Besonderheiten der Manuskripte aufmerksam gemacht. Einige dieser Besonderheiten sind mir aufgefallen. In Ms. B. N. 113—116 folgt der Lancelot unmittelbar auf Roberts Merlin. Das Fehlen der Merlinfortsetzung ist sehr auffällig. Der von mir (in dieser Zs. 29, vorher auch schon von Wechssler) postulierte O-Galaad-Gralzyklus enthält, wie diese Hs., alle Branches des aO¹ oder aO'-Zyklus, aber noch keine Merlinfortsetzung. Es wäre zu untersuchen, ob jene Hs. diesen älteren Zyklus repräsentiert, oder ob die ursprüngliche Komposition sekundär wieder erreicht worden ist. Neu ist mir, daß die Prosaauflösung von Roberts Joseph auch in der Hs. XXIX der St. Marcusbibliothek von Venedig enthalten sein soll. Ich dachte, daß die Zahl der Joseph-Hss. vollständig bekannt war. Handelt es sich wirklich um den Joseph und nicht etwa um den Grand-Saint-Graal, der in den Manuskripten auch etwa mit Joseph betitelt ist? Ein Irrtum von seiten S.'s ist es jedenfalls, wenn er, zwar nicht in jenen Tabellen, aber gerade vorher (p. XXVII) sagt: *I have seen Robert's Merlin printed in 1480 at Venice* (er spricht hier nur von französischen Versionen). Ein französischer Druck vom Jahre 1480 in Venedig wäre sehr seltsam. Was S. sah, war aber jedenfalls die *Historia di Merlino*, deren editio princeps 1480 in Venedig herauskam (sie enthält eine italienische Übersetzung der Prosaauflösung von Roberts Merlin, mit welcher die Prophecies Merlin des Meister Richard, natürlich auch in Übersetzung, verbunden sind; vgl. darüber *Sanesi* : *La Storia di Merlino di Paolino Pieri* p. LII). Der erste französische Merlindruck erschien erst 1498 (er enthält außer Roberts Merlin auch die pseudohistorische Merlinfortsetzung und Richards Prophecies). S.'s Angabe, daß die Estoire del Saint Graal 1516 und 1523 mit der Queste gedruckt wurde (p. XXVII), ist unvollständig; diese Drucke enthalten in der Mitte noch den Perlesvaus.

S. verspricht uns am Schluß des 6. Bandes noch einen *Index raisonné* der Eigennamen zu geben (p. V). Ein solcher Index wird sehr viel Zeit und Mühe und Sorgfalt erheischen, wird aber auch sehr nützlich sein, wenn er streng wissenschaftlich durchgeführt wird. Dann darf er aber nicht so sein wie der, den Bruce

[3]) Nach Bruce, l. c. ist die Liste nicht ganz vollständig.

seiner Ausgabe der Mort Artu anhing; er muß vielmehr sämtliche Stellen, wo ein jeder Name vorkommt, verzeichnen, und es muß, namentlich wenn die Stellen sehr zahlreich sind, für Übersichtlichkeit gesorgt werden. Ein musterhafter Index, der aber noch einige Verbesserungen zuließe, ist der, den Löseth seiner Analyse des Prosa-Tristan beigab. Auch S.'s Index zu Malory ist, von einigen zu langen Zahlenreihen abgegesehen, befriedigend eingerichtet. Noch möchte ich S. gegenüber einen Wunsch äußern, und glaube im Namen vieler zu sprechen: es möchten nämlich, da es jetzt noch nicht geschehen ist, im 6. Band oder in einem Supplementband Inhaltsangaben der publizierten Texte beigegeben werden. Die Ausgaben der Texte machen die Inhaltsangaben nichts weniger als überflüssig; auch ein Index kann sie nicht ersetzen. Jedesmal, wenn ich in S.'s früherer Merlin-Ausgabe etwas nachschlagen wollte, war dies immer eine mühsame und zeitraubende Arbeit: eben weil keine Inhaltsangabe vorhanden war. Die Analysen von P. Paris versehen natürlich den Dienst nicht; auch die Inhaltsangaben, die am Rande von S.'s Texten stehen, erleichtern das Nachsuchen nicht sehr, da sie über Hunderte von Seiten verteilt sind. S. müßte aber nur am Schluß alle diese *sidenotes* mit den Seitenzahlen zusammenstellen (nach dem Muster von G. Paris in seiner Merlinausgabe), und wir hätten eine sehr brauchbare Inhaltsangabe.

Diejenigen, welche glauben, daß, wenn einmal alles handschriftliche Material der Arthurromane herausgegeben sein wird, eine neue Ära für die Arthurforschung beginnen werde, und daß wir bis dahin stets im Dunkeln tappen werden, daß wir z. B. über die Gralzyklen nichts Bestimmtes sagen können, ehe wir von allen Branches Ausgaben mit sämtlichen Varianten haben, oder daß die Percevalforschung nicht vom Fleck komme, weil wir noch keine kritische Ausgabe des Perceval haben, u. s. f., daß überhaupt die Resultate der bisherigen Forschung nichts seien im Vergleiche zu dem, was einmal kommen werde (und S. gehört auch zu diesen, vgl. p. III): die geben sich nach meiner Meinung einer großen Täuschung hin. Die neuen Textpublikationen der letzten Zeit haben zwar in manchen Einzelheiten unsere Kenntnisse erweitert; aber daß sie die Resultate der bisherigen Forschung umgestoßen hätten, daß sie auf ihren Gebieten revolutionär wirkten, davon kann keine Rede sein. Und so wird es auch in Zukunft sein. S. hat z. B., wie er in seiner Schrift *Messire Robert de Borron und der Verfasser des Didot-Perceval* (p. 8) sagt, zur Untersuchung der Frage betr. die Autorschaft des Didot-Perceval ,,das ganze im Laufe des letzten Jahrhunderts angesammelte Material bei Seite geschoben und es unternommen, die ganze bisher geleistete Arbeit auf der Grundlage des Studiums aller ihm zugänglichen Hss. [und es waren so ziemlich

alle, die existieren], von neuem und selbständig vorzunehmen." Und was war das Resultat? Wir stehen noch auf demselben Fleck wie zuvor (vgl. mein Referat in dieser Zs. 36). Ich kann auch nicht finden, daß durch J. L. Weston's Veröffentlichung des Perceval der Modena-Hs. irgendwelche wichtige Theorien umgestoßen wurden. Was uns jetzt aus der mittelalterlichen Literatur zugänglich ist, ist die Hauptsache; das wichtigste ist herausgegeben oder durch Übersetzungen, Analysen, Auszüge, Mitteilungen bekannt gemacht worden, und ist in seiner Totalität genügend, um einer vorsichtigen Forschung als gesunde Basis zu dienen. Hoffen wir, daß immer mehr Material an's Licht gefördert werde, schätzen wir es gebührend, aber geben wir uns keinen Illusionen über die Zukunft hin, um großen Enttäuschungen zu entgehen! Wir werden keine Revolutionen, wenigstens keine von Dauer erleben, auf dem Gebiete der Arthurforschung ebensowenig wie auf dem Gebiet der französischen Nationalepik, sondern eine ruhige Entwicklung wie bisher. Die bisherige Forschung hat nicht zu befürchten, annulliert zu werden durch die Ausgrabung neuen Materials, geschweige denn durch die Entdeckung sog. neuer Methoden (Bédier).

In der Einleitung zu Band I gibt S. seine Ansichten über die Genesis der Gralzyklen kund. Zum Teil wiederholt er nur die Ansichten, die er in früheren Arbeiten niedergelegt hat. Ich habe dieselben in dieser Zs. (34^1 und 36^2) größtenteils bebesprochen; die meisten von ihnen habe ich ablehnen müssen. Aber S.'s jetzt vorgetragene Hypothesen über die Genesis des Vulgata-Galaad-Gralzyklus (O^1) decken sich großenteils mit denjenigen, die ich in dieser Zs. (Bd. 29) aufgestellt habe, mit dem Unterschied jedoch, daß die Vorgeschichte des O'-Zyklus nach meiner Theorie (nicht nach S.'s) bis zur O-Stufe auch diejenige des O^1-Zyklus ist. Ich habe (vgl. meinen Stammbaum der Gralzyklen in Zs. 29 p. 138) dem Galaad-Gralzyklus (O) einen Zyklus vorausgehen lassen, der folgende Branches enthalten haben muß: Joseph — Roberts Merlin — Lancelot — Perlesvaus — Mort Artur. S. postuliert jetzt als Vorlage seines Vulgata-Galaad-Gralzyklus einen ebenso komponierten Zyklus (p. XIII — XV), nur mit dem Unterschied, daß er zwischen Roberts Merlin und Lancelot einen „ersten Entwurf des Livre d'Artus" (d. h. der pseudohistorischen Merlinfortsetzung) ansetzen möchte und an Stelle des Perlesvaus einen andern Percevalroman annimmt. Die Kombination Lancelot-Perlesvaus (resp. Perceval) konnte ich durch Zeugnisse direkt nachweisen (Zs. 29 p. 87 ff.; 30 p. 176 f.); daß aber auch die andern oben genannten Branches dazu gehörten, konnte ich nur aus innern Gründen erschließen.

Von sehr großer Wichtigkeit ist aber nicht nur, daß einst auf den Lancelot an Stelle der Galaad-Queste eine Perceval-Queste folgte, sondern auch daß dem Lancelot ursprünglich an Stelle

des Grand-Saint-Graal der Joseph vorausging. Daß dem so war, dafür möchte, wenigstens auf den ersten Blick, folgendes von S. entdecktes Zeugnis sprechen (p. XV): die Hs. B. N. 748, welche nur die Prosabearbeitung von Roberts Joseph und Merlin überliefert (von Weidner mit C bezeichnet), enthält nämlich im letzten Teil des Merlin einen Passus, in welchem auf Lancelots Gefangenschaft bei Morgain und auf den Haß der letztern gegen Guenievre wegen der Affäre Guiomar, d. h. auf Dinge, die im Lancelot erzählt werden, angespielt wird, mit der Bemerkung betr. den *ami* der Guenievre (Lancelot): *que li contes vos nomera bien ça a[n] avant.* Das ist offenbar nur so zu verstehen, daß auf Joseph und Merlin der Hs. C in der Vorlage derselben (oder einer noch ältern Vorstufe, die aber nicht schon die Vorlage oder Vorstufe einer andern uns erhaltenen Hs. gewesen sein darf) ein Lancelot folgte. Die am nächsten liegende Folgerung ist, daß C noch den Lancelot-Perlesvaus-Zyklus, den einzigen, der nach unserm Stammbaum sowohl Joseph als Lancelot enthielt, vertritt. Der eigentümliche Charakter der Hs. C wurde von je her erkannt. Jetzt könnte sich ein Teil ihrer Eigentümlichkeiten aus der Tatsache erklären, daß sie einen besondern Zyklus vertritt (während Merlin-hss. verschiedener Zyklen erhalten sind, wäre dagegen C, soweit wir jetzt wissen, die einzige Joseph-hs., welche einen andern als den alten Robertschen Zyklus repräsentieren würde). Wie erklären sich nun aber die von Weidner (p. XXII f.) hervorgehobenen Stellen, an welchen C im Gegensatz zu den andern Joseph-hss. mit dem Grand-Saint-Graal übereinstimmt?[2]) Soll man nun weiter an eine Beeinflussung von C durch den Grand-Saint-Graal glauben?

Näher läge nun offenbar a priori die Annahme, daß, da der Grand-Saint-Graal auf dem Joseph des Lancelot-Perlesvaus-Zyklus basiert, die betr. Stellen als Zwischenstufen zwischen dem ursprünglichen Joseph und dem Grand-Saint-Graal aufzufassen sind. Mir scheinen nun aber diese Stellen viel eher der Art zu sein, daß sie sich in natürlicherer Weise als Anpassungen an den Grand-Saint-Graal erklären lassen. Sind sie dies, so kann C nicht mehr als Repräsentantin des Lancelot-Perlesvaus-Zyklus aufgefaßt werden. Vielmehr bleibt dann nur noch folgende Möglichkeit: Der Joseph + Merlin der Vorlage oder Vorstufe von C ist in einen Galaad-Gralzyclus hineingeraten. Solche Mischungen von Zyklen kommen häufiger vor, als man meinen möchte. Ich habe darauf hingewiesen (Zs. 34[1], p. 144 f.),

---

[2]) Weidners Bemerkung, „daß sich diese Berührungspunkte zwischen C und dem großen Gral nur an Stellen finden, wo die Hss. MBP die Version des großen Gral geben", stimmt nicht, wovon jedermann sich leicht überzeugen kann (mit Zuhilfenahme meiner Orientierungstabelle in Rom. Forsch. 26 p. 96).

daß in der spanischen Demanda den zwei ersten Dritteln des cO'-Zyklus das dritte Drittel des bO'-Zyklus hinzugefügt wurde. Wechssler hat gezeigt, daß in der Hs. Huth der Joseph nicht zu dem durch den letzten Teil der Hs. repräsentierten cO'-Zyklus gehörte; ich habe dies ergänzend, bewiesen, daß der Kopist von Huth nicht dem Merlin seiner Vorlage den Joseph vorangestellt, sondern den (alten) Merlin seiner Vorlage durch Joseph + Merlin einer Hs. des Robertschen Zyklus ersetzt hat (Rom. Forsch. 26, p. 113 u. Zs. 34, p. 113, 117). Dem holländischen Merlin mit pseudohistorischer Fortsetzung geht auch ein Joseph voraus, der daselbst keine Berechtigung hat, weil die Merlinfortsetzung dem aO¹-Galaad-Gralzyklus angehört, dessen erste Branche nicht der Joseph, sondern der Grand-Saint-Graal war. Es ist also entweder der Joseph für den Grand-Saint-Graal substituiert oder Joseph + (alter) Merlin sind an Stelle von Grand-Saint-Graal + (alter) Merlin eingesetzt worden (eine Spezialuntersuchung würde jedenfalls die Entscheidung zwischen den zwei Alternativen erlauben). Der lehrreichste Fall liegt aber wohl in der vatikanischen Hs. Reg. 1687 vor, welche den aO¹-Galaad-Gralzyklus repräsentiert, in welcher aber der alte Merlin dieses Zyklus durch die unter dem Titel *Estoire de Merlin* gehende Kombination Joseph + Merlin des Robertschen Zyklus ersetzt wurde, wie ich in R. F. 26, p. 150 (vgl. auch diese Zs. 34, p. 117) nachgewiesen habe: Hier folgt also der Joseph in unnatürlicher Weise auf den Grand-Saint-Graal. Wenn wir in dem vatikanischen und dem holländischen Joseph oder Merlin Anpassungen an den Grand-Saint-Graal oder Verweisungen auf den Lancelot derselben Art wie in C fänden, so müßten wir sie durchaus dem Kopisten zuschreiben, der eigenmächtig die Interpolation aus dem Robertschen Zyklus dem aO¹-Zyklus angeglichen hätte. Ein solcher Fall kann also auch bei C vorliegen, zumal da gerade der Kopist dieser Hs. oder vielmehr ihrer Vorlage (die denn aber noch nicht *u* wäre; über die Bezeichnungen vgl. R. F. 26, p. 95) sich nachweisbar sehr viele eigenmächtige Änderungen, auch frei erfundene, erlaubt hat. Joseph + Merlin der Hs. C können also auch die (vielleicht absichtlich losgetrennten) Überreste einer Hs. des aO¹-Galaad-Gralzyklus sein, in welchem entweder der Grand-Saint-Graal durch den Joseph oder, was mich wahrscheinlicher dünkt, Grand-Saint-Graal + alter Merlin durch Joseph + alten Merlin ersetzt worden war. So sehr ich wünschen möchte, daß meine Hypothese betr. den Lancelot-Perlesvaus-Zyklus durch den Lancelot-Verweis der Hs. C bestätigt würde, so muß ich doch gestehen, daß mir die zuletzt erwähnte Deutung, nach welcher jener Verweis ganz belanglos wird, als die wahrscheinlichere vorkommt. Wenn C den

Lancelot-Perlesvaus-Zyklus repräsentierte, so müßte diese Hs. im Merlin gegenüber den echten Hss. des Robertschen Zyklus auch in unursprünglichen Varianten mit den Hss. der Galaad-Gralzyklen (die ja auf den Lancelot-Perlesvaus-Zyklus zurückgehen) übereinstimmen. Um dies zu untersuchen, scheinen mir die Auszüge, die Sommer in seinem *Messire Robert de Borron* aus dem Merlin von C gibt, nicht zu genügen. Eine Ausgabe des Merlin der Hs. C und (zum Vergleiche) einer der nahe verwandten Hss. A oder J ist überhaupt ein dringendes Desideratum.

Was die Perceval-Branche des Lancelot-Perceval-Zyklus betrifft, so behauptet S., einstweilen ohne Gründe anzugeben, daß sie nicht der Perlesvaus war. Ich bleibe bei meiner Überzeugung, daß sie eine Version eben dieses Romans war. Dafür sprechen eine Reihe von Gründen, die nach meiner Meinung zusammen einen sicheren Beweis ergeben. In dem von mir Zs. 29 p. 88 zitierten auf den Lancelot-Perceval-Zyklus zurückgehenden Passus der Lancelot-hs. B. N. 754 hat der Held den Namen Perlesvaus *(Perlevax)*, ebenso an einer späteren Stelle derselben Hs. (vgl. Sommer, *Vulgate Version* I p. XIV n. 2) *(Pellesvaus)* und an einer Stelle des Lancelot der Hs. B. N. 751 (zitiert von S. in Mod. Phil. V 294) *(Perlevaus)*. An den letztern Stellen, die ebenfalls auf den Lancelot-Perceval-Zyklus zurückgehen müssen, wird König Pelles als Onkel (oder Vater) des Perceval (Perlesvaus) bezeichnet. Die Namensform *Perlesvaus* (oder ähnlich) ist nun aber eine Spezialität des Romans, den wir mit Perlesvaus bezeichnen; sie kommt sonst nirgends vor; auch im Galaad-Gralzyklus ist, von jenen durch einzelne Hss. bewahrten Allusionen abgesehen, die Normalform Perceval, die ja auch im Perlesvaus sehr häufig neben Perlesvaus gebraucht wird, wieder überall eingeführt worden. Auch Pelles als Verwandter (Onkel) des Helden ist zum erstenmal im Perlesvaus anzutreffen. Sodann kann gezeigt werden (vgl. auch Heinzel, Gralromane, und Nitze, Perlesvaus), daß die Galaad-Queste mit dem Perlesvaus ganz spezielle Züge gemein hat und dieser dabei die ältere Fassung vertritt, daß also die Galaad-Queste auf dem Perlesvaus basiert, was aber nur plausibel ist, wenn der Perlesvaus demjenigen Gralzyklus angehörte, welcher dem Galaad-Gralzyklus voranging und zugrunde lag. Noch anderes könnte angeführt werden; aber das Gesagte mag hier genügen.

Es gab jedoch mehr als eine Redaktion des Perlesvaus. Nach meiner in dieser Zs. 29 begründeten Hypothese ging ja dem Zyklus *Joseph — Merlin — Lancelot — Perlesvaus — Mort Artur* ein Zyklus *Joseph — Merlin — Perlesvaus — Mort Artur* voraus. Es gab also einen älteren und einen jüngeren Perlesvaus. Der uns erhaltene muß der ältere sein. Im allgemeinen verdrängen die jüngeren Versionen die älteren; in diesem Fall

hat sich die ältere wohl nur deshalb erhalten, weil sie vom Zyklus losgetrennt wurde und nun eine Sonderexistenz führte. Von dem jüngern Perlesvaus sind uns noch die *Enfances* in der Lancelot-Branche des Galaad-Gralzyklus (und zwar sowohl in dem O'-Lancelot, von dem Tristanhss. Teile überliefert haben, wie in dem O^1 oder Vulgata-Lancelot) erhalten. Dazu kommen die schon erwähnten und noch ein Paar andere Allusionen in derselben Branche, die aber zumeist nur noch in einzelnen Manuskripten überliefert sind. Die Enfances Perceval waren zweifellos, als die Perlesvaus-Branche durch die Galaad-Queste ersetzt worden war, an die vorausgehende Lancelot-Branche abgegeben worden, weil Perceval an Jahren älter als Galaad sein mußte. Als nachher der O-Galaad-Gralzyklus durch den O^1-Redaktor um die pseudohistorische Merlinfortsetzung vermehrt wurde, wurden in diese Addition gewisse Allusionen auf die Vorgeschichte (besonders Verwandtschaft) des Perceval, wie sie in der Lancelot-Branche erzählt wurde, eingeflochten, und so zeigen sich in dieser Merlinfortsetzung ein paar ältere Züge, welche in der Lancelot-Branche selbst (oder wenigstens in den meisten Manuskripten derselben) verloren gegangen sind (vgl. Zitate in Sommers Artikel in Mod. Phil. V). Was uns in den hier aufgezählten Quellen von dem jüngern Perlesvaus überliefert ist, genügt, um zu beweisen, daß der letztere von dem ältern (uns erhaltenen) Perlesvaus bedeutend differierte, also von dem Redaktor des Zyklus, wie übrigens zu erwarten war (denn die die Gralsuche enthaltende Branche mußte bei den Überarbeitungen immer in erster Linie herhalten), überarbeitet worden war (beide Perlesvaus-Versionen scheinen übrigens auch durch Chrétiens Perceval beeinflußt worden zu sein; dieser scheint bis zum Schluß der Romanzeit immer eine gewisse Autorität bewahrt zu haben; er stand wohl auch jedem Dichter zur Verfügung). Die auffallendste Abweichung des jüngern Perlesvaus vom ältern ist die Einführung von Percevals Bruder Agloval. Derselbe hat in den Enfances die Rolle der Ritter, deren Erscheinen schuld war, daß Perceval seine Mutter verließ, erhalten. Wie immer der Name Agloval zu erklären ist: wir begegnen dem Träger dieses Namens zum ersten Mal in den Enfances Perceval der Lancelot-Branche des Galaad-Gralzyklus, die auf den Lancelot-Perceval-Gralzyklus zurückgehen müssen.[3])

[3]) Wenn Manessier Perceval sagen läßt (v. 35 607—8): *j'ai nom Piercheval De Gales, frere [a] Agloval*, so ist zu bedenken, daß Manessier den Galaad-Gralzyklus stark benutzt hat (und zwar nicht nur, wie man sagt, die Queste, sondern auch den Lancelot; die Queste war ja nie allein vorhanden); auch im Lancelot fügt Perceval zu dem eigenen Namen nicht etwa, wie es sonst üblich war, den seines Vaters, sondern den seines Bruders; vgl. z. B. Jonckbloet, Lancelot II p. CXLVIII: „*or me dites comment vos avés non!*“ — „*Perceval, frere Agloval*“.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich nun etwas zitieren, das m. E. nicht ohne Bedeutung ist, einen Passus, der zwar schon lange veröffentlicht ist, aber der bisherigen Perceval-Gral-Forschung entgangen zu sein scheint. Er findet sich allerdings an einem Orte, wo man Allusionen auf einen Percevalroman nicht ohne weiteres erwarten würde, nämlich in der Turiner-Hs. L II 14 der *Venjance Nostre Seigneur.* Diese Hs. repräsentiert allein eine besondere von der ursprünglichen Fassung stark abweichende erweiterte Redaktion[4]) aus der zweiten Hälfte des 13. oder dem Anfang des 14. Jahrhunderts (die Hs. wurde 1311 geschrieben). Näheres darüber ist zu lesen bei Walther Suchier: *Über das altfranzösische Gedicht von der Zerstörung Jerusalems* in Zs. f. r. Phil., Bd. XXIV u. XXV (1900—01). Suchier gibt daselbst Proben des von ihm vorbereiteten kritischen Textes und führt zu diesen Proben sämtliche Varianten an. Unter den von ihm zitierten Varianten findet sich auch der Passus, den ich hier besprechen will (l. c. XXV p. 107—8). Der Redaktor der Turiner Hs., ein Dichter der niedrigsten Sorte, liebt es, mit seiner Belesenheit zu prahlen, und so läßt er denn u. a. den Kaiser Vaspasien zu seinem Seneschal sagen:

De ma court te ferai tout maistre principal
Plus te ferai signour cains ne fust perceval
Qui ot de proimete descange le greal
Nies ert al roi peskeur sa terre tint roial
Apres cou quil fust mors par son frere agloual
Manda le roy artu li rois de son ostal
I mena les plus pres feste i ot fait ioial
Cou disoit lempereres etc.

Wie ich die Stelle verstehe, mag aus folgender Übersetzung hervorgehen: „Ich werde dich zu einem mächtigeren Herrn machen, als je Perceval es war, welcher wegen seiner nahen Verwandtschaft [sc. mit dem Fischerkönig] durch Nachfolge [mit *escange* muß der Wechsel oder Übergang von einer Hand in eine andere gemeint sein; das syntaktische Verhältnis von *de proimeté* und *d'escange* ist mir aber nicht recht klar] in den Besitz des Gral kam. Er war nämlich der Neffe des Fischerkönigs; er herrschte über dessen Königreich, nachdem dieser gestorben war; durch seinen Bruder Agloval berief er den König Artus zu sich. Der König nahm die tüchtigsten *(pres* steht für *preus)* seiner Hausgenossenschaft mit sich. Da gab es ein fröhliches Fest". Diese Angaben passen zu keiner der uns erhaltenen Percevalversionen genau, postulieren also eine verlorene Fassung; aber sie bieten ungefähr das, was nach unserer Berechnung im jüngern Perlesvaus gestanden haben muß. Der Perlesvaus ist die einzige Version, welche mitten im Roman von dem Tode des Fischerkönigs berichtet und dann König Artus mit seinen

[4]) Ich gedenke, sie herauszugeben.

tüchtigsten Genossen (Gauvain und Lancelot, welch letzterer aber dann unterwegs durch ein anderes Abenteuer von seiner Reise abgehalten wird) zum Gralschloß ziehen läßt, wo er von dem Schloßherrn Perceval empfangen wird. Es stimmt auch, daß im Perlesvaus der Held der Neffe des Gralhüters ist (bei Chrétien z. B. ist er sein Vetter, bei Robert sein Enkel). Bemerkenswert ist die Auffassung, daß Perceval durch Erbschaft in den Besitz des Gral kam (seine Mutter war nach dem Perlesvaus das älteste der Geschwister des kinderlosen Fischerkönigs). In dem uns erhaltenen Perlesvaus wird gleich am Anfang gesagt, daß Perceval bei seinem (im Roman nicht geschilderten) Besuch auf der Gralburg die bekannte Frage zu sagen unterlassen habe; auch Gauvains Besuch daselbst scheint wegen seines Schweigens fehlgeschlagen zu sein; aber in demjenigen Perceval-Gralabenteuer, das allein im Roman nicht nur erwähnt, sondern ausführlich geschildert wird, wird jener Frage nicht mehr Erwähnung getan; Perceval muß die Gralburg erobern; aber sie scheint ihm als bleibender Besitz nicht deshalb zuzufallen, weil er sie erobert hat, sondern *de proimeté*; er allein hatte als der nächste Erbe des verstorbenen Fischerkönigs ein Recht, sie dem Usurpator abzugewinnen; nach der Eroberung hatte er nicht mehr nötig, eine Frage zu stellen. Diese Auffassung dürfte in dem jüngern Perlesvaus noch deutlicher zum Ausdruck gekommen sein, und vielleicht wurde in diesem Roman die Frage ganz gestrichen. In der auf dem jüngern Perlesvaus basierenden Galaad-Queste wenigstens ist das Fragemotiv nicht mehr vorhanden; auch Galaad ist, von seinem Großvater abgesehen, der nächste Erbe des Fischerkönigs. Während in dem uns erhaltenen Perlesvaus zwei Sonnen am Himmel und eine göttliche Stimme dem König Artus verkünden, daß Perceval Gralkönig geworden sei, und ihn auffordern, Perceval zu besuchen, wurde im jüngeren Perlesvaus nach dem Ausweis der Turiner Hs. in rationalistischer Weise von dem neuen Gralkönig sein Bruder Agloval zu Artus geschickt, um ihm das Geschehene zu melden und ihn zum Besuche einzuladen. Diese Verbindung sicherer Perlesvaus-Züge mit der Person des Agloval läßt wohl keinen Zweifel mehr zu, daß der Roman, auf welchen in der Turiner Hs. angespielt wird, der von mir postulierte jüngere Perlesvaus war, und es dürfte nun auch nicht mehr möglich sein, mit S. zu bestreiten, daß der Perceval, dessen Enfances uns noch im Lancelot überliefert sind, also der Perceval des Lancelot-Perceval-Gralzyklus, eine (jüngere) Version des Perlesvaus war.[5])

[5]) Als ich in dieser Zs. 29 über die Gralzyklen schrieb, war mir der Passus der Turiner Hs. noch nicht bekannt. Ich kopierte zwar diese Hs. schon vor fast 20 Jahren, war aber damals mit den Gralproblemen noch nicht vertraut, und meine Abschrift habe ich bis vor kurzem nicht wieder gelesen.

Revenons à nos moutons! S.'s Postulat, daß in dem Lancelot-Perceval-Gralzyklus zwischen Roberts Merlin und dem Lancelot schon „der erste Entwurf" der pseudohistorischen Merlinfortsetzung oder etwas derartiges sich befand, kann ich einstweilen keineswegs akzeptieren. Die Annahme würde auf Hindernisse schlimmer Art stoßen. Hier sei nur auf die Tatsache aufmerksam gemacht, daß, während die uns erhaltenen Merlinfortsetzungen eine Menge Allusionen auf sämtliche übrigen Branches des Galaad-Gralzyklus enthalten, umgekehrt keine einzige andere Branche dieses Zyklus auch nur eine einzige Allusion auf eine jener Merlinfortsetzungen enthält, trotzdem sie sonst an Allusionen auf andere Branches reich sind. Dies deutet offenbar dahin, daß, wie schon G. Paris erkannte, die Merlinfortsetzungen die zuletzt hinzugekommenen Bestandteile der Gralzyklen sind; und die Ansicht von G. Paris, daß die Merlinfortsetzungen geschaffen wurden zu dem Zwecke, als Bindeglied zwischen Roberts Merlin und dem Lancelot zu dienen, halte ich immer noch für die richtige. Was S. (p. XIV—XXII) gegen diese Ansicht und für seine Hypothese vorbringt, scheint mir nicht stichhaltig zu sein. Rätselhaft kommt es mir vor, wie S. (p. XVI) sagen kann: da in der Lancelot-hs. B. N. 754 Merlins Befreiung in Aussicht gestellt werde (vgl. dazu diese Zs. 29 p. 88; 30 p. 176—78, 186; 33 p. 190), *it is reasonable to assume that Merlin's imprisonment had been somewhere related in the cycle*; *this can have been the case only in the branch that was intercalated between Robert's Merlin and the Lancelot.* Aber das *enserrement* wird doch im Lancelot selbst berichtet, unmittelbar vor jener Anspielung auf die Befreiung! Wie und wann es in den Lancelot kam, habe ich ausführlich untersucht und brauche es hier nicht zu wiederholen. Hat es S. nicht gelesen? Beachtenswert ist dagegen S.'s Hinweis auf gewisse Widersprüche zwischen der pseudohistorischen Merlinfortsetzung und dem Lancelot. Die Frage verdient genauer untersucht zu werden. Dafür wird man aber am besten das Erscheinen von S.'s Lancelot-Ausgabe abwarten. S.'s Argument: *the writer* (der pseudohistorischen Merlinfortsetzung) *would have had no more trouble in avoiding discrepancies and contradictions than in creating them* (p. XIX) scheint allerdings auf den ersten Blick plausibel. Aber man denke sich in die Lage eines solchen Redaktors, der eine Vorgeschichte zu dem ungeheuren Lancelotroman, welcher in S.'s Ausgabe drei dicke Bände umfassen wird, zu schreiben hatte. Man denke sich, wie die Manuskripte in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ausgesehen haben: kleine enge Schrift ohne Register, ohne Kapitelüberschriften (diese kamen erst später in Gebrauch). Ich möchte den m o d e r n e n Autor sehen, der unter solchen Umständen eine Vorgeschichte ohne Widersprüche schreiben könnte. Der Redaktor mußte natürlich den Lancelot erst ganz durchlesen und dann sich auf sein Gedächtnis verlassen, da ein Nach-

schlagen in dem Manuskript fast unmöglich war. Aber die Redaktoren konnten sich auch erlauben, bewußt ihrer Vorlage zu widersprechen, selbst wenn diese zum Zyklus gehörte. Ich glaube, bestimmt nachgewiesen zu haben, daß die *enserrement*-Versionen der pseudohistorischen und der romantischen Merlinfortsetzung aus keinen andern *enserrement*-Versionen als der des Lancelot stammen; aber ich habe auch gezeigt, daß sie (und zwar insbesondere die der pseudohistorischen Merlinfortsetzung) durchaus nicht immer mit der Lancelotversion, die doch demselben Zyklus angehörte, harmonieren; diese Redaktoren konnten sagen: „Meine Version gilt; sie ist ja die ausführlichere, und sie lernt der Leser kennen, ehe er zur Lancelotversion gelangt.“ Die Redaktoren hätten allerdings den Lancelot überarbeiten können im Sinne einer Anpassung an die Merlinfortsetzung. Sie haben aber aus irgend einem Grunde (vermutlich weil sie nur ihre eigene Branche selbst kopieren wollten) keine andere Branche angetastet. Die von S. namhaft gemachten Widersprüche scheinen mir einstweilen nicht gefährlich zu sein.

S. scheint zu glauben (p. XX), daß die Merlinfortsetzung der Hs. B. N. 337 (die romantisch-pseudohistorische) als Bestandteil des Zyklus älter sei als die pseudohistorische, sogar schon auf den Lancelot-Perceval-Zyklus zurückgehe. Einen Beweis gibt er nicht. Ob jene Version mehr oder weniger Widersprüche zum Lancelot aufweist als diese, ist für die Frage gleichgültig. Ich halte dafür, daß die romantisch-pseudohistorische auf der pseudohistorischen basiert. Als etwas Neues bringt S. (p. XX—XXII) ausführlich die Hypothese, daß der Redaktor des Lancelot auch einen Brut benutzte, den ein gewisser Martin von Bievre oder Rochester schrieb. Ich habe seinerzeit dieselbe Hypothese aufgestellt und begründet (Zs. 30 p. 181—185), und finde bei S. nichts neues als daß auch Chrétien in Ivain, Karre und Perceval diesen Brut benutzt haben solle (S. gibt aber weder Zitate noch Verszahlen, so daß der neugierige Leser das Vergnügen hat, die Romane nochmals durchzulesen und vielleicht dann erst nichts zu finden). Wenn ich S. recht verstehe (vgl. p. XXI: *What was this account, the mutilated torso of which was clumsily adjusted to form the connecting link between Robert's Merlin and the Lancelot? My answer is : It was a chronicle, a „Brut“ etc.*), so war nach seiner Ansicht Martins Brut jener „erste Entwurf des Livre d'Artus“, der im Lancelot-Perceval-Zyklus zwischen Roberts Merlin und dem Lancelot stand. Dies erkläre ich für durchaus unmöglich. Im alten Merlin heißt es: *Et qui vouroit oïr conter des rois qui devant furent et lor vie vouroit oïr, si regarde en l'estoire de Bretaigne que on appelle Brutus que messire Martin de Rocester translata de latin en roman.* Wer je schon Verweisungen gelesen hat, weiß, daß dies nie und nimmer eine Verweisung auf eine Branche des Zyklus sein kann, sondern

auf ein außerhalb des Zyklus stehendes Werk Bezug haben muß. Auch hätte der Brutus, der nach den Allusionen des Lancelot namentlich auch von Uterpendragons Regierung handeln mußte, unmöglich auf Roberts Merlin folgen können, in welchem ja Uterpendragons Regierung abgeschlossen wird. Daß der Brutus auch von den Merlinfortsetzern benutzt wurde, halte ich für sehr wohl möglich. Der Brutus mag ein Mittelding zwischen Chronik und Roman gewesen sein.

Hoffen wir, daß die Fortsetzung des großen von S. unternommenen Werkes nicht lange auf sich warten lasse und daß S. auch Gelegenheit finden möge, die übrigen von ihm kopierten Texte bald zu publizieren!

E. Brugger.

Mort Artu, an Old French Prose Romance of the XIII[th] Century being the Last Division of „Lancelot du Lac“, now first edited... by J. Douglas Bruce. Halle, Niemeyer, 1910. XXXVII + 315 S. 8⁰.

Der Herausgeber ist den Arthurforschern bereits vorteilhaft bekannt vor allem durch seine Ausgabe der mittelenglischen strophischen Mort Artur und durch eine in Anglia XXIII erschienene Abhandlung über die Quelle der letztern. Was er uns jetzt bietet, ist eine Ausgabe der letzten Branche desjenigen Galaad-Gralzyklus, den ich mit aO[1] bezeichnet habe (Sommer's Vulgata-Gralzyklus, Wechsslers Pseudo-Map-Zyklus). Dieses Werk war bis jetzt noch nicht veröffentlicht. Man war, wenn man nicht die Hss. oder alten Drucke zur Verfügung hatte, auf ganz kurze Inhaltsangaben (P. Paris, Sommer) und auf Übersetzungen (vor allem die holländische) angewiesen. Wir werden wohl binnen kurzem noch eine Ausgabe des französischen Textes erhalten. Sommer hat eine solche angekündigt (vgl. das vorausgehende Referat). Bruce teilt uns mit (p. IV), daß er sein Material bereits gesammelt hatte, als Sommers Ankündigung erschien. Der Text der vorliegenden Ausgabe ist ein sorgfältig ausgeführter genauer Abdruck[1]) einer der besten Hss., B. N. 342 (sie trägt das Datum 1274). Unter dem Text führt B. die Sinnvarianten der Hss. Royal 19 C XIII und Add. 10294 des Brit. Mus. an, bei einigen wichtigern Stellen auch noch Varianten anderer Hss. Wir müssen vor der Hand damit zufrieden sein; eine kritische Ausgabe konnte man nicht verlangen. *The main value of the present edition lies in the fact that it furnishes a starting-point for a critical edition* (p. VII). B. gibt uns einstweilen eine Liste aller ihm bekanntenHss. und alten Drucke; es sind, von Fragmenten abgesehen, 20 Hss.;

[1]) Jedoch mit Auflösung der Abkürzungen.

dazu kommen 7 Drucke, eine ganze Reihe von Übersetzungen und endlich eine Anzahl von Verwandten, deren genaueres Verhältnis zur Vulgata-version noch zu bestimmen ist. Dieselben werden von B. p. VIII—XII *pêle-mêle* aufgezählt. Besondere Beachtung verdienen unter ihnen die Version des sog. Didot-Perceval, die nach meiner Ansicht auf Robert von Borron's Gralzyklus zurückgeht, und sodann die durch die portugiesische Demanda, die spanische Demanda und die französische Hs. B. N. 343 repräsentierte Version des O'-Galaad-Gralzyklus (Wechssler's Pseudo-Robert); dieser letzteren ist der von B. herausgegebene Text koordiniert; beide zusammen sind aber wahrscheinlich Descendenten der Robertschen Version. Das Verhältnis aller der zahlreichen Versionen zu einander genau zu untersuchen, ist die Aufgabe der Zukunft; es ist keine leichte Aufgabe. Auf die Besprechung der Überlieferung läßt B. in seiner Einleitung ein Kapitel betitelt, *Date und anthorship*, und ein anderes, betitelt *Sources*, folgen, die m. E. nichts neues von Bedeutung bringen und sogar manche einschlägige Tatsachen ignorieren. Vor allem muß ich B. als einen schweren Fehler vorwerfen, daß er die Mort Artu im Widerspruch zur Überlieferung, die sie nur als Zyklusbranche kennt,[2]) und zu den Resultaten der bisherigen Arthurforschung, einfach von dem Zyklus lostrennt und immer als selbständige Dichtung behandelt. Er scheint ihre Selbständigkeit als so etwas selbstverständliches hinzunehmen, daß er sich nicht bewußt ist, daß jene Annahme überhaupt eines Beweises bedarf. Wenn aber die Mort Artu von Anfang an nur Branche eines Gralzyklus war (vergl. darüber meine Merlinstudien in dieser Zs.), so gehen offenbar die Fragen: „Wann entstand die Mort Artu und welches sind ihre Quellen?“ unter in den weiteren Fragen: „Wann entstand der Gralzyklus, zu welchem die Mort Artu gehört und welches sind seine Quellen?“ B. behauptet u. a., die Mort Artu müsse nach dem Lancelot geschrieben worden sein, da dieser Roman von ihr benutzt wurde; aber er selbst muß zugeben, daß umgekehrt im Lancelot schon auf die Mort Artu Bezug genommen wird. Dies ist ganz natürlich, wenn man bedenkt, daß beide Romane Branches eines und desselben Zyklus sind; die Gralzyklen sind nicht einfach das Werk von Kopisten, die ein paar selbständige Romane zusammengestellt hätten, sondern das Werk von Redaktoren, die ein Ganzes schaffen wollten. Der Lancelot allerdings war, im Gegensatz zum Grand-Saint-Graal, zum Merlin, zur Queste und zur Mort Artu, ursprünglich ein selbständiger Roman; es ist den Redaktoren der Gralzyklen nicht gelungen, den Eindruck zu zerstören, daß er darin ein Fremdkörper ist. Aber auch vom Lancelot ist uns

[2]) Nur die mittelenglische alliterierende *Morte Arthure* scheint ein Werk für sich zu sein, das auf Galfrid's Historia beruht; die mittelenglische strophische Dichtung aber geht auch auf einen Zyklus zurück.

nur die zyklische Form erhalten, die von der unzyklischen jedenfalls nicht wenig differierte; und zwar zeigen sich diese Differenzen oder Änderungen naturgemäß am meisten im letzten Teil, dem sog. Agravain, wo eben von dem Zyklusredaktor der Anschluß an die folgenden Branches, Gralsuche und Mort Artu, hergestellt werden mußte. B. (p. XXXIII) folgert aus den Beziehungen zwischen Agravain und Mort Artu, daß diese beiden Romane denselben Autor gehabt haben müssen. Aber gewisse Teile des Agravain haben auch stoffliche und stilistische Ähnlichkeit mit der Galaad-Queste, woraus man mit demselben Recht schließen könnte, daß diese beiden Romane denselben Verfasser hatten. Doch die Annahme gleicher Autorschaft für Galaad-Queste und Mort Artu, die hieraus folgen würde, lehnt B. wegen der vollständig verschiedenen Tendenz der beiden Romane aufs bestimmteste ab. Die Unterscheidung eines Agravainromans (sie rührt von P. Paris her) hat nicht die geringste Berechtigung weder in der Überlieferung noch sonst; der Lancelot ist eine Einheit, und jede Teilung ist willkürlich. Einen Agravain kann man sich noch viel weniger als selbständigen Roman denken denn eine Mort Artu. Daß der Lancelot (die ganze Branche) und die Mort Artu einander in der Tendenz viel näher stehen als der Galaad-Queste, rührt einfach daher, daß sie schon Zyklus-Branches waren, ehe diese existierte; sie waren ursprünglich nicht durch die Galaad-Queste, sondern durch den Perlesvaus von einander getrennt. Daß es einst einen Gralzyklus gab, in welchem Lancelot und Perlesvaus als Branches figurierten, ist nicht mehr bloß eine Hypothese, sondern durch direkte Zeugnisse eine erwiesene Tatsache, von der aber B. nichts zu wissen scheint. Diesem Zyklus ging ein anderer voraus, in welchem der Lancelot noch fehlte. Daß hier auf den Perlesvaus noch eine Branche folgte, zeigt schon deutlich genug der Schluß des uns erhaltenen Perlesvaus. Was für eine Branche aber ist in solchen Zyklen als Schluß denkbar wenn nicht eine Mort Artu! Und diese Versionen der Mort Artu müssen m. E. die Zwischenstufen gewesen sein zwischen Roberts Mort Artu (im Didot-Perceval) und der Vorstufe (O) der uns erhaltenen Versionen des O' und des O¹-Galaad-Gralzyklus. Aus der Tatsache, daß die Mort Artu der letzteren Zyklen Anspielungen auf die Galaad-Queste enthält, folgt keineswegs, daß sie jünger ist als diese, ebensowenig als aus der Tatsache, daß im Lancelot Anspielungen auf die Galaad-Queste vorhanden sind, ein höheres Alter der letztern erschlossen werden darf (was auch noch von niemand getan worden ist). Es sind die Redaktoren der Zyklen, welche diese Anspielungen eingeführt haben. Der Lancelot war nicht von Anfang an Branche des Gralzyklus. Als er eingeführt wurde (unter welchen Umständen, habe ich in meinen Merlinstudien erklärt), wurde jedenfalls der Schluß

desselben, vor allem das Ende der Beziehungen zwischen Lancelot und Guenievre, an die Mort Artu abgegeben, weil er sich für die letzte Branche besser eignete als für die drittletzte. Die von B. herausgegebene Mort Artu ist in der uns erhaltenen Form gleich alt wie die von Furnivall herausgegebene Galaad-Queste, wie der von P. Paris analysierte Lancelot, wie der von Sommer herausgegebene Merlin und wie der von Furnivall, Hucher und jetzt auch von Sommer herausgegebene Grand-Saint-Graal. Diese Romane sind nicht von demselben Manne gedichtet, aber von demselben überarbeitet worden. Sie bilden zusammen den O¹-Galaad-Gralzyklus. Dieser beruht auf dem O-Galaad-Gralzyklus, in welchem die Merlinfortsetzung noch fehlte. Es ist wahrscheinlich, daß die Mort Artu des O-Zyklus derjenigen des O¹-Zyklus (also B.'s Text) und nicht derjenigen des O'-Zyklus ähnlich war. Auch die Mort Artu von O ist ebenso alt wie die Galaad-Queste von O. Gehen wir aber noch einen Schritt rückwärts, so kommen wir zu einem Zyklus, in welchem zwar Lancelot und Mort Artu im großen Ganzen in der uns überlieferten Form (aber ohne die Beziehungen zur Galaad-Queste) auch schon existierten, nicht aber die Galaad-Queste, an deren Stelle sich eine Perlesvausversion befand. Die Mort Artu dieses Zyklus war also älter als die Galaad-Queste. So viel dürfte nicht bloß hypothetisch sein; zum mindesten dürfte die Wahrscheinlichkeit dessen an Sicherheit grenzen.

B.'s Ansicht, daß die von ihm herausgegebene Mort Artu (also O¹) in den zwanziger Jahren des 13. Jahrhunderts entstand (p. XXXI), stützt sich auf kein einziges triftiges Argument. Daß die Episode von dem vergifteten Apfel aus *Gaydon* oder *Parise la duchesse* oder aus beiden stamme, halte ich für sehr unwahrscheinlich; zum mindesten kann es nicht bewiesen werden (das Motiv gehört dem Folklore an; die beiden Chansons de geste können es aus ältern Werken, die dann auch als Quellen der Mort Artu in Betracht gezogen werden müssen, entlehnt haben). Aber selbst wenn man Entlehnung aus einer dieser Chansons de geste annimmt, so ist dadurch für die Datierung der Mort Artu nichts gewonnen, da jene selbst nicht besser datiert werden können als diese, und da sie natürlich auf älteren Versionen beruhen können (was sogar a priori wahrscheinlich ist), welche die Apfelepisode auch schon enthalten haben mögen. Alles dies ist fluktuierend. Daß die Mort Artu jünger sei als die Galaad-Queste, ist, wie schon gesagt, falsch; daß sie jünger ist als der Lancelot, kann nur gelten, wenn man von dem nicht erhaltenen unzyklischen Lancelot spricht. Daß derselbe nach 1200 verfaßt wurde, mag die allgemeine Ansicht sein; aber auf den *consensus omnium* ist nichts zu geben, wenn er sich, wie dies hier der Fall ist, auf keine Argumente von irgend welchem Wert stützen kann. Das archäologische Detail, auf welches B. (p. XXXII) aufmerksam

macht, ist m. E. zur Datierung ebenfalls wertlos. Es ist in dem Roman von einem gepanzerten Pferde die Rede. B. behauptet, hauptsächlich auf Alwin Schultz sich stützend, daß bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts die Pferde nicht geschützt waren. Aber die archäologische Forschung ist für genaue Datierungen ganz und gar unzuverlässig. Man ersehe es aus den Abbildungen, sagt Schultz. Aber wir besitzen doch nicht aus jedem Jahr datierte Abbildungen (besonders aus dem 12. Jahrhundert!), um den *terminus a quo* zu bestimmen. Daß die Intervention des Papstes bei Arthurs Verstoßung seiner Gemahlin Guenievre (im Lancelot und der Mort Artu) ein Reflex der Intervention des Papstes Innocenz III. bei Philipp Augusts Verstoßung seiner Gemahlin Ingeborg (1200) war, ist möglich, aber keineswegs sicher. Doch der ungeheure Lancelotroman hat natürlich eine lange Evolution hinter sich, und es ist sehr wohl möglich, daß jene Episode, die zweifellos nicht dem Kern des Lancelot angehört, erst im Galaad-Gralzyklus eingeführt wurde, so daß dann das Jahr 1200 nur für diesen, nicht aber für den nicht zyklischen Lancelot, ein *terminus a quo* wäre. Die Abstammung des Galaad-Gralzyklus aus dem Robertschen Zyklus (durch einige Zwischenstufen hindurch) verbietet übrigens, daß die Entstehung des Galaadzyklus früher als 1200 angesetzt werde.

Die wichtigsten Zeugnisse zur Datierung der Mort Artu scheinen mir aber gerade solche zu sein, die B. zu erwähnen unterlassen hat, vor allem die oft zitierte Stelle des Chronisten Helinandus, welche nicht, wie man früher glaubte, nur auf den Grand-Saint-Graal, sondern auf den ganzen Gralzyklus (der auch „Gral" genannt wurde) Bezug hat (vergl. diese Zs. 29 p. 108) und nach welcher, wenigstens bei der natürlichen Auffassung, der Zyklus im Jahre 1204 oder bald nachher schon existierte, und sodann die Tatsache, daß der Galaad-Gralzyklus in Manessiers Percevalfortsetzung (über deren Datierung vgl. diese Zs. 36^2 p. 45 ff.) benutzt wurde. In beiden Fällen kann allerdings sowohl der O- wie der O^1-Zyklus in Betracht kommen. Der O-Zyklus wenigstens dürfte, aller Wahrscheinlichkeit nach, im Anfang des 13. Jahrhunderts entstanden sein.

Auf den Text läßt B. noch 43 Seiten Anmerkungen folgen, in denen namentlich auf mutmaßliche Quellen der einzelnen Episoden und Züge der Mort Artu und auf Parallelstellen hingewiesen wird. Diese Anmerkungen werden dem Leser willkommen sein. Den Schluß bildet ein Namenverzeichnis, welches aber bei jedem Namen gewöhnlich nur die erste Seite angibt, auf der er zu belegen ist. Diese Einschränkung vermindert natürlich den Wert des Verzeichnisses.

E. Brugger.

Kristian von Troyes *Cligés*, Textausgabe mit Variantenauswahl, Einleitung, Anmerkungen und vollständigem Glossar, hrg. von W e n d e l i n F o e r s t e r. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Halle a. S. 1910. 8⁰, LXXXIX, 288 S. Preis 6 Mk.

Die zweite Auflage von 1901 wurde in dieser Zeitschrift 24 (1902) S. 7 ff. angezeigt. Die neue Auflage ist in wesentlichen Stücken vermehrt und verbessert. Mit Einschluß der großen Ausgabe von 1884 hat Foerster den Text nunmehr zum vierten Male durchgearbeitet und, mit Verwertung der Kritik über die früheren Auflagen, immer sorgfältiger gefeilt. Die Grundlage des kritischen Textes blieb unverändert, aber im einzelnen finden wir manche neuen Lesarten, zum Teil auch wieder die der ersten Ausgabe, zu denen der Herausgeber nach reiflicher Überlegung zurückkehrte. Die Handschriften zerfallen in zwei Klassen (vergl. den Stammbaum auf S. LXXIII). In diesen Klassen begegnen oft gleichwertige Lesarten, die sich kaum anders erklären lassen als durch die Annahme einer zielbewußten Umarbeitung der ersten Textfassung des Gedichtes durch einen zweiten Redaktor, der nicht ein gewöhnlicher Abschreiber, sondern ein berufsmäßiger, gewandter Dichter war. „Heute möchte ich in diesem zweiten Bearbeiter den Dichter selbst, also unsern Kristian, sehen, der eine zweite, verbesserte Auflage besorgt hätte, was dann zur Folge haben konnte, daß einzelne Schreiber, von ihren Auftraggebern mit den Vorlagen versehen, zufällig beide Auflagen vor sich hatten und ihnen nach Gutdünken folgten, falls nicht größere Lücken der Vorlage aus einer andern, der zweiten Redaktion angehörigen Handschrift ausgefüllt werden mußten.“ Nach Foerster steht der Cligéstext in dieser Hinsicht allein. Die übrigen Gedichte sind zwar in vielen Handschriften mit zahlreichen Textvarianten überliefert, aber nirgends tritt eine so durchgreifende Zweiteilung gleichberechtigter Lesarten zutage. Die Anmerkungen, in denen schwierigere Stellen erläutert werden (vgl. den Nachtrag Foersters in der *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* XXXVI, 2 S. 114 f.), dienen vornehmlich zur Erörterung solcher Textfragen und legen dem Leser das Material zur Nachprüfung vor. Eine weitere sehr dankenswerte Neuerung ist die wie in der zweiten Erecausgabe (1909) unter dem Text beigefügte Variantenauswahl, die an kritisch interessanten oder weniger sicheren Stellen gegeben wird. Manchmal dienen die Lesarten auch dazu, mundartliche Erscheinungen oder sprachliche Eigentümlichkeiten vor Augen zu führen. Ohne die Belastung eines Gesamtapparats führt diese Auswahl doch in die Textkritik genügend ein und wird für Übungen hochwillkommen sein. Dazu tritt endlich noch ein vollständiges Glossar mit Belegzahlen. So ist also alles geschehen, um den Cligés nicht bloß in einer neuen, be-

quemen Handausgabe, sondern in erneuter, gründlicher wissenschaftlicher Durcharbeitung darzubieten. Für die Zukunft verheißt Foerster eine neue Anordnung der kleinen Textausgaben. Das erste und letzte Kapitel der Einleitung, worin Kristians Leben und Werke und seine Sprache behandelt sind, soll in den Einzelausgaben wegfallen. Ebenso werden künftig die Einzelglossare nicht mehr beigefügt werden. An ihre Stelle tritt ein Gesamtglossar, das alle Werke, auch die Karre, den Wilhelm und Gral aufnehmen soll, worin uns der gesamte poetische Wortschatz Kristians vorgelegt wird. Dem Glossar soll eine Abhandlung über Kristians Leben, Werke und Sprache vorangehen. Foerster verheißt der Kristianforschung dadurch mächtige Förderung. Hoffentlich ist es ihm vergönnt, diese trefflichen Absichten bald zu verwirklichen. Bisher hatte jedes Bändchen die Biographie neu aufgenommen, die inzwischen gewonnenen Ergebnisse kritisch geprüft. Dabei war mannigfache Wiederholung unvermeidlich. Künftig wird man alles allgemeine im Schlußband beisammen finden, während die Einzelausgabe auf das bestimmte Werk sich beschränken kann und zweifellos den gewonnenen Raum für noch tiefer eindringende Erörterungen der schwebenden Fragen ausnützen wird. Gegen die von Gaston Paris und 1909 durch de Boer in seiner Ausgabe versuchte Zuweisung der Philomena des Crestiens li Gois an Kristian von Troyes erhebt Foerster in einer Anmerkung auf S. VII gewichtige Einwände. An Kristians Verfasserschaft für das Wilhelmsleben hält er durchaus fest: „nie ist von der gegnerischen Seite auch nur ein einziger stichhaltiger Grund dagegen vorgebracht worden."

Die literargeschichtliche Stellung und Bedeutung des Cligés ist in der neuen Auflage nochmals gründlich erörtert, insbesondere das in der zweiten Auflage erwiesene eigentümliche Verhältnis zum Tristan. Die hierher gehörigen Abschnitte sind überschrieben: „der afrz. Cligésroman und seine Quelle"; „der Kristiansche Roman ist nach Anlage und Absicht ein Antitristan"; „hat Kristian einen Tristanroman geschrieben"? Endlich äußert Foerster seine Ansicht über den Urtristan. Für die Quellenfrage und das Verhältnis zum Tristan wiederholt er seine bereits in der zweiten Auflage niedergelegten Beweise; die Darstellung ist übersichtlicher, ausführlicher und überzeugender. Zum Namen Cligés, an dessen Deutung Foerster S. XXXVIII verzweifelt, schlage ich Ableitung aus Kleitias vor. Der altgriechische Name in spätgriechischer oder byzantinischer Aussprache dürfte wohl auf eine der afrz. nahestehende Form führen. Gaston Paris hatte zuletzt die bisher unbezweifelte Verfasserschaft eines Tristanromanes Kristian abgesprochen, weil er im Eingang des Cligés zitiert: „del roi Marc et d'Iseut la blonde", nicht, wie wir erwarten: „de Tristan et d'Iseut la blonde". Während man früher geneigt war, Kristian einen hervorragenden Platz im

Stammbaum der Tristandichtungen einzuräumen, ist man seitdem vorsichtiger geworden. Denn erstens ist es überhaupt fraglich, ob Kristian einen vollständigen Tristanroman und nicht bloß eine Marknovelle schrieb; und zweitens kann dem Jugendwerk Kristians keine so hervorragende Bedeutung zugemessen werden, wie sie der Verfasser des Urtristan beanspruchen darf. Foerster bemerkt: „bei Durchmusterung des gesamten Tristanmaterials findet man nicht das geringste, das in dieser Weise über Marc und Iselt erzählt worden sein könnte". Demgegenüber möchte ich doch behaupten, daß eine Episode vom betrogenen Ehemanne, z. B. die Sensenfalle, das Mehlstreuen, das belauschte Stelldichein oder dergl. recht wohl als eine Geschichte vom König Mark und der blonden Isolde bezeichnet werden konnte. Foerster will Kristian die Ehre eines Tristanromans nicht nehmen lassen und unterwirft dabei den von Bédier und mir inhaltlich wiederhergestellten Urtristan einer sehr beachtenswerten Kritik: „Der Urtristan ist, wie die flüchtigste Durchsicht seiner Fabel lehrt, bereits eine spätere, stark veränderte und unverhältnismäßig vermehrte Umarbeitung eines älteren Urtristan, den wir als Ur-Urtristan bezeichnen müssen. Alles, was unnütz und zwecklos, also rein überflüssig ist, ohne das weder die Handlung noch der Zusammenhang noch das Interesse leidet, ist doch als später Zusatz anzusehen. Es fällt hiermit die ganze Vorgeschichte mit Rivalin und Blancheflor (Tristan = Rivalin, Blancheflor = Iselt; Rivalin verwundet, von Blancheflor geheilt = Tristan verwundet, von Iselt geheilt); es fallen der irische Harfner, die Sensenfalle (Abklatsch des Mehlstreuens), der zweideutige Eid (Wiederholung von Gericht und Rettung) Petitcru (vgl. Husden), Bilderhalle — ferner kein Artus, endlich von den vielen Fahrten Tristans ist sicher die eine oder die andere ebenfalls späterer Zusatz." „War dieser Ur-Urtristan, der dem spätern durch seine einfachere, noch mehr zwingende, einheitliche Anlage vielleicht überlegen war, ein geschriebenes Gedicht? oder ist ihm eine Spielmannserzählung vorausgegangen? Jede Antwort darauf ist unmöglich." Daß der von uns erschlossene Urtristan ein geschriebener Roman, eine literarische Urquelle für alle späteren Tristangedichte ist, gibt Foerster unbedingt zu. Für diesen gilt die von mir angesetzte Entstehungszeit um 1150. Für den vorliterarischen Tristan könnte die von Bédier angenommene Zeitbestimmung um 1120 gelten. Hier regt Foerster eine Frage an, die genauer Untersuchung und Erwägung bedarf. Nun kommt aber Kristians Stellung zu diesem ältesten Tristan. Nach Foerster mag ihm der Ruhm einer vollständigen Tristandichtung wohl bleiben, da er dadurch keineswegs Anspruch gewinnt, für den Schöpfer des Tristanromans zu gelten. Er gehört nur zu den ältesten Bearbeitern. Vielleicht stieß er im Anfang seiner Laufbahn auf den Tristan und brachte

ihn mit Artus in Verbindung. Ein Widerspruch mit Kristians sonstiger Arbeitsweise, wie sie uns Foerster erwies, würde sich allerdings ergeben, wenn wir in ihm einen Bearbeiter des Tristanromans sehen müßten. In seinen Ovidgedichten folgte er natürlich genau der Vorlage, wie alle mittelalterlichen Verfasser antiker Romane. In den Artusromanen ist aber gerade die freie Erfindung Kristian eigentümlich. Im Tristan müßte er quellentreu verfahren sein, also ein wesentlich andres Verhältnis zur matière de Bretaigne einnehmen als hernach im Artusroman.

Daß Kristian den Tristan in die Literatur einführte und mit einigen Zusätzen, z. B. Artus, versah, ist ja möglich. Trotzdem habe ich Bedenken, ihn als Verfasser des von uns wieder hergestellten Tristanromans anzusetzen, weil mir unwahrscheinlich ist, daß die ganze französische Tristanliteratur von einem Jugendwerk Kristians ausging. Ich halte den ersten literarischen Tristan für älter als Kristians Bearbeitung oder Marknovelle. Über das zeitliche Verhältnis zwischen Cligés und dem Tristan des Thomas trifft Foerster keine Entscheidung. Der Cligés kann ebensowohl gegen Kristians eignes Werk wie gegen das des Thomas gerichtet gewesen sein. Ich glaube, daß dem Wortspiel mer : amer doch größere Bedeutung zukommt als Foerster annimmt. Es paßt ganz zu Thomas Stil und darf daher als sein Eigentum gelten. Der Cligés ist in diesem Punkt meines Erachtens von Thomas abhängig.

So eröffnet die ausgezeichnete neue Cligésausgabe nach allen Seiten hin Ausblicke, sie fördert nicht allein unsre Kenntnis von Kristians Werk, sondern greift in allerlei wichtige Fragen der altfranzösischen Literaturgeschichte ein. Wenn endlich auch die Ausgabe des Perceval vorliegt, wozu der Abdruck der für Wolfram wichtigsten Handschrift 794 der Pariser Nationalbibliothek durch Gottfried Baist einen hochwillkommenen Anfang machte, wenn Foerster den in Aussicht gestellten Versuch einer zusammenfassenden biographischen und literargeschichtlichen Schilderung von Kristians Schaffen ausführt, dann wird das Bild des Meisters von Troyes klar und fest gezeichnet in der Literatur- und Sagengeschichte dastehen. Die seltsamen Zweifel, die noch heute über ihn herrschen, sind doch immer nur auf die Quellenfrage zurückzuführen. Darum begrüßen wir jede neue Ausgabe, in der Foerster seinen Standpunkt wahrt und befestigt, mit so großer Freude. Immer wieder tauchen Bestrebungen auf, Kristian zu einem sklavischen Abschreiber ohne einen Funken eigner Phantasie, ohne selbständigen Stil und ohne eigenartige Darstellungskunst herabzudrücken. Und dem muß energisch widersprochen werden —

Rostock. WOLFGANG GOLTHER.

Le Miroir aux Dames, Poème inédit du XVe siècle publié avec une introduction par Arthur Piaget. Neuchâtel, Attinger fr. 1908. (Académie de Neuchâtel, Recueil de Travaux publiés par la Faculté des Lettres, 2e fasc.) 87 S. 8^{0}. Fr. 4.

Die Dichtung, mit der uns die Ausgabe Piagets bekannt macht, ist im wesentlichen eine Polemik gegen eine Damenmode, gegen die besonders extravagante Form der Kopfbedeckung, die sich um das Jahr 1450 nachweisen läßt. Die Mittel, mit denen wir heute — in Witzblättern, Zeitungsberichten etc. — den Kampf gegen eine ähnlich geschmacklose Modetorheit führen: die humoristische Übertreibung, der drastische Vergleich, die Betrachtung der komischen Konsequenzen, die sich in manchen Lebenslagen ergeben, fehlt auch hier nicht. So werden die Damen einem gehörnten Tier verglichen, der Hut ein Zeltdach genannt und es wird auf das zweifelhafte Vergnügen hingewiesen, hinter einem solchen die Aussicht raubenden Ungetüm in der Kirche zu sitzen. Aber das wirksamste Mittel scheint unserem anonymen Dichter doch die strenge dialektische Beweisführung in bekannter scholastischer Form: das Unmoralische und besonders das Irreligiöse einer solchen Kopfbedeckung wird von allen Seiten bloßgelegt und die Verteidigungsgründe, die die Damen, stark in die Enge getrieben, etwa noch vorbringen könnten, mit erstens und zweitens widerlegt. Das ist nun allerdings für uns Heutige weder poetisch noch unterhaltend und so liegt denn unser Hauptinteresse an der 136 8-zeilige Strophen fassenden Dichtung hauptsächlich nach der kulturhistorischen Seite.

Die Einleitung gibt über die drei Handschriften Auskunft, zeigt, daß das Gedicht von mehreren gleichnamigen Werken unterschieden werden muß und weist nach, daß es nicht — mit Knust — dem Alain Chartier beizulegen ist, was Piaget Gelegenheit bietet, das Korpus der französischen Werke des Alain Chartier festzustellen und die ihm fälschlich zugeschriebenen Dichtungen auszusondern.

Bezüglich der Abfassungszeit führen Tatsachen der Kostümgeschichte P. zu dem oben angeführten Datum; bezüglich des Ortes begnügt er sich, aus Strophe 93 den sicheren Schluß zu ziehen, daß der Autor außerhalb von Paris, irgendwo in der Provinz, geschrieben habe. Doch wäre vielleicht noch ein klein wenig weiter zu gelangen gewesen:

Vers 58—62 lauten:

> ... ne vous desplaise
> Se j'ay voulu en vers ditter
> Ce dont trop je suis a mal aise. 60
> Car plus n'ay loy que je m'en taise;
> Force m'est de le descliquer...

So mit A. Von den beiden eng zusammengehörigen Hss. BC bietet aber B in 61: *Se je devoie estre gecte en Oyse Si mest il f...* C läßt 61 ganz aus. A ist nun zwar im wesentlichen BC überlegen. Aber das schließt nicht aus, daß an manchen Stellen BC den Vorzug verdient und auch richtig von P. bevorzugt wurde. In unserer Stelle kann ja auch B — wie das Metrum zeigt — nicht ursprünglich sein; daß es aber dem Sinn nach das Ursprüngliche enthält, kommt mir wahrscheinlich vor. Es ist nämlich sehr leicht begreiflich, daß jemand durch die Nennung des Oise-Flusses befremdet,[1]) die Stelle ändert, wie ja auch C den Vers ganz ausgelassen hat, während das Verlassen der Lesart von A weniger gut begreiflich wäre. Ursprünglich stand vielleicht:

Se doi estre gecte en Oyse
(*oder* S'estre devoie gecte en Oyse)
Force...

Ganz sicher ist die Sache allerdings nicht. Es kann der Vers 61 auch durch einen Zufall in der gemeinsamen Vorlage von BC ausgefallen und dann von B willkürlich ergänzt worden sein.

Immerhin stünde diese Lesart in Einklang mit einigen Pikardismen in Reim und Silbenzahl wie *vo* V. 69, *mi* : *demi* 327, *veïr* 787 und vielleicht 432. Auch *peulent* : *veulent* 803 weist nach dem Norden oder Osten. So hätte denn eine genaue Untersuchung von Reim und Metrum vielleicht noch diesen oder jenen Anhaltspunkt ergeben.

Es ist überhaupt bedauerlich, daß das Studium der Sprache des Denkmals gänzlich fehlt sowie einige andere Beigaben, die man gewöhnlich in derartigen Ausgaben zu finden pflegt. Ich begreife, daß sich P. für diese Arbeit nicht erwärmt hat und sie gern irgend einem deutschen Studenten überläßt, der so billig zu einem Dissertationsthema kommt. Aber P. hat einen Text hergestellt; und so geschickt und vernünftig er auch im ganzen seine Aufgabe erfüllt, so feines philologisches Gefühl er bei der Wahl der Lesart und hie und da bei Emendazionen (z. B. 467, 916, 949) bekundet, ganz ungerächt bleibt es nicht, daß er diese Arbeiten unterlassen hat, die eigentlich die Grundlage einer Textherstellung sein sollten.

So hätte der Text, glaube ich, stellenweise ein wenig anders ausgesehen, wenn ein Studium der metrischen Verhältnisse vorhergegangen wäre. An verschiedenen Stellen zeigt die bessere Überlieferung den Hiatus nach *que*, der deshalb wohl, vielleicht als ein archaischer Zug, beizubehalten war: *suppli quë il* 63, *Quë il s. que ce* 168, *fault quë elles* 465, vgl. ferner 481) etc. Auch sonst zeigen sich ganz auffallende Beispiele für Hiatus, die Piaget

[1]) Außerdem vielleicht, weil er sich an dem Reime stieß. Derartige Reime kommen in unserem Denkmal aber auch sonst vor: *congnoistre*: *estre* 401, 916 und besonders *plaise*: *voise*: *loise*: *desplaise* Str. 76.

z. T. belassen hat (so 508, 569, 645, 742, 1062). So müßte man denn konsequent auch in anderen Fällen der besseren Überlieferung folgen und den Hiatus einführen: *ellë est* 251, *commë elles* 504, vielleicht *fairë a. v.* 1024. Bezüglich der Nichtzählung des stummen *e* nach Vokalen stützen sich gegenseitig *parties* 5, *dampnees* 520, *seroient* 1007 und so wäre vielleicht in 123 *joues* mit BC zu lesen. Noch eigentümlicher scheinen einige Zerdehnungen, die man vielleicht für das Original annehmen muß. 1021 *Ung chïennet ou une lisse* (ABC) wird durch die Lesungen von BC in 998, 1006, 1011 bestätigt; vielleicht auch ebenso zu lesen *mïeux* 103 (etwas anders zu beurteilen *fëust*, *fëussent* u. dgl. an mehreren Stellen). Sollten derartige Formen wirklich die vom Dichter gesetzten sein, so erklären sie sich wohl dadurch, daß eben zu jener Zeit in *chrétien*, *diable* u. ä. die Verschleifung der Hiatusvokale in der Aussprache zwar längst durchgeführt war, die poetische Sprache aber die zweisilbige Messung noch zuließ. Die daraus resultierende Unsicherheit mußte auch ursprünglich diftongische Formen ergreifen.

Man vermißt ferner Anmerkungen, die die Wahl einer Lesart begründen oder über seltene Worte und schwierige Stellen Auskunft geben sollten. Ohne gegenteilige Begründung scheint mir z. B. die Lesart von B(C) der von A vorzuziehen in 88 (*en compassure* vgl. 90), 187 *ont* (*portraiture* = 'Gesamtausdruck', 'Physiognomie'), 246 *s'en s.* ('sich damit bezeichnet'), 359 *En*, 681, 682, 709 *en*, 824; 981 ff. scheint wegen der Antwort *Certes* 985 die Lesart von B(C) *N'est-ce pas donques grant injure Quant . . . aller?* den Vorzug zu verdienen. B vor C scheint mir zu berücksichtigen in 713 und 886 *(Que un petit d'y.)*. A vor BC in 301: *A ung homme qui porteroit.* 539 läge nahe *dames* wegen des Reims in *fannes* = 'femmes' zu verbessern.

Ein Wörterverzeichnis wäre ebenfalls erwünscht. Namentlich die vielen Toilette-Ausdrücke wünschte man darin erklärt. Man wüßte auch z. B. gern, was das bei Godefroy fehlende *enourner* 869 heißen soll, das so in keiner Hs. überliefert ist. Oder ist es Druckfehler für *en ourner?* Dem Variantenapparat, der zu größerer Unbequemlichkeit des Lesers ans Ende gerückt ist, fehlt es öfter an der nötigen Sorgfalt und Klarheit.

Trotz dieser wenigen Ausstellungen und vielen Wünsche sind wir Piaget zu großem Dank verpflichtet, daß er uns dies interessante Produkt der mittelalterlichen Muse vorgeführt und in der Einleitung so manchen lehrreichen Aufschluß geboten hat.

W i e n. E. Herzog.

Schrötter, Wilibald, *Ovid und die Troubadours.* Halle a. S., Niemeyers Verlag 1908. 111 S.

Es ist recht erfreulich, daß unsere Universitätslehrer die jungen Leute mehr wie früher auf das schier unerschöpfliche Gebiet der Wechselbeziehungen von antiker und moderner Literatur aufmerksam machen und zu Studien veranlassen, die mehr oder minder gut behauene Steine zum Werke der Zukunft liefern: die antiken Elemente im modernen Schrifttum.

Was Ovid für die französische Literatur bedeutet, zeigte für die Metamorphosen Léop. Sudre in seinem bekannten Buche (Par. 1893); wie er zur Übersetzungen und Nachahmungen reizte, ist seit den Studien von Paris (*Hist. litt. de la Fr.* 1885 p. 455—525) vielfach dargelegt worden. Einer Anregung Wechssler's folgend arbeitete W. Schrötter eine fleißige Studie über Ovid und die Troubadours aus, die von seiten Voßlers (*Literaturbl. f. germ. u. rom. Ph.* 1909 S. 63 ff.) und P. Meyers (*Romania* 1909 S. 168) eine sehr scharfe Ablehnung erfuhr, die sich schon gegen die prinzipielle Auffassung Schrötters bezw. Wechßlers wendeten, sodaß sich dieser in der Einleitung seines jüngst erschienenen Buches „*Das Kulturproblem des Minnesangs*" I (Minnesang und Christentum) eingehend mit Voßlers Kritik auseinander setzen zu müssen glaubte. Wäre doch die ganze Auffassung Schrötters geeignet, in die fast dogmatisch gewordene Ansicht von der absoluten Originalität der Troubadourslyrik eine Bresche zu legen.

Schrötter schickt dem selbständigen Kern seiner Ausführungen zunächst zwei rein kompilatorische Abschnitte über die Schule als Werkstätte der mittelalterlichen Kunstlyrik (Entwicklung der Gelehrsamkeit; der Minnesang als gelehrte Dichtung; entsprechende lateinische Dichtung) und über Ovid im Mittelalter (Antike und Mittelalter; Perioden der Ovidnachahmung; Namensbenennungen Ovids und wörtliche Entlehnungen; Übereinstimmungen und Abweichungen) voraus, die nichts Neues bieten, öfter die straffe Beziehung zum Thema vermissen lassen, aber als Prämissen der eigentlichen Abhandlung eine eindringende Untersuchung verlangt hätten.

Der Hauptteil betrifft Ovids Verhältnis zur provenzalischen Minnelyrik. Schon Gervinus hatte s. Z. auf die Abhängigkeit der Troubadours von dem römischen Sänger der Liebe hingewiesen; dieser Andeutung im einzelnen nachzugehen, bemüht sich der Vf., indem er die Dichtung der Provenzalen nach einer schematischen Liebestopik mit ähnlichen Wendungen Ovids vergleicht. Vier Gedankenkreise: Liebe als Zwang, als Krankheit, als Krieg und Dienst, als Wissenschaft findet er bei beiden gleichlautend; dagegen scheint ihm der französische Minnesang über jene Motive hinaus den christlichen Spiritualismus und die

Rechtsanschauungen des Feudalismus in seine Poesien selbständig verwoben zu haben.

Zweifellos gelingt es dem Vf., auffällige Parallelen zusammenzustellen, die einen Einfluß Ovids sehr nahelegen. Andrerseits ist gerade die Liebestopik ein Gemeingut der Lyrik, die sich traditionell fortpflanzt. Infolgedessen ist die direkte Beeinflussung Ovids auch durch sehr ähnliche Parallelen nicht zu erweisen, so lange diese nur allgemeine Typen betreffen. Gegenüber diesen grundsätzlichen Bedenken fallen Mängel der Darstellung, schiefe Auffassungen, unnützes Prunken mit Literaturangaben und dgl. weniger ins Gewicht.

Immerhin darf man dem Vf. für seine fleißigen Untersuchungen schon deswegen Dank wissen, da er eine Frage wieder ins Rollen bringt, die — man vergleiche dazu auch Beck's Untersuchungen über die Melodien der Troubadours — nur durch sorgfältige Kleinarbeit einer endgiltigen Lösung zugeführt werden kann.

Augsburg. E. Stemplinger.

Mustard, W. P., *Later Echoes of the Greek Bucolic Poets.* Americain Journal of Philology 1909 p. 245—283.

Nachdem Mustard in der obengenannten Zeitschrift „*Tennyson and Vergil*" (1899), dann „*Classical Echoes in Tennyson*" (1907) behandelt hatte, beginnt der eifrige Forscher jetzt eine Studie über das Fortleben der Bukoliker in der neulateinischen, italienischen, französischen, deutschen, spanischen und englischen Literatur. Wenn der Kommentar von Fritzsche-Hiller zu Theokritos (1881^3) gelegentlich Parallelen aus der deutschen Literatur verzeichnet, so hat Mustard systematisch die Idyllendichtung seit der Renaissance mit Bienenfleiß durchmustert, sodaß er uns jetzt die schönen Ergebnisse vor Augen führen kann. Nachdichtungen von ganzen Idyllen und einzelnen Stellen sind nach der Reihenfolge der Überlieferung aufgezählt, jene nur zitiert, diese ausgeschrieben. Die Frage der Echtheit einiger Bukolika ist nicht angeschnitten, mit Recht; sie spielt ja für ihr Fortwirken keine Rolle.

Eine Reihe von Dichtern von Alamanni bis Carducci, Gay bis Tennyson, Marot bis Leconte de Lisle, Sannazaro bis Heinsius, Geßner bis Hebel ist von Theokritos, aber auch von Bion und Moschos befruchtet worden. Hoffentlich wird uns Mustard noch in einem zusammenfassenden Buche das Fortleben der antiken Bukolik darlegen und wiederum ein neues Band zwischen Antike und Moderne knüpfen. Manches wird noch Zilliacus, *den nyare franska poesin och antiken* (Helsingfors 1905, besonders

p. 225 ff.) beisteuern können; ferner Zanella H., *Teocrito e Meli* (*Nuova Ant.* 1886 p. 243—260), Enzensperger F. H., *Über alte und neue Idylle* (Progr. G. Straubing 1860) und das Programm des Lessinggymnasiums in Frankfurt a. M., *Voß' Luise und die Entwicklung der deutschen Idylle bis auf H. Seidel.* (1904.)

Augsburg. E. STEMPLINGER.

Revue des Études Rabelaisiennes 6e année, 7e année. Publication trimestrielle consacrée à Rabelais et à son temps. Tome VI, Tome VII 1908, 1909. Honoré Champion, Paris.

Die Jahrgänge der Rabelaiszeitschrift von 1908 und 1909 behandeln wir im folgenden zusammen. Auch in diesen zwei Jahren ist Rabelais Biographie gefördert worden. Mit dem Datum seiner Geburt beschäftigt sich in einem sehr interessanten und beherzigenswerten Artikel Abel Lefranc VI, p. 266 ff. „*Conjectures sur la date de la naissance de Rabelais*". Dieser Aufsatz ist zugleich bedeutend für die Methode der Rabelaisforschung, die Abel Lefranc bekanntlich durch die Betonung der persönlichen Elemente im Gargantua und Pantagruel um ein gutes Stück vorwärts gebracht hat. Das genaue Datum von Rabelais Geburt ist, wie jeder weiß, der sich mit Rabelais beschäftigt, noch nicht genau bekannt. Die Forscher schwanken zwischen der Annahme von 1483 und 1495. Lefranc hatte sich früher auch für dieses letztere Datum entschlossen, indem er sich auf die Bezeichnung *adolescens* stützte, die Budaeus in einem Briefe an Rabelais im Jahre 1521 unserm Schriftsteller gegeben hatte. Von der Voraussetzung ausgehend, daß die Beziehungen zwischen Rabelais und dem Helden seines Romans Gargantua außerordentlich eng sind, argumentiert Abel Lefranc folgendermaßen. Da Rabelais aller Wahrscheinlichkeit nach wie der Held seines Romans in der Devinière geboren ist, dürfte es nicht gar zu unvorsichtig sein anzunehmen, daß dasjenige, was sonst Rabelais von der Geburt des Riesen sagt, auch auf ihn selber paßt. Nun erzählt unser Dichter aber, Gargamelle hätte sich am Nachmittag des 3. Februar unwohl gefühlt und am Tag darauf einem Söhnchen das Leben geschenkt. Die ganz willkürliche Annahme eines so genauen Datums ist unwahrscheinlich. Es sei viel eher anzunehmen, daß es einem wirklichen Vorkommnis entspreche. Daß Rabelais dabei an irgend einen Verwandten gedacht habe, hätte keinen Sinn. Dagegen liebte er es, diejenigen, die ihn kannten, zu mystifizieren und zu intriguieren. Auf welches Jahr könnte sich nun der 4. Februar beziehen, von dem hier die Rede ist? Rabelais sagt, daß die Ochsen, die im Zeitpunkt getötet worden waren, an dem Garga-

melle sich zuerst unwohl fühlte, also am 3. Februar, am Fastnachtsdienstag gesalzen werden sollten, damit „*en la prime vere*“ Grandgousier und die seinen genug Ochsen hätten „*pour au commencement du repas faire commemoration de saleures et mieulx entrer en vin*“. Um am Fastnachtsdienstag gesalzen werden zu können, mußten höchstens 8 bis 10 Tage verstreichen zwischen dem Schlachten der Tiere und dem Salzen ihres Fleisches. In solchen Dingen ist Rabelais nie ungenau. Man wird deshalb dazu geführt, sich zu überlegen, ob es zwischen 1488 — weiter zurück braucht man aus naheliegenden Gründen gewiß nicht zu gehen — und etwa 1496 ein Jahr gibt, in dem Fastnachtdienstag so nahe beim 3. Februar fällt, daß dies den Angaben Rabelais' entsprechen könnte. Lefranc findet ein solches Jahr; es ist 1494. In diesem Jahr fällt nämlich Fastnachtdienstag auf den 12. Februar (Ostern auf den 30. März). Also konnten die am 3. Februar geschlachteten Tiere gegen den 12. gesalzen sein. Ist es aber nun möglich dieses Datum weiter zu verifizieren? Und wie? Im Momente, wo Gargantua fünf Jahre alt werden konnte *(sur la fin de la quinte année)* kehrte sein Vater Grandgousier von einem siegreichen Feldzuge gegen die Kanarier zurück und besuchte seinen Sohn Gargantua. Haben wir es nun hier mit einem wirklichen Feldzug gegen die Kanarier zu tun? Gewiß nicht. Eher hat Rabelais an irgend einen der französischen Feldzüge in Italien gedacht und an eine durch einen Sieg beendigte Expedition. Entweder an den Feldzug Karls VIII., der durch den Sieg von Fornoue im Juli 1495 beendigt wird oder an den, der durch die Eroberung des Mailändischen zwischen August und Oktober 1499 gekrönt wird. Der erste Feldzug würde Gargantuas Geburt auf das Jahr 1489 oder 1490 verlegen. Aber keiner dieser beiden Jahre würde der obengenannten Annahme entsprechen, da Ostern in ihnen auf Ende April fällt. Es bleibt also nur der Feldzug Ludwigs XII. vom Jahre 1499. Wenn man annimmt, daß Gargantua am 4. Februar 1494 geboren wurde, hatte er sein 6. Lebensjahr noch nicht erreicht, als Ludwig XII nach Frankreich zurückkehrte, nachdem er das Mailändische erobert hatte. Noch eine andere Erwägung führt uns auf dasselbe Datum. Eine der einzigen Personen in Rabelais Werk, deren Alter mitgeteilt wird, ist Panurge. Es wird nämlich erzählt, daß er, als er Pantagruel zum erstenmal antrifft, ungefähr 35 Jahre alt ist. Wann diese Begegnung stattfindet, kann man aber daraus sehen, daß berichtet wird, gerade damals hätte man begonnen den Unterricht in den alten Sprachen zu reformieren *(instauré)*. Nun wissen wir aber, daß die *lecteurs royaulx* im März 1530 zu unterrichten begannen. Gargantuas an Pantagruel gerichtete „*lettre programme*“ ist aber vom 17. März datiert. Wenn aber nun Panurge seinem Meister gegen 1530 begegnet, und wenn er damals auf ungefähr 35 Jahre alt geschätzt wird, so führt uns das auf die Annahme

seiner Geburt im Jahre 1494 oder 1495, also auf dieselbe Zeit wie Gargantuas Geburt vorher. Man dürfte natürlich darauf nicht einwenden, Rabelais könnte doch unmöglich Gargantua und Panurge zu gleicher Zeit sein. Ganz gewiß nicht. Aber darum handelt es sich auch gar nicht. Es sind das nur Spielereien Rabelais', die aber einen positiven Hintergrund haben. Es machte ihm Spaß, durch diese genauen Datumangaben seine Leser zu intriguieren. So können wir denn mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit — volle Gewißheit ist natürlich in diesen Dingen unmöglich — den 4. Februar 1494 als Rabelais' Geburtsdatum in der Devinière annehmen.

Noch auf andere Beziehungen zwischen Rabelais' Leben und Werk macht Lefranc an anderer Stelle aufmerksam. Unter dem Titel „*Le logis de Pantagruel à Paris*" p. 38 VI weist er darauf hin, daß Rabelais II, 18 erzählt, Pantagruel wäre, als er nach Paris kam, im Hôtel Saint-Denis abgestiegen. Auch diese Angabe wird nicht aus der Luft gegriffen sein. Das Hôtel Saint-Denis existierte wirklich und befand sich, wie man auf alten Plänen des 16. Jahrhunderts sehen kann, an der Ecke der *rue Saint-André des Arts* und der *rue des Grands Augustins*, links wenn man nach der Seine zugeht. Dieses Hôtel war, wie wir aus der *Topographie historique du vieux Paris von Berty und Tisserand, Région occidentale de l'Université* p. 233—240 ersehen, durch Mathieu de Vendôme, einem Abte von St. Denis 1263 gegründet worden. Es diente das Hôtel zuerst zur Pariser Wohnung für die Vorstände der königlichen Abtei, dann zur Unterrichtsanstalt für die jungen Novizen des Klosters und einige andere Studenten, die dort zu ähnlichen Bedingungen aufgenommen wurden wie die der Collèges von Vendôme, Cluny, der Bernardiner und anderer. Allmählich wurde das Hôtel immer mehr in ein Collegium verwandelt, wo die Studenten abstiegen, die zum Orden des h. Benedict gehörten. Nun wissen wir aber, daß Rabelais selbst zu diesem Orden gehörte. Was wäre natürlicher, als daß er zur Zeit, wo er in Paris weilte, vor 1530 damals als er der Abtei Maillezais gehörte, dort abstieg. Sein Protektor Geoffroy d'Estissac wird ihm wohl die Erlaubnis gegeben haben, in Paris seine Studien fortzusetzen, die er so glänzend in Fontenay le Comte begonnen hatte. Die Beziehungen zwischen den Abteien von Saint-Denis und von Maillezais waren sehr rege. So war der Abt Antoine de la Haye († 1505) zu gleicher Zeit Abt von Saint-Denis und von Saint-Pierre de Maillezais. Von Interesse ist es gewiß auch, daß die Mönche des Hôtel Saint-Denis häufig Streitigkeiten auszufechten hatten mit ihren Nachbarn vom Kloster der Grands Augustins, die zum selben Orden gehörten wie die Mönche der Abtei St. Victor. Vielleicht für Rabelais auch dies mit ein Grund für seine Ausfälle gegen die Abtei St. Victor. Was Rabelais selbst erlebt hatte, übertrug

'er aber auf Pantagruel und ließ den Riesen deshalb in der ihm wohl vertrauten Abtei absteigen. Eine parallele Erscheinung ist die, daß Thaumastes im Hôtel de Cluny absteigt. Nun ist aber bereits nachgewiesen worden, daß unter Thaumastes Thomas Morus zu verstehen ist. Das Hôtel de Cluny war aber das gewöhnliche Absteigequartier der Engländer. Mit Pantagruels Wohnungsnahme im Hôtel Saint-Denis kann übrigens eine Stelle aus dem Gargantua 39 zusammengebracht werden, nach welcher Frère Jean in Paris über sechs Monate „*maison ouverte*" gehalten habe und dort mit dem Bruder Claude de Saint Denys verkehrt habe, der sich durch besonders intensives Studium ausgezeichnet hätte. Dieser Mönch wird wohl auch sicher existiert haben. Wer weiß, ob er nicht für Rabelais während seines Pariser Aufenthaltes eine Art Studiendirektor gewesen ist? Darüber cf. „*A propos du logis de Pantagruel*" noch die Bemerkung von Abel Lefranc in der Chronique p. 273/4, VI.

In die Zeit von Rabelais' Jugend führt uns auch ein kurzer Artikel von Arthur Tilley p. 45, VI „*la date de la seconde lettre de Budé à Rabelais*". Es korrigiert diese Untersuchung die gewöhnliche Annahme, Budaeus' zweiter Brief sei vom 27. Januar 1523 datiert, dahin, daß dies wohl erst im Jahre darauf geschehen sei. Es sagt nämlich Budaeus darin „*Commodum ex aula decendens in urbem reverteram, cum literas tuas accepi*", nun hatte aber, wie man sonst nachweisen kann, Budaeus gegen Ende 1523 den Hof verlassen. Der Brief an Rabelais wird also vom 27. Januar 1524 datiert sein.

Noch keine sicheren Ergebnisse, aber außerordentlich wertvolle Vermutungen über eine spätere Zeit von Rabelais' Leben bietet ein Artikel von Abel Lefranc VII, p. 411 ff. „*Rabelais, secrétaire de Geoffroy d'Estissac et maître des requêtes*". Nach der bekannten *Epistre responsive* Jean Bouchets an Rabelais scheint es nämlich, daß Rabelais in Ligugé nicht bloß der Gast von Geoffroy d'Estisssac gewesen ist, sondern zugleich auch in seinem Dienst gestanden hat. Heißt es doch an der Stelle:

A ce moyen te print
Pour le servir, dont tres grant heur te vint.
Tu ne pouvois trouver meilleur service
Pour te pourvoir bien tost de benefice.

In einem weiteren Dienstverhältnis scheint auch sonst noch Rabelais gestanden zu haben. Aus dem *Discours de la Court* von Cl. Chappuys (1543) scheint es, daß Rabelais 1543 zum Hofstaat des Königs Franz I. selbst gehört habe und daß ihm der Titel eines *maître des requêtes*, also eines „Berichterstatters über die Bittschriften" verliehen worden sei. Es würde dies manches in Rabelais' Leben erklären, so das Privileg, das er 1545 erhielt und die so schmeichelhaften Ausdrücke, die es aufweist, dann das „*dizain à l'Esprit de la Reine de Navarre*", den royalistisch

und patriotisch gehaltenen Prolog des dritten Buches, die persönliche Sympathie Franz I., von dem der Prolog spricht, überhaupt den Umstand, daß Rabelais nach einem Schweigen von 11 Jahren wieder die Szene betrat. Auch die damals erfolgende Umarbeitung der beiden ersten Bücher in konzilianterem Tone deutet auf eine Stellung Rabelais', die es ihm angelegen sein ließ, sich die Sympathie der Regierung zu erhalten. Übrigens wissen wir sonst, daß Rabelais schon 1538 bei der feierlichen Zusammenkunft von Aigues-mortes in der Umgebung des Königs sich befand. Man könnte also geradezu von einem offiziellen Abschnitt seines Lebens in den Jahren 1538—1546 sprechen. Der Höhepunkt desselben fiele in die Jahre 1543—1545. Der viel weniger agressive Ton des 3. Buches, die Teilnahme an einer Polemik, welche die höfischen Kreise besonders interessieren mußte, die damals brennende Frauenfrage, die Parteinahme für des Königs Politik an manchen Stellen (so Kap. 48) und die häufige Heranziehung von Namen, die dem Hofe vertraut waren (*Blois*, *Triboulet* z. B.) erklärten sich aus dieser Stellung unseres Dichters. Es würde sich sehr lohnen auf diese wichtige Frage, die hier nur gestreift wird, noch eingehend zurückzukommen.

Für Rabelais'. Biographie ist schließlich noch eine Stelle aus dem *Trésor Chronologique* des Mönches Pierre Guillebaud, dit Pierre de Saint Romuald (3 vol infol. 1642—1647) von Interesse, an welcher er von Rabelais spricht (darüber Abel Lefranc s. t. *Sur le témoignage de Pierre de Saint Romuald* p. 500—505, VII). Nach ihm wäre Rabelais 1511 ins Kloster Fontenay le Comte eingetreten. Bemerkenswert ist vor allem die Angabe über den Ort des Todes und des Grabes Rabelais', der sich nicht etwa in Meudon, sondern in Paris befände, in einem Haus der *rue des Jardins*, wo er begraben wurde im Friedhofe von *Sainct-Paul*, am Fuße eines Baumes, den man noch sähe. Er sagt, zu seiner Zeit hätte man noch in Saint-Maur-les-Fossés ein Zimmer gezeigt, das Rabelais als Canonicus bewohnt hätte. Für die Stimmung der Kreise, zu denen er gehörte, ist auch die von ihm ausgesprochene Forderung der Unterdrückung der Werke unseres Dichters und die Besorgnis seiner Zeitgenossen hinsichtlich des Atheismus Rabelais' von nicht geringem Interesse.

Mit der Biographie Rabelais' im engen Zusammenhang steht auch dasjenige, was über die von Rabelais zu dieser oder jener Zeit seines Lebens bewohnten Orte von den einen oder andern Forschern gefunden worden ist. Unter dem Titel „*Les tenanciers de l'abbaye de Seuilly à la fin du 17e siècle*" macht H. Clouzot p. 472, VII auf einen in den *Archives nationales* in der Serie *N² Indre et Loire No. 9* aufbewahrten Plan aus dem Ende des 17. und anfangs des 18. Jahrhunderts aufmerksam, in welchem die Besitzungen der Herren der Abtei *Seuilly* auf-

gezeichnet sind. Für die Lage der Güter der Familie Rabelais und den Picrocholeschen Krieg läßt sich aus diesem Plan manches Interessante ersehen. Viel Bemerkenswerteres bietet ein von demselben Verfasser herrührender Aufsatz „*Saint-Maur, paradis de salubrité, aménité...et délices* p. 259—284, VII. Bekanntlich hatte Rabelais in seiner *Epître au Cardinal de Chastillon* IV Prol. Saint-Maur genannt einen „*paradis de salubrité, aménité, sérénité, commodité, délices et tous honnestes plaisirs de agriculture et vie rustique*". Da der Schriftsteller von dem Orte so viel hielt, ist es natürlich, daß man begierig ist, näheres über ihn zu erfahren. Wir haben aber nur sehr wenige Nachrichten darüber. Nur die *Histoire du diocèse de Paris* vom *abbé Lebeuf*, die *Architecture von Philibert de l'Orme*, dem Erbauer des Schlosses, und die *Supplicatio Rabelaesi*, die in *Antoine Du Verdiers Prosopographie ou Description des hommes illustres, Lyon* 1604, Bd. III p. 2453 mitgeteilt wird, berichten näheres über die Abtei. Über die Säkularisation derselben sind die Ansichten sehr verschieden. Nach der *Supplicatio* wäre sie unter Paul III. erfolgt; die Verfasser der *Gallia christiana* dagegen und der *abbé Lebeuf* nach ihnen in seiner *Histoire de la ville et du diocèse de Paris, ed. Bournon* 1883, Bd. II p. 433 ff. schreiben sie Clemens VII. zu. Da man einerseits nicht annehmen kann, daß die Redaktoren dieser Notiz, wenn sie die Bulle vor Augen hatten, sich geirrt haben, anderseits aber auch die Echtheit der Supplicatio nicht in Zweifel gezogen werden kann, kommt Clouzot zu der Ansicht, die sehr viel für sich hat, es müßten zwei Säkularisationsbullen erlassen worden sein, die erste von Clemens VII. 1533, die ohne Wirkung geblieben sei, die zweite von Paul III. 1536, und zwar auf besonderes Verlangen von Jean du Bellay, als er vom August 1535 bis zum Februar 1536 in Rom weilte. Sehr interessant ist es nun zu sehen, daß am 13. Juni 1533 Clemens VII. außer der Würde eines Dekans, die von Rechts wegen dem Bischof von Paris zukam, noch stiftete „*unam cantoriam pro uno cantore et octo canonicatus et totidem praebendas pro octo canonis saecularibus*" (cf. *Archives nationales* L 454 No. 22). Am 17. August 1536 erhielt aber erst die Bulle von 1533 definitive Geltung. Freilich hatte sich in ihr jetzt eine Änderung vollzogen. Jetzt war darin die Rede von „*novem canonicatus et decem praebendae duae videlicet pro cantore*". Der neunte Canonicus, der jetzt erscheint, ist Rabelais und seine Supplicatio läßt uns verstehen, unter welchen Umständen sein Name zu denen der andern hinzugekommen ist. Als du Bellay seinen Leibarzt nach Rom mit sich führte, war er immer noch Mönch von Maillezais, wenn er auch mit der Erlaubnis seines Oberen, des Bischofs von Estissac das weltliche Kleid angelegt hatte, um sich mit Medizin zu beschäftigen. Am 17. Januar 1536 erteilte ihm Paul III. Absolution wegen dieser *apostasia* und zugleich die Erlaubnis in das Benediktiner-

kloster einzutreten, das ihm am besten gefiele. Rabelais hatte schon im voraus seine Wahl getroffen. Es war Saint-Maur, das damals noch eine regelmäßige Abtei war, da die Säkularisationsbulle noch nicht definitive Geltung gefunden hatte. Es war freilich nur die Abwesenheit des Kardinals, welche die endgültige Verkündigung verzögerte. Ohne aber auf seine Rückkehr zu warten oder auf die definitive Regelung der Angelegenheit hielten die Geistlichen von Saint-Maur am 28. Januar 1536 ihre erste Kapitelversammlung in der Abtei. Erst dann hätte Paul III. die 2. Bulle erlassen, die von neun Canonicaten sprach. Für Rabelais war es aber wichtig festzustellen,. daß er Mönch von Saint-Maur war vor der Säkularisationsbulle. Unterdessen hatte die Invasion der Provence durch Karl V. stattgefunden. Du Bellay hatte eilig Verteidigungsmaßregeln für Paris treffen müssen. Erst in der Mitte August 1536, als jede Gefahr vorüber war, konnte man daran denken das Kapitel von Saint-Maur endgültig einzurichten. Da wurde Rabelais auch Canonicus, hatte ein ernsthaftes Benificium und schien endlich eine gesicherte Lebensstellung gefunden zu haben. Nichtsdestoweniger richtete er dann seine zweite Supplicatio an den Papst. Warum? Wahrscheinlich hatten die Geistlichen von Saint-Maur Einspruch erhoben, als sie sahen, daß durch die plötzliche Einschmuggelung von Rabelais als 9. Canonicus die Einkünfte ihrer Pfründen um $^1/_9$ vermindert wurden. Es ist zu vermuten, daß sie um die Streichung von Rabelais Namen gebeten haben werden. Um dem vorzubeugen, hätte der Schriftsteller, so ist Clouzots Meinung. seine *Supplicatio* an den Papst gerichtet. Ob der Papst das erbetene Breve erteilt habe, sei freilich ungewiß. Nirgends gibt sich Rabelais den Titel eines Canonicus von Saint-Maur. Aber selbst im Falle einer günstigen Antwort von Seiten des Papstes, wird Rabelais schwerlich eine Pfründe behalten haben, deren eine Bedingung die Anwesenheit beim Gottesdienste erforderte. Die *Supplicatio* ist freilich nicht datiert, doch ist es wahrscheinlich. daß sie an das Ende von 1536 zu setzen ist, denn es wäre merkwürdig, daß Rabelais drei oder vier Jahre gewartet hätte, bis er seine kirchliche Stellung hätte regeln wollen. Der Aufenthalt Rabelais in Saint-Maur ist um diese Zeit viel wahrscheinlicher als 1540, wie man früher annahm. Aus der Supplicatio sieht man zugleich, daß Rabelais seine Zulassung als Doktor in Montpellier in eine viel frühere Zeit versetzt als man sonst auf Grund der Register von Montpellier, die sie in das Jahr 1537 setzen, annahm. Aus anderen Texten geht übrigens dasselbe hervor. Der Widerspruch kann nur dadurch gelöst werden, daß man annimmt, Rabelais hätte sich als Doktor betrachtet und diesen Titel angenommen, bevor er wirklich die offizielle Berechtigung dazu hatte. Die Sage, Rabelais wäre schon bei seiner Ankunft in Montpellier per Acclamation zum Doktor creirt

worden, erhält dadurch eine gewisse Wahrscheinlichkeit. Nur wäre ihm die offizielle Bestätigung, da er nicht gleich die üblichen Vorlesungen gehalten hätte, erst 1537 erteilt worden. Wie dem auch sei — völlig klar ist es noch nicht — in Saint-Maur wird er wohl nur 6 Monate seine Pfründe genossen haben und dann nach Montpellier zurückgekehrt sein.

Im folgenden verbreitet sich Henri Clouzot über die Gebäude der Abtei Saint-Maur. Der Abt Lebeuf, der 1753 die Kirche besuchte, hat davon eine interessante Beschreibung gegeben. Wenn die Abtei Saint-Maur, wie aus dem obigen erhellt, in Rabelais' Leben auch keine große Rolle gespielt haben wird, so nimmt das Schloß Saint-Maur einen desto größeren Platz in seinem Leben ein. Man weiß nicht genau, wann du Bellay sich dort ein Schloß errichten ließ, doch scheint er wohl nicht vor der von Paul III. beschlossenen Säkularisation dort geweilt zu haben, also nicht vor 1536. Er traf wahrscheinlich in Italien den Architekten Philippe de l'Orme und nahm ihn in seine Dienste. Den Bau des Schlosses wird er wohl erst gegen 1541 begonnen haben. 1544 war das Schloß endgültig ausgebaut. Clouzot erzählt zugleich die Geschichte des Kardinals, soweit sie mit dem Gebäude zusammenhängt, und berichtet von den weiteren Schicksalen des Schlosses, das 1796 niedergerissen wurde. Heutzutage bleibt von ihm fast nichts mehr übrig. Hübsche Stiche erläutern den Artikel, der zu den belehrendsten der beiden Zeitschriftenbände gehört.

Über Rabelais' Heimatstadt Chinon unterrichten zwei kurze Aufsätze, „*Chinon au temps de la jeunesse de Rabelais*“ VI, p. 899 von Henry Grimaud und VI, p. 75—78 „*Roger de Gaignères, au pays de Rabelais*“ von H. Clouzot. Im ersten wird von dem Eindruck gesprochen, den der prunkvolle Einzug Caesar Borgias im Jahre 1498 auf den jungen Rabelais gemacht haben wird, als dieser als Gesandter des Papstes Alexander VI. dem König Ludwig XII. die Briefe brachte, die seine Ehe mit Johanna von Frankreich annullierten. Im zweiten wird von den Zeichnungen erzählt, die Robert de Gaignères, als er Ende des 17. Jahrhunderts nach Chinon kam, durch seinen Zeichner Louis Boudan von der Stadt und dem Schloß de la Roche Clermault entwerfen ließ.

Materialien zur Geschichte von Rabelais' Verwandten liefert der Abdruck einiger Akten, so VI, p. 70 ff.: *Partage des biens et héritages de feue Andrée Pavin entre Antoine Rabelais, licencié ès lois, d'une part et Jean, François, Guillaume, Antoine, Pierre Frapin et Pierre Delopiteau à cause de Madeleine Frapin, sa femme d'autre part* vom 12. März 1505, ferner VI, p. 203 bis 211 „*Documents relatifs à la famille de Rabelais*“ von Henry Grimaud, und schließlich VII, p. 379—381 *Notes sur les Dusoul, alliés aux Rabelais* von H. C., einige Bemerkungen auf

Grund von Akten über die Familie Dusoul, deren eine Tochter mit dem Vater Rabelais' verheiratet war.

Für Rabelais' Biographie sind selbstverständlich die Bilder, die wir von ihm haben, von großem Interesse. Über sie orientiert in der Chronique VI, p. 406—409 die Inhaltsangabe eines Artikels von Henri Clouzot, der in der *Gazette des Beaux-arts* Juli 1908, p. 122—136 erschienen ist. Aus Rabelais' Lebzeiten ist uns sein Bild nicht erhalten, ebensowenig irgend eine Beschreibung des Äußern des Schriftstellers. Das erste Bild, das wir von ihm haben, rührt vom Jahre 1569 her, in einer Ausgabe von Jean Martin in Lyon; es stellt einen Kopf im Profil dar in einem Medaillon; der Kopf ist rund, mit starkem Bartwuchs, die Nase wohl geformt und etwas in die Höhe gerichtet, auf dem Kopfe weder Mütze noch Doktorhut, daneben die Bemerkung François Rabelais. Zwei Jahre später taucht dasselbe Bild auf in einer Ausgabe des Pierre Estiart in Lyon, aber mit verlängertem Gesichte und spitz geschnittenem Bart. Nach Clouzot hätte die Echtheit desselben wenig Wahrscheinlichkeit für sich; es hätte viel eher Ähnlichkeit mit den bekannten Bildern Clément Marots. Das sei aber alles, was wir im 16. Jahrhundert an Bildern Rabelais' hätten. Höchstens könnte man vor 1578 die Existenz eines in Nancy beim Arzte des Herzogs von Lothringen, Antoine Le Poix aufbewahrten Portraits vermuten. Dieses Bild würde aber eher die sagenhaften Züge des „Trunkenboldes Rabelais" als sein wirkliches Antlitz dargestellt haben; das scheint das Epigramm anzudeuten, das durch das Portrait veranlaßt wurde. Im 17. Jahrhundert tauchen häufiger Bilder Rabelais auf. Zuerst der Stich von Léonard Gaultier, nach andern von Thomas de Leu, in den „*Pourtraicts de plusieurs hommes illustres qui ont figuré en France depuis l'an 1500*"; es ist dies der Stich, der sich auf dem Umschlag der Revue befindet. Jedenfalls datiert er aus der Zeit vor Dezember 1601, da Pierre de l'Estoile sich eines der ersten Exemplare am 5. Dezember 1601 angeschafft hatte. Ob Rabelais wirklich so ausgesehen hat, wie auf diesem Bild, ist freilich sehr fraglich. Denn Pierre de l'Estoile hat unter seinem Exemplar die Worte geschrieben: *Qui ne lui retrait aucunement.* Doch hat dieses Bild alle Kupferstecher des 17. Jahrhunderts beeinflußt. Ein anderer Rabelaistypus tritt uns auf einem Stich von Michel Lasne entgegen, und zwar zwanzig Jahre später. Er hat die Bilder von Montcornet (1655), Habert (1699) und Desrochers beeinflußt. Sehr zahlreich sind auch die gemalten Portraits, zuerst das von Montpellier (cf. G. d'Albenas, *Les portraits de Rabelais* 1880), dann das von Chinon, welches Huet 1687 und Jean Bernier 1694 erwähnte, ferner das von Meudon, das Dubuisson Aubenet gegen 1635 und Antoine Leroy 1649 besprachen. Letzterer führt noch besonders ein schönes Bild *ad vivum* an, das er beim Arzte Guy Patin gesehen

hat und ein anderes, das beim Advokaten Dusoul aufbewahrt wurde (darüber sonst noch R. Et. R. III, 367). Von den gemalten Portraits bietet besonderes Interesse No. 4026 des Museums von Versailles, da es folgende von Clouzot aufgefundene Bemerkung hinten trägt, ich zitiere nur das Wichtigere: „.... *Hanc ad vivum delineatam Rablaesii effigiem sibi amantissimo D^{o.} Chyrac, Parisiis, anno 1694, dedit Claudius Deshais Gendron, doctor medicus Monspeliensis*", und unter Nota 2⁰ „*Auditum saepius ab eodem* D^{no} *Chyrac effigiem hanc illam esse, quae apud medicos Monspelienses primegenia putabatur et illis in amicitiae et confraternitatis testimonium ab ipso Rablaesio dono datam*".[1]) Nichts destoweniger glaubt Clouzot doch nicht, daß Rabelais dieses Bild den Doktoren von Montpellier gegeben habe. Er meint eher, es sei erst zwischen 1685 und 1688 gemalt worden. Man kenne noch zwei andere Bilder, die derselben Familie angehörten, und von denen das eine Eigentum des Musée von Châteauroux, das andere der Genfer Bibliothek sei. Die Gips- oder Marmorbüsten, die Leroy oder Bernier erwähnten, seien verschwunden. Die Medaillen, von denen die bemerkenswertesten in der Sammlung Richebé und in der Nationalbibliothek sich befinden, haben keinen großen Wert. Sehr zahlreich sind dann auch die Bilder im 18. Jahrhundert. Ein neuer Typus ist von Sarrabat 1703 aufgebracht worden. Von ihm rührt der Silentypus Rabelais her, der bis heutzutage unendlich oft wiederholt worden ist. Dies der Hauptinhalt der kurzen Notiz von J. B. nach dem Aufsatz von Clouzot, der wohl verdiente in extenso bekannt zu sein. Manches bleibt einem übrigens noch unklar. Gerne möchten wir etwas mehr über das Genfer Portrait Rabelais' erfahren, dessen Abbildung sich in der neuen Ausgabe von Regis befindet; auch nähere Angaben über die Statuen Rabelais' in Chinon und in Tours wären erwünscht. Das Resultat ist übrigens recht unbefriedigend. In Wirklichkeit wissen wir gar nicht, wie Rabelais ausgesehn hat.

Alles, was wir über Rabelais' Freunde erfahren, ist eine Erweiterung der Kenntnisse über ihn selbst. So ist des unermüdlichen H. Clouzots Aufsatz VI, p. 190 „*Nouveaux documents sur Saint-Ayl*" wiederum eine Bereicherung seiner Biographie. Saint-Ayl ist jener bekannte Freund Rabelais' aus dem Orléanais, mit dem er beim Gouverneur des Piemonts, Guillaume du Bellay gewesen war und mit dem er die Rückreise nach Frankreich antrat und die Leiche des Gouverneurs nach Anjou zurückbrachte. Auf seinem Schlosse weilte er auch im Jahre 1542, endlich finden wir ihn auch in Metz in seiner Nähe. Damals klagte er seinem Freunde, der mit einer Botschaft zu den deutschen

[1]) Mit diesem Bilde soll eine gewisse Ähnlichkeit haben das Profilbild, das Louis Loviot „d'après une cize ancienne VII p. 424 wiedergibt.

Fürsten geschickt war, sein Leid und bat ihn zu seinen Gunsten beim Kardinal Du Bellay vorstellig zu werden. Die von Clouzot in obigem Artikel mitgeteilte Urkunde wirft helleres Licht auf diese letztere Episode aus Rabelais' Leben. Es ist nämlich eine Schenkung des Herrn von Saint-Ayl vom 11. Juli 1551, in welcher er unter seinem wirklichen Namen Etienne Laurens erscheint und seine Güter „*tant en la ville de Metz en Lorraine que es environs*" seinem Sohne überläßt, die Nutznießung dieser Güter freilich sich selber und seiner Frau, so lange sie am Leben bleiben, vorbehält. Aus dem Umstande, daß Saint-Ayl Güter in Metz besaß, läßt sich erklären, weshalb seine verschiedenen Sendungen nach Deutschland immer in Metz endigten. Man erklärt sich daraus auch leichter, weshalb Rabelais gerade nach Metz flüchtete. Er wird dort eben die Gastfreundschaft seines Freundes genossen haben wie früher im Orléanais. Wer weiß, sie werden vielleicht beide zusammen die Grenze überschritten haben und während Saint-Ayl weiter nach dem Elsaß als Gesandter reiste, richtete er sich wohl in dessen Wohnung häuslich ein. Das Elend unseres Schriftstellers wird damals also nicht allzugroß gewesen sein. Wir verstehen auch, weshalb Saint-Ayl sich nicht allzusehr beeilte, seine Botschaft dem Kardinal zu überbringen und sich damit begnügte, ihm zu schreiben, daß er einen Brief Rabelais' mitbrächte.

Mit einem andern Bekannten unseres Dichters macht uns wiederum H. Clouzot vertraut in seinem Artikel: *La devise de Monsieur l'Admiral* VI, 368—374. Unter den in den Kapiteln IX und X des Gargantua „*Les Couleurs et livrées de Gargantua*" und „*De ce qu'est signifié par les couleurs blanc et bleu*", behandelten Wappen — übrigens vielleicht der Teil eines ernsthaften, von Rabelais nach häufiger damaliger Sitte angefangenen, aber dann liegen gelassenen Werkes über die *blasons* — findet sich auch die Devise und das Wappen eines gewissen *Monsieur l'amiral.* Wer der betreffende sei, war bis jetzt unklar. Clouzot stellt fest, es handle sich um einen gewissen *Guillaume Gouffier*, *sieur de Bonnivet*, der in der Schlacht bei Pavia 1525 starb. Seine Devise und sein Wappen sind gleich. Er wird wohl im Poitou gewesen sein zur Zeit als Rabelais dort weilte und zu seinen Gönnern gehört haben. Übrigens war Artur Gouffier, Herzog von Roanney Gouverneur von Chinon gewesen, und der Bruder des Admirals Pierre de Gouffier war Abt von Saint-Denis.

Noch ein anderer bisher unbekannter Freund Rabelais' wird von Jacques Soyer in „*Monsieur le Seelleur* p. 379—384 VI ausfindig gemacht. In dem Briefe Rabelais' an den Advokaten aus Orléans, *Antoine Hullot*, über den in R. Et. R. III, 1905 die Rede war, findet sich im Postscriptum der Name „*Monsieur le Seelleur*". Rabelais bittet denselben ihm den Plato zu schicken, den er ihm geliehen hatte. Clouzot hatte in diesem einen ver-

trauten Freund Guillaume du Bellays zu erkennen geglaubt, Fr. Errault, einen Bibliophilen, der 1542 Vizekanzler des Piemonts und Kanzler Frankreichs vom 12. Juni 1543 bis zu seinem Tod im September 1544 war. Jacques Soyer ist anderer Meinung. Er führt den Nachweis, daß dieser „*seelleur*" Claude Flamberge geheißen haben wird. Wie aus einem unedierten Taufakt der Register der alten Gemeinde St. Lippard hervorgeht, war dieser Siegler des Kardinals von Meudon, des Bischofs von Orléans *Antoine Sanguin*, Abt von Saint-Benoit de Fleury-sur-Loire. Er war der Freund des großen Hellenisten Gentien Hervet, des François Daniel, den Rabelais nennt „*Monsieur le baillif Daniel*" und Calvins. Es ist möglich, daß Rabelais seine Bekanntschaft machte, als im Jahre 1528, alle vier in Orléans juristische Vorlesungen hörten beim *docteur régent Pierre de l'Estoile*. Orléans war damals der Mittelpunkt hellenistischer Studien. So trägt denn auch diese Identifizierung zur Erweiterung des Kreises von Rabelais' Freunden bei.

Im engen Zusammenhang mit der Deutung dieser Namen steht auch die Erklärung mancher in Rabelais' Werk eine Rolle spielenden Persönlichkeiten. So wird von H. Clouzot „*Le Fayolles de Rabelais*" p. 387 VII erläutert, der I 16 vorkommende Fayolles, der vierte König Numidiens, der aus Afrika an Grandgousier eine Stute geschickt habe, sei kein anderer als ein wirklich damals existierender *François de Fayolles*, der einer poitevinschen Familie angehörte, die gegen Ende des 15. Jahrhunderts im Schloß Puyredon im Bergeraçois gelebt habe. Rabelais wird wahrscheinlich bei seinem Protektor, dem Bischof von Maillezais, seine Bekanntschaft gemacht haben. Er war 1532 noch jung und heiratete 1533.

Auch eine andere mit Gargantua in ähnlichen Beziehungen stehende Persönlichkeit, der Capitaine *Chappuys*, der geschickte Ciseleur der Ringe des Riesen I, 8 wird von H. Clouzot s. t. *Le Capitaine Chappuys et maître Alcofribas* p. 475—478 VII gedeutet. Le Duchat hatte ihn zwar mit Claude Chapuis, dem Kammerdiener Franz I. identifiziert, der an der Spitze der königl. Bibliothek stand, dann Dekan der Kirche Rouens war und aus der Touraine stammte. Doch daraus wurde nicht klar, weshalb der betreffende den Titel eines „Capitaine" führte. Dieser Titel brachte Clouzot auf eine andere Fährte. In den „*Catalogues des actes de François I*" wird nämlich der Name eines Michel Chappuys erwähnt, der „*capitaine des navires*" genannt wird. Derselbe hatte Franz I. häufig gedient; so hatte er die Königin von Schottland auf ihrer Reise nach Frankreich begleitet; er war auch nach Fréjus im Juni 1538 gekommen, um die Instruktionen des Königs entgegenzunehmen. Dort wird ihn vielleicht Rabelais getroffen haben, der sich mit dem Hofe in der Provence befand. Clouzot wagt sogar die Vermutung, Rabelais' nautische Kenntnisse

rührten davon her, daß er mit seinem Freunde, dem „*Capitaine*" Seereisen gemacht haben könnte. Jedenfalls hätten wir es hier wiederum mit einer wirklich existierenden Persönlichkeit zu tun, gerade so wie mit *Fayolles*, der Gargantua seine Stute schenkt und mit *Her Pracontal*, der im selben Kapitel vorkommt und wohl mit *Humbert de Pracontal*, *seigneur d'Ancenne*, auch einem Schiffskapitän und Corsar identisch ist. Warum spricht aber Rabelais an der Stelle von sich, maître Alcofribas, als dem „*bon facteur*" des Capitaine Chappuys? Denn auf diesen, nicht auf Gargantua bezieht sich diese Bemerkung. Clouzot denkt sich, dieses Wort *facteur* könne hier bedeuten: Vertrauensmann und Geschäftsträger. Er hätte vielleicht seinem Freunde, dem Kapitän, als Vermittler zur Seite gestanden, um einem Teil seiner Beute Absatz zu verschaffen. Auch eine Bemerkung von Pantagruel IV. bringt Clouzot damit in Zusammenhang. Dort spielt Rabelais an auf die Dicke der „*grand navire Françoise qui est au port de Grâce-en-Normandie.*" Man könnte, meint Clouzot — doch ist das nur eine recht unbestimmte Vermutung — darin an eine Erinnerung unseres Schriftstellers denken, an eine Reise, die er vor 1533 nach dem Havre unternommen hätte, wo er im Hafen, in dem sein Freund der Kapitain Chappius befehligte, das große Schiff bewundert hätte.

Mit jeder Nummer der Zeitschrift lüftet sich immer mehr der Schleier, der die im Roman Rabelais' vorkommenden Persönlichkeiten umhüllt; daß viel öfter, als man früher je gedacht hätte, Rabelais wirklich lebende Personen im Auge gehabt hat, sieht man immer mehr. Auf Picrochole, der bekanntlich mit Gaucher de Sainte-Marthe identifiziert worden ist, kommt S. Gigon p. 109, VI s. t. *Lerné et ses fiefs* zurück und führt den Nachweis, daß Picrocholes Capitol zwar niemals das wirkliche Eigentum Gauchers de Sainte-Marthe gewesen ist, dagegen aus Courtoisie der bekannte Arzt der Herr von Lerné genannt worden sei, da ihm der Landsitz nur durch die Äbtissin von Fontevrault vermietet worden sei, wohl als Bezahlung für die ärztlichen Dienste, die er dem Personal der Abtei angedeihen ließ. Die Dauer der Nutznießung müsse freilich ziemlich lang gewesen sein, denn Gaucher hatte als Nachfolger seinen Sohn Jacques, der ebenso wie sein Vater Arzt war.

Wie wahrscheinlich die Deutung von Picrochole als Gaucher de Sainte-Marthe auch sei, so unsicher ist noch die nähere Erklärung des Frère Jean. Auf Grund eines Epigrammes von *Antoine Couillard* 1560 hat man ihn zwar mit *dom Buinard*, dem Prior von *Sermaise* in Zusammenhang gebracht; eine Notiz der *Chronique* von *Steph. Gigon* p. 421 VII bemerkt dagegen, im 17. Jahrhundert hätte man auch an einen gewissen *Jean de Belpuy*, *prieur de Vindelles* (cant. de Hiersac, arr. d'Angoulême, Charente) gedacht. Hoffentlich wird es den Bemühungen der

Rabelaisgesellschaft gelingen, auch auf dieses Rätsel helles Licht zu werfen. Was Gargantua betrifft, kommt man immer mehr zur Ansicht, daß er schon lange vor Rabelais in Frankreich volkstümlich war. Eine Notiz von H. C. in der Chronique der Revue VII p. 132 weist auf seine Volkstümlichkeit in der Saintonge hin. Auf der Insel Oléron haben wir vier Megalithe, die in St. Pierre, St. Denis, Dolus gezeigt werden und die man den Pantoffel, die Gabel, den Löffel und den Gaumen Gargantuas nennt. Auch eine Version der Sage von Gargantua im patois Saintongeais wird mitgeteilt.[2])

Rabelais' Quellen sind, wie wir wissen, außerordentlich mannigfaltig gewesen. Seine Beziehungen zu Erasmus waren von Delaruelle in einem sehr gelehrten Artikel der *Revue d'histoire littéraire de la France* (Avril—Juin 1904) unter dem Titel „*Ce que Rabelais doit à Erasme et à Budé*“ untersucht worden. W. F. Smith kommt nun in einer Arbeit „*Rabelais et Erasme*“ p. 215—264 und p. 375—378, VI noch einmal auf die Frage zurück und behauptet, der Ruhm alle Entlehnungen Rabelais' aus Erasmus zuerst entdeckt zu haben, gebühre ihm, denn abgesehen von zwei oder drei weniger wichtigen habe er sie alle in seiner Ausgabe Rabelais' bereits zitiert. Er druckt sie hier wieder ab, indem er freilich zugibt, sie seien nicht alle sicher, meist aber durchaus möglich. Nach unserer Ansicht handelt es sich aber hier vielfach um ganz zufällige Übereinstimmungen. Oder ist man wirklich gezwungen anzunehmen, daß ein Ausdruck wie *mettoyt la charette devant les boeufs* auf Erasmus' Ad. I 7, 28 *currus bovem trahit*, oder „*sou comme un Angloys*“ auf Ad. II 2, 68 „*tam satur est quam Anglus, ès prochaines calendes grecques*“ auf Ad. I 5, 84 *ad Graecas calendas*, *la legion decumane* auf Ad. IV 9, 54 „*Decumanum... Hinc quidquid ingens decumanum vocari coeptum*“, *erre par tout le Ciel*, auf Ad. I, 49 *toto Coelo errare*, *en vin vérité* auf Ad. I 7, 17 *in vino veritas* zurückgeht? Kann Rabelais nicht unabhängig von Erasmus darauf gekommen sein? In der Annahme derartiger Übereinstimmungen sollte man doch etwas vorsichtiger sein.

Mehr für sich hat eine andere Vermutung von W. F. Smith, der in der Chronique p. 278/9 VI darauf aufmerksam macht Rabelais habe in II 1 in der Genealogie seiner Riesen die *Généalogies anciennes et modernes des rois de France* von *Jean Bouchet* benutzt. Die 57 Könige habe er der modernen Genealogie entnommen; *Chalbroth*, *Sarabroth* und *Faribroth* seien mit *Childebert*,

[2]) Übrigens wird, wie aus einer Rezension der *Zs.* VII, p. 123 ff. hervorgeht, im Buche von Alfred Horatio Upham: *The french Influence in English Literature* (New York, the Columbian University Press 1908) bemerkt, daß die Geschichte des Riesen Gargantua in England bekannt war, bevor Rabelais sie aufnahm und umwandelte. Für die volkstümliche „Präexistenz Gargantuas“ ist das von großer Bedeutung.

Charibert und *Faribert* identisch, dem 6., 8. und 28. König von Bouchets alter Genealogie. Rabelais hat ihren Namen nur die hebräische Endung *-broth* hinzugefügt.

Von Rabelais' Beziehungen zu J e a n B o u c h e t handelt auch ein Artikel von Dr. H a š k o v e c VI p. 56—60 „*Rabelais et Jean Bouchet.*" Der Verfasser tritt dafür ein, daß Rabelais Bouchets Buch: *Le Labyrinth de fortune et séjour des trois nobles dames* gekannt habe, in welchem dieser von der Abkunft der Franzosen von den Trojanern spricht. Das Buch Bouchets war dem Abte Antoine Ardillon gewidmet, der von Fontenay le Comte aus an den Verfasser im November 1522 schrieb. Damals weilte Rabelais gerade im Kloster. Auch sonst hatte aber Rabelais nähere Beziehungen zu Bouchet. Jedenfalls, meint Haškovec, sei die Stelle, in welcher I 1 Rabelais von dem sogen. „*transport des règnes et des empires*" spricht, d. h. von der Übertragung der Weltherrschaft „*des Assyriens es Medes, Des Medes es Perses, Des Perses es Macedones, Des Macedones es Romains, Des Romains es Grecz, Des Grecz es Francoys*" einer Äußerung von Bouchet entnommen, in welcher er auch von dem „*transport*" spricht und namentlich von der Abkunft der Franzosen von den Trojanern. Freilich spricht Rabelais von den „Griechen". Aber darunter seien gewiß die Trojaner gemeint, denn an die Kreuzfahrer könne er nicht gedacht haben. „*C'est en effet au temps de Bouchet que l'idée que les François descendaient des Grecs ou Troyens occupait de plus en plus les coeurs français*". Diese Ansicht ist freilich recht merkwürdig. Denn wie kann man annehmen, daß Rabelais, der berühmte Humanist, Griechen und Trojaner verwechselt hätte; was sollte es auch bedeuten, daß er von ihnen nach den Römern spricht, die ja bekanntlich als Nachkommen der Trojaner galten? Das Unhaltbare dieser Ansicht führte H e n r i H a u s e r dazu p. 182 VI noch einmal s. t. „*Le transport des regnes et empires des Grecs ès François*" auf die Sache zurückzukommen. Er führte den Nachweis, daß im Gegenteil in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und am Anfang des 16. Jahrhunderts die Christen des Orients, Griechen genannt wurden und infolgedessen Rabelais sehr wohl die Byzantiner gemeint haben könnte. Ebenso würden Franken und Franzosen gleichgestellt. Aus einem Briefe des Kanzlers Du Prat von 1519 sehen wir, daß die Franzosen sich damals als Nachfolger der Franken, als die Erben der Griechen ansahen. Diese ganze Frage war aktuell, als Karl V. der Rivale von Franz I. für den Kaiserthron war. Die Anhänger Franz' I. machten den „*transport*" geltend. Auch hier bewegt sich also Rabelais vollständig auf dem Boden der Realität.

Damit sind wir aber schon zur Besprechung von Artikeln übergegangen, die die Erklärung von Rabelais' W e r k betreffen. Derartige für einen späteren Kommentar unseres Schrift-

stellers sehr wichtige Arbeiten bringen die zwei Jahrgänge der Rabelaiszeitschrift in großer Menge. Eine der umfangreichsten Arbeiten beschäftigt sich mit den Spielen Gargantuas. Sie ist von Michel Psichari und ist betitelt „*les Jeux de Gargantua*" I 22; VI p. 1—11; 124—181, 317—361; VII p. 48—64. Wer die Liste der 117 Spiele Gargantuas zum ersten Mal liest, kann leicht auf den Gedanken verfallen, Rabelais habe sich nichts besonderes darunter vorgestellt, es handle sich hier um eine tolle Ausgeburt seiner Phantasie, um ein Schwelgen in Wörtern. Aber wenn man sich die Sache näher überlegt, kommt man doch zu einer anderen Ansicht darüber. Welchen Reiz hätten diese Spiele für einen damaligen Leser gehabt, wenn er darunter nicht die ihm vertrauten Spiele gefunden hätte, die Spiele, die ihn in seiner Kindheit unterhalten hätten? Freilich ist es nicht leicht, diese Spiele alle auf einmal zu erklären. Mit Recht sagt Psichari, auch bezüglich dieser Spiele könne das Wort Montaignes gelten, welcher vom Kommentar Rabelais' überhaupt sagt, es sei nicht möglich „*lutter en gros ces vieux champions là*", man müsse immer wieder darauf zurückkommen, „*par reprinses, menues et legieres attainctes*". Um die Bedeutung dieses zuerst befremdenden Kapitels zu verstehen, muß man die Stelle, an welcher Rabelais von den Spielen redet, zuerst recht wohl beachten. Bevor der neue Lehrer des Gargantua Ponocrates seine eigene Methode auf seinen Schüler anwendet, läßt er sich ihn zunächst noch „*selon la discipline de ses precepteurs sophistes*" verhalten. Nach dem Essen spielt infolgedessen der Riese alle möglichen Spiele. Ganz anders später, als Ponocrates nach seiner eigenen Methode den Jüngling erzieht. Er läßt ihn dann nur „*mille petites gentillesses et inventions nouvelles*" lernen, die ihm Gefallen an der Mathematik beibringen sollen, oder die es ihm erleichtern, einige Stellen der Alten zu erklären. Oder er läßt ihn auch Spiele spielen, in denen er seine physische Kraft erproben kann, denn er weiß, welch' wichtige Rolle der Sport in der Erziehung der Kinder einnehmen und wie vorteilhaft er für die Gesundheit der Kinder sein kann. Die Bedeutung des Kapitels über die Spiele wächst noch, wenn man sich vergegenwärtigt, in welchem Umfang die Unsitte des Spielens damals herrschte. Wir sehen es oft aus zeitgenössischen Zeugnissen, so aus Mathurin Cordiers *De corrupti sermonis emendatione*, wo er ein ganzes Kapitel den Spielen widmet und vor manchen Spielen warnt, oder auch aus der *Moralité des Enfants de maintenant* (Anc. Th. franç. Viollet le Duc III), die ebenfalls vor der Spielwut abzuschrecken sucht, oder aus dem *Livre de la Diablerie* (1507), in dem Eloi Damerval ein Bild der verhängnisvollen Existenz der Spieler entwirft. Die Spielwut war am Ausgang des Mittelalters und Anfang der Neuzeit so groß, daß offizielle Verbote gegen das Spiel erlassen wurden. Ein solches erließ z. B. der *prévôt de*

Paris 1397 für die Handwerker; 1485 verfuhr Karl VIII. noch strenger, selbst Franz I., der sonst selbst dem Spiel durchaus nicht abgeneigt war, untersagte den Finanzleuten das Spielen, und 1541 folgte das Pariser Parlament seinem Beispiel. Es wurde sogar Mode, daß man sich selbst durch Kontrakte, die beim Notar aufgesetzt wurden, gegen das Spiel versicherte. Seit dem 14. Jahrhundert sind derartige Kontrakte üblich. Wenn Rabelais also in seinem Buch den Spielen einen so großen Platz einräumte, so behandelte er ein sehr wichtiges Kapitel, das von aktuellstem Interesse war. Die Stelle, an welcher das Kapitel steht, bürgt zugleich dafür, daß es eine satirische Tendenz verfolgt. Nach dieser Einleitung, die dem kulturhistorischen Milieu des „Spielkapitels" gerecht wird, geht Psichari zur Erklärung der einzelnen Spiele über, und zieht, wo es Not tut, auch die Stellen zum Vergleich herbei, in denen Rabelais sonst von Spielen spricht. Zur Deutung der einzelnen Spiele ist ihm von großem Nutzen Henry d'Allemagnes „*Cartes à jouer du XIV au XXe siècle*", auch Regis Kommentar, das auch in dieser Hinsicht unerschöpflich ist. Die zeitgenössischen Novellensammlungen, Noël du Fails *Contes d'Eutrapel* und *Propos rustiques*, Ed. Tabourots *Bigarures*, Bouchets *Serées*, Margaretha von Navarras *Farce de l'Inquisiteur* und die *Fricassée Crotestillonée* vom Jahre 1557, dazu natürlich auch die andern Kommentare Rabelais' und die großen Lexika, das *Dictionnaire de l'Académie*, *La Curne de Ste Palaye*, *Trévoux* bieten ihm manche wertvolle Indizien für die Erklärung des einen oder andern Spiels. Einen Nachtrag zu diesem Kapitel liefert W. F. Smith, der VII, 367—370 das von Rabelais III 11 erwähnte „*Mauldict Livre du passetemps des dez*" erklärt als das *Libro delle sorti* von Lorenzo Spirito da Perugia, auf welches auch Joh. Nevizanus in seiner *Silva nuptialis* fol. 180, 3 aufmerksam macht.[3])

Von den außerordentlich zahlreichen Erklärungen der einen oder andern Stelle Rabelais' kann ich hier nur auf die wichtigsten aufmerksam machen. So zeigt Plattard VI p. 61 ff., „*les Trésors de l'Antéchrist*" Tiers livre Ch. XXVI", daß Rabelais darunter die wirklichen Schätze des Antichrist gemeint habe, nicht etwa die *thesauri maxillarum*, seine Zähne, wie man früher gemeint habe. Der Antichrist sei ja stets als außerordentlich reich angesehen worden und von seinen Schätzen sei in der einschlägigen Literatur häufig die Rede. Daß Rabelais tatsächliche Verhältnisse im Auge gehabt habe, als er II 33 von der Länge der Meilen in den Landes im Gegensatz zum übrigen Frankreich sprach, zeigt s. t. „*Les lieues des Landes*" Beaurain VI p. 66/7. Auch ein Volkslied weiß davon zu singen und ein venezianischer

[3]) In der Chronique finden sich noch einige Ergänzungen zu der Arbeit von Psichari von Jacques Soyer und Charles Oulmont VII, p. 131, 132.

Gesandter, der durch die Landes reiste, wies ausdrücklich darauf hin. — Was Rabelais unter den *Piliers d'Enay* gemeint habe, als er I 14 sagte, Gargantuas Federhalter sei so groß gewesen wie „*les gros piliers d'Enay*" erklärt Dr. Chambard, Hénon p. 385/6 VI; die Kirche St. Martin d'Ainay liegt auf der Halbinsel zwischen Saône und Rhône, welche die Lyoner *la queue d'Ainay* nennen.

Auch mit der Erklärung eines Ortsnamens beschäftigt sich Thomas VI p. 392—397 s. t. *Passelourdin.* Rabelais spricht im zweiten Buch von einem großen Felsen bei Poitiers, den man Passelourdin nannte, eine Art Dolmen, wo die Studenten zum Ulk ein Essen veranstalteten. Woher kommt dieser Name? Der Pariser Gelehrte führt den Namen auf Pas Saladin zurück und meint es rühre der Name von jener im Mittelalter häufig genannten Schlucht, die zwölf bis dreizehn Ritter verteidigten, durch die ein großes von Saladin befehligtes Heer durchzukommen versuchte. In Bildern, in Tapetenstickereien, in Schauspielen, epischen Gedichten, in Romanen ist von diesem berühmten *Pas Saladin* die Rede. Der Roman von Jehan d'Avesnes versetzt nun diese Schlucht nach England zwischen Escoche und Warwik, und es wird ausdrücklich versichert, die wirkliche Schlucht habe den Namen von jenem in Sage und Poesie bekannten Orte geerbt. Die Lokalisierung des Pas Saladin in England ist aber durch die Beziehungen Richard Löwenherz' zu Saladin sehr leicht möglich. Richard war nun selbst Graf von Poitou von 1169 bis zu seinem Tod. Durch seine Mutter Eleonore von Poitou war er eigentlich mehr Poiteviner als Engländer. Unter den Rittern, welche die Schlucht verteidigten, befand sich auch ein poitevinischer Ritter, *André de Chauvigny*, der an Richards Seite in der Schlacht vom 5. August 1192 kämpfte, welche den Pas Saladin hervorrief. Das alles erleichterte sehr die Übertragung der Sage nach dem Poitou. Übrigens war, wie urkundlich bezeugt ist, die Sage noch in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts im Poitou lebendig. Freilich hat sich in dieser Zeit der Name schon geändert. Der Ort heißt *Passeladin*, ein Beweis, daß man den Ursprung nicht mehr verstand. Diese Form Passeladin ist nun nach Thomas eine Übergangsform zu Passelourdin. Wie *-ladin* zu *-lourdin* wird, erklärt er freilich nicht. So ist es denn mit Freuden zu begrüßen, daß B. de Quinçay p. 377/8 noch einmal auf die Frage zurückkommt. Eine Lösung vermag er aber auch nicht zu bieten. Er weist nur auf eine Stelle im ms. fr. No. 12, fol. 126 (carton 42), wo von einem Hugues Pallardin die Rede ist, der nach Poitiers Weizen aus Gençay verkaufte. Nun führt aber der Weg von Gençay nach Poitiers über Passelourdin. Vielleicht hätte Pallardin seinen Namen dem Orte gelassen. Das erscheint uns nun sehr wenig glaubhaft. Denn es war doch kein so weltbewegendes Ereignis, daß ein gewisser

Pallardin, um Weizen zu verkaufen, an diesem Orte vorbeikam. Da hat die Erklärung Thomas' doch mehr Wahrscheinlichkeit für sich. Das mag B. de Quinçay gefühlt haben, denn er begnügt sich nicht mit dieser Erklärung, sondern weist auf eine Deutung des Apothekers Jacques Contant aus 1550 hin, der in seinen 1628 herausgegebenen Werken *Passelourdin* mit *Passelourdaud* zusammenbringt. Auch macht er auf das nicht weit von Poitiers liegende Dorf *Lourdines* aufmerksam und frägt: ,,*Lourdin et Lourdine auraient-ils voulu dire jadis lourdaud et lourdaude?*" Damit ist die Sache natürlich nicht abgetan, sondern nur um eine Hypothese reicher geworden.

Daß Rabelais' Topographie noch sehr der Vertiefung bedarf, ist daraus schon ersichtlich. Sie ist übrigens auch in diesen Zeitschriftbänden viel gefördert worden. So von Jacques Soyer für Berry und Orléans VII p. 65—82, p. 306—331 nach dem Muster der von Henri Clouzot im Jahrgang 1904 für Poitou herausgegebenen Topographie rabelaisienne. Zuerst wird der Ort beschrieben, über den Rabelais spricht, dann die Stelle angegeben, wo davon die Rede ist, darauf folgen alle Einzelheiten innerhalb der besprochenen Gegend, endlich werden die Personen genannt, die in diese Gegend gehören. Auf diese Weise erhält man ein sehr vollständiges Bild des Anteils, den die eine oder andere Gegend an Rabelais' Werk nimmt.

Mit der Topographie im gewissen Zusammenhang steht auch, was in der Revue über das *Collège de Montaigu* mitgeteilt wird. Marcel Godet erzählt unter diesem Titel p. 285—305 VII die Geschichte dieser Schule, über welche Rabelais sehr wenig erbauliche Bemerkungen im Cap. 37 des Gargantua macht. Sie war im Jahre 1314 durch Gilles Aycelin de Montaigu, Erzbischof von Rouen gegründet worden und stand im 15. Jahrhundert unter der Oberaufsicht des Kapitels von Notre Dame. Im Jahre 1483 wurde Jean Standock zum Prinzipal ernannt. Er führte eine eiserne Disziplin ein, — das Durchpeitschen war an der Tagesordnung, — zugleich wurde sehr viel Wert auf äußere Frömmigkeit gelegt. Die Schüler rekrutierten sich besonders aus den ärmeren Volksklassen, sie trugen eine mönchähnliche Kleidung mit Kapuze und wurden deshalb *les Capettes* genannt. Erasmus studierte dort und hat in seinen *Colloquia* seiner Wut über die Schule, in welcher er so viel gelitten, Ausdruck gegeben. Den Schülern wurde schlechtes, verfaultes Essen vorgesetzt, die Betten wimmelten von Ungeziefer, der Unterricht war ganz im Banne der alten Scholastik, ,,*nam illic, ut audio, parietes ipsi mentem habent theologicam*", sagt Erasmus in seinen Colloquia. Besonders verhaßt waren die Nachfolger von Standock, Noël Beda und Pierre Tempête. So sagt Rabelais, die Gefangenen bei den Mauren und Tartaren seien besser behandelt als die armen Schüler in diesem Collège; den Tempête versetzt er in die Hölle,

„*en la roue de Ixion, fouettant le chien courtault qui l'ébranle*“ IV 21. So hat sich denn Rabelais auch hier als Träger der Ansichten von Erasmus gezeigt. Je weiter man in das Studium Rabelais' eindringt, desto klarer wird einem zum Bewußtsein, welch' enge Verwandtschaft die beiden Männer miteinander vereinigte.

Der künftige Kommentar Rabelais' hat sich aber nicht bloß mit der Erklärung der sogen. Realien zu beschäftigen, er hat auch auf Schritt und Tritt schwierige Ausdrücke zu erläutern. Unter dem Titel *Rabelaesiana* gibt Lazare Sainéan VII p. 83—96, p. 332—361, p. 453—467 derartige, sehr willkommene Aufschlüsse, die in den Anmerkungen einer künftigen kritischen Rabelaisausgabe sicherlich Verwertung finden werden. So wird *carous* et *lancement* aus der Landsknechtssprache erklärt, den türkischen Ausdrücken Panurges werden ähnliche aus zeitgenössischen Quellen an die Seite gestellt, hebräische und arabische Termini werden erläutert, der Ausdruck *haulser le temps* bei Rabelais IV 63 wird mit demselben Ausdruck bei andern Schriftstellern der Zeit verglichen, die so merkwürdigen Wörter *aberkeids* und *frelore*, die schon so viel Kopfzerbrechen verursacht hatten und von denen Morf p. 133 VII das erste mit dem schweizerischen *abaχei* herabfallen erklärt hatte, werden noch einmal untersucht, wobei Sainéan sich für *aberkeids* der Ansicht Morfs anschließt, und *frelore* in dieser Form als ebenfalls schweizerisch, in der Form *forelore* als schottisch ansieht. Darauf folgen Artikel über *la langue agarene*, über *Sainct Alipentin*, über *baffouer* (*attacher avec une corde)*, *diable de Biterne*, *estrelins*, *fistique*, *génissaire*, *jambe de Dieu*, *papeligosse*, *boire à tirelarigot*, *averlan*, das Schottische bei Rabelais, *Gaudebillaux et Billevesée*, *Seraph*. Es ist uns unmöglich, im einzelnen auf diese sehr lesens- und beherzigenswerten Auseinandersetzungen einzugehen. Noch an anderer Stelle bespricht Lazare Sainéan die sprachlichen Eigentümlichkeiten Rabelais'. Unter dem Titel „*Le Vocabulaire de Rabelais*“ *VI* p. 286—316 untersucht er die Frage, ob Rabelais mehrere Sprachen beherrschte und ob die vielfach zum Beweise davon angeführte Stelle im 2. Buche, in welcher Panurge alle möglichen Sprachen redet, wirklich beweiskräftig ist. Der Ausgangspunkt dieser Stelle ist in der *Farce de Pathelin* zu suchen, in der Szene, wo der Meister, um den Tuchhändler zu hintergehen, in den verschiedensten Sprachen Dummheiten vorbringt. Daß Rabelais deutsch gekonnt habe, geht daraus nicht hervor. Die hier und an andern Orten seines Werkes vorkommenden deutschen Ausdrücke rühren einfach aus der Landsknechtssprache her; das Schottische Panurges wird auch wohl der schottischen Soldatensprache entnommen sein; das Baskische war damals sehr häufig die Sprache der Dienerschaft; auch Gargantua hat einen baskischen Lakai; das Türkische Panurges ist Molière'sches Mamamouchitürkisch; unter der Rubrik „Hebräisch“

sammelt Sainéan alles, was über diese oder von dieser Sprache bei Rabelais vorkommt. Sehr interessant ist dabei die Bemerkung, daß die von Rabelais bei hohen Zahlenangaben häufig gebrauchte Redensart „*sans les femmes et les petits enfants*" die burleske Nachahmung einer in der Bibel häufig vorkommenden Ausdrucksweise ist. Von allgemeinerem Interesse ist auch die Beobachtung, daß das hebräische Element bei Rabelais in den ersten drei Büchern fast völlig fehlt, im vierten zunimmt und im fünften sehr kräftig ausgebildet ist. So erscheinen die zahlreichen Offiziere der *Dame Quintessence* und die Abstraktionen, welche die Nahrung der Königin bilden, unter hebräischem Namen. Die lange Liste der Würdenträger umfaßt im tollsten Durcheinander die Ehrentitel, die sich die Rabbiner in ihrer Korrespondenz gaben oder mit denen man früher die Häupter der israelitischen Gemeinden beehrte. Bezüglich der arabischen Wörter bei Rabelais vertritt Sainéan die Ansicht, es sei nicht nötig anzunehmen, daß der Gelehrte wirklich auch arabisch gekonnt habe, und zwar obgleich die *Briefve declaration* den Bischof von Caramith als den Lehrer Rabelais' in dieser Sprache in Rom bezeichnet. Die arabischen medizinischen und anatomischen Termini technici, die er gebraucht, kann er sehr wohl aus den lateinisch geschriebenen oder in einzelne romanische Sprachen übersetzten Werken der arabischen Ärzte entnommen haben. Das Resultat, zu dem Sainéan in seiner sehr lehrreichen Abhandlung gelangt, ist dieses: So sehr Rabelais auch enzyklopädisch angelegt sei, hinsichtlich der Sprachen schöpfte er doch nur aus den in der Renaissance üblichen Quellen. Er konnte Lateinisch, Griechisch, etwas Hebräisch und Italienisch. Was die anderen sprachlichen Elemente betrifft, *les autres bribes polyglottes sont purement adventices, véritable bric à brac linguistique, ramassé en cheminant et plaqué au fur et à mesure dans son œuvre.*

Lazare Sainéan ist aber nicht der einzige, der die sprachliche Seite von Rabelais' Kommentar bereichert hat. So hat sich auch Clouzot, der auf so vielen Gebieten der Rabelaisforschung erprobte Gelehrte, um diese Seite der Kenntnis des Satirikers verdient gemacht. So erklärt er, was unter *prez guimaulx* zu verstehen ist (I 4), was die *grand'diablerie* bedeutet I 4, und die *boeufs coireaux* im selben Kapitel, dies alles s. t. *Notes pour le commentaire* p. 97—99 VII, über andere Ausdrücke findet sich noch einiges von ihm VI, p. 213/14, VII, p. 399/400, p. 448. Eingehender spricht er sich VII p. 487—491 über *le Chiabrena des pucelles* aus, welches Philipot und Sainéan in R. Et. R. V p. 137 und 399 als Ziererei und falschen Schein erklärt hatten. Er erklärt es skatologisch als *chia (sse) -brena (sse)*, zugleich führt er aber den Nachweis, daß die Verse, die R. III 8 als angeblich aus dem *Chiabrena* stammend anführt, nicht etwa, wie

man a priori denken würde, von ihm erfunden sind, sondern einer 1543 herausgegebenen Sammlung „*La fleur de poesie françoyse*“ entnommen sind. Diese Sammlung enthält zwar einige sehr freie Verse, die meisten sind aber eher idealistisch; es scheint diese Sammlung im Frauenstreite für die Frauen eingetreten zu sein; dies war aber für Rabelais schon ein Grund, sie mit seinem Spott zu verfolgen, und als törichte Ziererei zu bezeichnen.

Neben Sainéan und Clouzot hat auch P. Dorveaux mehrere seltene Ausdrücke erklärt, so VI p. 211, VII p. 99 ff., 387 ff., p. 450 ff., zugleich mit Lefebvre des Noëttes. Den Ausdruck *spondilles, espondilles et os popondrilles* Kap. XXVII erklärt P. L. VII p. 117—121. Er kommt zu dem Ergebnis, daß *spondille* Wirbelbein und *espondille* Schamlippen heißt. Über „*monouc*“ „*eunuque*“ et „*mnadies*“ „*bona-dies*“ handelt A. Thomas VII p. 403—405; über *guodefie* und *jolivit* im vierten Buche Rabelais' verbreitet sich Paul Barbier fils VII p. 406—410. Zu diesen Deutungen finden sich einige erweiternde und berichtigende Bemerkungen VII 445 ff. Auch andere Ausdrücke werden an derselben Stelle von Abel Lefranc VII p. 433—439, von Jean Plattard p. 449/50 und anderen zu erklären versucht.

Auf Rabelais' Sprache nimmt auch die Arbeit von W. F. Smith Bezug: *Les proverbes de Rabelais* VII p. 371—376. Der Verfasser erzählt, er habe in Florenz ein Büchlein von Johannes Aegidius Nuceriensis ausfindig gemacht, welches ungefähr tausend französische Sprichwörter enthält, die in lateinische Verse übersetzt sind. Bei Rabelais kommen ungefähr vierzig Sprichwörter vor, die denselben entsprechen. Die Ausgabe der lateinischen Sprichwörtersammlung rührt von *Jod. Badius Ascensius* aus Paris 1519 her, eine andere von *Claude Nourry*, dem Vorgänger von *François Juste* in Lyon. Aus dem Grunde hält Smith eine Benutzung der Sprichwörtersammlung durch Rabelais für recht wahrscheinlich. Aber könnte Rabelais nicht unabhängig davon auf Sprichwörter gekommen sein, wie *l'habit fait le moine* I Prol. oder *Qui trop embrache mal estraint* I 11 und 46? Ist es nötig, daß er deshalb zurückgeht auf „*habitus non facit monachum sed professio regularis*“, oder „*in proverbio dicitur, qui nimis capit, parum stringit?*“ Auch hier beweist Smith gar nichts, weil er zu viel beweisen will.

Endlich haben wir von Hugues Vaganay VII p. 479 eine kurze Notiz, die auf Rabelais' Sprache, wenn auch indirekt, hinweist. Unter dem Titel „*quelques vocables pré-rabelaisiens*“ zeigt er, daß „*ettéré, acclamation, bronze, brusque* und *fanfare*“ schon von Schriftstellern vor Rabelais gebraucht worden sind.

Wie wertvoll diese Kleinarbeit für ein vollständiges Verständnis Rabelais' sein dürfte, eine unmittelbarere Bedeutung haben doch die Arbeiten, zu denen wir jetzt übergehen, für die

Stellung, die Rabelais' Buch in der Literatur überhaupt einnimmt. Das Verhältnis des Gargantua und Pantagruel zu den anonym überlieferten Chroniken des Riesen ist, wie man weiß, ein recht enges. Eine wichtige Entdeckung hat nun Seymour de Ricci gemacht, eine Entdeckung, die auf das Verhältnis der einzelnen Chroniken zu einander neues Licht wirft. Die Arbeit ist betitelt: *Une rédaction inconnue de la Chronique de Gargantua* VII 1—28. Seymour de Ricci berichtet zuerst, wie er dazu kam, in der in Aix befindlichen Bibliothek von Jean Baptiste Piquet, marquis de Méjanes, ein Büchlein zu finden, das den Titel trägt: „*Sensuyt la grande et merveilleuse vie du trespuissant et redoubté Roy de Gargantua translatée de grec en latin et de latin en françois*", ohne Datum, Ortsangabe und Druckername. Aus verschiedenen Gründen, die auf der Natur der Buchstaben basieren, schreibt Seymour de Ricci das Büchlein dem Pariser Buchdrucker Guichard Soquand zu, der auch das „*Moyen de soy enrichir*" von François Girault herausgab. Wie wir gleich nachher sehen werden, ist V. der Ansicht, daß François Girault auch diese Schrift kompiliert hat. Seymour de Ricci begnügt sich nun nicht bloß damit, eine Photographie des Büchleins zu geben, er druckt es auch ab, mit seiner Orthographie, den Alineas und Interpunktionen, aber unter Auflösung der Abkürzungen, um bei aller Treue doch auch einen lesbaren Text zu bieten. Es besteht die Chronik zuerst aus einem Prolog, dann aus acht Kapiteln. Sie handeln zuerst von der Mutter des Riesen, der Geburt Gargantuas und seiner Gestalt, als er drei Jahre alt war. Dann wird erzählt, wie Gargantua einen König „*des terres neuves*" unterstützt, wie er sich in eine Dame verliebt und an sie einen Rondeau schickt, wie die Dame ihm mit einem anderen Rondeau antwortet. Darauf wird das Abenteuer eines Hirten in einem hohlen Zahn Gargantuas mitgeteilt, ferner wird die Kleidung und die Nahrung Gargantuas beschrieben. Darauf folgt die Episode mit den Glocken von Notre Dame, die Gargantua wegnimmt, aber wieder schenkt; es wird dann erzählt, wie er einen Auvergnaten auf den Boden fallen läßt, die Schlösser von Dammartin und Bicêtre niederreißt, den Sultan in seinem Munde ertränkt. Mit einem Epilog schließt das Büchlein. Ohne Schwierigkeit erkennt man darin eine der häufigen mehr oder minder direkt von den Grandes Chroniques de Gargantua beeinflußten Schriften. Besondere Ähnlichkeit hat das Büchlein mit den *Croniques admirables du puissant Roy Gargantua*, die Paul Lacroix s. t. *La seconde Chronique de Gargantua et de Pantagruel précédée d'une notice par Mr. Paul Lacroix*, *Paris, Librairie des bibliophiles* 1872, in-16, XX—123 f. herausgegeben und über deren Verhältnis mit den *Grandes Chroniques* und mit Rabelais Knoblauch in einer Würzburger Dissertation 1904 gehandelt hat. Die *Croniques admirables* sind sicher nicht

jünger als das Jahr 1534, da das eine Exemplar — wir besitzen nur zwei, in der *Bibliothèque nationale* und in der Arsenalbibliothek — in diesem Jahre von einem Straßburger Namens Siderander gekauft worden ist. Aus einem Vergleich der Croniques admirables mit dem in Aix neu aufgefundenen Schriftchen geht nun hervor, daß der Anfang des Prologs, die ganze Mitte von Kap. IX, ein Paragraph von Kap. XII, die Mitte von Kap. XVIII und die Verse am Ende identisch sind. Zieht man diese Teile von den Chroniques admirables ab, kann man konstatieren, daß der Rest — abgesehen von drei Kapiteln, die dem Pantagruel entnommen sind, abgesehen vom Ende von Kap. XVIII, abgesehen von drei törichten Interpolationen in Kap. XV, XXIX und XXX, abgesehen von der ganzen Geschichte des Riesen Gallimassue, Kap. XXXIV—XLI nichts anderes ist als die ziemlich genaue Wiedergabe eines c. 1533 herausgegebenen, auf der Nationalbibliothek sich befindenden, bisher aber noch nicht bekannt gewesenen neuen Werkchens „*le vray Gargantua*“. Seymour de Ricci gibt nun die Titel der einzelnen Kapitel der Reihe nach an und vermag auf diese Weise festzustellen, aus welchen Quellen die *Chroniques admirables* geschöpft haben. Der Verfasser dieses literarisch zwar recht minderwertigen, aber für die Geschichte der Rabelais'schen Nachahmer nicht unwichtigen Schriftchens hat den „*Vrai Gargantua*“ in extenso, abgesehen von Kap. XXVIII und XXIX, wieder abgedruckt; er hat dann drei Kapitel des Pantagruel hinzugefügt, ferner drei Kapitel und zwei Paragraphen des in Aix gefundenen Schriftchens, dazu noch die ganze Geschichte des Gallimassue, deren Original wir nicht kennen, und vier Episoden, die sich am Ende der Kapitel XV, XVIII, XXIX und XXX finden.

Eine weitere Frage ist nun die: Wer ist der Verfasser des in Aix gefundenen Schriftchens? Wer ist der Kompilator der *Chroniques admirables?* Der Bibliothekar der Sammlung Méjanes in Aix fand heraus, daß die Verse des Schlusses ein Akrostichon enthalten. Aus den Initialen dieser Verse liest man den Namen François Girault heraus. Nach Seymour de Riccis Meinung würde das andeuten, daß François Girault der Verfasser oder sagen wir besser der Kompilator des Schriftchens war. In den Chroniques admirables finden wir dasselbe Akrostichon. Deshalb meint Seymour de Ricci, auch diese Chroniques seien von François Girault. Ich frage mich, ob er mit dieser Schlußfolgerung Recht hat. Da die Chroniques admirables auch sonst die Kapitel des Schriftchens aus Aix einfach übernehmen, kann der Verfasser sehr wohl diese letzten Verse, die ja identisch sind mit denen des Aix'er Schriftchens, übernommen haben, ohne überhaupt zu wissen, was das Akrostichon bedeutete. Wir haben deshalb gar keinen zwingenden Grund anzunehmen, daß deshalb die Chroniques admirables auch von Girault verfaßt sind.

Dieser François Girault ist übrigens, wie schon oben bemerkt, der Verfasser eines armseligen Gedichts „*La Manière d'avoir de l'argent*", aus c. 1530; er ist vielleicht auch identisch mit einem Buchdrucker Fr. Girault, der c. 1550 seine Kunst in Paris ausübte. Von seinen Gedichten besitzen wir fünf Ausgaben, deren Titel angegeben werden. Das Aix'er Schriftchen ist so armselig und enthält so wenig wirklich Rabelais'sches, daß Seymour de Ricci sich frägt, ob Girault überhaupt die Grandes Chroniques de visu kannte. Jedenfalls rührt dieses Schriftchen wohl sicher aus 1533, vielleicht sogar aus den letzten Wochen von 1532.

Am Schlusse seiner Untersuchung macht der Verfasser dann noch auf die Ähnlichkeit aufmerksam, welche die Episode des hohlen Zahnes im Aix'er Schriftchen mit einer Episode hat, die sich nur in einer einzigen Ausgabe des Pantagruel befindet. Diese Ausgabe rührt aus Poitiers her und ist durch die Gebrüder Marnef besorgt worden; wir haben davon nur zwei Exemplare, die sich auf der Nationalbibliothek befinden. Der *jeu de paulme* im hohlen Zahne Gargantuas erinnert auch auffällig an die merkwürdige Beschreibung des Innern des Mundes Pantagruels in Rabelais' zweitem Buch 32.

Auch zu den witz- und geistlosen Vorläufern Rabelais'scher Art mag die von Ch. Portal VII p. 111 angeführte „*Fantaisie rabelaisienne*" gehören, die noch aus dem 15. Jahrhundert herstammt und in einer Hs. gefunden wurde, die einem Albigenser gehörte, ebenso die von Abel Lefranc VI p. 203 angeführten Werke, das *Songe de Pantagruel* von Habert vom Sept. 1542 und die *fantastiques batailles des grans roys Rodilardus et Croacus* von 1534, von denen das erste auf Rabelais' drittes Buch Einfluß ausgeübt haben muß.

Mit den Texten Rabelais' selbst beschäftigt sich eine sehr gute, und für die künftige kritische Ausgabe Rabelais geradezu grundlegende Arbeit von Jacques Boulenger VI p. 97—123 „*Valeur critique des textes de Gargantua*". Zu Rabelais' Lebzeiten sind von seinem ersten Buch zehn Auflagen erschienen, vom Jahre 1535 bis zum Jahre 1553. Bisher ist der Text von 1542 von den Herausgebern fast immer ihren neuen Ausgaben zugrunde gelegt worden. Ist es aber sicher, daß dieser Text von Rabelais selbst korrigiert worden ist und ist er jedenfalls derjenige, der unbedingt vorgezogen werden muß? Der älteste Text A ist von Fr. Juste in Lyon etwas vor 1535 herausgegeben worden, der zweite B vom gleichen Jahre enthält einige Änderungen und Hinzufügungen von Rabelais' Hand selbst, denn, wenn Rabelais korrigiert — das kann man stets beobachten und es ist dies charakteristisch für seine ganze Art — so fügt er gewöhnlich hinzu oder ändert den einen oder andern Ausdruck, die eine oder andere Wendung, niemals streicht er oder unterdrückt er etwas. Der dritte Druck C von Jahre

1537 gibt den Text von B wieder, aber sehr ungenau mit vielen Druckfehlern und sogar unter Auslassung eines ganzen Kapitels. Der vierte Druck D vom Jahre 1537 ist nicht bei Juste erschienen, sondern in Paris. Der fünfte E. vom Jahre 1542 und von Juste folgt, wie Boulenger in einer Tabelle auf Grund schlagender Beispiele zeigt, dem Texte von D, selbst wenn er fehlerhaft ist. Es scheint also dieser Text nicht etwa auf Grund einer der früheren Ausgaben desselben Juste, sondern nach dem Pariser Druck von 1537 hergestellt worden zu sein. Soll man aber daraus schließen, daß D von Rabelais selbst korrigiert und durchgesehen worden ist? Boulenger glaubt es aus verschiedenen Gründen nicht. Erstens ist D nicht durch den gewöhnlichen Verleger Rabelais' herausgegeben worden, dann zeigen aber die Varianten dieser Ausgabe durchaus nicht den Charakter der sonstigen Rabelais eigentümlichen Korrekturen. Es sind meist nur kleine Verbesserungen von Wörtern, niemals aber Interpolationen und Hinzufügungen, wie Rabelais sie sonst in den sicher von ihm revidierten Ausgaben B und E anbringt.

Auch C ist nicht von Rabelais selbst durchgesehen worden, denn es enthält keine Stilkorrekturen, dafür aber umsomehr Fehler. Es hat überhaupt den Anschein, als ob C ein außerordentlich schnell hergestellter Druck sei. Und Boulenger erklärt sich den Sachverhalt folgendermaßen. Im Jahre 1537 hätte es ein Pariser Buchdrucker für vorteilhaft angesehen, Gargantua wieder zu drucken und hätte D besorgt. Bei der ersten Nachricht davon hätte nun Fr. Juste, der gewöhnliche Herausgeber Rabelais', der Wert darauf legte, es auch zu bleiben, um der Konkurrenz die Spitze zu bieten, so schnell als möglich den Text von 1535 wieder abgedruckt; die zahlreichen Fehler von C ließen sich durch die Eile der Herausgeber erklären. In einer kritischen Ausgabe kann deshalb C sehr wohl übergangen werden. Der Text E dagegen ist im Vergleiche zu den früheren sehr stark geändert, interpoliert und korrigiert. Viele Korrekturen sind durch die Klugheit und Vorsicht diktiert worden. Die Angriffe gegen die Sorbonne sind gemildert; einige kompromettierende Stellen sind überhaupt neu überarbeitet worden. Sonst finden sich viele Hinzufügungen und Interpolationen ganz im Rabelaisschen Sinne.

Das Schicksal der Ausgaben Gargantuas gestaltet sich dann weiter folgendermaßen. 1542 gab Dolet eine neue Ausgabe der beiden ersten Bücher, die Boulenger F nennt. Sie beruhte auf D, nahm von E keine Notiz, sondern bot wieder die kompromettierenden Stellen, die Rabelais in E geändert hatte. Man versteht daß Rabelais seinem „Freunde" Dolet, der sogar hinter seinem Rücken gehandelt hatte, diese seine Handlungsweise recht übel nahm. Nicht weniger entrüstet war der Nachfolger François Juste's Pierre de Tours, und zwar umsomehr als Dolet

seine Ausgabe fälschlich als durch den Verfasser revidiert bezeichnete und den ersten Büchern ein Schriftchen hinzufügte, das François Juste nicht bot, den „*disciple de Pantagruel*". Um dagegen zu protestieren, druckte im selben Jahre 1542 Pierre de Tours ein Heft (E bis) von 4 Bogen ab, das einen heftigen Angriff gegen Dolet enthielt. Ein Unbekannter druckte diesen Angriff an der Spitze einer neuen Ausgabe Rabelais' noch einmal ab (G). Auch Dolets Text wurde noch einmal 1547 von Claude la Ville (H) abgedruckt. Noch zwei andere Ausgaben erschienen zu Rabelais' Lebzeiten: I und J., die erste nach 1548, die zweite 1553; doch ist diese letztere nur eine sklavische Wiedergabe von I, die selbst nach Boulengers Ansicht nicht von Rabelais selbst durchgesehen worden ist, sondern nur vom Drucker. Daß dies der Fall ist, sieht man daraus, daß die Orthographie nicht dem Rabelais'schen System entspricht, auch sonst keine Interpolationen und Vergrößerungen, sondern sogar Verringerungen von Zahlen bietet. Von allen Ausgaben Rabelais' verdienen bei der kritischen Herstellung einer neuen Ausgabe demnach nur E, A und B Berücksichtigung. Und zwar dürfte E, da es die von Rabelais doch schließlich gewollten Änderungen enthält, den Vorrang verdienen; A und B dürfte nur für Varianten zu Rate gezogen werden, auch die Änderungen von 1537 (D), die Rabelais kannte, da er sie zum Teil in E benutzte, könnten berücksichtigt werden.

Mit Rabelais' A u s g a b e n beschäftigt sich auch die Arbeit von L o u i s M o r i n VII p. 29—47 „*les éditions troyennes de Rabelais*", welche die in Troyes erschienenen Drucke der Chroniken, der *Navigation du Compagnon à la bouteille avec les prouesses du merveilleux Geant Gallimassue*, und der Werke Rabelais' der Reihe nach anführt und beschreibt. Ergänzungen dazu bietet P a u l P e t i t s Artikel „*les éditions troyennes de Rabelais*" VII p. 362—366. Von Rabelais' gelehrten medizinischen Arbeiten handelt R e n é S t u r e l VI, p. 47—55 in „*Rabelais et Hippocrate*". Er sucht den Nachweis zu führen, daß Rabelais für seine Ausgabe der Aphorismen des Hippocrates ein Exemplar aus dem Jahre 1523/24 benutzt, aber noch manches hinzugefügt hat. Für Bibliophile bietet schließlich auch eine Notiz von S e y m o u r d e R i c c i VI, p. 387—389 Interesse. Unter dem Titel „*un témoignage du XVIe siècle inédit sur François Rabelais*" macht er einige Bemerkungen über ein Exemplar Rabelais' im British Museum 1081. a. 23. auf dem sich von der Hand eines Zeitgenossen einige Zeilen finden, deren Inhalt freilich zu unbestimmt ist, als daß man sichere Schlüsse daraus ziehen könnte.

Die zwei Jahrgänge der Rabelaiszeitschrift, deren Reichtum schon aus dem Vorhergehenden ersichtlich sein dürfte, enthalten endlich noch verschiedene Arbeiten, die von der B e u r t e i l u n g R a b e l a i s n a c h s e i n e m T o d e, von dem E i n f l u ß, den er ausgeübt hat, den N a c h a h m u n g e n, die er hervor-

gerufen, und den Erklärungen, die ihm zuteil geworden sind, handeln. So teilt J. B. s. t. *Trois témoignages sur Rabelais* VI, p. 398/9 drei Bemerkungen über Rabelais' Werk und seine Bedeutung mit. Die erste ist von Alione in seiner *Commedia e farse carnovalesche nei dialetti astigiano, milanese e francese miste con latino barbaro, composte sul fine del sec.* XV, die andere findet sich in *Lectionum memorabilium et reconditarum centenarii* XVI de Johannes Wolfius, die dritte im *Lindenius renovatus* von Georg Abraham Mercklin, Nürnberg 1681. Alione schimpft über die *pestiferi libri Rabelais*, Wolfius zitiert einige obscöne Bemerkungen und Mercklin macht einige biographische Andeutungen über den Dichter, dessen Werk er kurz charakterisiert.

Den Einfluß, den Rabelais auf Marnix de Sainte Aldegonde ausgeübt hat, beleuchtet G. Cohen „*Rabelais et Marnix de Sainte Aldegonde*". VI, p. 46/65. Übrigens war schon von Delboulle in der Revue d'histoire littéraire de la France 1896, p. 440—3 und R. Et. R. IV 224 sowie von mir, was die Stilmittel betrifft, in meiner Geschichte der grotesken Satire, darauf hingewiesen worden.

Groß ist auch der Einfluß gewesen, den Rabelais' Werk auf Nicolas de Troyes „*Grand Parangon des nouvelles*" ausgeübt hat. Wie H. Clouzot s. t. *Un lecteur du IIe livre en 1635*, VII p. 385/86 zeigt, ist die 31. Novelle dem Buch II 21, die 9. Buch II 17 und die 29. Novelle Buch II 27 entnommen. In einigen Einzelheiten ist die Entlehnung sogar wörtlich. Ein Nachahmer Rabelais' ist auch Charles Sorel. Die *Propos des buveurs* hat er z. B., wie wiederum H. Clouzot VII p. 382/84 nachweist, in seinen *Facetieux Devis et plaisans contes* 1612 beinahe wörtlich übersetzt.

Während Rabelais bei diesen Schriftstellern wohl recht beliebt gewesen sein wird, ist es bei andern nicht der Fall. So zitiert Louis Loviot ein Epigramm des Salomon de Priezac 1564, VII p. 481/2, in dem er einem gewissen Geistlichen gratuliert, dem er seine Bibliothek gezeigt hatte, daß er ihm seinen Rabelais ins Feuer geworfen habe. Auf den Haß, mit dem die Jesuiten Rabelais verfolgten, weist ein Artikel Lefrancs hin „*Garasse et Rabelais*" p. 492—499, in dem er von den Angriffen dieses Jesuitenpaters auf Rabelais in seinem *Rabelais réformé* 1619 und in „*La Recherche des recherches d'Estienne Pasquier*" 1622 spricht. Keine besondere Sympathie für Rabelais wird auch Fontenelle gehabt haben. Über ihn verbreitet sich Henri Potez VI p. 362 „*Rabelais et Fontenelle.*" In seiner *Histoire des Oracles* 1686 *(1e dissertation XVII)*, dann 1742 in seiner *Etude sur le théâtre français avant Corneille* und in seinen *Réflexions sur la poétique* spricht Fontenelle sein Urteil über Maître François aus. Für ihn, der in der Poesie nur ein kom-

pliziertes Spiel sah, dem das Reelle nur in seinen abstrakten Residuen gefiel, dem die *bienséance* besonders am Herzen lag, gab es selbstverständlich in Rabelais' Werk vieles, was ihm schon instinktiv mißfallen mußte. Als Cartesianer mußte er Rabelais als Materialisten verachten; sein gelehrtes Sammelsurium mußte ihm, dem Manne der Ordnung, der den Homer kürzen wollte, namentlich zuwider sein. Daneben bot freilich Rabelais manches, was bei ihm verwandte Saiten anschlug. Die Sinnlichkeit Rabelais', seine Satire der Kirche, sein „*mépris des choses fortuites*" werden ihm gewiß gut gefallen haben.

Auf der Bühne ist Rabelais selbst oder sind Personen aus seinen Romanen manchmal dargestellt worden. So macht Dr. E. Grosset VII 515 auf eine reizende Komödie aufmerksam „*Rabelais novice*" in einem Aufzug und in Versen, von Pierre Robbe, wo eine Episode aus Rabelais' Jugend, natürlich ohne historischen Hintergrund, dramatisch behandelt wird. Aber schon im 17. Jahrhundert sind Personen aus Rabelais' Roman im Drama verherrlicht worden; so haben wir z. B. aus 1660 ein Stück „*les Véritables Précieuses*" von Antoine Baudeau, sieur de Somaize, in welchem der Dichter einen Poeten auftreten läßt, der sich rühmt neben einer Tragödie „*La mort de Lusse-tu-cru*" eine Komödie „*les Noces de Pantagruel*" verfaßt zu haben, in der Pantagruel sehr drastisch von seiner Liebe spricht, cf. VII p. 483/6 von J. B. Im 17. Jahrhundert waren die Helden von Rabelais' Gargantua und Pantagruel so berühmt, daß man ihre Heldentaten z. B. auf den Fächern nachbildete. Wir sehen das aus einem merkwürdigen Stück, einer Farce im normannischen Patois, „*la Farce des Quiolars*", cf. VI p. 279 H. C. „*Pantagruel et Gargantua sur un éventail*". Aus dem 17. Jahrhundert rührt auch der *Rabelais ressuscité* 1611, über den Oulmont VI p. 196 sich verbreitet. Diese von Jean Petit herausgegebene Schrift muß sehr angesprochen haben, da sie 1614 und 1615 wieder publiziert wurde. Der Verfasser hieß Nicolas de Horry. Es wird uns hier die abenteuerliche Geschichte des Grangosier erzählt, der als Kind ebenso gefräßig ist als Gargantua bei Rabelais, in der Universität *Peu d'estudes* studiert, den Dr. macht, den teuflischen Plan faßt, Notre Dame zu stehlen, aber daran noch im letzten Augenblick verhindert wird. Er heiratet dann die Tochter Happebrans, hat deshalb mit seinem Nebenbuhler Machecrouste einen Prozeß zu führen und wird der Nachfolger Happebrans. Schließlich stirbt er, da er Ochsen mit den Hörnern verschluckt hat. Es ist dies eher eine Travestierung Rabelais' im Scarronschen Sinne als eine Auferstehung. Von ihr hatte ich übrigens bereits in meiner Geschichte der grotesken Satire p. 280/1 gesprochen. In der Chronique VII p. 424 weist Baron A. F. Bourgeois auf einige Stücke hin, die Jacques Autreau verfaßte. Sie heißen

Panurge à marier und *Panurge marié dans les espaces imaginaires* (1659—1745) und sind nach seinem Tode 1749 gedruckt worden. Endlich haben wir noch ein Stück „*Panurge dans l'île des lanternes*“, worüber H. Gaidoz VI p. 113 ff. s. t. *Panurge à l'opéra en 1785* handelt. Es ist dies eine *comédie lyrique* in drei Akten, die zum erstenmal durch die kgl. Musikakademie am 25. Januar 1785 aufgeführt wurde, aber nur geringen Erfolg hatte. Übrigens waren in dieser ziemlich albernen Operette die Tänze und Dekorationen die Hauptsache; inhaltlich hatte das Stück sehr wenig von Rabelais.

Rabelais' Werk hat aber nicht bloß auf die Schriftsteller seines Vaterlandes großen Einfluß ausgeübt. Auch das Ausland hat sich mit ihm beschäftigt. Übrigens ist es von Interesse zu sehen, daß Rabelais' Werk nur auf protestantische Völker Wirkung gehabt hat, dagegen gar keine auf Italien und Spanien. Der Grund war wohl einerseits der, daß Italien auf sein *Rinascimento* zu stolz war, um etwas vom Auslande anzunehmen, anderseits daß in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine Kritik und Satire sozialer und kirchlicher Verhältnisse, wie sie Rabelais vorbringt, wegen der Restauration im Süden Europas unmöglich gewesen wäre. Später, im 17. Jahrhundert, als Frankreich auf den Süden wieder Einfluß auszuüben begann, dachte kein Mensch mehr an Rabelais und der Geschmack hatte sich vollständig geändert. In England und Deutschland beschäftigte man sich dagegen sehr intensiv mit Rabelais und seinem Werk. Eine sehr lehrreiche Studie veröffentlicht darüber Lazare Sainéan VII p. 138—258 s. t. „*Les interprètes de Rabelais en Angleterre et en Allemagne*“. Er beginnt mit einer Untersuchung des 1611 herausgegebenen *Dictionarie of the French and English Tongues* von Randle Cotgrave, dem ersten Interpreten Rabelais' auf lexikographischem Gebiet. Das Lexikon fand großen Zuspruch, denn es wurde 1632 und 1650 nochmals herausgegeben. Für seine Zeit war das Lexikon in der Tat eine vorzügliche Leistung. Es erklärte die Wörter Rabelais' mit staunenswerter Virtuosität, und konnte mit Nutzen von späteren Interpreten Rabelais' wie Dr. l'Aulnaye, Burgaud des Marets und Marty Laveaux benutzt werden. Darauf geht Sainéan auf Thomas Urquhart über (geb. 1611 in Cromarty in Schottland), der die drei ersten Bücher Rabelais' 1653 und 1693 in Übersetzung herausgab. Das vierte und fünfte wurden erst nach seinem Tode von Le Motteux publiziert. Eine Gesamtausgabe erschien 1708. 1900 besorgte dann Charles Whitbley eine neue Ausgabe s. t. „*Rabelais Gargantua and Pantagruel, translated into English by Sir Thomas Urquhart and Peter Le Motteux, annis 1653—1694, 3. vol. London*“ mit einer ausgezeichneten Einleitung. Die Übersetzung bezeichnete er als „*a translation unique in its kind, which has no rival in profan letters, indeed it can scarcely been called*

a translation at all; rather it is the English Rabelais". Die Art, wie Urquhart übersetzt oder paraphrasiert, wird von Sainéan an vielen Beispielen klar gemacht. Man sieht leicht, mit einem wie originellen Werk man es hier zu tun hat. Nach den Engländern kommen die deutschen Interpreten an die Reihe Die Paraphrase Fischarts, die übrigens schon häufig der Gegenstand gelehrter Untersuchung gewesen ist, wird eingehend erörtert. Mit Recht macht Sainéan auf die bisher vielleicht nicht genügend beachteten Mißverständnisse Fischarts aufmerksam, der etwa *fromage* mit *froment*, *cane* mit *canne*, *guenon* mit *guenau* verwechselt. Dann bespricht er Regis' großartige Übersetzung und genialen Kommentar. Es ist gut, daß das französische Publikum darauf aufmerksam gemacht wird, denn die Verdienste Regis' werden jenseits der Vogesen oft nicht genügend beachtet. Sein Kommentar ist und bleibt eine wahre Fundgrube, obgleich er äußerlich betrachtet eine *indigesta moles* ist.

Damit hätten wir den Inhalt der überaus reichen letzten Jahrgänge der Rabelaiszeitschrift erschöpft. Freilich von den Rezensionen und einigen in der Chronik hier und da verstreuten Bemerkungen mußten wir Abstand nehmen. Der große Umfang dieser Rezension mag den Beweis erbringen, mit welchem Interesse wir die gelehrte Publikation Abel Lefrancs und seines Stabes, in dem wir uns freuen besonders oft den Namen Henri Clouzots begrüßen zu können, verfolgen. Wenn in dieser Weise fortgearbeitet wird, kann die kritische Ausgabe Rabelais', die, wie wir hören, bereits in Angriff genommen ist, nicht verfehlen, eine mustergültige Leistung zu werden.

Bonn. HEINRICH SCHNEEGANS.

Plattard, Jean, *L'œuvre de Rabelais* (sources, invention et composition). Paris. H. Champion 1910.

Als ich vorliegendes Buch zuerst zu Gesicht bekam, hätte ich beinahe ausgerufen: Wie schade! Warum hat der Autor nicht ein paar Jahre gewartet? Jetzt ist in der Rabelaisforschung alles so sehr in Fluß, daß sein Werk bald überholt sein wird. Als ich mich aber in die Lektüre des Buches vertiefte, schwand bald dieses unbehagliche Gefühl und machte einer andern Empfindung Platz, der hellen Freude über die Fülle und die Vortrefflichkeit des Gebotenen, über die Sorgfalt und Gründlichkeit, mit welcher der ungeheuere Stoff bewältigt worden ist.

Über den Zweck des Buches orientiert schon der Nebentitel, „*sources, invention et composition*", doch teilt der Autor nicht, wie man auf den ersten Blick glauben könnte, den Stoff

nach diesen drei großen Gesichtspunkten ein. Es wird vielmehr in acht verschiedenen Kapiteln jedesmal nach diesen drei Seiten hin Rabelais' Werk untersucht, und zwar zuerst was seine Beziehungen zu der romanhaften Literatur der Zeit betrifft; darauf folgen die Erinnerungen an sein Mönchtum, die *respublica scholastica* in seinem Werk, das Recht, die juristischen Studien und die Juristen, die medizinische Wissenschaft, der Humanismus, das volkstümliche Element, der allgemeine Charakter von Rabelais' Stil. Da die Echtheitsfrage des 5. Buches doch noch nicht als ganz sicher gelöst betrachtet werden kann, wird das 5. Buch überhaupt nicht in den Kreis der Betrachtung gezogen. Es schließt sich an die Einleitung eine detaillierte Bibliographie zu jedem einzelnen Kapitel an. Daran hätte ich auszusetzen, daß der Verfasser es nicht für nötig erachtet hat, die zahlreichen deutschen Einzeluntersuchungen heranzuziehen. Und doch hätte er, wie wir gleich sehen werden, manches aus den Dissertationen von Ehrichs „*Les grandes et inestimables croniques de Gargantua und Rabelais' Gargantua und Pantagruel*", Straßburger Dissertation 1889, und Knoblauch: „*Das Verhältnis der „Croniques admirables" zu den „Croniques inestimables" und zu Rabelais*", Würzburger Dissertation 1904, auch Schober: *Rabelais' Verhältnis zum Disciple de Pantagruel*, Würzburger Dissertation 1904 lernen können. Da von Rabelais' Sprache und Stil die Rede ist, hätten auch die Arbeiten von Klett „*Lexicographische Beiträge zu Rabelais' Gargantua*" 1895, Pfeffer: „*Beiträge zum Wortschatz des 3. Buches Rabelais*" Würzburger Dissertation 1900, Bamann, *die burlesken Elemente in Rabelais' Werk*, Würzburger Dissertation 1904, Eckert, *Sur le style de Rabelais et les particularités de sa syntaxe*, Marienburger Programm, 1861 nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen. Im Kapitel über die volkstümlichen Elemente vermisse ich auch einen Hinweis auf Mättig: *Über den Einfluß der heimischen, volkstümlichen und literarischen Literatur auf Rabelais*, Leipziger Dissertation 1900 und namentlich auf Krüper: *Rabelais' Stellung zur volkstümlichen Literatur*, Heidelberger Dissertation 1909. Ich bin weit entfernt, den Wert solcher Arbeiten zu überschätzen, aber es sind immerhin Bausteine, die in einem so groß angelegten Werke wie das von Plattard nicht fehlen sollten. An der politischen Grenze macht doch die heutige französische Wissenschaft nicht mehr halt. Wenn es mir gestattet ist, auch pro domo einige Worte hinzuzufügen, so möchte ich doch bemerken, daß meine Geschichte der grotesken Satire sich nicht bloß mit den romanhaften Elementen in Rabelais' Werk befaßt, sondern auch zu andern Kapiteln Plattard's im nächsten Zusammenhang steht.

Und um gleich dabei zu bleiben, so scheint Plattard in seinem ersten Kapitel, wo er von Rabelais' Beziehungen zu der

romanhaften Literatur seiner Zeit spricht, mein Buch doch nur sehr ungenau gelesen zu haben. Er gibt von meinen Untersuchungen darüber ein ganz schiefes Bild, wenn er behauptet, ich hätte die Satiren der Ritterromane in Rabelais' Werk in folgende drei Hauptkategorien geteilt: 1. Minutiöse Beschreibungen der Schläge und Wunden, 2. Vergleiche Rabelais' zwischen seinen Helden und denen der Ritterromane, 3. Heldentaten Gargantua's und Pantagruels als Parodie der Abenteuer, die in den Enfances der Helden der altfranzösischen Epen erzählt werden. Plattard stellt hier nebensächliche Dinge in den Vordergrund, reißt sie aus dem Zusammenhang und erteilt ihnen eine Bedeutung, die sie bei mir nicht haben. Um meinen Standpunkt zu verstehen, darf man Rabelais' Werk von den Chroniken nicht trennen. Ich vertrete die Ansicht, daß Rabelais die ursprüngliche harmlose und naive Chronik satirisch zugestutzt hat. Er, der geistvolle Humanist, konnte die Geschichte des ungeheuren plumpen Riesen und seiner staunenswerten Heldentaten nicht mehr ernst nehmen und gab deshalb der Chronik eine satirische Spitze. Oder liegt nicht etwa eine Verspottung der Ritterromane in dem Umstand, daß er Merlin den Entschluß fassen läßt, um den König Artus vor seinen Feinden zu schützen, ein gewaltiges Riesengeschlecht ins Leben zu rufen, und daß er zur Erschaffung des Riesen das Blut aus Lanzelots Wunden und die Abschnitzel der Nägel Ginevras braucht? Zum ersten Male wird hier der Riese — der sonst der Freund des Rittergeschlechts ist — der Träger der Hauptrolle. Die Verherrlichung der wuchtigen Keulenschläge, die er austeilt, ist eine Verspottung der früher so sehr gepriesenen physischen Kraft. In Kontrast dazu tritt die Weichherzigkeit der Riesen, die bei jeder Kleinigkeit in Tränen ausbrechen. Und als weitere Verspottung der Heldenromane kann die Übertreibung der Genauigkeit bei Beschreibungen angesehen werden, die — ernst genommen — schon für die Prosaromane typisch ist.

Wie in der Chronik zeigt sich dieselbe satirische Richtung auch im Pantagruel (II. Buch) und, schon etwas in den Hintergrund gedrängt, im Gargantua. Die übergenaue Beschreibung der Wunden ist für mich nur eines der zahlreichen Beispiele für die Übertreibung in der Genauigkeit der Schilderungen überhaupt. Dabei übersehe ich keineswegs, daß Rabelais' Kenntnisse in der Anatomie auch eine Rolle spielen. Auch liegt es mir fern, wie Plattard es mir in die Schuhe schiebt, anzunehmen, Rabelais habe etwa die Heldentaten des Frère Jean bei der Verteidigung der Abtei Seuilly nur im Hinblick auf Maugis erfunden. Rabelais vergleicht selbst Frère Jean mit Maugis, der in der Sage der vier Haimonskinder seinen Stab gegen die Sarazenen schwingt, und so sehen wir, daß er dabei an die Satire der Ritterromane auch gedacht hat.

Was die „*enfances*" betrifft, so sage ich nur p. 188 „Heldentaten, wie die der Riesen, seien bis dahin unerhört gewesen und stellten die „*enfances*" so zahlreicher Helden aus den Ritterromanen in den tiefsten Schatten." Von dieser nebensächlichen Bemerkung bis zum Hauptpunkt, den Plattard daraus macht, ist ein weiter Schritt. Nur das eine will ich Plattard gerne zugeben: Rabelais' Satire der Ritterromane hat die Gattung derselben, wie die Beliebtheit der Amadisromane zeigt, nicht aus der Welt geschafft. Dagegen ist es nicht ganz richtig, wenn er behauptet, Rabelais hätte die Beliebtheit der Ritterromane beim damaligen Publikum für sein Werk ausgenutzt. Denn er spricht ja von ihnen nur in scherzhaftem Tone, mit der Absicht, sich über sie lustig zu machen.

Eigentümlich kommt mir auch die Beweisführung des Verfassers hinsichtlich der Beziehungen Rabelais' zu den Chroniken vor. Er leugnet sie durchaus, und zwar bloß aus den Gründen, daß erstens Rabelais sich nicht selbst als Autor bezeichne und zweitens der Unterschied zwischen dem Stil der Chronik und dem des Pantagruel zu groß sei. Hätte Plattard die oben angeführten Arbeiten von Ehrichs und Knoblauch studiert, so wären ihm vielleicht einige Zweifel aufgekommen. Knoblauch hat namentlich nachgewiesen, daß höchst wahrscheinlich Rabelais der R e d a k t o r der Chronik ist. Der Zusatz von 1533 zeigt noch mehr die Hand des redigierenden und korrigierenden Rabelais' als die Chronik von 1532. Ich verweise auf p. 20/21 der Dissertation Knoblauch's, die an einigen schlagenden Beispielen die große Wahrscheinlichkeit dieser Behandlungsart nahe legt. Die französische Kritik hatte die Wichtigkeit dieser Argumente sehr wohl anerkannt, da Barat R. E. R. III p. 228 an ihr rühmte „*la sûreté de la méthode et la finesse des aperçus*". Was den Unterschied des Stils betrifft, so erkennt übrigens Plattard im Werke Rabelais' selbst eine Entwickelung im aufsteigenden Sinne an, wenn er z. B. p. 344 in dem Teile, den er für den ältesten hält, in der sog. *geste de Dipsodie* stilistische Unbeholfenheiten erwähnt: „*Laissons ici Pantagruel avec ses apostoles . . . . Or maintenant retournons au bon Pantagruel*", die gegen die Kompositionsart der Chronik nicht so sehr abstechen.

Nach wie vor stelle ich mir die Entstehung von Rabelais' Werk, wie ich sie schon anderorts auseinandergesetzt habe, so vor: Um seine Kranken in Lyon bei guter Laune zu erhalten und ihnen die Zeit zu vertreiben, wird er ihnen die Geschichte des damals in Frankreich volkstümlichen Riesen Gargantua vorgelesen haben. Daß Gargantua — und Pantagruel — schon vor Rabelais bekannt waren, wissen wir ja jetzt. Plattard spricht übrigens selbst davon. Daß Rabelais seine Kranken zuerst im Auge hatte, erhellt ja aus dem Prolog des Pantagruel. Ich brauche nicht die bekannte Stelle zu zitieren: „*Mais que diray*

je des pauvres vérolés et goutteux? O quantes fois nous les avons veus, à l'heure qu'ilz estoient bien oingts et engraissés à poinct . . . usw. . . . *que faisoient ilz alors? toute leur consolation n'estoit que d'ouïr lire quelque page dudict livre. Et en avons veu qui se donnoient à cent pipes de vieux diables, en cas qu'ilz n'eussent senty allegement manifeste à la lecture dudict livre, lorsqu'on les tenoit es lymbes . . .*" Doch wird der geistvolle Humanist Rabelais wohl nicht lange diese Geschichte im harmlosen Märchentone erzählt haben. Er wird wohl bald dazu seine satirischen Randglossen gemacht haben, um seine Kranken zu unterhalten. Als er sah, daß das Büchlein so kolossalen Erfolg hatte — man erinnere sich wieder an den Prolog des Pantagruel „*vous havez n'agueres veu, leu, et sceu les grandes et inestimables chroniques de l'énorme géant Gargantua, et, comme vrais fideles, les avez creues tout ainsi que texte de Bible ou du sainct Evangile*; *et y avez maintes fois passé votre temps avec les honorables dames et damoiselles etc. . .*", schrieb er dazu als selbständige Fortsetzung den Pantagruel.

Ich glaube auch, daß eine solche Entstehungsweise, gegen die Plattard übrigens am Anfang seines Buches zu polemisieren scheint[1]), durchaus nicht im Gegensatz steht zu dem, was er sonst von Rabelais' Werk sagt, welches „*tient par des rapports solides et multiples au tempérament même de Rabelais : le livre a sa source dans la vie même de l'homme*" p. XIII. Denn es stimmt das vollständig zu der Güte und Lebensfreude Rabelais', welcher sehr wohl weiß, daß der Arzt dem Kranken durch freundliches Entgegenkommen und heitere Laune ebensosehr hilft wie durch seine Kunst.

Doch damit begraben wir die Streitaxt. Abgesehen von den erwähnten Punkten bin ich sonst mit Plattard völlig einverstanden. Vortrefflich weiß er die allmähliche Ausbildung der einzelnen Charaktere und Typen bei Rabelais klar zu machen. Er zeigt von wie großem Einfluß auf seine Gestaltung des Riesentypus das Vorbild Pulci's in seinem *Morgante Maggiore* und Merlin Coccaïs' im *Baldus von Cipada* gewesen ist. Freilich hat Rabelais den Riesen aus der Nebenstellung, die er früher einnahm, — wohl dank der Chronik — zur Hauptperson gestempelt. Rabelais macht aus ihm statt eines Vassallen einen aufgeklärten Despoten im Renaissancesinne, doch sind Grandgousier und Gargantua — noch mehr wie Pantagruel — zugleich behäbige Gutsbesitzer aus der Touraine, einfache Winzer und Ackerbauer,

[1]) *Elle n'a certainement pas été créée par le zèle du médecin désireux d'étendre à tous les lecteurs les bienfaits du réconfort que sa conversation enjouée procurait à ses clients ordinaires. Elle n'est pas née du succès fortuit de la publication des grandes Chroniques qui l'aurait invité à cultiver un genre en faveur. Elle n'a pas été continuée et renouvelée par le souci de soutenir un personnage d'amuseur qui lui avait une fois réussi. Elle n'est pas une création artificielle d'auteur qui exploite une veine heureusement découverte*, p. XIII.

denen es an gutmütiger Bonhomie nicht fehlt. Später werden sie sogar noch zu Gelehrten, denn der Humanist verleugnet sich in Rabelais niemals. Und wie die Person der Riesen entwickelungsfähig ist, so auch die Weltanschauung, die sie vertreten. Im Gargantua versteht unser Schriftsteller unter „*pantagruéliser*" noch einfach „*boire à gré et lire les gestes horrificques de Pantagruel*". Im Prolog des 3. Buches enthält der Pantagruelismus nicht bloß eine gewisse Neigung zur Heiterkeit, sondern auch moralische Eigenschaften, Wohltätigkeit und guten Glauben. Im Prolog des 4. Buches entwickelt er sich zu der bekannten „*gaieté d'esprit, conficte en mespris des choses fortuites*".

Die Begleiter des Riesen haben nach Plattard zuerst ähnliche Eigenschaften wie bei den Italienern. In dem Teile des Pantagruel, den er mit großer Wahrscheinlichkeit — er führt neben inhaltlichen auch beherzigenswerte stilistische Gründe dafür an — zu den ältesten Bestandteilen des Romans zählt, in der „Dipsodie", dem Kriegszuge Pantagruels gegen den König Anarche, ist der Riese von „*quatre apostoles*" begleitet, von denen Carpalim die Schnelligkeit, Eusthène die brutale Kraft, Epistemon und Panurge die List personifizieren. Unwillkürlich denkt man an Margutte bei Pulci und an Falchetto und Cingar bei Teofilo Folengo. Carpalim verschwindet später vollständig. Aus Eusthenes aber, der so stark ist wie vier Ochsen und dem Geschlechte des Hercules entstammt, wächst im Gargentua Frère Jean hervor, der tatkräftige, joviale und sinnliche Klosterbruder. Daß Rabelais zum Vertreter dieser Eigenschaften gerade einen Mönch gewählt hat, ist a priori etwas merkwürdig. Es werden da wohl persönliche Erinnerungen aus seiner Klosterzeit, die ihm nicht bloß im schwarzen Lichte erschien, mitgewirkt haben. Schon im 16. Jhdt. (1560) scheint man nach einem „*huitain*" der „*Contredicts du seigneur du Pavillon aux faulces prophéties de Nostradamus*" in Frère Jean einen gewissen Prior von Sermaise Buinard erkannt zu haben. Auch flossen wohl Reminiszenzen von *Maugis hermite* in den *Quatre fils Aymon* und *Raynouard au tinel* in Rabelais' Gedächtnis zusammen, um die neue Gestalt ins Leben zu rufen. Mit Recht sagt Plattard über diese Schöpfung p. 49: Als Humanist hätte wohl Rabelais ebensosehr wie Erasmus die Fehler der mönchischen Institutionen des 16. Jhdts. verdammt, als Künstler dagegen hätte er wohl bei gewissen Bettelmönchen Charakterzüge und Sitten entdeckt, die sich mit seinen eigenen deckten, die abenteuerliche und sorglose Laune, den Drang nach lärmender Tätigkeit, die Freude an witzigen Späßen.

Wie im Frère Jean, können wir auch in Panurge persönliche Motive erkennen. Wenn er in dem, was Plattard „*la Geste de Dipsodie*" nennt, nur der Vertreter der „*faconde paradoxe et bouffonnerie*" ist, wird er später zum lustigen Studio, zum „*étudiant bohême*", der mit großer Gelehrsamkeit — im 3. Buch

kommt sie besonders zur Geltung — die Lust an tollen Streichen verbindet. Erinnerungen an Villon und an die Chronik des Pierre Faifeu, den Schüler der Universität Angers werden sich hier mit der eigenen Vorliebe Rabelais' für das Gelehrten- und Studentenleben vermischt haben.

Der „*Respublica scholastica*" in Rabelais' Werk widmet Plattard ein eigenes Kapitel. Er zeigt wie hier der Satiriker nicht immer gerecht gewesen ist. Das Bild, das er im Pantagruel von den damaligen Universitäten entwirft, entspricht nicht immer der Wirklichkeit. So war Orléans, wo Pantagruel nur Studenten trifft, die Ball spielen, als humanistisches Milieu besonders berühmt. In Toulouse, wo der Riese nur zu tanzen und mit dem Beidenfäuster hantieren lernte und Ketzer verbrennen sah, lehrten Männer wie der berühmte Boyssonné. Auch das Bild, das Rabelais in den Kapiteln über die Erziehung des Gargantua von der alten Erziehungsart entwirft, ist einseitig übertrieben. Faul war man in den Schulen der Scholastiker nicht; im Gegenteil man beobachtete dort einen pedantisch geregelten Stundenplan. Auch räumten die Humanisten mit der alten Methode nicht so radikal auf, wie es nach Rabelais der Fall zu sein scheint. Von körperlichen Übungen, denen er so große Bedeutung beimißt, wußten die Humanisten auch nichts. In der Erziehung des Adels spielten sie dagegen eine große Rolle. Die Originalität von Rabelais' Erziehungslehre besteht nun darin, daß er beide Methoden, die gelehrte und adlige miteinander vereinigt. Übrigens begann man damals im Adel auch einzusehen, daß die einseitige körperliche Ausbildung nicht das Ideal war. Baldassare Castigliones *Cortigiano* wirkte in dieser Hinsicht fördernd. In anderer Beziehung hat Rabelais in seinem Erziehungsplan auch einiges behalten, was speziell scholastisch ist. Das Gedächtnis nimmt bei ihm den ersten Platz ein. Der Lehrer liest selbst und erklärt selbst dem Schüler die schwierigsten Stellen. Der Schüler verhält sich ganz rezeptiv, auch unterzieht er sich abgesehen vom Schönschreiben gar keinen schriftlichen Übungen irgend welcher Art. Dem Unterricht fehlt ferner die stufenweise Entwickelung. Alles wird zusammen und nebeneinander betrieben. Plattard rät denjenigen, die sich von dem, was man in der Renaissancezeit von humanistischer Seite im Unterrichtswesen verlangte, ein Bild machen wollen, Claude Baduel's Buch „*De Collegio et Universitate Nemausensi*" 1540, Lyon, Gryphius, zu studieren. Im Gegensatz zu Rabelais setzt er drei Studienzyklen und acht Klassen fest, welche die Schüler nacheinander zu durchlaufen haben, und tadelt das Zusammenwerfen heterogener Fächer im Unterricht, das ein Fehler des Rabelais'schen Systems ist.

Darauf bespricht Plattard die verschiedenen Episoden, welche mit der *respublica scholastica* in dem einen oder andern

Zusammenhange stehen. In der Episode des Limousiner Schülers, die bekanntlich durch eine Stelle in Geoffroy Tory's Champ fleury 1529 hervorgerufen wurde, erblickt Plattard weniger eine literarische Satire auf den Stil der großen Rhetoriker als eine possenhafte Szene, in welcher der, welcher verspotten will, selbst das Opfer des Spottes wird. Auf die Fragen Pantagruels antwortet der Limusiner so, wie einem Schüler aus der Provinz wohl geantwortet wurde, wenn er nach Paris kam. Der Satz, mit dem Geoffroy Tory sein Zitat begleitet, „*cuydant se moquer des autres, ils se moquent d'eux-mêmes*" kann überhaupt in Rabelais den Gedanken an diese Posse angeregt haben. In der Besprechung des Katalogs der St. Victorbibliothek dürfte die Feststellung besonderes Interesse erregen, daß Rabelais namentlich in den Ausgaben seines Pantagruel, welche auf diejenige von Juste 1533 folgten, eine Menge neuer Titel, vornehmlich in maccaronischem Latein hinzugefügt hat.

Die Zeichendisputation zwischen Thaumastes und Panurge hat einen doppelten Ursprung. Einerseits gehört sie zu den zahlreichen Szenen, in denen ein Gelehrter durch einen Possenreißer verhöhnt wird, Szenen, wie wir sie etwa im Dialog zwischen Salomon und Marcolf oder in Farcen des 16. Jhdts., wie *le Gaudisseur et le sot, le Gentilhomme et son page* finden, anderseits hat sie als spezielle Zeichendisputation wohl ihre Quelle in der von Budaeus schon zitierten *Glossa Accursiana*, die einen Streit *per signa* zwischen einem Griechen und Römer darstellt. Nur hat Rabelais hier wiederum das ihm durch sein Vorbild Gebotene kolossal vergrößert und erweitert und die Szene nach Paris in die bekannte *Salle de Navarre* verlegt. Was die Botschaft des *Janotus de Bragmardo* betrifft, so ist es für Plattard ein Leichtes, nachzuweisen, daß hier Rabelais kein so sehr übertriebenes Bild wirklicher Verhältnisse geboten hat. In *Du Boulay's Historia universitatis parisiensis* VI p. 431 kann man z. B. Reden lesen, die bei Gelegenheit einer Universitätsgründung in Issoire in der Auvergne gehalten wurden, und wird erstaunt sein, dieselbe Armseligkeit der Beweisführung, Plattheit des Stils, Barbarei der Sprache und Zitatensucht zu finden, denen man bei Janotus de Bragmardo begegnet. Wie sehr Rabelais die Scholastik haßte, so hat er doch selbst Eigenheiten, die mit denen der Scholastiker übereinstimmen. In sophistischen Beweisführungen — bei ihm freilich nur zum Spaß — fühlt er sich außerordentlich wohl. Die Apologie Bridoies, die auf der wörtlichen Interpretation der Metapher der *alea Judiciorum* beruht, und die paradoxe Lobrede Panurges auf die „*debteurs et emprunteurs*" sind ein glänzendes Beispiel dafür.

In seinem Kapitel über das Recht, die juristischen Studien und die Juristen geht Plattard von der Erörterung der persönlichen Beziehungen Rabelais' zu den

Juristenkreisen aus und untersucht nacheinander den Prozeß zwischen den beiden edlen Herren Baisecul und Humevesne, das Plaidoyer Bridoies und die Kapitel über die Decretalien. In der ersten Episode erkennt er sehr viele volkstümliche Elemente, die von der bekannten Gattung des *coq à l'asne* herrühren. Bridoies Verteidigungsrede ist nach ihm nicht eine nach einem einheitlichen Plan hergestellte Verhöhnung des Richterstandes. Manches, was Bridoie sagt, so namentlich seine Ansicht über den besänftigenden Einfluß der Zeit auf die Prozesse, ist zugleich auch Rabelais' eigene Ansicht. Einiges für die damalige Zeit und die engeren Kreise der Juristen leicht Verständliche entgeht uns heutzutage. Vor allem die Komik der so überaus häufigen Zitate. Plattard untersucht die sehr interessante Frage, woher Rabelais alle die von ihm angeführten Stellen wohl haben könnte, und kommt zu dem Ergebnis, er müsse wohl ein Index benutzt haben, in der Art des *Speculum Judiciale* von Guillaume Durand, wo er etwa unter dem Worte *alea judiciorum* das für seine Zwecke Nötige gefunden hätte. Sehr eingehend bespricht V. die Kapitel über die „Dekretalien", die von Durand de Maillane in seinem „*Dictionnaire de droit canonique et de pratique bénéficiale*", Lyon 1770 tome II p. 234 definiert sind als „*Epîtres et lettres des Papes faites en forme de réponses aux questions qu'on leur a proposées, à la différence des Constitutions qu'ils rendent de leur propre mouvement, et qu'on appelle Décrets*". Im 13. Jhdt. beruhte das kanonische Recht auf einer einzigen Sammlung von durch den Bologneser Mönch Gratian 1150 hergestellten Gesetzbüchern, die den Namen des *Decretum Gratiani* führten. Die eigentlichen Dekretalien sind aber die 1234 von Ramon de Pennafort gesammelten Episteln und Briefe Gregors IX., die den Universitäten Bologna und Paris geschickt wurden; sie bestehen aus fünf Büchern, denen ihre sog. Corollarien hinzugefügt wurden, das 6. unter Bonifaz VIII. 1298 hergestellte Buch, denen die sog. Clementiner, die durch Clemens V. 1313 an die Universitäten Paris und Orléans gesandten Briefe, endlich die 1500 von Chappuis neu hinzugefügten zwei Serien der „*extravagantes*", die so genannt wurden, weil sie außerhalb der offiziellen Sammlung stehen. Die Vorgeschichte von Rabelais' Angriff auf die Dekretalien ist von großem Interesse. Wenige Monate nach seiner Thronbesteigung im Sept. 1547, hatte Heinrich II. in Fontainebleau das Edikt der „*petites dates*" erlassen, welches gegen den Mißbrauch des römischen Hofes Front machte. Der Jurist Charles Du Moulin kommentriete und verteidigte dies Gesetz in seinem „*Commentarius ad Edictum Henrici Secundi regis Galliarum contra parvas datas et abusus Curiae Romanae et in antiqua edicta et senatus consulta Franciae contra Annatarum et id genus abusus, multas novas decisiones juris et praxis continens.*" Zwischen diesem im Jahre 1552 herausgegebenen Buch und Rabelais'

Angriff gegen die Dekretalien sind so viele Beziehungen, daß man sich unwillkürlich frägt, ob Rabelais es kannte. Jedenfalls konnten die Kapitel über die Dekretalien nur von einem Manne geschrieben werden, der im kanonischen Recht vollständig zu Hause war. Wir haben sonst in der französischen Literatur vor Rabelais nur zwei Bücher, die eine ebenso tiefe Kenntnis des Rechtes verraten wie unser Schriftstteller; es sind dies Coquillarts *Droits nouveaux* und Martial d'Auvergnes *Arrêts d'amour.*

Aber Rabelais war nicht bloß Jurist; er war zugleich auch Mediziner. So seltsam es heutzutage auch klingen mag, auf die Medizin hatten ihn seine juristischen und philologischen Studien gebracht. Der gelehrte Jurist Tiraqueau, mit dem er in Fontenay le Comte verkehrte, und der in seinem Buche „*de legibus connubialibus*" auf medizinische Dinge auch zu sprechen kam, hatte ihn wohl auf Manardis *Epistulae medicinales* hingewiesen. Deshalb widmete ihm Rabelais später seine Ausgabe dieser Briefe. Die Humanisten beschäftigten sich damals überhaupt viel mit Medizin. Wer Griechisch konnte, hielt sich für berechtigt, seine Meinung zu sagen über die Interpretation des Galen und Hippocrates. In der medizinischen Wissenschaft gab es damals zwei Strömungen, erstens die humanistische, die für die Griechen und gegen die Araber Partei nahm, dann die empirische, welche ihr Heil vom Studium der Anatomie erwartete. Rabelais schloß sich ganz entschieden der Partei der ersteren an. Die medizinischen Elemente in Rabelais' Werk studiert Plattard von andern Gesichtspunkten aus als sie bis jetzt studiert worden sind; er teilt seinen Stoff nicht etwa nach physiologischen, chirurgischen und klinischen Gesichtspunkten ein, sondern sucht die Bedeutung dieser verschiedenen Elemente in der Erfindung und Komposition des Rabelais'schen Romans zu erkennen. Einige dieser medizinischen Elemente haben nur sekundären Wert — so amüsiert sich Rabelais am Kontrast zwischen den wunderbaren Dingen, die er berichtet und den anatomisch genauen Beschreibungen, die er gibt — man denke z. B. an die Erzählung von Panurges Abenteuer bei den Türken und an ähnliche Episoden —. Andere medizinische Stellen haben auch absoluten Wert, so die Beschreibung des menschlichen Organismus in Panurges Lob der *Debteurs* et *emprunteurs*, die Konsultation des Arztes Rondibilis, die Schilderung des Pantagruelion und die Anatomie Quaresme Prenants. Von Wichtigkeit ist der Nachweis, daß der Gedanke des Lobes des Pantagruelion, d. h. des Hanfes Rabelais gekommen ist durch die Lektüre von Plinius dem Älteren, der im Proemium des 19. Buches bemerkt, wie nützlich gerade diese Pflanze für das Leben vieler Völker ist. Sehr wahrscheinlich zu machen weiß auch Plattard bei der Anatomie Quaresme Prenants, daß vieles in dieser Beschreibung

gar keinen ideellen Wert hat, sondern nur durch Rabelais' Vorliebe für Gleichklang und Wortspiel hervorgerufen worden ist.

Bei weitem das ausführlichste Kapitel, 137 Seiten im ganzen, widmet Plattard dem Humanismus Rabelais'. Zuerst nimmt er in alphabetischer Reihenfolge alle Autoren durch, die Rabelais zitiert, um vom Umkreis der Lektüre unseres Schriftstellers eine Vorstellung zu geben. Das Resultat, zu dem er gelangt, ist außerordentlich interesssant. Wenn auch Rabelais sich ganz gewiß überall umgesehen hat, so hat er doch bestimmte Vorliebe für den einen oder andern. Die griechischen und lateinischen Redner interessieren ihn wenig. Homer und Vergil zitiert er gewöhnlich nur aus zweiter Hand, auch die griechischen Tragiker kennt er nur durch das Medium neuerer gelehrter Werke, namentlich durch Vermittelung der *Lectionum antiquarum libri triginta* von Coelius Rhodiginus, der in seiner seit 1516 fünfmal wieder aufgelegten Kompilation eine Unmenge von Beispielen, Zitaten, Referenzen und Auszügen aus der antiken Literatur zusammengetragen hat. Sogar die griechischen und lateinischen Komiker, seltsamerweise selbst Aristophanes und die antiken Lyriker zitiert Rabelais nach den im 16. Jahrhundert üblichen Sammlungen und Anthologien. Unter den historischen Werken interessieren ihn vor allem die Biographien und Anekdotensammlungen; den Löwenanteil nimmt bei ihm Plutarch ein, der Liebling der Gelehrten des 16. Jahrhunderts, doch studiert er ihn, wie Plattard nachweist, nicht im Original, sondern in den geläufigen Übersetzungen des 16. Jahrhunderts. Neben Plutarch sind Plinius der Ältere und Lucian die Schriftsteller, die er bevorzugt. Fast seine gesamten botanischen Kenntnisse verdankt er Plinius, er zitiert ihn aus dem Gedächtnis und hat aus ihm eine Menge Sentenzen, Bemerkungen, moralischer und philosophischer Erwägungen entnommen. Noch mehr vielleicht benutzt er Lucian. So haben — um nur einige Beispiele anzuführen — die Eroberungspläne Picrocholes ihre Quelle außer in Plutarchs Leben Pyrrhus' auch im Dialog *Navigium seu Vota.* Die Beschreibung der Hölle im Pantagruel findet sich im Keim in dem Dialog *Menippus seu Necyomantia.* So oft Rabelais auch auf diese seine Lieblingsschriftsteller zurückgeht, auf seine Lebensauffassung, seine Theorien und Ideen haben sie doch kaum Einfluß ausgeübt. Gewöhnlich begnügt sich Rabelais damit, ihnen Sentenzen und Beispiele zu entnehmen, aber Plinius' Pessimismus teilt er z. B. durchaus nicht, auch Plutarchs Eintreten für die Frauen liegt ihm ganz fern. Was überhaupt am Altertum damals gefiel, war etwas ganz anderes, als was man heutzutage an ihm findet. Vor allem sagte den Männern der Renaissance die Aufstapelung von Belegen, Notizen, Daten, Anekdötchen zu. Mit großer Gelehrsamkeit und peinlicher Sorgfalt weiß Plattard zu scheiden, was Rabelais aus dem Gedächtnis zitiert und was er aus zweiter Hand weiß.

Die Belege finden sich gewöhnlich in ganzen Reihen von Zitaten, während sie fehlen, wenn Rabelais eine einzige Sentenz oder einen einzigen Fall zitiert. Die Serien von Zitaten scheinen auf Notizen zu beruhen, die aus irgend einem gelehrten Werk abgeschrieben sind. Von großem Interesse ist es, in dieser Hinsicht die verschiedenen Auflagen von Rabelais' Büchern miteinander zu vergleichen. Gewöhnlich vermehrt Rabelais mit der Zeit seine Zitate. Um nur ein Beispiel anzuführen: In der Ausgabe des vierten Buches aus dem Jahre 1548 zitierte Rabelais sieben Fälle merkwürdigen Todes, in der Ausgabe von 1552 fügte er fünf neue hinzu, die er Plinius, Valerius Maximus und Coelius Rhodiginus entnahm. In sehr beherzigenswerten, von bewunderungswürdiger Gründlichkeit zeugenden Abschnitten untersucht Plattard den Einfluß des Humanismus auf Rabelais' Erfindung und Komposition. Irgend ein Name, irgend ein Gedanke veranlaßt Rabelais manchmal die Schleusen seiner Gelehrsamkeit zu öffnen — und die Freude am „Auspacken" ist in diesen Fällen bei ihm schon allein maßgebend —, andere Male zitiert er aber, um unerhörte Dinge, die er erzählt, glaubhaft zu machen, um irgend einen wunderbaren Bericht vorzubereiten. Oft ist das natürlich nur Parodie. Wenn er übersetzt, so tut er es meist sehr frei, und zugleich unter kolossaler Erweiterung seiner Quelle. Unter unmittelbarstem Einfluß des Altertums steht er, wenn er seine Personen Briefe oder Reden schreiben oder halten läßt. Da ergeht er sich in langen, stilgerechten Perioden, die mit allgemeinen Ideen anfangen, gebraucht abstrakte Wörter, die Konstruktion des Ablativus Absolutus, die Dreizahl in der stufenweise vorgehenden Aufzählung, ganz nach Art der akademischen Renaissanceberedsamkeit. Mit einem Vergleich zwischen Rabelais' Verhalten der Antike gegenüber mit Montaignes Gebahren in dieser Hinsicht beschließt Plattard dieses höchst lehrreiche Kapitel. Beide Schriftsteller lesen dasselbe und haben dieselben Lieblingsschriftsteller, aber Montaigne sucht im Altertum nach einer Methode philosophischer Untersuchung und nach Mustern für sein persönliches Verhalten, während Rabelais sich dagegen begnügt, seine Neugierde am reichen Born der Antike zu stillen.

Mit dem gelehrten Elemente bei Rabelais kontrastiert scharf das volkstümliche. In seinem 7. Kapitel unterzieht Plattard dies letzte Element bei Rabelais einer eingehenden Untersuchung. Er beginnt mit dem aus dem Wortgebrauch entstammenden Komischen, mit den Kalauern, Assonanzen, Alliterationen, Onomatopöen und grotesken Wortschöpfungen und zeigt wie das bei Rabelais häufig auftretende *Coq à l'asne* im Geschmack der Zeit war und in den Fatrasien und Sotien oft verwendet wurde. An einigen Beispielen macht er klar, wie die bloße Freude am Wortklang Rabelais manchmal geradezu

verleitet, Widersinniges zu sagen. Wenn er z. B. von dem Buch erzählt, in dem Gargantuas Genealogie entdeckt wurde und es mit den Worten beschreibt „*un gros grand gras gris joly petit moysi livret*", so wird das mit *grand* im grellsten Gegensatz stehende *petit* einfach durch die auf *-i* auslautenden Wörter *gris* und *joly* veranlaßt. In der Anatomie Quaresmeprenants — um noch ein anderes Beispiel anzuführen — ist der Vergleich „*les c..... comme une guedoufle*" durch das Wort *pantoufle* hervorgerufen, das sich im vorhergehenden Vergleich findet und mit dem es in einem Spruch des 3. Buches Kap. 16 reimte. Die uns heutzutage unbegreifliche Freude Rabelais' an endlosen Aufzählungen, die sich z. B. besonders im Wortgefecht Panurges und Frère Jeans oder im Blason Triboulets' kund gibt, führt Plattard auf die noch heute den Leuten aus dem Volke, etwa den Kutschern und Marktweibern eigene Sucht beim Disputieren stets das letzte Wort behalten zu wollen zurück. Nachdem er von den Metaphern, Rätseln, dem Situationskomischen und den Maniren der einzelnen Personen gesprochen hat, geht Plattard dann schließlich auf die Erzählungsart Rabelais' ein und zeigt, wie die Originalität unseres Dichters weniger in der Erfindung einer Anekdote beruht, als in der Kunst der Behandlungsart eines allgemein bekannten Stoffes.

In einem letzten Kapitel wird dann noch der allgemeine Charakter von Rabelais' Stil besprochen. Neben schon früher bekannten Dingen macht Plattard auch hier auf einige Besonderheiten aufmerksam, die ich noch kurz hervorheben möchte. Rabelais nimmt gerne die Miene eines gesprächigen Greises an und gebraucht einen absichtlich veralteten Stil. Von großem Interesse ist es gewiß zu sehen, wie Rabelais sich vollbewußt in archaistischen Wendungen bewegt. Die Eigenheit, das Partizip an das Ende zu setzen, hat er z. B. in der Sciomachie nicht. In der ersten Redaktion des 4. Buches 1548 ebensowenig, aber in der neuen Bearbeitung von 1552 modelt er in dieser Beziehung seinen Stil wieder um. Rabelais' Stil, so führt Plattard am Ende seiner Arbeit aus, macht mehr den Eindruck des gesprochenen wie des geschriebenen Wortes. Die Wiederholungen, Parenthesen, Onomatopöen, Fragen, Interpellationen, Nachlässigkeiten seines Stils sind ein deutliches Anzeichen dafür. „*Maître Alcofribas n'est pas un homme de lettres qui rédige un livre, c'est un conteur qui note sa parole, ses inflexions de voix, ses sourires et sa mimique*" p. 354. Wir haben auch vielfach, wenn wir Rabelais' Werk lesen, den Eindruck, daß er sein Buch weniger für das große Publikum verfaßt, wie für den engeren Kreis seiner Freunde, zu denen er auf dem Papier geradeso redete, wie etwa am Tische des Bischofs von Maillezais oder des Kardinals Dubellay. Dadurch wird aber auch der kulturelle Wert von Rabelais' Werk erhöht. Wir fühlen uns ganz und gar in die Atmosphäre des

16. Jhdts. zurückversetzt, wir leben mit ihm, wie wenn wir seine Zeitgenossen wären, ja seine Freunde.

Aus meiner ausführlichen Rezension des Plattardschen Buches wird der Leser wohl gesehen haben, welch großen Wert ich diesem Werke beimesse. Wenn ich auch hie und da anderer Meinung bin wie Plattard — außer dem anfangs mitgeteilten, könnte ich noch hinzufügen, daß ich mich wundere, daß er das seit Abel Lefrancs Entdeckungen so sehr in den Vordergrund getretene geographische Element nicht berücksichtigt —, so kann ich doch meine Besprechung mit dem freudigen Urteil schließen, daß wir es hier mit einer ganz vortrefflichen, die Kenntnis Rabelais' und seines Werkes ungemein erweiternden und vertiefenden, jedem Rabelaisforscher künftig unentbehrlichen Werk zu tun haben. Dem Autor gebührt der wärmste Dank nicht bloß der ganzen Rabelaisgemeinde, sondern auch jedes Freundes der französischen Literatur.

Bonn. HEINRICH SCHNEEGANS.

Martin-Dupont, N., *Fr. Rabelais* — Albin Michel éditeur Paris 1910.

Fast gleichzeitig mit Plattards Buch ging uns das Buch Martin-Duponts über Rabelais zu. Aus dem hellsten Sonnenlicht in die schwärzeste Finsternis. Jetzt wo die Rabelaisforschung in voller Blüte ist, kommt es einem geradezu unglaublich vor, daß man den Mut hat, ein solches Buch zu drucken. Von der Existenz der Rabelaisgesellschaft und den Ergebnissen ihrer Forschung hat V. keine blasse Ahnung. Für ihn ist Rabelais noch der Sohn eines Apothekers aus Chinon; von Rabelais' Klosterleben weiß er zu erzählen, unser Dichter hätte in Fontenay le Comte gepredigt und für das Geld, das er dafür erhielt, Bücher gekauft; Panurges Flucht aus der Gefangenschaft der Türken sei eine Erinnerung an sein Verlassen des Franziskanerklosters. Von Rabelais' Aufenthalt in Paris und in Italien wird kaum gesprochen, dagegen wird von seinem Verweilen in Toulouse, Grenoble und der Schweiz ausführlich berichtet. Sogar die legendäre Mission zum Kanzler Duprat taucht wieder auf. Ebenso wie die Biographie sind auch die Kapitel über Rabelais' Werk ein Hohn auf jede ernste Forschung. Schon äußerlich fällt auf, daß vom Humanismus Rabelais' keine Rede ist, während der Alchemie bei ihm ein ganzes Kapitel gewidmet ist. Vom Mönchtum haftet nach des Verfassers Meinung Rabelais nichts mehr an: er ist ein Vorbereiter der Revolution — der Name Anarche, den er dem Könige von Pantagruels Feinden gibt, ist der beste Beweis für seine Ansicht, daß die Monarchie „*est par essence contraire à toute bonne discipline, police et gouvernement de république*“.

Doch weshalb noch weitere Beispiele anführen? Die einzige Entschuldigung, die man für V. ins Feld führen kann, ist, daß er nicht beabsichtigt, ein wissenschaftliches Werk zu schreiben. Er hätte bloß, so sagt er, die Stellen ausgeschrieben, die ihm bei aufmerksamer, täglicher Lektüre aufgefallen seien „*tant au point de vue littéraire que de l'intérêt philosophique, moral, économique, politique et religieux*". Das ist ja sein gutes Recht. Aber zu drucken wäre es nicht nötig gewesen. Denn das fordert die Kritik heraus. Man wundert sich auch, daß V.'s Urteil über Rabelais so wenig zutreffend ist. So findet er bei ihm „*rien de orde, obscène*", dafür aber „*des notes d'une douceur infinie*". Er rühmt sein „*sentiment délicat de la mesure, cette vue simple et respectueuse de la réalité*" und bewundert seine Bilder „*merveilleux par la pureté du trait*"! Erstaunt war ich auch unter den dem Buche beigefügten Photographien ein Bild der Devinière zu finden, „*où serait né Fr. Rabelais*", da in dem Buche von dieser Annahme nirgends die Rede ist, — ebenso von La Roche Clermault und vom Moulin du Pont, die in dem Kriege Picrocholes eine große Rolle spielen. Sollten sie etwa der Revue des Études Rabelaisiennes entnommen sein? Das wäre freilich das Einzige, was V. von der neueren Forschung übernommen hätte.

Bonn. HEINRICH SCHNEEGANS.

Krüper, *Rabelais' Stellung zur volkstümlichen Literatur.* Heidelberger Dissertation. Darmstadt. Ottos Hofbuchdruckerei 1909.

Noch vor Plattard hat Krüper das Verdienst gehabt die volkstümlichen Elemente in Rabelais' Werk einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen. Wenn Mättig in seiner Leipziger Dissertation „*Über den Einfluß der heimischen, volkstümlichen und literarischen Literatur auf Rabelais 1900*" eher die Quellen Rabelais' zu erforschen sich vornahm, bezweckt Kr., wie er sagt, eher „Rabelais durch den Spiegel der volkstümlichen Literatur zu schauen." Im Gegensatz zu Plattard zieht er auch das 5. Buch in den Kreis seiner Betrachtung hinein. Seine Arbeit trennt sich in drei größere Teile: „Rabelais' Darstellungsmittel, einzelne Motive und Rabelais' Satire." Mit großer Sorgfalt und lobenswerter Gründlichkeit zieht er alles Material herbei, was Rabelais mit seinen Vorgängern im 15. Jhdt. in Zusammenhang bringen kann. Freilich geht er, nach meiner Ansicht, manchmal zu weit. Die Häufigkeit der dialogischen Form in Rabelais' Stil, die in die Erzählung eingeflochtenen Ausrufe, Flüche, onomatopoetische Wortbildungen usw. möchte ich nicht als unter dem Eindruck des Bühnendialogs entstanden ansehen. Mit mehr Recht hat Plattard diese Eigenheit von

Rabelais' Stil dadurch erklärt, daß Rabelais schreibt wie er spricht. Krüper verfügt über eine umfassende Belesenheit in der Literatur des 15. Jhdts. Namentlich zeigt er sich in der dramatischen Literatur außerordentlich bewandert und weiß eine Menge von Farcen, Sotien, Monologen ausfindig zu machen, welche schon einzelne Stilmittel anwenden, die Rabelais später eigen werden. Schon er macht darauf aufmerksam, daß die Beschreibung Quaresmeprenants an die Art der Blasons erinnert. Die Häufung synonymer Wörter findet er bereits in der Predigtsprache der Mönche, Narrenlisten, wie sie III 38 vorkommen, entdeckt er in zahlreichen Farcen, Sotien und Monologues, sowie in Sebastian Brant's Narrenschiff, das 1497 schon ins Französische übersetzt war; die *Pantagruéline Prognoscation* erklärt er aus der literarischen Tradition und findet namentlich in der *Pronostication de maistre Albert Songecreux* (Rec. d. p. fr. XII p. 126—190) ein Vorbild Rabelais'. Unter den einzelnen Motiven, die Kr. durchnimmt, verweist er besonders auf einige volkstümliche Vorgänge der Höllenfahrt Epistemons, so auf das *Miracle comment les Anges firent Joye quant Mme. Ste Geneviève fut née* (Myst. Jubinal II p. 208—315) und die Farce von Jenin Landore (Anc. th. fr. II p. 21), die neben Lucian Rabelais beeinflußt haben können. Zwischen der St. Victor-Bibliothek und der *Farce joyeuse à trois personnages, c'est à savoir au Vendeur de livres et deux Femmes* (Mabille II p. 209) und der *Farce nouvelle des trois Commères et un Vendeur de livres*, *Mabille* II sucht er Beziehungen zu erkennen. Auch zum *braguettes*-Motiv, zu den *torcheculs*, zu den *vérolés précieux* findet er Anklänge in der vorhergehenden Literatur. Wer zuviel beweisen will, beweist aber oft gar nichts, und so werden wir denn stutzig, wenn uns sogar zu Rabelais' Weinlaunen Vorläufer vorgeführt werden. Auch die Idee des Schlosses, in dem alle guten, fröhlichen und heiteren Menschen vereinigt werden sollen, im Monologue des *Sotz joyeulz de la nouvelle bande, mis en lumière par le seigneur de Rouge et Noir* (Rec. d. p. fr. III p. 11—25) ist ein sehr problematisches Vorbild zu Rabelais' Abtei Thélème. Eher werden wir dem Verfasser Recht geben, wenn er im Badin der Farce — neben Cingar und Margutte — auch ein Prototyp Panurges erblickt.

Rabelais' Satire schöpft, was die Verspottung der Frauen, der Kirche und des Gerichtswesens betrifft, auch hie und da aus dem Born der volkstümlichen Literatur. Für Rabelais' Stellung den Frauen und der Kirche gegenüber ist das, was V. vorbringt, kaum neu, wenn auch der Hinweis auf die eine oder andere Farce gewiß seinen Wert hat. Am meisten Interesse bietet meines Erachtens der 3. Punkt. Die Gestalt des Grippeminauld ist nach V.'s Ansicht vielleicht durch Pierre Gringore's „*la description de Procès et de sa figure*“ I 47 beeinflußt. Zu Humevesnes und Baiseculs tollem Gewäsch findet Krüper ein Gegen-

stück im *Débat de la Damoiselle et de la Bourgeoise* im Rec. d. p. fr. V p. 5, 33. Einen Richter, der wie Bridoie sein Urteil dem Zufall überläßt, trifft er bereits im *Monologue fort joyeux sur les femmes* (Rec. d. p. fr. XI p. 176—191) und Coquillarts *Plaidoyer entre la Simple et la Rusée* II p. 7. 70 an. Das sind alles brauchbare Materialien, die freilich nicht überschätzt werden dürfen. Jedenfalls können wir Krüper dankbar sein, daß er mit so großem Fleiß alle diese — wenn auch manchmal nur mutmaßlichen — Beziehungen zu Rabelais aufgedeckt hat. Nur noch eine Frage zum Schluß. Warum zitiert Kr. Poggio und Merlin Coccai nicht nach dem Original, sondern nach Übersetzungen?

Bonn. HEINRICH SCHNEEGANS.

Petschler, Erich, *Scarrons "Typhon ou la Gigantomachie" und seine Vorbilder.* Berlin, E. Ebering. 1910. 8⁰. 187 SS. + 2 Bl.

Scarrons Typhon von neuem auf das Verhältnis zu seinen Vorbildern zu untersuchen, war durchaus keine überflüssige Arbeit, obwohl über das burleske Epos schon manches geschrieben worden ist. In Morillots Buch und dem meinen wird die Quellenfrage als nebensächlich nur gestreift. Näher hat sich Toldo mit ihr befaßt *(Ce que Sc. doit aux auteurs burl. d'Italie)*. Aber bei seiner sehr flüchtig hingeworfenen Broschüre wird man das Gefühl nicht los, daß sie einer sorgfältigen Nachprüfung und Vertiefung bedürfe.

Petschler nimmt in seiner fleißigen, auf gründlichem Studium der einschlägigen Literatur beruhenden Dissertation zuerst natürlich die Mythologie des Natalis Comes vor, die insofern die Hauptquelle darstellt, als Scarron, wie damals so ziemlich alle Welt, aus ihr seine mythologischen Kenntnisse schöpfte. Bei Comes fand er in zwei Kapiteln die Sage vom Titanenkampf erzählt, über die schon im Altertum mehrere zum Teil stark von einander abweichende Versionen gingen, und konnte sich bequem die Zuge auswählen, die in seinen Plan am besten paßten, die den Olymp und die Riesen im lächerlichsten Licht erscheinen ließen. Daß er manche dieser Züge aus den antiken Autoren selbst, aus Ovid z. B. geschöpft hat, glaube ich aber nach wie vor. An zweiter Stelle kommt in Betracht die Gigantea Amelonghis, auf die schon Toldo verwiesen hatte, der wiederum einzelne Züge entlehnt sind und die vor allem die Anregung, ein allgemeines Beispiel burlesken Stiles geben mochte, also literarisches Vorbild war. Dann die Gigantomachia des Manuel de Gallegos. Petschler macht es durch Aufzählung verschiedener

Ähnlichkeiten sehr wahrscheinlich, daß sie Scarron bekannt war, der ja auch sonst in der spanischen Literatur gut bewandert ist und sie gerne plündert. Und schließlich Rabelais. Hier kann ich Petschler nicht mehr folgen. Die Übereinstimmungen, die er feststellt, sind zufällig oder an den Haaren herbeigezogen. Daß Typhon wie Gargantua ein guter Reiter ist und wie Gargantua und Pantagruel viel, besonders Mathematik gelernt hat, beweist noch nichts für Nachahmung. Daß Scarrons Einfall, die Titanen beim Kegelspiel zu schildern, auf Rabelais zurückgehen soll, weil dort der Ausdruck "schöne Kegelschieber" begegnet, scheint mir eine noch gewagtere Behauptung. Und wenn Scarron seinen Himmelsstürmern riesenhafte Proportionen leiht, so war das doch im Mythus selbst, in der ganzen Überlieferung begründet. Scarron wird auch einmal Rabelais gelesen haben. Aber ihn als Quellen seines Epos bezeichnen, heißt arg übertreiben, heißt besonders die prinzipielle Wesensverschiedenheit verkennen, die seine Komik von der grotesken Komik dort trennt.

Um etwaige weitere Quellen Scarrons zu ermitteln, will Petschler in einem raschen Überblick die Götterburleske überhaupt in der älteren Literatur verfolgen. Dies Anhängsel ist neben der überflüssigen, weil schon so oft gemachen Analyse des Gedichtes) der schwächste Teil seiner Dissertation. Denn die Bemerkungen, die er hier über die Burleske in der antiken, italienischen und französischen Literatur gibt, sind durchwegs aus zweiter Hand geschöpft und bringen nichts neues bei, auch nicht die eingehenden Inhaltsangaben von Folengos *Baldus*, Tassonis *Secchia Rapita* und Bracciolinis *Scherno degli Dei*, die kaum einen Fortschritt über Toldo hinaus bedeuten. Wenn Petschler zum Schluß sagt, Scarrons *Typhon* verwende zwar reichlich die Ideen seiner Vorgänger, sei aber trotzdem keine plumpeNachahmung, sondern eher eine selbständige Neuschöpfung, so pflichte ich ihm vollkommen bei. Aber das wußten wir schon. Seine Arbeit wäre interessanter und lohnender geworden, wenn er sich mehr bemüht hätte, Scarrons Eigenart im Gegensatz zu den Quellen scharf zu charakterisieren, nachzuweisen, wieso der Typhon in der Götterburleske einen besonderen originellen Ton anschlägt. Scarrons persönliche Schicksale und Stimmungen, die sein Talent für parodistische Dichtung außerordentlich unterstützt haben, die Abwesenheit von erotischen, satirischen und antireligiösen Hintergedanken in seinem Werke, das allein von der Freude an der Erniedrigung der Götterwelt beherrscht ist, hätten Petschler in diesem Sinn wichtige Fingerzweige geben können.

Bonn. H. Heiss.

Lombard, A., prof. à l'Académie de Neuchâtel, *La querelle des Anciens et des Modernes*; *l'abbé du Bos. Étude suivie d'une notice bibliographique.* (Recueil de travaux p. p. la Faculté des Lettres s. l. auspices d. l. Société académique. 4e fascic.) Neuchâtel, Attinger frères. Paris, A. Picard et fils. Leipzig, O. Harrassowitz. 1908. 8⁰. 59 SS. + 1 Bl.

Diese kleine, aber inhaltsreiche, gut dokumentierte und klar geschaute Schrift Lombards ist in doppelter Hinsicht sehr interessant. Sie bietet einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis des Abbé Du Bos und zugleich zur Kenntnis der *Querelle des Anciens et des Modernes.*

Über die *Querelle* besitzen wir nur das alte, ehedem verdienstvolle und heute noch unentbehrliche Werk von Rigault, zu dem Brunetière *(évolution de la critique)* und Lanson *(Boileau)* die bedeutendsten Ergänzungen geliefert haben. Über Ursachen, Sinn und Tragweite der *Querelle* sind wir uns wohl klar geworden, ebenso über ihre Geschichte in den großen Zügen. Aber es bleiben noch viele Einzelheiten nachzutragen. So zur Vorgeschichte in Frankreich, die bei Rigault lückenhaft dargestellt ist, obwohl er weit genug ausholt. Daß er für das XVII. Jht. nur zwei Schriftsteller nennt, die die Antike offen angegriffen haben, kann den Anschein erwecken, als handle es sich hier bloß um isolierte Äußerungen. Charles Sorel, der in seiner *Connaissance des bons livres* (1671) und schon viel früher (1627) im *Berger Extravagant* gegen die Mythologie und die alten Dichter vielleicht noch heftiger und plumper, gewiß mit nicht geringerer Verachtung als Desmarets de St. Sorlin und Boisrobert ins Feld zieht, wird dabei ganz vergessen. Vor allem wird übersehen, wie sehr diese Angriffe in der Luft lagen, die Stimmung einer langsam wachsenden Mehrheit spiegelten. Das läßt sich an den Travestien und Parodien bequem wie an einem Barometer ablesen (In Parenthese: das gleiche gilt für die zweite Phase der *Querelle*, wo die Homerstravestien plötzlich zahlreicher werden. Drei sind allein schon in der Buchhändler-Reklame auf dem Umschlag der Ilias-Travestie von Marivaux (1716) angekündet.) Die Verhöhnung des Altertums macht sich bereits im XVI. Jht. gelegentlich breit, bei Des Périers und Régnier, natürlich als Reaktion gegen den Kultus der Plejade. Man findet sie wieder, verschärft und rücksichtsloser, an der Jahrhundertwende und später, bei den Dichtern der verschiedenen pornografischen Anthologien, dann bei den Libertins und Bacchikern, bei Théophile und Saint-Amant. Von hier aus scheint die Strömung sich zu spalten. Einerseits mündet sie in die harmlose Burleske von Scarron, Dassoucy und ihren ungezählten Nachahmern, der satirische Tendenzen fast durchwegs fern lagen, die aber

durch ihre respektlosen Scherze tüchtig mithalf, die abgöttische Bewunderung des Altertums abzukühlen. Anderseits mündet sie in die unverhohlen feindselige und satirische Parodie eines Sorel und der Brüder Perrault, deren Murs de Troye bereits unzweideutig die ernstere leidenschaftlichere Polemik vorahnen lassen, die mit dem "*Siècle de Louis le Grand*" und den "*Parallèles des Anciens et des Modernes*" einsetzt.

Nun platzen die Geister aufeinander. Die *Querelle* bricht aus und macht den inneren Widerspruch offenbar, an dem die klassizistische Ästhetik krankte. Die Streiter in der *Querelle* tappen alle ausnahmslos im Dunkeln herum, von einem fundamentalen Mißverständnis irre geleitet. Sie hauen an sich vorbei, ohne sich je zu treffen. Die einen tadeln, die andern loben, aber beide im Namen desselben Ideals, das sie das Wesen der antiken Kunst hüben wie drüben verkennen läßt. Denn, wenn auch die "*Anciens*" dies Wesen besser fühlen als die Modernen: sie bleiben unfähig, ihre Gegner zu widerlegen. Das konnte mit den traditionellen kartesianischen Formeln unmöglich gemacht werden. Ob Perrault über die Unwissenheit Homers spottet und über seine Helden, vor deren Palast der Misthaufen prunkt, ob Boileau behauptet, Schwein und Sauhirt seien im Griechischen sehr adelige Ausdrücke und eine Ode Pindars verwässert, um sie gegen den Vorwurf der Unklarheit zu verteidigen, oder ob Lamotte das Bild des Achilles, der die Fliegen vom Leib seines Freundes scheuchen will, unerträglich, von barbarischer Geschmacklosigkeit findet, ob die naïve Madame Dacier in Homer schon die Intuition der christlichen Wahrheiten entdeckt und gerade den Fliegen verscheuchenden Achilles bewundert, weil er den Griechen als gutes Beispiel hygienischer Vorsicht gedient haben mag: es ist immer dasselbe ermüdende und lächerliche Schauspiel von Leuten, die sich hilflos, blind, mit verbundenen Augen im Kreis drehen. Nach diesen unfruchtbaren Diskussionen wirkt das Auftreten des Abbé Du Bos, obwohl es reichlich verspätet kommt, wie eine Erlösung. Endlich einer, der die Situation überschaut, der an die Stelle der "*raison*" und des aus ihr abgeleiteten Regelsystems ein neues Prinzip der Kunstkritik setzt und so mit einem Male die Argumente der "*Modernes*" in Stücke schlägt, an denen sich die "*Anciens*" vergebens die Zähne ausgebissen hatten.

Lombard hat das Mißverständnis, in dem die beiden Parteien der *Querelle* befangen waren, knapp und scharf umrissen. Von diesem Hintergrund hebt sich ebenso scharf der Abbé Du Bos ab, dessen Rolle er in ihrer ganzen Bedeutung würdigt, ungleich besser als das bisher geschehen war.[1] Er zeigt, wie die *Querelle*

[1] Auch der dankenswerte bibliographische Anhang ergänzt und berichtigt mehrfach die Bibliographie in Braunschvigs These von 1904.

mit Du B. zu der neuen Ästhetik führt, nach der sie, bislang, sich selber unbewust tendiert hatte, wie mit dem kartesianischen Dogmatismus gebrochen und das Urteil in Dingen der Kunst auf Geschmack und Gefühl, also ein sehr relatives Moment, basiert wird — (vorderhand freilich noch mit aller Vorsicht, denn Du B. ist von der modernen impressionistischen Kritik, die die letzte Konsequenz seiner Theorie wäre, noch weit entfernt). Zeigt, wie damit zugleich der Gesichtspunkt der formalen Schönheit zur Geltung gebracht wird, den die rationalistische Ästhetik vernachlässigen mußte — und zwar mit einer Energie, wie man sie erst viel später wieder findet: *"dans la poésie le mérite des choses est presque toujours identique au mérite de l'expression"*. An manchen Stellen so energisch, daß man den *L'Art pour l'Art*-Gedanken herauszuhören meint: Die Poesie ist nicht Beredsamkeit, die überzeugen will, sondern ihre Aufgabe ist *"de faire des vers harmonieux et de plaire à l'oreille"*.

Zwei Argumente werden von Perrault und denen um ihn immer wieder betont: 1. die Überlegenheit der Modernen über die Alten sei durch den Besitz der christlichen Wahrheit verbürgt, 2. die alte und vielverbreitete Idee des Fortschritts, die das Werden der Menschheit wie die Entwicklung eines einzelnen Menschen ansieht: die Antike bedeutet so das unreife Kindesalter, die Moderne das reife Mannesalter. Lombard zeigt treffend, wie dem Abbé Du B. auf dem Boden der *Querelle*, aber im Gegensatz zur Idee des Fortschritts die Idee einer bloßen, mit Fortschritt durchaus nicht immer identischen Bewegung der Kunst und damit auch die Idee der physischen Bedingtheit der Kunstwerke erwuchs, die er allmählich zu einer Theorie von dem bestimmenden Einfluß von Milieu und Klima ausbildete. Diese Theorie macht ihn zu einem Vorläufer Taines. Darauf wie auf andere Schriftsteller, die vor und nach Du B. ähnliches äußerten, ist schon mehrmals verwiesen worden. Braunschvig z. B. gibt eine lange Liste von Namen.

Soviel ich weiß, hat aber noch niemand an Winckelmann erinnert, der Du B. noch in seinen Dresdner Jahren fleißig studiert hatte, obwohl er später sehr wegwerfend über ihn urteilte (Justi I² p. 273 ff.). In seiner Geschichte der Kunst des Altertums heißt es im I. Buch, das "von dem Ursprunge der Kunst und den Ursachen ihrer Verschiedenheit unter den Völkern" handelt, mit einer Berufung auf Polybius: "Durch den Einfluß des Himmels bedeuten wir die Wirkung der verschiedenen Lage der Länder, der besonderen Witterung und Nahrung derselben, in die [Körper-] Bildung wie nicht weniger in ihre Art zu denken". (Kap. III): Was Winckelmann über den Körperbau der Egypter, der modernen Griechen und Italiener hinzufügt, wie er die griechische Kunst der abenteuerlichen Kunst der Egypter und Perser gegenübersteIlt und mit der nicht übertriebenen Einbildungskraft der

Griechen ihren gemäßigteren Himmel und ihre Regierungsform in Zusammenhang bringt, besonders aber, was er hier und im IV. Buch ("von den Gründen und Ursachen des Aufnehmens und des Vorzugs der griechischen Kunst vor anderen Völkern") näher über den Einfluß der freiheitlichen Verfassung, der Leibesübungen und der großen Wertschätzung körperlicher Schönheit ausführt — all das deckt sich im Gedankengang wie in vielen Einzelheiten mit dem, was Taine in *"La Sculpture en Grèce"* von der Rasse und den Institutionen der Griechen zur Erklärung ihrer Kunst sagt, nur daß er es eingehender und mit größerem Aufwand historischer und naturwissenschaftlicher Kenntnisse sagt. Nun hat Taine, der seine Theorie im allgemeinen wohl aus Hegel und Comte schöpfte, für seine kunstgeschichtlichen Vorlesungen umfassende Studien gemacht, auch bei deutschen Gelehrten. In dem Artikel der *Débats*, worin er über seine Quellen Rechenschaft gibt, scheint allerdings Winckelmann nicht genannt zu sein (cfr. Giraud p. 50). Aber es wäre doch seltsam, wenn Taine, der von Winckelmann wußte, trotz seiner Gründlichkeit gerade an dem Schriftsteller vorbeigegangen wäre, der vor ihm ähnliche Methoden am selben Gegenstand erprobt hatte. Wenn er ihn aber kannte und sich von ihm anregen ließ, so schiebt sich Winckelmann zwischen Du B. und Taine in die lange Reihe derer, die die Milieu- und Klima-Theorie an das XIX. Jht. weitergaben und so einen der interessantesten Versuche ermöglichten, die Kunstgeschichte auf exaktwissenschaftliche Grundlage zu stellen. Von diesem Gesichtspunkt aus wäre es gar nicht unwichtig, das Verhältnis von Taine zu Winckelmann einmal genauer zu betrachten.

Bonn. H. Heiss.

Léon, Albert, *Une Pastorale basque. Hélène de Constantinople.* Étude historique et critique d'après des documents inédits avec textes et traduction. Paris, Champion, 1909 1 vol. 8⁰. 525 p. 10 frs. (Thèse de Lettres, Paris).

L'analyse d'un ouvrage concernant la littérature basque est assez inattendue dans une revue comme celle-ci, cependant le théâtre souletin[1]) nous intéresse à deux points de vue : d'abord il est entièrement d'origine française, ensuite il nous donne encore aujourd'hui une idée parfaitement exacte de ce qu'a pu être le théâtre populaire et religieux du moyen-âge. Même lutte de la foi contre le paganisme; même désordre dans la composition

[1]) Du nom de l'ancienne vicomté de Soule, qui comprend les cantons actuels de Mauléon et de Tardets et une partie du canton de Saint-Palais (Navarre française).

qui se borne à suivre le développement historique de l'action sans en resserrer et en déterminer le cours; même importance accordée au surnaturel; même intercalation d'intermèdes comiques confiés aux „Satans"; même mise en scène presque.

A vrai dire le décor est plus sommaire, mais là aussi cependant, les acteurs, en faisant quelques pas à gauche ou à droite, sont censés arriver en un autre lieu, où les regards et l'imagination des spectateurs les suivent sans peine.

Quand les acteurs se réfugient derrière la toile tendue au milieu et sur toute la largeur des tréteaux, les chrétiens vêtus de bleu y pénètrent par l'ouverture de gauche, les infidèles vêtus de rouge, par l'ouverture de droite, laquelle est dominée par un „Mahomet" ou idole articulée.

Avant d'arriver au théâtre en plein air, les acteurs, en procession, en „monstre", ont parcouru les rues du village et ils ont escaladé la scène, les „bons" avec majesté, les „méchants" avec agitation, les „satans" avec des cabrioles. Puis le prologue ouvre la représentation et l'acteur, reproduisant sans doute et inconsciemment les mouvements de l'officiant à l'autel, en récite la première strophe au milieu, la seconde à droite, la troisième de nouveau au milieu, la quatrième à gauche et ainsi de suite. Sonneries de trompettes, tambourins, flageolets, pour annoncer des évènements importants ou pour faire taire le public, qui en général reste silencieux et recueilli pendant les 7 ou 10 heures que dure la représentation, Te Deum final, voilà encore quelques traits qu'il convient de souligner et qui nous feraient croire presque, que nous venons de décrire une représentation de mystère au moyen âge. Or il s'agit là d'un fait contemporain, mais dont on peut retrouver les origines vers le XVI siècle à peu près.

M. Léon n'a pas été le premier à décrire ce théâtre populaire, auquel M. Hérelle avait déjà consacré, après d'autres aussi, d'importants travaux,[2]) mais il a eu raison de faire une ample synthèse de ce que l'on savait déjà, en y ajoutant le résultat de ses propres recherches (pp. 11 à 102).

La seconde partie, qui est l'objet propre de son étude est consacrée à la pastorale basque: Hélène de Constantinople. Comme tout le théâtre bas-navarrais cette pièce est empruntée à des sources françaises, à une rédaction en prose du poème d'Hélène de Constantinople apparenté comme on sait à la Manekine et dont M. Léon nous donne une copieuse analyse avec de nombreux extraits empruntés au Ms. de la Bibliothèque de Lyon. Avec raison il lui attribue une origine picarde, attestée par son dialecte et les noms de lieux qui y sont cités.

---

[2]) Voyez notamment „Les pastorales basques". Bulletin historique et philologique 1905.

Nous sommes forcés de quitter M. Léon à la page 195 où nous n'avons plus qualité pour apprécier son analyse abondante des différentes rédactions de la „tragerie" souletine, il a eu soin cependant de traduire ses citations. Qu'il nous soit permis de regretter toutefois, qu'ayant fait tout le travail préliminaire, M. L. ne nous ait pas donné plutôt une édition critique complète.

Les basquisants auront donc à consulter pour compléter le présent compte-rendu celui d'un savant compétent, M. Lacombe par exemple.[3])

Qu'il nous suffise, quant à nous, d'avoir fait ressortir l'intérêt que présente l'introduction et les deux premiers chapitres de la thèse de M. Léon (pp. 1. à 194) pour nos études.

Paris. GUSTAVE COHEN.

Gérard-Gailly, E., *Un académicien grand seigneur et libertin au XVIIe siècle.* Bussy-Rabutin, *sa vie, ses œuvres et ses amies.* — Paris, Champion. In-8^0. 425 p. 1909.

Ce livre est une utile contribution à l'histoire — qui reste à faire presque en entier — du mouvement sceptique et libertin au XVIIe siècle. Il complète et éclaire un chapitre de l'excellent ouvrage de Perrens que rien encore n'est venu remplacer, et nous présente de Bussy un portrait où ne manque ni la grâce ni l'esprit, ni même, dans l'ensemble, l'exactitude historique: peut-être y eût-on pu désirer, dans la forme, une simplicité plus constante, et dans le détail de l'érudition, une minutie à certains endroits plus exigeante. Tel quel, l'ouvrage sera utile : il l'eut été plus encore si, d'un côté, M. Gérard-Gailly eût donné un chapitre un peu plus ample au "milieu" parmi lequel Bussy vécut, écrivit et aima : libertins, sceptiques, "honnêtes gens" et femmes du monde, il y avait là plusieurs groupes auxquels Bussy doit trop pour que l'on puisse l'en séparer. Mais peut-être M. G. G. a-t-il craint de "doubler" Perrens sans avoir assez de champ pour le renouveler suffisamment. Et d'autre part le très légitime désir de réparer envers Bussy les torts et les injustices de l'histoire et de la tradition, ont amené M. G. G. a s'en faire l'apologiste parfois intempérant. Je ne sais, d'ailleurs, si l'analyse du caractère et du goût de Bussy gagne beaucoup à la division, — à l'opposition même que M. G. G. veut établir entre ce qui est qualités intellectuelles et qualités du cœur.... Mais, en définitive, il y a beaucoup à glaner dans ce livre agréable et sérieux

[3]) *Bulletin de la Société de Linquistique de Paris* Nr. 57 (XVI, 1). Septembre 1909 pp. CCII—CCIV.

où les pages sur Bussy et Madame de Sévigné sont parmi les plus plaisantes et les plus neuves.

A. Morize.

Dedieu, Joseph, *Montesquieu et la tradition politique anglaise en France.* Les sources anglaises de l',Esprit des lois'. Paris (Librairie Victor Lecoffre, J. Gabalda et Cie) 1909. 396 S.S.

In der Beurteilung der französischen Aufklärungsliteratur gibt es keinen schrofferen Gegensatz als den, welcher zwischen der Meinung besteht, welche die Aufklärungsliteraten selbst von der Originalität ihrer Ideen hatten, und dem Urteil, zu welchem die literarhistorische Forschung über den gleichen Punkt gelangt ist. Die Männer der französischen Aufklärung waren von der Originalität ihrer Ideen erfüllt und vermeinten der Menschheit ein neues Evangelium zu verkünden. Wir wissen heute, daß sie sich mit dieser Auffassung nur zu oft im Irrtum befanden und mit ihren Theorieen oft nur früher ausgesprochenen Ansichten eine neue Fassung gegeben haben. Die Erforschung der französischen Aufklärungsbewegung läßt nach dieser Seite hin noch manche wichtige Frage offen. Es ist deshalb mit Freuden zu begrüßen, daß Dedieu Montesquieus ,Esprit des lois' zum Gegenstand eines besonderen Buches gemacht und, von der gerade bei der Betrachtung der Montesquieuschen Schriften bislang vorherrschenden analytischen Betrachtungsweise abweichend, Montesquieus Meisterwerk in seine Quellen, d. h. in seine Entstehung hinein verfolgt hat. Er beabsichtigt zu zeigen, daß Montesquieu an Ansichten anknüpft, die in England aufgekommen sind: ,,*Quelque étrange que ceci puisse paraître, Montesquieu n'apprenait à ses contemporains presque rien qu'ils ne connussent déjà. Il est un écho, merveilleusement puissant, de ce vaste mouvement d'idées qui, depuis plus de soixante ans, s'inquiète de trouver les bases de la liberté et croit les apercevoir dans le gouvernement anglais. Il est le disciple de cette longue tradition*" (S. 5). Dedieu legt an Hand von zahlreichen Quellen dar, wie sich die Montesquieuschen Theorieen allmählich vorbereitet haben. Namentlich zwei für Montesquieus Ansichten grundwichtige Punkte haben schon lange vor dem ,*Esprit des lois*' eingehende Erörterungen gefunden: nämlich die Beziehungen, welche zwischen den Verfassungen und der politischen Freiheit bestehen und die Beziehungen, welche zwischen den Gesetzen und dem Klima und den Sitten eines Volkes walten. Es ist zu begreifen, wenn der Verfasser, der überall englischen Einfluß aufdeckt, die Einwirkung französischer Quellen auf Montesquieus Theorieen unterschätzt. So wird S. 210 ff. Bodins Einfluß zu gering angeschlagen. Auffallen muß auch, daß Hobbes gegenüber anderen englischen

Quellen ganz und gar in den Hintergrund tritt. Er wird S. 12 Anm. mit der kurzen Bemerkung abgetan: ‚*Nous avons omis dans notre étude l'œuvre de Hobbes et d'Harrington. Certainement Montesquieu les connaissait; il a voulu, dit-il, réfuter Hobbes, et il cite ailleurs l'Oceana d'Harrington. Cependant nous n'avons rien trouvé qui indique véritablement, de la part de ces deux Anglais, une influence sur la pensée de Montesquieu*'. Mit den Ansichten, wie sie von Mohl und nach ihm noch andere über die Originalität Montesquieus geäußert haben, räumt Dedieu gründlich auf, selbst Voltaires Originalität in Zweifel ziehend (S. 113 ff.). Seine scharfsinnige Untersuchung weist der Montesquieu-Kritik neue Wege und bildet einen beachtenswerten Beitrag zur Geschichte der Aufklärungsliteratur.

Marburg i. H. KURT GLASER.

Sakmann, Paul, *Voltaires Geistesart und Gedankenwelt.* Stuttgart, Frommann, 1910. VIII + 383 S. 8⁰.

Der Verfasser hat seine Kompetenz für Voltaire bereits durch mehr als ein Dutzend Einzeluntersuchungen erwiesen. Über Universalgeschichte in Voltaires Beleuchtung schrieb er in dieser *Ztschr.* (Bd. XXX, 1906). Voltaire als Philosoph, Geschichtsphilosoph, Politiker, Kirchenpolitiker, Ästhetiker, Literarkritiker, Historiker, Nationalökonom, Bibelkritiker, Kenner der Naturwissenschaften etc. bildete den Gegenstand anderer, in verschiedenen Zss. erschienener Artikel. Das vorliegende Buch vereinigt das Wichtigste aus den früheren Aufsätzen, indem es über alle wesentlichen Gedanken Voltaires im Zusammenhang referiert. Es will dem, der Voltaire ohne zu großen Zeitverlust ganz kennen lernen möchte, die Lektüre seiner 70 Bände ersparen helfen. Quellenbelege sind der Lesbarkeit wegen weggelassen worden; sie finden sich, freilich sehr verstreut, in den genannten Arbeiten.

Ein erster Teil (p. 1—99) erörtert die Psychologie Voltaires an der Hand eines (nicht biographischen) Überblicks über die Phasen seines Lebens. Dieser Teil ist am frischesten geschrieben und fesselt durch eine bisweilen etwas gewagte Urwüchsigkeit des Stils, mit der der Verf. seinen Mann am besten zu fassen und dem Leser näher zu bringen weiß. Eigentlich Neues erfahren wir natürlich nicht, aber die Verteilung der Lichter ist doch oft anders als auf den üblichen Charakterbildern Voltaires, dessen naïve und doch von Jugend an überreife Proteusnatur mit ihrem widerspruchsvollen Reichtum psychologisch begreiflich gemacht wird.

Anfechtbar erscheint mir Sakmanns Ansicht über die Bedeutung von Voltaires Aufenthalt in England (p. 31 ff.). S.

bekämpft die landläufige Meinung, daß die englischen Einflüsse in Voltaires Entwicklung Epoche gemacht haben. Gewiß ist man hierin oft zu weit gegangen. Aber S. verfällt in das andere Extrem. Richtig ist, daß die französische und die deutsche Aufklärung relativ selbständig neben der englischen herlaufen und nicht, wie man es oft darzustellen versucht hat, deren bloße Absenker sind. Aber eine solche Gemeinsamkeit der Kulturströmungen in getrennten Ländern wird doch nur auf Grund einer regen Wechselwirkung erklärlich, die sich aus Millionen von nur zum geringen Teil kontrollierbaren Einzelheiten zusammensetzt. Der englischen Erfahrungsphilosophie mit ihren Anfängen zur modernen Erkenntnistheorie und Psychologie ist hier die Priorität nicht abzusprechen. Die französische Aufklärung ist trotz S. von Locke und Newton wesentlich abhängig, wie in Deutschland selbst Kant auf Humes Schultern steht. Für Frankreich ist Voltaire der eigentliche Vermittler, und es wäre doch sonderbar, wenn dieser Vermittler fremder Einflüsse selbst so wenig von ihnen berührt worden wäre. S. sucht seine These zu stützen, indem er die Bedeutung Lockes und Newtons künstlich herabsetzt. Er wird gegen beide ungerecht, und die kühne Behauptung, daß Newton in der Entwicklung der modernen Naturwissenschaft eher eine Reaktion bedeute (p. 34), müßte denn doch erst noch bewiesen werden. Die Widersprüche bei Locke können der Tatsache keinen Abbruch tun, daß er der erste ist, der Bacons Postulat der induktiven empirischen Forschung zu einem streng empirischen System der Philosophie ausgearbeitet hat, aus dem der französische Sensualismus seine wesentlichen Überzeugungen herleitet. Ebenso geht der französische Materialismus mit seiner mechanischen Weltanschauung unmittelbar auf Newtons Gravitationslehre zurück. Diese beiden Richtungen der französischen Aufklärung haben sich gewiß nicht im Sinne jener beiden englischen Denker entwickelt, von denen sie ausgehen. Aber deshalb sind diese nicht herabzusetzen. Vielmehr waren sie die Schöpfer, die in der geistigen Entwicklung einen großen Schritt vorwärts taten, während die gesamte auf ihnen fußende Aufklärung in England, Frankreich und Deutschland für den Fortschritt des philosophischen Denkens nichts wesentlich Neues geleistet hat, sondern in einem verflachenden Eklektizismus stecken blieb. Der philosophische Wert der Aufklärung und damit Voltaires beruht trotz aller Selbstüberhebung nicht in irgend welchen selbständigen Leistungen, sondern in der Verwertung und Popularisierung der Ergebnisse früherer Systeme. Daher ihre große kulturhistorische und ihre geringe philosophische Bedeutung.

Nach S. hat nur Clarkes Metaphysik mächtig auf Voltaire gewirkt. Dagegen leugnet er wiederum den Einfluß des englischen Dramas auf Voltaire, trotz dessen häufigem Besuch englischer

Theater, und trotz seiner Popularisierung Shakespeares in Frankreich. Daß Shakespeare im Deutschland des 18. Jahrhunderts eine so unvergleichlich viel größere Wirkung übte, beruht auf der großen Verschiedenheit der gegebenen Voraussetzungen in beiden Ländern. Doch kann man deshalb den Einfluß Shakespeares auf das französische Theater nicht leugnen. Es ist von großer Bedeutung, wenn ein so typischer Vertreter des französischen Klassizismus wie Voltaire einen Shakespeare hochschätzt, seine Kenntnis durch Übersetzung und Erklärung verbreiten hilft und unter seinem Einfluß sogar Neuerungen in seinen eigenen Theaterstücken einführt. Es sind die ersten Reaktionserscheinungen gegenüber dem alternden Klassizismus, an die später die Romantik anknüpfen konnte. Shakespeares Einfluß zeigt sich deutlich in Voltaires Römertragödien „*Brutus*", „*Mort de César*" und in der von Lessing im 17. Literaturbrief etwas schroff als schwache Kopie des „*Othello*" bezeichneten „*Zaïre*", die alle kurz nach dem englischen Aufenthalt entstanden; ferner in der freilich ungeschickten Einführung von Geistererscheinungen in „*Eriphyle*" und „*Sémiramis.*" Wahrscheinlich ist auch die starke Erweiterung der Stoffgebiete und manche andere Neuerung in Voltaires Tragödie auf die Kenntnis des englischen Theaters zurückzuführen.

Voltaires Verhältnis zu Friedrich dem Großen in seiner rätselvollen Komplikation rückt gleichfalls bei S. infolge psychologischer Untersuchung der einzelnen Phasen in eine andere Beleuchtung. S. versteht es, die ganze dämonische Größe des genialen Herrschers, seinen unfehlbaren Tiefblick, seine skrupellose Kraftnatur und die kalte Härte seines Charakters auch in der Perspektive dieses Briefwechsels hervortreten zu lassen. Voltaire nimmt sich dagegen klein und charakterlos genug aus, doch macht es sein geistiger Reichtum und seine Freiheit von moralischen Beschränktheiten begreiflich, daß die beiden immer wieder zueinander hingezogen wurden. Auch daß Voltaire für Friedrich der Vertreter einer höheren Kultur ist, die der deutschen um zwei Generationen voraus war, ist zuzugeben. Doch wäre die Seitenbemerkung über Lessings Stil (p. 40) besser unterblieben. Mit der französischen vorklassischen Pedanterie und Preziosität hat Lessing nichts gemein, und neben Voltaires genial-liederlicher und schwatzhafter Leichtigkeit können sich die urdeutschen Schwerterstreiche und Keulenschläge von Lessings Sprache wohl sehen lassen. Die kalte, kurze Schärfe mancher Bemerkung Friedrichs in diesem Briefwechsel erinnert ohne weiteres an Lessing, dem er trotz aller Vorliebe für französisches Wesen innerlich verwandter ist. Jene Vorliebe erklärt sich aus dem Gesetz der psychischen Kontrastwirkung: aus dem Gegensatz gegen ein ihm in der Jugend vom Vater eingeprügeltes beschränktes Deutschtum, und dem Gegensatz zu seiner eigenen

urdeutschen Natur, die in ihrer genialen Auffassungsweite nach Anregungen sucht, die sie in sich selbst nicht findet: beides bestärkt durch die besonders an Fürstenhöfen herrschende Mode. Auf irgend einem Gebiete hat jeder große Geist seine Schranke. Bei Friedrich liegt sie in seiner Blindheit gegenüber der erwachenden deutschen Literatur.

Der zweite, größere Teil bietet eine geschickte Darstellung der wesentlichsten Gedanken, die Voltaire als Ästhetiker, als Aufklärer, als Politiker usw. in den verschiedensten Schattierungen geäußert hat. Einige Leitsätze, die von großen Gesichtspunkten ausgehen, werfen ihre Lichter über jeden Abschnitt. So der, daß in Voltaire die bourbonische Kultur zum Bewußtsein ihrer selbst kommt. Die Ursache für die ungerechte Beurteilung des Altertums möchte ich, außer in der Selbstüberschätzung jedes Aufklärers, in dem Mangel an eigentlich historischem Denken suchen. Der geschichtliche Sinn erwacht erst in der Zeit der Romantik. Ebenso übernimmt erst in dieser Zeit das Gefühl die Führung im geistigen Leben, und bei Geschmacksurteilen, wo Voltaire gelegentlich dem *sentiment* den Vorzug vor dem *raisonnement* gibt (p. 115), schwenkt er schon ein wenig in das Lager Rousseaus, des ersten Romantikers über. Auch als Historiker stellt er einen Übergang dar, insofern sich bei ihm bereits deutliche Anfänge zu geschichtlich vergleichendem Denken finden.

Als philosophischer Denker ist Voltaire, wie alle Aufklärer, nicht gerade tief, aber es sind so viele seiner Gedanken in das Allgemeinbewußtsein übergegangen, daß er vielleicht deshalb heute weniger gelesen wird. Gelegentlich nimmt er, wenn auch von Hume beeinflußt, intuitiv Erkenntnisse vorweg, die sich erst in neuester Zeit Geltung verschafft haben, wie z. B. den Aktualitätsbegriff der Seele, die nach ihm nichts als eine Reihe von Vorstellungen und Gefühlen ist (p. 138). Aber die Banalität des Aufklärers kommt dem Leser doch auch in dieser geschickt auswählenden, vielfach genetischen Entwicklung seiner wichtigsten Gedanken oft genug zum Bewußtsein. Namentlich von seinen Beweisen gegen das Christentum, so schlagend sie zum Teil sind, scheint mir S. fast ein wenig zu viel zu geben. Mit viel Verständnis sind die Zeugnisse für Voltaires ungemein realistische politische Anschauungen ausgewählt.

Sakmanns Buch ist in der Tat geeignet, ein annähernd vollständiges Bild von Voltaires Denken und Fühlen zu geben. Die dichterische Tätigkeit Voltaires bleibt, dem Titel entsprechend, unerörtert.

Dresden. WOLFGANG MARTINI.

Le Braz, Anatole, *Au pays d'exil de Chateaubriand.* Paris, Honoré Champion, 1909. 233 S.

Die sieben Emigrantenjahre (1793—1800), die Chateaubriand in England verbrachte, bilden in seinem Leben eine der am wenigsten erforschten Perioden, deren Dunkel auch durch die Mischung von Dichtung und Wahrheit in den „*Mémoires d'Outre-Tombe*“ nur wenig geklärt wird. Le Braz ist in England den Spuren des Dichters nachgegangen, hat Land und Leute befragt, in alten Chroniken geblättert und erzählt in behaglicher Breite der Reihe nach alles, was ihm begegnet ist, was er hat ausfindig machen können und was er glaubt rekonstruieren zu dürfen. Wir müssen uns meist auf die Exaktheit seiner wenigstens z. T. recht wahrscheinlich anmutenden Beobachtungen und Konjekturen verlassen. Es handelt sich vornehmlich um den Aufenthalt in Beccles und Bungay. Der Verfasser verlegt das Datum von Chateaubriands Ankunft in Beccles (Suffolk) gegenüber Baldensperger, der das Frühjahr 1795 annimmt, mit viel Wahrscheinlichkeit in den Februar 1794. Er hat einen französischen Brief Chateaubriands und die Abschrift eines seiner englischen Briefe gefunden, aus der u. a. hervorgeht, was Chateaubriand in bekanntem Adelsstolze stets streng geheim hielt, daß er zwei bis drei Jahre lang sein Leben durch Unterrichten gefristet hat. Er veröffentlicht weiter einen Brief von 1802 an den Geistlichen von Beccles, Bence Sparrow, dem Chateaubriand noch damals eine größere Summe Geldes schuldete, und macht es wahrscheinlich, daß Chateaubriands religiöse Krise, aus der „*le Génie du Christianisme*“ hervorging, Ende 1798 stattfand, während er sich zugleich seinem früheren geistlichen Wohltäter immer mehr entfremdete. Der Aufenthalt in Bungay wächst sich, ähnlich Goethes Sesenheim, zu einem bedeutungsvollen Liebesroman mit Charlotte Ives, der Tochter des trinkfesten Geistlichen des benachbarten Dörfchens St. Margaret Ilketshall aus. Le Braz findet in diesem Liebesroman zahlreiche Anregungen für den Verfasser von „*Atala*“ und „*René*“ und klärt so in mancher Hinsicht das Dunkel, das bisher über der inneren Entwicklung Chateaubriands in den wichtigen sieben englischen Jahren gelagert hat.

Dresden. WOLFGANG MARTINI.

Apostolescu, N. J., *L'Influence des Romantiques français sur la poésie roumaine.* Avec une préface de M. Emile Faguet. Paris. Honoré Champion. 1909. XIII, XVII. 420 S.

Der Verfasser der vorliegenden, ausführlich dokumentierten Studie, betont mit vollem Recht, daß er der Forschung ein ganz

neues Gebiet eröffnet habe. Auch das zusammengetragene Material ist von erstaunlicher Fülle. Der Wert der einzelnen Kapitel aber ist ungleich, und die Darstellung rumänischer Literaturströmungen, je mehr sie sich der Neuzeit nähert, von recht engherzigem Parteigeist[1]) beeinflußt. Aus diesem Grunde ist das 8. Kapitel: Les Hasdeu (331—398) viel zu breit. ausgesponnen worden — und der größte Lyriker Rumäniens, Mihail Eminescu in der viel zu schlaff formulierten „*Conclusion*" mit wenigen, zwecklosen und unsympathischen Äußerungen in den Schatten gestellt. Eine himmelschreiende Ungerechtigkeit. Sie wird zwar geschickt vertuscht durch die auf den ersten Blick einleuchtende Einwendung, daß Eminescu, der stark unter deutschem Einfluß steht, für das behandelte Thema nur wenig in Frage kommt. Aber da der Verfasser sich bei seiner Betrachtung der rumänischen Neuzeit starke Abschweifungen gestattet, wie z. B. die pikante, aber an dieser Stelle völlig unangebrachte Schilderung der Mystifikationen, denen die Redaktion der *Convorbiri Literare* (die immerhin verdienstliche Revue des deux Mondes Rumäniens) durch Hasdeu zum Opfer fiel, ferner die ungemein detaillierten Angaben biographischer Züge (wie z. B. bei Alexandri) und Inhaltsangaben ganzer Werke (die Dramen ebendesselben u. a. m.), so wird der objektiv urteilende Leser diese absichtliche Vernachlässigung des Genies eines Eminescu mit tiefer Verstimmung aufnehmen. Vollends ironisch stimmt die erstaunliche Naivetät, daß der mit 19 Jahren aus dem Leben geschiedenen Tochter Hasdeu's Julie 40 (!) Seiten, also ein Zehntel des ganzen Werkes gewidmet sind. Man wird es der Liebe des schwer trauernden Vaters verzeihen, daß er alle Produkte dieser überjugendlichen Muse der Öffentlichkeit preisgegeben hatte — aber in einem methodisch angelegten, auf Wissenschaftlichkeit Anspruch erhebenden Werke, gebührt dem talentvollen Kinde kein voller Lorbeerkranz — höchstens ein Lorbeerblatt!

Kapitel II—VI bilden den wertvollen Kern des Buches ein späterer Ausbau derselben, wie z. B. der Rapports franco-roumains, wäre herzlichst zu begrüßen, auch das erste Kapitel: *Définition du Romantisme français* (unter dem deutlichen Einfluß Faguet's geschrieben) liefert Zeugnis für fleißige Quellenstudien. — Befremdlich wirkt die Ignorierung M. Gaster's, der nicht einmal im Index angeführt wird.

München. M. J. Minckwitz.

---

[1]) Aus diesem Grunde scheint auch der elegante Salonschriftsteller Jakob Negruzzi zu kurz gekommen.

Vianey, Joseph, *Les Sources de Leconte de Lisle.* (Travaux et mémoires de Montpellier. Série litt. I) Montpellier, Coulet et fils. 1907. 8⁰ VI + 399 SS.

Wir mußten uns bisher, wenn wir an die "wissenschaftliche Echtheit" der Gedichte Leconte de Lisles glaubten, wohl oder übel auf unsern bloßen Eindruck und auf die Versicherungen des Dichters verlassen, da niemand seine Dokumentierung geprüft hatte. Vianey, der sich aus der Quellenforschung mehr und mehr eine Spezialität macht, hat nun ein dickes Buch geschrieben, um diese Prüfung nachzuholen. Daß die Frage einmal aufgerollt wurde, ist an sich dankenswert. Nur kann ich nicht finden, das sie befriedigend beantwortet wäre. Sie bleibt im Gegenteil nach wie vor offen. V. hat des guten zu wenig und zu viel getan. Das sind die zwei großen Einwände, die ich gegen seine Arbeit habe.

1. Zu wenig: ich meine das nicht quantitativ in bezug auf die Anzahl der Gedichte, die V. untersucht, obwohl man darunter manches vermißt, u. a. etwa *Les Deux Glaives* und *L'Holocauste*, die für L. de L.'s Auffassung des Mittelalters typisch sind. Aber zu wenig, insofern sich V. fast durchwegs auf die Erforschung der literarischen Quellen beschränkt. Im Vorwort hat er mehr versprochen. Dort heißt es: "*Personne encore n'a examiné les fondements de l'édifice ni demandé à ce poète-historien de montrer les documents où il a puisé sa science*". Darauf, auf die Dokumentierung, die unmöglich nur aus der Literatur geschöpft sein kann, wäre es doch in einer Untersuchung, wie V. sie sich vornahm, vor allem angekommen.

L. de L.'s großartige Rekonstruktionen entschwundener Zeiten, Milieus und Menschen waren nur in unserer Gegenwart möglich. Die Echtheit ihres Tones setzt die Entwickelung der modernen Wissenschaft voraus, die Entwickelung der Geschichtswissenschaften, der Philologie, besonders der orientalischen, der Archäologie, der vergleichenden Religionsgeschichte, zum Teil auch die Entwicklung der Naturwissenschaften, der Anthropologie, der Deszendenztheorie. Auch die couleur locale der Romantiker, von der L. de L. so geringschätzig dachte, war häufig echt. Aber sie war es dann bei ihrer oberflächlichen Dokumentierung nur dank einer glücklichen Intuition. Bei L. de L., der in der Vorrede zu den *Poèmes Antiques* die Verschmelzung von Kunst und Wissenschaft als sein Ideal verkündete, ist die Echtheit dagegen verbürgt durch sein Wissen, seine Gelehrsamkeit, möchte man fast sagen. Die Gelehrsamkeit ist es, die L. de L.'s kleine Epen neben der *Légende de siècles* so eigenartig, so ganz anders erscheinen läßt. Und über diese Gelehrsamkeit hätte man gerne von V. näheres gehört, um so mehr

als davon auch in den anderen Werken über L. de L. so wenig und immer nur in allgemeinen Behauptungen die Rede ist.

V. zeigt uns, woher L. de L. seine Beschreibung Bhagavats hat, aus welchem Reisebericht Le Calumet du Sachet oder die polynesische Kosmogonie geschöpft sind, in welchen Werken er sich über einzelne keltische und orientalische Motive, z. B. über Nurmahal, orientiert hat. Er verzeichnet gelegentlich, daß die Beschreibung der Mahlzeit in Khiron den Ergebnissen der archäologischen Forschung entspreche. Das ist aber auch so ziemlich alles. Sonst nichts als der Nachweis literarischer Quellen, die häufig sehr interessant sind, die aber für die Kritik der wissenschaftlichen Exaktheit, wie sie V. beabsichtigte, wenig oder gar nichts beibringen. Namentlich nichts für die Dekorationen und Kostüme, die L. de L. überall im Detail ausmalt, auch da, wo seine Vorlage sich mit der trockensten schmucklosen Registrierung der Ereignisse begnügte, wie z. B. in der Romanze vom Don Fadrique.

Leconte de L. hat plastisch und farbig zugleich exotische Landschaften und Städte heraufbeschworen, exotische Menschen mit fremden Sitten und in seltsamen Trachten, den heiligen Strom der Inder, das Dickicht der Dschungeln, die üppige Vegetation der Tropen in den verschiedensten Stimmungen, das Tierleben im Urwald, Elefanten auf dem Marsch durch die Wüste, das bunte lärmende Gewimmel in den Straßen von Damaskus, vereiste Steppen des Nordens, das griechische Meer, griechische Haine. . . . . Von diesen Schilderungen wird viel auf Erinnerungen an die Heimatinsel, auf Reise-Eindrücke, auf Stunden in zoologischen Gärten zurückgehen.[1]) Aber daneben wird L. de L. Reisebeschreibungen gelesen, Bilder betrachtet haben, die seine Fantasie anregten, indem sie ihm den Stoff und zugleich das Detail einer Linie oder einer Farbe gaben. Das ist zum mindesten sehr wahrscheinlich.

Und nicht bloß wahrscheinlich, sondern sicher ist, daß er sein Wissen von der Philosophie der Inder, auf der seine eigene Weltanschauung beruht, vom Buddhismus, von den weltfernen Idealen der Asketen nicht bloß aus Ramayana und Veden geschöpft hat. Wie eng er sich häufig an sie anlehnt, beweisen die vielen Zitate, die V. abdruckt. Aber sie hätte auch ein anderer Dichter gelesen und verwertet. Ebenso ist man erstaunt, bei den Dichtungen hellenischer Eingebung nur Poetennamen wie Euripides oder Theokrit erwähnt zu finden. Man denkt z. B. an das knappe bestimmte Kostümportrait von Paris, das der Bote in "*Hélène*" gibt, denkt an die Heimkehr der Menge von den Spielen, die "*Niobe*" einleitet, an das Intérieur

[1]) Davon wissen wir zufällig Bestimmtes. Bei M.-A. Leblond p. 54 f.

aus dem Königspalast und das Gastmahl im selben Gedicht, deren Einzelheiten L. de L. nicht aus den Fingern gesogen haben kann — und erwartet wiederum vergebens, daß uns V. davon spreche. Oder man erinnert sich daran, wie lebendig L. de L. in manchen Gedichten einen Leitgedanken der vergleichenden Religionsgeschichte ausdrückte, den: daß jede Religion zu ihrer Zeit die wahre war, den Bedürfnissen ihrer Gläubigen entsprach, ihre Sehnsucht stillte. Oder wie lebendig in ihm der Leitgedanke der Deszendenz-Theorie geworden ist, der seine Tierschilderungen so neu und unerhört macht, der: daß Tier und Mensch Glieder derselben Entwicklungskette sind, beide gleich bedingt und abhängig, beide mit derselben Seele begabt, die vom Einfachen und Rohen zum Komplizierten und Verfeinerten emporsteigt.

Hier, an diesen Punkten hätte V.'s Forschung einsetzen, die Gelehrten, die L. de L. als Quelle gedient haben, nennen müssen, hätte zeigen müssen, was L. de L. (abgesehen von Dichtungen und Übertragungen dichterischer Werke) alles gelesen, besonders auch, was er sich alles angesehen hat (Bilder, Tafelwerke etc.), um sich über die Ergebnisse der Wissenschaft zu unterrichten, sein Ideal, engste Fühlung zwischen ihr und der Poesie zu verwirklichen und den ungeheuren Apparat von Einzelkenntnissen zu beherrschen, den seine "Echtheit" voraussetzt. Ich gebe gerne zu, daß eine solche Arbeit — also Quellenforschung im weitesten Sinn — noch mühsamer gewesen wäre als das Auffinden literarischer Quellen. Ich weiß nicht einmal, ob der Ertrag zur Mühe in richtigem Verhältnis gestanden hätte. Aber nachdem sich V. gerade den Nachweis der wissenschaftlichen Dokumentierung vorgenommen hatte, durfte er um seine Aufgabe nicht herumgehen, wie er es tat.

2. V. hat des Guten zu viel getan. Die Problemstellung, wie er sie formulierte, barg eine Gefahr in sich, der auch ein Mann von Geschmack nicht überall entrinnen konnte, selbst wenn er dem eigentlichen Problem auswich. Er legt zuviel Nachdruck auf das wissenschaftliche Element in L. de L.'s Dichtungen, so viel, daß er darüber gelegentlich das Kunstwerk vergißt. Es gibt Stellen, wo er von L. de L. spricht, als ob vom Abbé Delille oder dem Verfasser des Lehrgedichtes über die Seidenwürmerzucht die Rede wäre. Ein Lob wie das folgende über "*Sûryâ*" (p. 31) schmeckt sehr bedenklich: "*D'une œuvre ainsi faite on peut dire : ce n'est pas là seulement de la poésie, c'est de la science.*" Gewiß will L. de L. wissenschaftlich ernst genommen, anders beurteilt werden als der Epiker Hugo z. B. Aber auf der anderen Seite kann man nicht energisch genug betonen, daß die ideale Verschmelzung von Poesie und Wissenschaft, die er erreichte, nur einem Dichter von ungewöhnlich starker Begabung möglich war und daß für die Literaturgeschichte weniger seine "wissenschaftliche Echtheit" in Betracht kommt

als die künstlerischen Qualitäten, die sein Werk über andere ähnliche Versuche, z. B. die des XVIII. Jhdts. so hoch und unvergleichlich hinausragen lassen.

Deshalb sollte man ihm auch trotz seiner programmatischen Äußerungen nicht zu streng auf die Finger schauen, wenn ihm einmal ein Anachronismus oder ein kleiner Irrtum unterläuft. Was tut es denn, solange der Gesamteindruck echt bleibt, daß L. de L. die Chronologie der indischen Mythologie, die kein Leser kennt, durcheinander wirft? Oder daß er in Néférou-Ra den Gott Khons in einer Haltung malt, die der traditionellen widerspricht? *"Rien n'est plus égyptien sans doute que ce personnage"* gibt V. (p. 107) zu *"mais on reconnait immédiatement en lui le roi Sovkhotpou du premier empire thébain dont le Louvre possède la statue colossale."* Ja, wer erkennt denn das, wenn er nicht zufällig Egyptologe ist? Ich fürchte sehr, auch V. hätte das nicht erkannt, ehe er mit den Vorstudien zu seinem Buch begann.

Mit der Problemstellung hängt es zusammen, daß V. mehrfach kunstfremde Intentionen in Gedichte hineingeheimnißt und darüber die wahren Gründe übersieht, aus denen L. de L. von seinen Vorlagen abwich. Ich wähle aus verschiedenen Beispielen ein besonders charakteristisches: Die Quelle von *Arc de Civa* (V. p. 5 ff.) findet sich in Valmikis Ramayana. Aber L. de L. hat am Stoff wichtige Veränderungen vorgenommen. In der Legende ist Rama schon mit der schönen Sita verheiratet, als ihn der König, sein Vater, verbannt. Das Exil dauert 14 Jahre und der Vater ist tot, als Rama heimkehrt. Bei L. de L. trifft und heiratet Rama die Sita erst bei der Heimkehr aus dem Exil und das Exil dauert nur 3 Tage, so daß der Vater Rama ruhmbedeckt und mit Sita verheiratet sieht. V. fragt sich, ob L. de L. dadurch nicht den Geist der Legende zerstört und manche Quelle von Pathos unterbunden habe (Aufopferung der Sita, die dem Gatten in die Verbannung folgt) und legt sich, um die Abweichungen zu erklären, folgende Absichten L. de L.'s zurecht: Rama, um den sich niemand kümmert, während er seine befreienden Heldentaten vollbringt, wird zur Personifizierung des Genies, das inmitten der menschlichen Gleichgültigkeit und Mißachtung arbeitet. Oder L. de L. hat vielleicht einen primitiveren älteren Rama schildern wollen, da die Sage schon lange vor Valmiki existiert hat. Das scheint eine dritte Änderung zu bestätigen. Den Kampf Ramas gegen den keulenschwingenden Raksas, den die Legende mit fabelhafter Ausschmückung erzählt, hat L. de L. auf ganz menschliche Proportionen zurückgeführt, wohl weil die Orientalisten von damals (im Widerspruch zu den modernen) in Ramas Abenteuer die poetische Verherrlichung der Eroberung Hindostans durch die Arier erblickten, so daß auch L. de L. in Rama keine mythische, sondern eine historische

Persönlichkeit sah, deren Züge nur durch dichterische Fantasie entstellt worden waren. So konstruiert es sich V. und man kann natürlich nicht beweisen, daß L. de L. daran nicht gedacht habe. Nur läßt der Text von alledem nichts ahnen. Aber daß für die beiden ersten Veränderungen einzig künstlerische Absichten bestimmend waren, liegt m. E. auf der Hand. Die Komposition ist bei L. de L. ungleich straffer, geschlossener und in ihren Wirkungen abgestufter als bei Valmiki, da 1. die Dauer der Verbannung reduziert ist nach dem Prinzip der klassischen Einheit (Minimum an Zeit), 2. Rama den eigenen Vater trifft, nicht einen neuen König (Konzentration des Interesses auf ein Minimum von Personen), 3. Rama erst einsam in die Verbannung zieht, den Raksas erschlägt, dann den Bogen Civas bezwingt, die Sita heiratet und mit ihr heimkehrt, so daß gesteigerte Triumphe die Leiden und Kämpfe ablösen.

Anderswo sucht V. mit mehr Glück die Gründe für solche Veränderungen, ohne dem Dichter seine eigenen Meinungen unterzuschieben. L. de L. folgt seinen Vorlagen häufig sehr genau. Ja, wortwörtliche Übertragungen einzelner Stellen sind gar nicht selten. Besonders bemüht er sich, den Geist der Überlieferung zu wahren, Epochen und Menschen möglichst treu und echt zu schildern. Ungemein charakteristisch ist es, zu sehen, wie er manchmal ändert, weil ihm der Ton der Vorlage nicht "echt" genug, ihre couleur locale nicht ausgesprochen genug scheint, wie er z. B. in den Gedichten aus der alttestamentlichen und nordisch-mittelalterlichen Sphäre die Roheit der Sitten übertreibt, sie blutiger, barbarischer malt. Da ihm für einen keltischen Helden der Name Urien nicht wild genug klingt, tauft er ihn um und gibt ihm den Namen seines Vaters: Kennwarc'h. Oder der Rabe darf der Braut Hjalmars nicht mehr den Ring, er muß ihr das rote Herz des Helden überbringen. Oder Achab empfängt die Diener des Königs von Syrien, die ihm seine Unterwerfung anzeigen, nicht wie in der Bibel erzählt wird, in Gnaden, er läßt sie grausam hinschlachten und wirft ihr Fleisch seinen Hunden vor.

Ebenso charakteristisch sind gewisse Änderungen, die sich aus L. de L.'s Feindseligkeit gegen das Christentum, gegen jede positive Religion überhaupt und aus seinem starren unerschütterlichen Pessimismus erklären. Wenn L. de L. den König Don Pedro als blutgierige Bestie schildert, so will er in ihm den glaubenseifrigen Katholiken als Heuchler und feigen Mörder bloßstellen. Wie gut sich christliche Frömmigkeit mit barbarischen Gräueln verträgt, soll sein Cid zeigen. In Orpheus sieht er das ewige Schicksal des Denkers verkörpert, der blindem religiösem Fanatismus zum Opfer fällt. Nicht einmal die Skandinavische Kosmogonie ist ihm düster genug, da sie eine lichte Hoffnung auf ein goldenes Zeitalter gibt, das nach dem Weltuntergang an-

brechen wird: die Weissagung in seiner *Légende des Nornes* schließt mit der Götterdämmerung, in der alles Leben erlöschen wird. Und der Anachoret, der Çunapeça durch ein wunderbares Gebet retten kann, liefert ihm das Geheimnis nicht aus, ehe er ihm die Süßigkeit des Nichts vor Augen gehalten und ihn ermahnt hat, freiwillig in den Tod zu gehen.

Es ist V. ganz besonders zu danken, daß er mit dem Abdruck der Vorlagen nicht gekargt hat und durch reiche Auswahl von Proben bequeme Vergleiche ermöglicht. Daß sie — abgesehen von dem Hinweis auf die Quellen selber — kaum neues bringen, sondern im wesentlichen nur bestätigen, was wir schon wußten, schmälert ihr Interesse durchaus nicht. Denn die fortwährende Konfrontierung mit den Vorlagen hilft manchmal Gedichte verstehen, die ohne Kommentar etwas dunkel bleiben (*Arc de Civa* z. B. oder *Prière pour les morts*) und läßt vor allem L. de L.'s Eigenart und seine künstlerischen Qualitäten in viel schärferem Licht erscheinen als die bloße Lektüre könnte. Wie lehrreich ist z. B. die Gegenüberstellung der Theokrit entlehnten Gedichte mit den Originalen, die uns nicht fremdartig wie Ramayana berühren, sondern Kunstwerke in modernem europäischem Verstand sind. Oder wie wächst unsere Vorstellung von L. de L.'s Farbenreichtum, von seiner Gestaltungskraft, wenn wir die *Légende des Nornes*, *Bhagavat*, die *Vision de Brahma*, *L'accident de Don Inigo* neben ihren Vorlagen lesen und sehen, wie bunt, malerisch und anschaulich ihm alles unter den Händen wird, wie einheitlich er Gedichte aus verschiedenen Fragmenten zusammenschweißt, wie prachtvoll er weitschweifige Aufzählungen und Beschreibungen kondensiert.

Dies Verdienst allein macht aus V.'s Buch trotz seiner Mängel schon eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnis von Leconte de Lisle. Ohne Vorbehalt ist schließlich noch die erstaunliche Belesenheit zu loben, die dazu gehörte, so viele räumlich und zeitlich oft weit auseinander liegenden Quellen für mehr als ein halbes Hundert von Gedichten aufzuspüren. Doppelt erfreulich wirkt es, daß sich V. bei aller Belesenheit, inmitten seiner Entdeckungen so verständig zurückhält und nie der Versuchung nachgibt, seinen Dichter auf möglichst zahlreichen "Anleihen" zu ertappen. Das sticht von anderen Arbeiten derselben Art wohlthuend ab.

Bonn. H. Heiss.

Hugo, Victor. In Auswahl mit Einleitung hgg. von Dr. Albert Sleumer. (Bücher der Weisheit und Schönheit. Herausg. J. E. Frhr. von Grotthuss.) Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. [1910]. VIII + 239 SS.

Eine Auswahl von Prosa aus den Romanen, Vorreden, kritischen, politischen und vermischten Schriften Hugos und eine Auswahl von Versen, die mit verschwindenden Ausnahmen (Geibel z. B.) herzlich schlecht übersetzt sind und in jeder Zeile, jedem Reim die unbeholfene Hand des Dilettanten verraten. Die "Schönheit" Hugos kommt also nicht zu ihrem Recht. Und daran tragen Herausgeber und Übersetzer die Schuld.

Auch die "Weisheit" Hugos kommt nicht zu ihrem Recht, obwohl der ganze Band darauf zugeschnitten ist, sie leuchten zu lassen, wie es schon die Überschriften der einzelnen Kapitel andeuten (Natur und Zeit — von der Seele und ihren Kräften — vom Vaterlande und vom Staatswesen etc.). Die Schuld daran liegt wohl nicht bloß am Herausgeber, sondern auch am Dichter selbst. Da Hugo sich gerne philosophisch gibt und es liebt, seine Einfälle im Lapidarstil zu verkünden, sie zu knappen, scharf, meistens antithetisch pointierten Sprüchen zuzuschleifen, sollte man meinen, das sich gerade aus ihm leicht eine Sammlung von Aphorismen pflücken lassen würde. Das ist ein Irrtum. Solange man diese Sprüche im Zusammenhang liest, kann man über sie hinweggleiten, ohne sich um ihren Sinn sonderlich zu kümmern. Die Bildlichkeit des Ausdrucks, irgend einer von den überraschenden, suggestiven Vergleichen, wie sie Hugo so häufig in die Feder fließen, mag sogar für einen Augenblick Tiefe und Originalität vorspiegeln. Sobald man sie aber aus dem Zusammenhang reißt, sie aus der Form schält, mit der sie unlöslich verwachsen sind, sie vom Wort Hugos, seinem französischen unübersetzbaren Wort trennt, erschrecken sie durch ihre Plattheit oder stoßen durch ihre concetti-hafte Bizarrerie ab. Im besten Fall enttäuschen sie.

Ich fürchte, man wird Hugo schon in 20, 30 Jahren nur mehr genießen können, wenn man mit Strichen in seinem Werk, vor allem in den Prosaschriften, förmlich wütet. Die vorliegende Auswahl bestätigt mir das. Immerhin hätte der Herausgeber schonender mit Hugo verfahren können, hätte die Grausamkeit nicht so weit treiben dürfen, fast lauter Gemeinplätze oder geschmacklose Entgleisungen abzudrucken. Es hat doch keinen Zweck, Hugo in einer Anthologie einem fremden Publikum nur als "*Homais*" oder "*Jocrisse à Pathmos*" vorzustellen. Oder — aber ich geniere mich ordentlich, so beleidigend zu fragen — hält der Herausgeber die "Weisheiten", die er veröffentlicht, am Ende gar für bedeutend? Ein paar Stichproben, die mir der Zufall des Blätterns bringt und deren Zahl ich mühelos verzehnfachen könnte, mögen einen Begriff von meinem Erstaunen geben: "Der Schlaf ist das Aquarium der Nacht — Mitunter bringt dasselbe Faktum mehrere schlaflose Nächte hervor (deutsch!!) — Ein Mädchen ist eine Fleisch gewordene Engelseele — Das Verbrechen hat keinen ruhigen Schlaf — Die Liebe

ist der Gruß der Engel an die Gestirne — Die schönsten Augen lügen oft am meisten etc. etc.

Daß derlei triviale, rührselige oder lächerliche Reflexionen auch in breiterem Format, bis zum Umfang von einer Seite und mehr vorgesetzt werden, macht sie wahrlich nicht besser. Wer Hugo kennt, dem wird die Auswahl Sleumers nichts schaden. Er wird im Gegenteil eine ganz kurzweilige Stunde darüber verleben. Aber das Buch ist doch für deutsche Leser bestimmt, die den Dichter wenig oder gar nicht kennen. Wie es (mit samt seiner Einleitung) denen eine Vorstellung von Hugos Größe und Eigenart vermitteln soll, das scheint mir ein Rätsel.

Bonn. H. Heiss.

Buxton, Geneviève, *La dilecta de Balzac et Mme de Berny. 1820—1836.* Avec une préface de M. Jules Lemaitre de l'Académie française. Paris, Plon-Nourrit et Cie. o. J. III, VIII & 270 SS. Frs. 3,50.

Der Titel erweckt die Hoffnung, daß er den Balzacfreunden die sehnlichst erwartete Korrespondenz Balzacs mit Frau von Berny bringt, die der verstorbene Balzacforscher und -kenner, Vte de Spoelberch de Lovenjoul, wiederholt erwähnt. Diese Hoffnung wird getäuscht und man ist geneigt, das Buch aus der Hand zu legen, in der Meinung, eine unkritische Biographie vor sich zu haben, in der eine unentwegte Bewunderung des Verfassers der Comédie humaine zum Ausdruck kommt. Das ist teilweise auch der Fall. Denn die Verfasserin des Buchs bewundert Balzac fast im Übermaß. Sie scheint keine Schwächen in ihm zu finden oder zu sehen, weder im Menschen noch im Romanschriftsteller Balzac. An Material bietet das Buch auch kaum etwas neues, außer einigen Nachforschungen und Urkunden über die Familie de Berny, die an sich dankenswert, aber nicht von sehr großer Wichtigkeit sind. Die Verfasserin verfolgt Balzac von seiner Pariser Jugend an bis 1836; sie untersucht vor allem die sentimentale Seite seines Lebens und sucht nach den maßgebenden Einflüssen in seiner Jugend und dem beginnenden Mannesalter.

Die Untersuchung mag Balzac etwas sentimental darstellen und die Einflüsse der ihn umgebenden Frauen etwas stärker hervortreten lassen, als sie es wirklich waren. Das, was an dem Buch Lobenswertes ist, und was das Buch über andere Publikationen der gleichen Art erhebt, ist, daß es nicht die Werke Balzacs als ein Ganzes auffaßt, sondern eine Seite ihres Werdens, vielleicht nicht mit ganz klarer Absicht, hervorhebt, die bisher nicht genug hervorgehoben wurde. Frau Ruxton verfolgt insbesondere, was in den Werken Balzacs an Selbsterlebtem sich

findet, und was da herauskommt, ist nicht wenig. Man wird in Zukunft die Physiologie du Mariage mit größerer Aufmerksamkeit zu lesen und vor allem sie überhaupt zu lesen sich gewöhnen müssen; dann findet Frau Ruxton aber auch in manchen Stellen anderer Werke, vor allem in der Peau de Chagrin, Anklänge an Balzacs Leben und erklärt sie, vielleicht mit etwas reicher Phantasie, aus den Balzac umgebenden Einflüssen. Manches fordert zum Widerspruch heraus; vor allem der Glaube an die Möglichkeit eines höchsten Kunstwerks, in dem Balzac sein erstes Glück und seine erste Verzweiflung geschildert hätte, wenn die Umstände ihm glücklicher gewesen wären und noch manches andere. Immerhin wird, wer Balzacs intimes Leben kennen lernen will, wenigstens bis zum Jahr 1836, in Frau Ruxtons Buch eine zwar sehr optimistische Darstellung finden, die aber alles bis jetzt veröffentlichte Material sorgfältig berücksichtigt. Jules Lemaîtres Vorrede ist hervorragend nichtssagend.

Freiburg i. B. J. Haas.

Breymann, *Neusprachliche Reform-Literatur* (Französisch und Englisch). Viertes Heft (1904—1909). Eine bibliographisch-kritische Übersicht, bearbeitet von H. Steinmüller. Leipzig (Deichert). 1909. VI und 211 Seiten. — 5,50 Mk.

Das vierte Heft von Breymann-Steinmüllers neusprachlicher Reformliteratur berücksichtigt als Neuerung auch das Gebiet des englischen Unterrichts und erfüllt damit einen Wunsch, welcher nicht nur von den meisten Rezensenten der früheren Hefte ausgesprochen, sondern wohl von jedem Neusprachler empfunden worden ist, der jemals den Wert dieses vortrefflichen Nachschlagebuches kennen gelernt hat. Dadurch ist allerdings der Umfang auf fast das Doppelte, die Zahl der besprochenen Schriften auf gegen 600 angewachsen.

Schon ein Blick auf das Register gibt über die Reichhaltigkeit des Inhaltes Aufschluß. Kapitel I behandelt die Literatur, die sich mit der Theorie des neusprachlichen Unterrichts befaßt. Besonders verdienstlich erscheint mir, daß Steinmüller auch auf solche Aufsätze hinweist, die in Sammelbänden verborgen liegen, aus deren Titel nicht ohne weiteres zu schließen ist, daß sie auch dem Neusprachler etwas bringen, wie etwa Hinnebergs *Kultur der Gegenwart* oder verschiedene Bände Paulsens. Auch die Aufnahme solcher Werke ist zu rechtfertigen, die wie Parows „*Res, non verba!*“ oder Hugo Müllers „*Das höhere Schulwesen Deutschlands* etc.“ mehr Fragen der allgemeinen Schulpolitik behandeln. Denn ein jeder, der sich mit Fragen der er-

wähnten Art beschäftigt, muß auch zu den neueren Sprachen und ihrer Bedeutung im Unterricht Stellung nehmen.

Das Kapitel II: „Praktische Darbietungen" enthält in reicher Fülle das Handwerkszeug, welches dem Neusprachler beim Unterricht zu Gebote steht, mag er nun sein Heil auf der Seite der extremen Reformer suchen, oder, wie wohl jetzt die meisten, vorziehen, den Pfad der goldenen Mitte zu wandeln. Das gewaltige Gebiet ist übersichtlich in Gruppen eingeteilt. Neben Unterrichtswerken, wie sie zu jeder Zeit im neusprachlichen Unterricht verwandt worden sind, Grammatiken und Übungsbüchern, Chrestomathien und Gedichtsammlungen, werden auch solche Hilfsmittel nachgewiesen, wie sie der Reformstreit der letzten Jahrzehnte gebracht hat: Anschauungsbilder, Liederbücher, Zeitungslektüre usw. Auch die amtlichen Verordnungen und Lehrpläne, sowie die Verhandlungen der Direktorenkonferenzen und der Neuphilologentage werden gebührend berücksichtigt.

Ein ganz besonderes Interesse bietet der III. Abschnitt: „Kritische Rück- und Ausblicke", in dem Steinmüller gewissermaßen die Summe alles dessen zieht, was die letzten Jahre dem Neuphilologen auf dem Gebiet der Methodik gebracht haben. Mit sicherem Urteil, besonnen und maßvoll, würdigt er die einzelnen Bestrebungen und läßt auch die Vertreter abweichender Meinungen zu Worte kommen. Daß er bei seiner Beurteilung vom Standpunkt der vermittelnden Methode ausgeht, werden ihm nur die verargen, die noch immer ihre Stellung auf dem äußersten Flügel der Reform nicht aufgeben können. Nach Steinmüllers Ansicht ist jetzt der Streit um die Methode eine res judicata. „Siegreich schreitet einher das Maßvolle, das für die Allgemeinheit Verwendbare und Brauchbare, das juste milieu, die aurea mediocritas, die in ihren Forderungen und Maßnahmen Rücksicht nimmt auf den Durchschnittslehrer und Durchschnittsschüler, der besonnene Fortschritt, die vermittelnde Methode". In diesem Sinne werden im folgenden die Einzelfragen neusprachlicher Methodik besprochen, ob die Hinübersetzung aus dem Unterricht verbannt werden soll, wie sie beschaffen sein muß, um Nutzen zu bringen; wie weit sich Phonetik und Lautschrift, Gesang und Phonograph in der Klasse verwenden lassen; ob Englisch am Gymnasium fakultativ oder obligatorisch sein soll; wie die Ausbildung der Neuphilologen an der Universität, ihre Fortbildung im späteren Beruf auszugestalten ist; wie weit der Neusprachler die Reformbestrebungen zwecks Vereinfachung der französischen Syntax (Arrêté Leygues) berücksichtigen darf. Ferner findet der Fachgenosse wertvollen Aufschluß über französische und englische Ferienkurse, über den internationalen Pensionsnachweis, über das 1908 von Professor Schweitzer ins Leben gerufene

Institut français pour Etrangers à Paris, über den Wert oder Unwert des internationalen Schülerbriefwechsels, fremdsprachlicher Rezitationen usw. Hierbei begnügt sich Steinmüller nicht damit, lediglich sein eigenes Urteil zu geben, sondern zieht fast überall die Äußerungen anderer Fachgenossen an und weist die Literatur nach, wo man sich über die einschlägige Frage unterrichten kann. — Ein genauer Index ermöglicht es, sich in dem Buch schnell zurecht zu finden.

So besitzen wir auch in dem neuen Heft des Breymann-Steinmüllerschen Werkes einen sicheren Führer durch die neusprachliche Reformliteratur. Ein jeder Neuphilologe, der die selbstverständliche Pflicht erfüllen will, sich auf dem Gebiet seiner Fachwissenschaft auf dem Laufenden zu erhalten, ein jeder, der eine besondere Frage aus ihr behandeln will, wird in diesem Werk zuverlässige Auskunft, mannigfache Anregung finden. Wenn jetzt Steinmüller, wie er im Vorwort bemerkt, infolge anderweitiger Inanspruchnahme nicht mehr imstande ist, die Arbeit weiter zu führen, so gebührt ihm unser aufrichtiger Dank für die durch lange Jahre geleistete umfangreiche Arbeit, und wir sprechen gleichzeitig den Wunsch aus, daß das besprochene Heft nicht das letzte sei, sondern daß es dem Verlag gelingen möge, einen Nachfolger zu finden, der das verdienstvolle Werk in den bewährten Bahnen seiner Vorgänger fortführe.

Ilmenau i. Thür. JULIUS VOIGT.

Brunot, F. et N. Bony, *Méthode de la langue française*: Premier livre. Paris, A. Colin, 1906. I-116 pp. 0,60 fr. Deuxième livre. 1906. VI-216 pp. 0,90 fr. Troisième livre. 1908. I-363 pp. 0,60 fr.[1])

Brunot: L'enseignement de la langue française. Paris, Colin 1909. 1 vol. in-12. 192 p. 2 fr.

Il faut rendre cette justice aux maîtres de la Sorbonne que jamais ils ne se sont désintéressés des questions d'enseignement, fût-ce d'enseignement primaire, et il y a quelque chose de touchant dans le geste du savant qui se penche vers l'enfant, interroge sa petite âme et se demande comment il l'amènera au savoir et à la conscience.

Après avoir édifié cette magistrale *Histoire de la langue française*[2]) par laquelle il a payé sa dette à la science, M. Brunot a voulu aussi payer sa dette à la patrie, en se demandant si le patrimoine linguistique, travaillé et modifié par les générations successives, était conservé et cultivé avec assez de soin et d'intelligence par les générations d'aujourd'hui. Mais il a dû constater, à regret, que la vieille grammaire scolastique et pédante régnait encore partout avec sa cour de formules vides et prétendûment logiques, et que partout la théorie faisait violence aux faits au lieu de les expliquer.

[1]) Le livre du maître, qui pour chaque partie se paie le double, contient la résolution des exercices.

[2]) Le tome III (XVIIe s. 1re partie) vient de paraître.

Sentant que l'élève perdait la foi en cette discipline et n'en retirait aucun profit, il songea à édifier une doctrine nouvelle que l'on peut résumer en quelques mots: Enseigner la langue, au lieu d'enseigner la grammaire. Cette formule est plus riche de conséquences qu'elle ne le paraît au premier abord.

„Enseigner la langue" c'est-à-dire mener de front l'étude des formes (objet propre de la grammaire), du vocabulaire, de la prononciation, de la lecture et du style en établissant une corrélation étroite entre ces diverses matières.

Plus de paradigmes isolés de la phrase, plus de liste de mots ou de racines alignés. Tels sont les principes qui ont guidé l'auteur quand il rédigea avec le concours de M. Bony, inspecteur primaire, trois livres que tous ceux qui enseignent le français devraient connaître. Ces livres sont pour ainsi dire „concentriques" chacun d'eux développe la matière étudiée dans le volume précédent, tout en constituant un ensemble parfaitement homogène. Tous trois, pour des âges différents, peuvent tenir lieu de grammaire, de vocabulaire, de recueil de textes et de manuel de style. Des illustrations les ornent à chaque page et une disposition typographique ingénieuse met en relief l'exemple, les explications, la leçon.

D'autre part M. Brunot vient de développer les principes qui l'ont guidé, dans un cours de méthodologie professé à la Faculté des Lettres de Paris pendant le semestre d'hiver 1908—1909, et recueilli par M. Bony sous ce titre: „L'enseignement de la langue française. Ce qu'il est, ce qu'il devrait être dans l'enseignement primaire", petit livre vif, incisif et spirituel, plein de pensées et de choses, que tous les pédagogues liront avec infiniment de profit.

L'idée directrice de ce livre et de la méthode est que „la pensée doit avoir le pas sur la forme". De là sort toute une classification plus vivante, plus graduée, plus humaine des phénomènes grammaticaux. Un exemple fera mieux ressortir dès l'abord la pensée de l'auteur. Je l'emprunte au chapitre XVII de «l'enseignement du français» intitulé: «Application de la méthode. Un chapitre de grammaire nouvelle: apprendre à qualifier.» Au lieu d'étudier l'adjectif qualificatif et d'écarter de ce paragraphe tout ce qui n'est pas adjectif, M. Brunot choisit un phénomène linguistique qui correspond naturellement à une nécessité psychologique: la qualification. Sans doute, la forme la plus ordinaire qu'elle prendra sera celle d'un adjectif. Successivement en faisant trouver à l'enfant que sa règle est courte et noire, mais que celle de son camarade est blanche et longue, le maître forcera l'élève à s'élever à l'idée d'adjectif qualificatif, quand-même on omettraît ce terme, car M. Brunot a horreur des définitions et des formules abstraites qui pour les esprits enfantins sont tout à fait vides.

Mais la règle est «blanche» et le bois dont elle est faite est «blanc». Pourquoi cette différence? Le maître passe alors à la notion de l'accord. En même temps le vocabulaire groupera des adjectifs de couleur, de forme, de mesure et un exercice de style habilement choisi en fournira l'application, cependant que les «lectures» choisies à dessein abonderont en adjectifs.

Si je reprends «la règle est blanche» et si j'amène mes auditeurs à dire que «la règle blanche est là» je ferai toucher du doigt la différence entre l'adjectif employé comme attribut et l'épithète.

Ensuite j'apprendrai à l'élève que l'on peut qualifier à l'aide d'un nom ayant une valeur péjorative ou laudative «ce tableau est un chef d'œuvre (équivalent de sublime, superbe, etc.); cette maison est un palais; il monte une rosse». C'est le moment d'appeler l'attention

sur les substantifs à suffixes péjoratifs: paper a s s e , écriv a i l l e u r , mar â t r e.

Mais le participe présent et le participe passé qualifient aussi le nom et même se distinguent souvent bien peu de l'adjectif: une toilette charmante, une robe foncée. Excellente occasion de signaler l'accord du participe présent employé comme adjectif et de réunir ici les adjectifs en *-e*, *-u* du type «marbré», «bossu» qui ont l'apparence de participes passés.

On peut qualifier aussi avec des compléments que M. Brunot appelle des compléments de construction directe (c'est à dire non précédés d'une préposition), Une robe p r i n c e s s e , le style L o u i s XV, ou indirecte: une montre d'or (à opposer à dorée), une boutique à treize sous. Ne négligeons pas non plus la qualification par exclamation: une dentelle d'une finesse![3]) par des propositions: un voyage où l'on se fatigue, une chose qui plaît. On fera intervenir même certaines propositions au subjonctif ayant la valeur d'une qualification hypothétique: une chambre qui serait exposée au midi, je voudrais une chambre qui soit claire.

Le travail parallèle de la composition française consistera à s'excercer à qualifier, sans exagération, et à varier la forme de cette qualification.

Il y a aussi des degrés de qualification qui sont indiqués par des adverbes: assez, plus, très. On ne négligera pas, à ce propos, les préfixes: sur, super, extra.

La qualification trouve son application constante dans la poésie, on en donnera des exemples empruntés aux grands poètes.

Si l'on a des élèves bien doués on pourra même montrer comment les écrivains contemporains ont transformé le qualificatif en substantif et substitué à «ailes blanches», «la blancheur des ailes».

On n'oubliera pas à ce propos tous les adjectifs clichés en substantifs le nu, le vide, le vrai, etc.

«Arrivés à ce point très-élevé conclut M. Brunot[4]) d'où nous dominons la notion de qualification, il ne nous faudrait plus qu'un effort pour tendre la main à la philosophie, car la raison primordiale qui fait que la qualification est une des fonctions essentielles du langage, c'est que nous ne connaissons le monde que par ses aspects, que par les impressions que font sur nous ses manières d'être: nous n'en avons point de perception directe, la substance n'est qu'une création, fausse du reste, de notre esprit.»

Ici nous quittons le degré primaire et il va de soi que dans tout ce qui vient d'être dit il faut choisir avec soin et doser ingénieusement suivant les âges et même suivant la valeur des classes qui se succèdent chaque année sur les mêmes bancs. C'est là l'œuvre du maître dont cette méthode prétend stimuler et non étouffer l'initiative.

Ce serait une erreur de croire que seule la qualification se prête à ce genre d'exposé synthétique. Le troisième livre de la méthode Brunot-Bony montre avec plus d'indépendance encore et de nouveauté que les deux précédents le parti qu'on peut tirer de ce procédé.

Après la page 271 se succèdent des chapitres intitulés: «la quantité indéfinie», où l'on trouvera des noms de nombre, des adjectifs, des adjectifs indéfinis; «La quantité déterminée», où zéro voisine avec nul, néant etc.; «la quantité relative», où l'on étudie toutes

[3]) Il ne faudra pas dans cet exemple négliger de faire observer l'inflexion de la voix.

[4]) L'enseignement de la langue française, p. 178—179.

les formes que peut prendre l'expression d'un rapport.[5]) «L'addition» dans le langage, «La soustraction et la division». Voici une leçon vraiment ingénieuse que je tiens à mettre sous les yeux du lecteur.[6])

La soustraction et la division.

Exemple

Toutes les planètes, excepté les huit grosses, ont été découvertes au XIXe siècle. Parmi les anciennes, six sont accompagnées de satellites. Les unes en ont un, les autres plusieurs, de sorte que, sauf Mercure et Vénus, chacun des astres du système solaire a sa lune ou ses lunes. Rien ne met la terre à part des planètes ses sœurs, sinon l'orgueil de l'homme qui se croit le centre du monde.

Eexplication

De la somme: toutes les planètes, on a retranché les huit grosses, au moyen de l'expression excepté. On a fait une soustraction.

Plus bas, on a divisé ce même tout: les planètes, en deux parts inégales: les unes, les autres. C'est une division.

Leçon

I. On retranche quelque chose d'une somme, d'un total à l'aide des expressions: moins, sauf, excepté, à part, sinon, ... combinées, devant une proposition, avec la conjonction que:

Toutes les planètes, sauf (moins, excepté) une, sont mal connues. La science ne nous a rien appris des autres si ce n'est qu'elles ont la composition chimique de la Terre.

(Quand on a retranché une planète, celles qui restent se désignent par les autres, pluriel du pronom indéfini, l'autre.)

Autrui, forme invariable de autre, est toujours complément et ne désigne que des personnes: Ne convoitez pas le bien d'autrui.

II. Quand on veut considérer une partie dans un tout, on fait précéder le total des mots: de, sur, parmi, entre.... et on exprime cette partie en nombres définis, en nombres fractionnaires: moitié, tiers, quart, ou en nombres indéfinis: les uns, le reste.... De toutes (parmi toutes) les planètes, Mars (ou deux planètes, un quart, quelques-unes...) a particulièrement attiré l'attention des astronomes.

Remarque. — L'adjectif chaque et le pronom chacun expriment qu'on considère à part les unités ou les parties d'un tout:

Chaque observatoire, chacun des observatoires photographie le ciel.

Mais quand, dans un groupe d'êtres, tous font la même chose, chacun d'eux fait cette chose, si bien que chaque, chacun, a souvent un sens très-voisin de tout: l'aspect de la lune change chaque jour.

---

[5]) Tu as plus d'argent que moi, Il y en a le double, le triple etc. Comparativement à; contentement passe richesse etc.: Le vocabulaire seneigne en même temps les suffixes diminutifs -eau, -on -ot. ex: petiot.

[6]) Méthode de la langue française Brunot et Bony 3e livre page 282.

Deux textes: l'un de Bernardin de St Pierre, l'autre d'André Chénier rassemblent presque tous les cas cités ci-dessus.

Ensuite se succèdent d'autres chapitres aussi utiles sur la détermination, l'identification, l'explication, la correction, la possession, la démonstration, la qualification, la manière, l'identité, la conformité, les différences, les oppositions, les moyens, les instruments de l'action, les circonstances de lieu, de temps.

A ce dernier point de vue, des subdivisions s'imposent, par exemple: temps relatif 1⁰ simultanéité, 2⁰ antériorité et postériorité. Dans le premier de ces deux paragraphes, on rassemble des expressions comme «en même temps que, alors, à cette époque», les conjonctions tant que, aussi longtemps que, les gérondifs et les participes (en entrant etc.). On y traite aussi de la concordance, du type: j'entrai, il lisait; l'un a-t-il dit ceci, l'autre dit le contraire. Et comme l'idée doit marcher de pair avec la forme, une composition française nous apprend à éviter les sophismes, à ne pas conclure de la simultanéité à une relation de cause à effet. «Il ne faut pas rire quand il tonne, disait une personne superstitieuse; j'ai connu un homme qui plaisantait pendant l'orage: pour le punir la foudre est tombée sur lui et l'a tué». Il n'y avait entre ces deux faits que simultanéité; ce n'est pas la plaisanterie qui a c a u s é sa mort. Voilà ce que l'élève aura à exprimer simplement par écrit. La leçon de grammaire ne sortira pas de sa mémoire, y étant entrée avec une série de faits et de raisonnements propres à l'éclairer sous toutes ses faces.

Même procédé pour l'antériorité qu'on exprime par des verbes à un temps relatif (il avait plu, il a été inutile d'arroser); par des adverbes (avant, auparavant etc.), des compléments précédés de prépositions ou de locutions prépositives et participes passés (Le père mort, les fils se séparent), des propositions précédées de conjonction (avant que, dès que etc.), des préfixes (avant-, anté-, pré-, etc.).

L'ordre et le classement (3e livre p. 330) sont l'occasion d'un excellent développement sur la disposition, qualité à laquelle en France on tient essentiellement. Puis MM. Brunot et Bony se demandent comment on exprime la cause, les causes contraires (malgré, quoique, quand, même, bien que etc.), le but, les conséquences, les suppositions. Celles-ci ne sont pas exprimées par le seul conditionnel comme après q u a n d m ê m e; s i se contruit avec l'imparfait; à s u p p o s e r q u e avec le subjonctif; ils énumèrent encore parmi les formules hypothétiques la proposition coordonnée à forme interrogative, affirmative, impérative ou conditionnelle: «lui faites vous une concession, il marchande encore,» ou «Vous lui faites une concession, il discute toujours,» ou bien aussi «Faites lui des concessions, cela ne sert de rien», «Vous m'en donneriez 450 francs (que) vous ne l'auriez pas». Enfin un adjectif, un participe ou un complément prépositionnel peuvent avoir la même valeur: «Attelée à un fardeau trop lourd la bête se couche», «En cas d'incendie, fermez le compteur». Mais il y a encore à distinguer les suppositions possibles, l'espoir, les suppositions vaines, le regret. L'étude de la volonté, du désir, de la certitude et du doute permettent les leçons de morale et de logique que l'on conçoit facilement. L'affirmation atténuée (ex: Vous aurez eu peur) sont l'occasion d'une leçon de politesse.

Un simple récit termine le livre, mais il est si ingénieusement composé qu'il permet à Mr Brunot de faire une révision générale de la grammaire en deux pages dont la conclusion très haute, montre le souci constant qu'il a eu de mener de pair la forme et le fond, et de veiller à ce que l'idée soit aussi claire et aussi élevée que le style est limpide et soigné.

Mais une objection, en apparence très grave, sera faite certainement à cette grammaire d'un aspect tout nouveau.

Vous rassemblez dans un même chapitre, dira-t-on, des éléments tout à fait hétéroclites: adjectifs, adverbes, conjonctions, accords de temps; c'est donc que ces éléments sont connus déjà de l'enfant, sans cela il vous faudra les expliquer un à un et votre effort de synthèse se perdra dans le détail.

La réponse pouvait être que ces leçons de synthèse ne se trouvent que dans la dernière partie du troisième livre de la Méthode, mais ce serait là une défense timide. Mieux vaut répondre hardiment, et l'écrit théorique de M. Brunot semble y autoriser, qu'il y a là une direction nouvelle, un principe nouveau qui, prenant pour base l'i d é e groupe autour d'elle tous les éléments pouvant servir à l'exprimer.

Sans doute les vieilles classifications de la grammaire s'en trouveront bouleversées et il n'y aura plus entre l'adjectif, le pronom, le verbe, la conjonction, la préposition, l'adverbe, l'article, des cloisons étanches et des murailles infranchissables. Tant pis pour les Mandarins qu'on renverra aux chinoiseries de leurs examens.

Les classifications au lieu de se faire avant et à priori se feront par induction et à posteriori. L'élève à force d'avoir vu des adjectifs les reconnaîtra et surtout les comprendra aussitôt. Peut-être sera-t-il fort en peine de distinguer l'adjectif déterminatif de l'adjectif qualificatif: on n'y perdra guère. M. Brunot n'avoue-t-il pas lui-même que la définition est le propre du savant, qui encore n'arrive pas toujours à la formuler, car elle implique une connaissance totale de la matière.

L'auteur affirme bien haut que son système n'a pas pour but de faire des grammairiens; des grammairiens de l'ancien modèle j'entends; mais il fera des hommes qui réfléchissent sur la matière et même sur la forme du langage.

Il a tort de réserver avec trop de modestie ses livres et son essai de méthodologie à l'enseignement primaire. La portée en est bien plus haute et je l'étendrais volontiers à l'enseignement secondaire et, qui sait, à l'enseignement universitaire lui-même.

Combien de gens quittent l'école, et pas seulement l'école primaire, hélas! sans comprendre les textes qu'ils lisent, sans nuances dans leur vocabulaire, sans intelligence des mots qu'ils emploient.

Enseigner la langue, répétons-le, tel doit être le but, et non pas enseigner la grammaire. Le point de départ est la langue parlée non la langue écrite.

Cependant les auteurs ne me semblent pas avoir fait une place suffisante à la phonétique. Sans doute le progrès est immense, puisque le son est substitué à la lettre et que désormais on n'ânonne plus le a, e, i, o, u, le «bé a ba», le «bé é bé», etc., mais je ne trouve que peu de chose sur la manière de former les sons, ce qui est si facile à enseigner expérimentalement à condition que l'instituteur ou le professeur ait suivi lui-même un bon cours de phonétique à l'école Normale:

Rien de plus aisé pour la plupart des voyelles et pour beaucoup de consonnes que de montrer ou plutôt de faire trouver par l'enfant la position des organes pendant l'émission. C'est amusant et c'est utile. Voilà l'unique moyen de se débarrasser des accents locaux que combat avec raison M. Brunot comme étant une faiblesse dans la vie et un élément de destruction pour notre langue. Il est indispensable de faire découvrir aussi la valeur sémantique de certaines inflexions de la voix dans le doute, l'admiration etc.

Pour la grammaire historique, il n'en faut à l'école primaire qu'une discrète note de temps en temps, là où l'explication par le

passé illumine tout d'un coup la règle comme dans le cas de l'*x* du pluriel et de la flexion des radicaux en *l*. Dans l'enseignement secondaire on en permettra un peu davantage, mais il faudra surtout se garder de l'excès et de la science mal digérée, car il est nécessaire de savoir beaucoup pour choisir dans l'étendue de la matière ce qui convient à l'école.

Jusqu'à présent je ne me suis placé qu'au point de vue français et je crois avoir montré l'importance des principes de Mr Brunot dans les pays de langue française où l'on est resté jusqu'à présent très attaché à la lettre et à la sacro-sainte orthographe.

Les livres dont nous avons parlé trouveront ils leur application dans l'enseignement du français comme langue étrangère, en Allemagne par exemple?

Sans préjuger de la réponse que feront à cette question les pédagogues allemands seuls compétents pour la résoudre en dernier ressort, je pencherais pour l'affirmative et cela pour une raison bien simple.

Cette méthode est le triomphe de la méthode directe; elle enseigne la langue maternelle comme on enseigne maintenant les langues étrangères.

Leçon de choses, descriptions d'après images, conversation, lecture, participation active de l'élève: tout cela se retrouve ici.

De plus il y a grand intérêt à se servir, quand cela est possible, des livres mêmes qu'ont entre les mains les petits français. Il n'y a pas de meilleure initiation à la vie française.

Rien au point de vue des idées ne s'y oppose d'ailleurs, car le plus large sentiment humain, à l'exclusion de tout particularisme, s'y déploie.

Il est certain que lorsqu'il s'agit d'une langue étrangère il faut descendre d'un degré et que ces livres primaires (je parle de la Méthode de langue française) ne seront à leur place que dans les classes un peu avancées des gymnases ou des „höhere Töchterschulen".

L'on m'objectera peut-être que ces livres auront toujours le défaut de ne pas attacher assez d'importance aux difficultés auxquelles se heurtent plus particulièrement les élèves allemands. C'est possible. Peut-être une édition allemande serait-elle nécessaire. Mais cependant voyez, comme est clair ce tableau de l'emploi de l'imparfait (Méthode III[e] livre p. 232).[7]) —

Emplois de l'imparfait.

Exemple

J'a v a i s une dizaine d'années quand j'ai vu passer le premier vélocipède; c'é t a i t dans une petite ville des Vosges Chaque fois qu'il a r r i v a i t une de ces nouvelles machines, les gens s o r t a i e n t des maisons. C'est qu'ils a v a i e n t vraiment un aspect baroque, ces vélocipèdes aujourd'hui préhistoriques. Ils é t a i e n t faits d'une immense roue, sur la quelle l'homme é t a i t juché, et d'une très petite qui a v a i t l'air d'un nain courant après un géant. Et les jambes t r i c o t a i e n t, t r i c o t a i e n t; elles s'a l l o n g e a i e n t, se r e c r o q u e v i l l a i e n t: il leur f a l l a i t bien suivre chaque tour de roue. Malgré tout, le vélocipède a v a i t de l'avenir; il l'a prouvé depuis.

---

[7]) On consultera aussi l'excellente revision qui figure à la page 240.

Explications

Dans ce petit réçit, l'imparfait marque d'abord, comme nous l'avons dit, une action qui se passe en même temps qu'une autre: j'avais une dizaine d'années indique quel était mon âge au moment où j'ai vu ce que je raconte. Cette indication d'une action d'un temps passé, peut être très sommaire, ou même manquer: Il était une fois.... Il était un petit navire ....

L'imparfait a d'autres emplois. La proposition: c'était dans une petite ville marque une circonstance du récit. Les gens sortaient des maisons exprime une action qui se répétait. Plus bas l'imparfait donne l'explication d'un fait passé: les jambes tricotaient: il leur fallait bien suivre ..

Leçon

L'imparfait de l'indicatif s'emploie:

1⁰ Dans les récits, pour rapporter des évènements qui se sont accomplis en même temps, ou les circonstances qui ont accompagné un fait principal;

2⁰ Dans les descriptions, pour signaler toutes les particularités qui se produisaient ou duraient au moment où se passait l'action:

La nuit tombait, des étoiles apparaissaient, nous étions silencieux.

3⁰ Pour indiquer une action qui se répétait, dans le passé, une habitude: il venait me voir chaque dimanche.

4⁰ pour donner une explication, faire une observation à propos d'un fait qu'on rapporte au passé.

Je l'ai consolé: il pleurait à chaudes larmes.

5⁰ pour rapporter des actions qui se succèdent immédiatement ou non, dans le passé: Je l'appelai, une minute après il entrait.

Si on ne croit pas devoir adopter cette méthode sans modification, je crois néanmoins que les professeurs allemands trouveront surtout dans le 3e livre de la Méthode mille explications ingénieuses, bien des extraits adroitement choisis, signés des plus grands noms des lettres françaises et beaucoup de sujets à faire développer par les élèves.

Tous liront aussi le petit livre de Méthodologie dont il a été question si souvent. »L'enseignement de la langue francaise« et je crois que même les philologues qui ont pour mission de former les «Oberlehrer» le verront aussi avec intérêt et avec plaisir, car rarement une forme plus allègre et plus spirituelle fut mise au service d'une plus exacte pensée. Il nous reste un vœu à formuler, c'est que M. Brunot étende sa méthode, la développe et la hausse à l'enseignement secondaire, pour que nous ayons enfin la grammaire française ou plutôt le cours supérieur de langue française que nous attendons encore toujours et que lui seul est capable de nous donner.

Paris. GUSTAVE COHEN.

Irmer, Karl, *Sammlung französischer und englischer Volkslieder für den Schulgebrauch*, Elwert, Marburg 1909.

Die Sammlung (40 französische, 28 englische Lieder) kann empfohlen werden. Wer sich für den Gegenstand interessiert, persönlich oder als Lehrer, findet hier jedenfalls eine Reihe ansprechender Texte und Melodien, aus denen er wählen mag. Der Herausgeber ist ein Gegner ,,der fremdsprachlichen Texte zu deutschen Weisen, wie man

sie in einigen Lehrbüchern findet." In Anbetracht dessen, was uns in dieser Beziehung schön zu finden zugemutet wird, kann man auf seine Seite treten. Aber man braucht das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten. Wenn man erwägt, daß die gesangliche Verwendung von Gedichten in der fremden Sprache viel weniger Schwierigkeiten begegnet, wenn die Melodien den Schülern schon bekannt sind, wird man doch weiter versuchen dürfen, deutsche Weisen fremdsprachlichen Texten besser, als es bisher geschehen, anzupassen, das heißt so, daß ein künstlerisch gebildetes Ohr, auch das Ohr eines französischen oder englischen Künstlers, von dem Vortrage sich befriedigt fühlen könnte. Zudem gibt es — zumal in England — eine große Zahl deutscher Melodien, die im fremden Lande heimisch geworden sind.

Mehrere der Lieder hätten ohne Schaden fehlen können, da man sie in unserem fremdsprachlichen Schulunterricht — es kommen doch nur „Kinder" von mehr als 9 Jahren in Betracht — nicht wohl brauchen kann. Andere scheinen mir aus anderen Gründen nicht recht geeignet. Aber es bleibt noch genug des Passenden übrig.

Hagen i. W. W. Ricken.

Ricken, W., *Lehrgang der französischen Sprache für das 4. bis 6. Jahr.* Chemnitz und Leipzig, W. Gronau.

Seit mehr als 20 Jahren ist der Verfasser als Herausgeber von Schulbüchern namentlich für den französischen Unterricht rühmlichst bekannt. Was er in diesem Bande bietet, ist nicht durchaus neu. In seinem Unterrichtswerke zum Studium der französischen Sprache hatte er auch schon für die oben bezeichnete Stufe gesorgt und zwar in einer durchaus ausreichenden Weise. Was konnte ihn denn veranlassen, diesen neuen Lehrgang zu schreiben? Er sagt darüber selbst im Vorwort: „Dieses Buch verdankt sein Erscheinen der Erwägung, daß die Verhältnisse an unsern höheren Schulen der Verbreitung eines Lehrgangs noch nicht günstig sind, der schon für die Mittelstufe eine freiere Handhabung des Unterrichts voraussetzt." Die von ihm bisher für diese Stufe gebotenen Lehrbücher setzen allerdings diese Kunst der freieren Behandlung in nicht gewöhnlichem Grade voraus. Wer sie besaß, muß mit diesen Hilfsmitteln zu guten Ergebnissen gelangt sein. Und wenn auf der Oberstufe die freiere Behandlung auf allen Gebieten so wünschenswert und heilbringend ist, kann eine Vorbereitung dafür auf der Mittelstufe nur förderlich sein. Man darf deshalb wohl annehmen, daß es dem Verfasser nicht leicht geworden ist, diesen „Rückzug", den das vorliegende Buch kennzeichnet, anzutreten. Doch darf man ihn nicht so verstehen, als ob er jetzt von einer freieren Behandlung in den Mittelklassen nichts mehr wissen wolle. Der neue Lehrgang soll durchaus kein Ersatz für das Frühere sein. Er soll daneben stehen, denen empfohlen, die eine straffere Führung wünschen. Und für solche straffere Führung ließen sich, namentlich, wenn man das positive, greifbare Ergebnis ins Auge faßt, auf das wir Neuphilologen doch nun und nimmermehr verzichten können, verschiedene Gründe anführen, auch bei vollem Verständnis für den immer häufiger werdenden Imperativ: Los vom Buch!

Los vom Buch! Das ruft dieser Band selbst, ohne sich damit als überflüssig zu charakterisieren. Wer in der Stunde selbst nicht ohne Buch auskommen kann, wer sich auf eigenen Füßen durchaus nicht sicher fühlt, der lasse nur die Hand davon; für ihn ist es nicht geschrieben. Er wird für seine Wege passendere Lehrgänge finden. Denn um es hier gleich zu sagen, das Charakteristische dieses Teiles

wie auch der übrigen des ganzen Unterrichtswerkes ist, daß nirgends mechanische Imitation verlangt wird. Es liegt hier keine automatische Maschine vor, die vom Lehrer bloß eingestellt und einigermaßen im Gang gehalten zu werden brauchte. Nein, das Buch will wohl den Weg zeigen, im übrigen aber den lebendigen, selbstschaffenden Lehrer nicht bevormunden und noch viel weniger ersetzen.

Der vorliegende Band enthält zunächst eine wiederholende und zusammenfassende Übersicht über die Formenlehre des Verbs, dann Übungen zur Wiederholung der unregelmäßigen Verben, weiter eine Darstellung der französischen Syntax, sodann reiches Material zur Veranschaulichung und Einübung der syntaktischen Gesetze und der Sprache überhaupt, im Anhang noch Prosastücke und Gedichte und schließlich 3 Wörterverzeichnisse.

Eine Übersicht über die Formenlehre des Verbs wird auch für diese Stufe niemand überflüssig finden. Von Bedeutung ist besonders die Art der Zusammenstellung der abweichenden Verben. Daß darin weises Maß gehalten wird und die Schüler nicht mit verhältnismäßig seltenen Wörtern und Besonderheiten belastet werden, ist wohl allgemeiner Brauch geworden und für dieses Buch selbstverständlich. Nun kann aber auch der Rest, der wohl oder übel zur festen Aneignung gebracht werden muß, den Schülern noch Arbeit genug machen, wenn nicht mit sicherem Blick überall das Übereinstimmende und Verwandte erkannt wird, wenn man nicht zeigt, daß hier keine blinde Willkür herrscht, sondern ebenfalls Ordnung und Gesetz. Ricken hat hier das spröde Material so geordnet und so geschickt unter allgemeine Gesichtspunkte gebracht, daß zur sicheren Beherrschung äußerst geringe Forderungen an das Gedächtnis gestellt werden, weil der Schüler eben seiner Fassungskraft entsprechend Einblick in das Leben und Weben dieses Teiles des sprachlichen Organismus erhält. Ich darf sagen, daß es mir eine Freude gewesen ist, die unregelmäßigen Verben nach der dieser Übersicht entsprechenden Darstellung in der Rickenschen Grammatik Quartanern zu übermitteln. Auch diese für Schüler der Klassen III und II berechnete Übersicht darf nicht mechanisch alphabetisch geordnet sein, also ein bloßes Receptaculum der nötigen Formen darstellen, woraus sich der Schüler ohne eigenes Nachdenken das ihm Fehlende holen kann. Viel wichtiger als das Finden des Gesuchten ist die Art und Weise des Findens. Diese Lessingsche Weisheit ist von so großer pädagogischer Bedeutung, daß man sie nicht häufig genug wiederholen kann, und wenn es sich auch bloß um das Aufsuchen einer Verbalform handelte. Dieses Ausschließen alles Mechanischen, auch auf anscheinend unbedeutendem Gebiete, charakterisiert den Geist des Buches.

Mit bezug auf das Übungsmaterial zur Wiederholung der unregelmäßigen Verben ist zunächst festzustellen, daß keine Einzelsätze vorliegen, sondern zusammenhängende Darstellungen von Situationen, die durch die bekannten Hölzelbilder angeregt und den Schülern auch schon vertraut sind. Nun halte ich zwar auch Einzelsätze, die in den letzten Jahren so häufig verflucht worden sind, für derartige Übungszwecke sehr wohl geeignet. Wenn man immer wieder behauptet, daß bei solchen Einzelsätzen das Interesse der Schüler notwendigerweise erlahmen müsse, so ist das irrig. Der Schülergeist will beschäftigt, tätig sein. Das ist die Hauptsache. Dafür ist die zusammenhängende Darstellung nicht das allein seligmachende Mittel. Davon wird jeder überzeugt, der sieht, wie in Quarta oder auch in Tertia bei anfeuerndem Wetteifer frischfröhlich Formen geübt werden. Ich habe dabei niemals Langeweile konstatieren können. Und doch gebe ich aus einem anderen

Grunde dem zusammenhängenden Übungsmaterial, wie es sich vorwiegend auch in dem vorliegenden Buche findet, den Vorzug, zumal wenn in dieser Form das Übungsmaterial nicht an Reichhaltigkeit verliert. Das ist natürlich nur bei großer Geschicklichkeit zu erreichen. Nur bei zusammenhängenden Übungsstoffen ist es möglich, wirklich klare, innerlich angeschaute Situationen zu schaffen, in die sich der Schüler hineinversetzt, die er miterlebt. Das ist an sich schon interessanter als von einem fortwährend wechselnden Inhalt hierhin und dorthin gezerrt zu werden, hat aber für den Sprachunterricht eine besondere Bedeutung; denn so wird die fremde Form angeregt durch die innerlich angeschauten Gegenstände selbst und nicht durch Vermittelung des deutschen sprachlichen Gewandes, was bei Einzelsätzen mehr oder minder immer der Fall sein muß. Hier scheint mir das Geheimnis des guten Sprachunterrichts zu liegen. Wird das fremde Wort eingeführt und gebraucht als eine Bezeichnung für den angeschauten Gegenstand oder, was ebenso wichtig ist, als Ausdruck eines mitempfundenen Gefühls, so muß es bei einer etwaigen Wiederkehr der betreffenden Vorstellung oder Empfindung ganz natürlich reproduziert werden. Aus diesem Grunde ist die innere Anteilnahme an dem behandelten Stoffe von solch außergewöhnlicher Bedeutung.

Von Anschauung hat man seit Pestalozzis Zeiten ja viel, vielleicht zu viel geredet, sie aber trotzdem manchmal allzu äußerlich gefaßt, indem man darunter ein plumpes Darbieten konkreter Gegenstände verstand. In dieser Hinsicht hat man in Frankreich unter dem Banne des Schlagwortes ,,direkte Methode“ sicherlich mehr gesündigt als bei uns. Man kann sehr wohl im besten Sinne anschaulich, ,,direkt“ unterrichten, ohne die Klasse in ein langweiliges Museum alltäglicher Gegenstände zu verwandeln. Das nicht nur für den Sprachunterricht, sondern für jede Disziplin äußerst wichtige Vermögen der inneren Anschauung muß durch solch grobe Mittel abgestumpft und untergraben werden. Für sprachliche Zwecke brauche ich den Jungen z. B. weder ein ausgestopftes Huhn zu zeigen, noch ein solches an die Tafel zu malen; er muß im Geiste mit mir hinaus auf den Bauernhof; wenn er dort das Tier sieht, nicht isoliert, sondern in seiner natürlichen Umgebung, dann hört er das Wort poule oder hen. Bei wiederholtem Eintritt in denselben Kreis wird es dann von selbst durch die verschiedensten Assoziationen reproduziert. Wenn ich so die Schüler gewöhne, überall innerlich zu schauen, mitzuerleben, mitzufühlen, so muß das unendlich wertvoller sein, als wenn ich ihnen isolierte konkrete Gegenstände, von denen mir immer doch nur eine verschwindend kleine Zahl zu Gebote steht, plump vor die Augen halte. Natürlich braucht das auch nicht schädlich zu sein; nur soll man nicht das ausschließlich anschaulichen Unterricht nennen. Besondere object lessons sind ein Unding; in jeder Stunde muß wirklich angeschaut und miterlebt werden.

Ich habe inzwischen den Zweck dieser Zeilen nicht vergessen. Mir erscheint nämlich das vorliegende Buch als ein Ergebnis solcher Auffassung in hervorragender Weise geeignet, solch wirklich lebendige Situationen zu schaffen und deshalb einem im besten Sinne anschaulichen Unterricht als Grundlage zu dienen. Freilich wird sich ja niemand verhehlen, daß dafür auch das beste Lehrbuch allein keine genügende Garantie bietet; aber es ist doch schon viel erreicht, wenn das Lehrbuch, wie es hier der Fall ist, immer wieder auf diese Grundbedingung erfolgreichen Unterrichtens hinweist. Der Verfasser hat zweifellos ein ganz besonderes Talent, solch lebendige Situationen vor den Augen der Schüler entstehen zu lassen. Man merkt es auf jeder

Seite; überall ist Leben und plastische Gestaltung. Natürlich erwartet er nun vom Unterrichtenden nicht sklavische Imitation des Gebotenen. Darunter müßte der lebendige Ton der Stunde leiden. Er wünscht, daß in seinem Geiste, so wie er auch in diesem Buche zum Ausdruck kommt, gearbeitet wird.

Auch bei der systematischen Veranschaulichung syntaktischer Erscheinungen kommt es dem Verfasser nicht nur darauf an, die Erscheinung selbst an beliebigen Sätzen zu zeigen. Er legt vielmehr vernünftigerweise Wert darauf, durch diese Beispielsätze an früher vertraut gewordene Situationen zu erinnern. Daß dadurch früher Erworbenes wieder aufgefrischt wird, ist ein Vorteil, den man gern mitnehmen wird; aber viel wichtiger ist es doch, daß sich so die syntaktische Erscheinung, auf die man hinweisen will, viel kräftiger abhebt, aus der plastisch vor Augen stehenden Situation herauswächst und nicht als mit einer sprachlichen Erscheinung mehr oder minder mechanisch verknüpft empfunden wird.

Was sodann die eigentliche Darstellung syntaktischer Erscheinungen angeht, so dürften viele glauben, hier könnte eine Schulgrammatik, zumal auf der mittleren Stufe, nur eine mehr oder minder geschickte Auslese des nun längst Allgemeingut gewordenen repräsentieren. Das trifft für die vorliegende Syntax keineswegs zu. Der Verfasser darf weit mehr als die für pädadogische Ziele äußerst wichtige Art der Darstellung als sein Eigentum in Anspruch nehmen. Man prüfe in dieser Hinsicht das Kapitel über den Gebrauch des Konjunktivs. Leider hat sich der Autor hier allzugroßer Kürze befleißigt. Ich würde auch in diesem Buche, die Darstellung, wie sie sich in seiner größeren Grammatik findet, vorgezogen haben. Doch wird der aufmerksame Leser auch hier trotz der äußerst knappen Form finden, daß er es mit einer selbständigen Auffassung zu tun hat. Dem Verfasser kommt es vor allem darauf an, das Wesen dieses Modus erfassen zu lassen, die mannigfaltigen Formen der Erscheinung auf ein Grundprinzip zurückzuführen. Die üblichen buntscheckigen Konjunktivregeln, die die meisten von uns in der Ploetzschen Fassung kennnen gelernt haben, machen es dem Schüler unmöglich, auch nur etwas zu ahnen von der einen zugrunde liegenden Kraft. Sie sind etwas rein Mechanisches, das wohl einen Augenblickserfolg vortäuschen kann, aber niemals wirklich fruchtbar wird. Es kann gar nicht zweifelhaft sein, daß auch für das praktische Beherrschen der Sprache das Erfassen der waltenden Kräfte weitaus wichtiger ist als äußerliche Stützen. Und welche Regeln könnten mechanischer sein als die bekannten: der Konjunktiv steht nach quoique, nach den Verben des Affekts, nach den Verben des Sagens, wenn sie verneint sind, etc. Man könnte solche Ausdrucksweise wegen ihrer Kürze wohl gelten lassen, wenn sie der Schüler als Bezeichnung der verschiedenen Erscheinungsweisen der einen treibenden Kraft auffassen kann, nachdem ihm diese also wirklich klar geworden ist. Dann haben alle Regeln das isolierende, mechanische und deshalb lebensfeindliche Element verloren; es kommt auf das gedächtnismäßige Auswendigwissen also gar nicht mehr an, weil sie sich der Schüler jeden Augenblick herleiten kann.

Dieses Fernhalten alles Mechanischen, das Aufsuchen des treibenden Prinzips, der Funktion ist auch für die anderen Abschnitte dieser Syntax charakteristisch. Man sieht fast nirgends ein bloßes Feststellen oder Aufzählen, sondern möglichst überall sprachpsychologische Erklärung, ein scharfes, logisches Unterscheiden und trotz der elementaren Form strenge Wissenschaftlichkeit. Das Gerundium z. B. wird nicht, wie man es noch immer häufig liest, als ein Partizipium mit en erklärt. Solch, milde gesagt, laxer Ausdrucksweise macht sich der Verfasser nicht schuldig. Er scheidet scharf die substantivische

von der adjektivischen Form des Verbs, die adverbiale Funktion von der attributiven. Für die Stellung des Adjektivs bietet er nicht eine Menge von Einzelregeln, die nur gedächtnismäßig erworben werden könnten. Er läßt die eigentümliche Kraft aufsuchen, die durch die Stellung dem Wort beigelegt wird und weiß diese dann aus dem französischen Betonungsgesetz zu begründen. Bei den Präpositionen wird sorgfältig die Grundbedeutung herausgeschält und dann werden die scheinbar abweichenden Gebrauchsweisen als Schattierungen dieser Kraft nachgewiesen.

Daß ein solcher Betrieb der Grammatik in jeder Hinsicht förderlicher ist als tote, isolierte Regeln, kann nicht häufig genug gesagt werden. Zugleich muß aber auch immer noch betont werden, daß dieses Operieren mit lebendigen Kräften hier im Grammatikunterricht der neueren Sprachen dieselbe allgemeinbildende Wirkung haben muß wie im besten altsprachlichen Betriebe. Noch immer lebt in vielen Köpfen der Wahn, als ob namentlich im Gebiete der neueren Sprachen die Begriffe reinlich gesondert für sich existierten und der Sprechende ihnen nur die betreffenden Etiketts aufzukleben hätte. Diese könnte man dann nach Wunsch vertauschen. Wenn ich also statt Deutsch Französisch reden wollte, so käme es bloß auf eine Gewandtheit im mechanischen Vertauschen dieser Etiketts an; ich hätte den Begriffen statt der deutschen eben französische aufzukleben. Von irgend welcher allgemeinbildenden Tätigkeit könne da nicht die Rede sein. Darüber sagt Cauer in einer seiner letzten Abhandlungen: „Die Sprache ist nich bloß die Form, in die wir einen für sich bestehenden Gedanken fassen, ein Kleid, das wir ihm wieder abziehen und durch ein anderes ersetzen können, sondern sie ist mit dem Gedanken aufs innigste verwachsen, ein Stück von ihm selber.“ Dieser äußerst wichtigen Wahrheit hat man sich vielfach verschlossen; man hat sprachliche Gebilde, auch verschiedensprachliche, gleichgesetzt wie mathematische Größen und dadurch einerseits das Lernen fremder Sprachen zu einer rein mechanischen Tätigkeit herabgewürdigt und andererseits ihren Bildungswert ganz falsch eingeschätzt. Dem einen wie dem anderen vorzubeugen, scheint mir das vorliegende Buch wegen seiner geschilderten Vorzüge hervorragend geeignet.

Mit besonderer Sorgfalt ist auch das beigefügte Wortmaterial behandelt worden. Der Verfasser ist weit davon entfernt zu glauben, daß, wie es in den letzten Instruktionen der französischen Unterrichtsverwaltung heißt, das nötige Wortmaterial sich ganz von selbst einstelle, wenn der Schüler einmal in den Mechanismus der Sprache eingedrungen sei. In Deutschland sind wir wohl allgemein der Überzeugung, daß wir dem Erwerb eines ausreichenden Vokabelschatzes besondere Sorgfalt zu widmen haben. Wenn das auf der unteren und mittleren Stufe nicht geschieht, so liegt es wie ein Fluch auf dem Unterricht der Oberstufe. In dieser Hinsicht wollen die Klagen ja gar nicht verstummen. Wirklich tiefe, gedankenreiche Lektüre wird unmöglich, wirkliches Empfinden poetischer Schönheiten ist nicht zu erreichen, wenn jedes dritte Wort nachgeschlagen werden muß. Soll die Oberstufe hier leisten, was mit Recht von ihr verlangt wird, so müssen die Schüler schon beim Eintritt mit einem großen Wortvorrat ausgerüstet sein. Selbstverständlich sollen nicht lange Wortlisten mechanisch auswendig gelernt werden. Das wäre einer modernen Schule nicht mehr würdig. Um dem vorzubeugen hat der Verfasser außer einem alphabetischen Wörterverzeichnis zu den deutschen Übungen ein ausführliches Vokabular zu den französischen Haupttexten in W o r t f a m i l i e n beigefügt. Hier lernt der Schüler zunächst die Grundbedeutung kennen. Indem er die zahlreichen Bildungen aus derselben Wurzel vergleicht, wird ihm deren ursprüngliche

Kraft bekannt; zugleich wird er auch mit den Funktionen der Ableitungssilben vertraut. Er sieht mannigfaltige Beziehungen, wird angeleitet, Bildungen seiner Muttersprache und auch des Englischen zu vergleichen. So geht ihm eine neue, lebendige Welt auf, von der er bisher nur wenig geahnt hat. Die rein gedächtnismäßige Übung wird auf ein Minimum beschränkt. Das so vielseitig verankerte Wortmaterial kann nicht so leicht wieder verloren gehen; zugleich muß eine solche Tätigkeit aber auch den denkbar günstigsten Einfluß auf die allgemein geistige Bildung haben. So sehen wir auch hier wieder, was sich der Verfasser zum Ziel gesetzt hat: Geläufigkeit im fremden Idiom für jegliche praktischen Zwecke zu erzielen, niemals aber durch mechanischen Drill, sondern durch allgemein bildende geistige Tätigkeit.

Daß in einem Buche dieser Art auf 370 verhältnismäßig eng gedruckten Seiten bei einer ersten Auflage sich Druckfehler finden, ist selbstverständlich. Es sind mir einige 20 aufgefallen. Sie wirken jedoch nie sinnentstellend und werden sich bei einer späteren Auflage leicht beseitigen lassen. In dem alphabetischen Vokabular ist hie und da ein Wort nicht ganz korrekt eingeordnet. — Die französische Sprache ist überall korrekt und idiomatisch gewandt; dafür bürgt schon der Name des Verfassers. Einen besonderen Vorzug des Buches sehe ich dann noch in den der Veranschaulichung dienenden zahlreichen Bildern und Karten, die nicht nur zu sprachlichen Übungen Anlaß geben, sondern auch das Verständnis für die Geographie, Geschichte und Kulturgeschichte des Landes fördern müssen. Leider sind die Reproduktionen der Bilder nicht immer ganz auf der Höhe moderner Technik. Sonst ist Druck und Ausstattung tadellos.

Möge denn das Buch die Beachtung finden, die es wegen der geschilderten Vorzüge verdient. Bei verständiger Benutzung muß es wirklich dazu beitragen, wie es der Verfasser im Vorwort wünscht, „daß der französische Unterricht unserer höheren Schulen den Zöglingen anschaulicher und verlockender, daß er wissenschaftlich wahrer, psychologisch richtiger, pädagogisch wirksamer, praktisch erfolgreicher wird und auch nach seiner grammatischen Seite als allgemein geistbildend sich erweist."

HASENCLEVER.

Miszellen.

Bericht über die VI. Hauptversammlung des Bayerischen Neuphilologen-Verbandes in München vom 31. März bis 2. April 1910.

Am Donnerstag, 31. März, abends 8 Uhr, fand im Saale des Regensburger Hofes die Begrüßung der zahlreich (z. T. mit Damen) erschienenen Fachkollegen von München und auswärts durch den Vorstand der Münchener Ortsgruppe, Reallehrer Dr. H. Scherer, statt. Verschiedene zur Tagung Geladene, die am Erscheinen verhindert waren, z. B. Kammerpräsident Dr. v. Orterer, Geheimrat Prof. Dr. Breymann, der Nestor der bayer. Neuphilologen, Prof. Dr. Günther, Geheimrat Prof. Dr. v. Heigel u. a. hatten auf schriftlichem oder telegraphischen Wege ihre Glückwünsche übermittelt. Humoristische Vorträge, darunter ein viel belachter vom Schriftsteller Hermann Roth, musikalische Darbietungen, eine von Studierenden der neueren Sprachen aufgeführte Biermimik u. a. brachten reiche Abwechselung ins Programm und trugen wesentlich zur Unterhaltung bei. Die Lindauersche Buchhandlung hatte geschmackvolle Enveloppen mit Ansichtskarten gespendet, die im Laufe des Abends zur Verteilung an die auswärtigen Gäste gelangten. Erst spät entschloß man sich zum Aufbruche.

Am Freitag, 1. April, vormittags 10 Uhr, fand im Festsaale der K. Luitpold-Kreisoberrealschule die Festsitzung statt. Der 1. Vorsitzende, Prof. Nik. Martin, eröffnete sie mit einer herzlichen Begrüßung der zahlreich erschienenen Ehrengäste und Fachkollegen. Mit Genugtuung wies er u. a. darauf hin, daß zum ersten Male als Vertreter der obersten Unterrichtsbehörde ein aus den Reihen der Neuphilologen selbst hervorgegangener Fachmann teilnehme. Auch die Regierung von Oberbayern, die Universität (Geheimrat Prof. Dr. v. Paul), die Münchener Mittelschulen sowie das Kadettenkorps hatten Vertreter geschickt.

Alsdann erinnerte Prof. Martin daran, daß vor nunmehr 10 Jahren im gleichen Hause der erste bayerische Neuphilologentag abgehalten wurde und bot in gedrängter Form eine Übersicht über die vorwärtsstrebende Entwicklung, welche der aus kleinen Anfängen hervorgegangene bayerische Neuphilologenverband genommen habe. Es wurde dabei dargelegt, inwieweit es dem Verband gelungen sei, die Pflege der neueren Sprachen an Hoch- und Mittelschulen zu fördern; u. a. erwähnte er, daß die hauptsächlichsten Anregungen zur Vermehrung der Lektorate sowie der Reisestipendien, ferner zu Verbesserungen im neusprachlichen Lehrverfahren aus der Mitte des Verbandes hervorgegangen seien. Der Redner schloß mit einem Ausblick auf das reiche Arbeitsfeld, das noch zu bestellen ist.

Nunmehr ergriff Regierungsrat Dr. Steinmüller das Wort und übermittelte die Wünsche der Staatsregierung zu einem gedeihlichen

Verlauf der Verhandlungen, er zollte Worte warmer Anerkennung der Tätigkeit des Verbandes, von dem zahlreiche Anregungen ausgegangen seien, denen vielfach Folge gegeben werden konnte. Er wies auch dann auf die bevorstehende Reorganisation im Mittelschulwesen hin und verlieh der Hoffnung Ausdruck, es werde den neueren Sprachen jenes Maß von Licht und Luft zugesprochen werden, das zur Entfaltung ihrer Eigenart notwendig sei. Weitere Begrüßungsansprachen hielten noch Schulrat Dr. Kerschensteiner (München), Prof. Bouvier (Genf) im Namen der Vorstandschaft des Deutschen Neuphilologenverbandes, Prof. Dr. Mann (württemberg. Verein), Prof. Dr. Scheffler (sächsischer Verein), Dr. Gruber (Leipziger Verein), Dr. Skriba (Bremer Verein), Prof. Dr. Klein (bayer. Gymnasiallehrerverein), Dr. Scherer (bayer. Realschulmännerverein) und Oberstudienrat Dr. Krallinger, der mit Genehmigung der K. Regierung von Oberbayern sein Anstaltsgebäude in entgegenkommender Weise zur Verfügung gestellt hatte.

Hierauf hielt Universitätsprofessor Dr. H. Varnhagen (Erlangen) den ersten Festvortrag über „Goethes Faust in der englischen Literatur von Byron bis zur Gegenwart".

Die erste vollständige Ausgabe von Goethes „Faust" 1. Teil (1808) fand in England zunächst kaum Beachtung. Eine gewisse Bekanntschaft mit demselben vermittelte Madame de Staëls i. J. 1813 in London erschienenes Buch „De l'Allemagne". Lord Byron lernte Goethes Dichtung erst im Jahre 1816 in der Schweiz näher kennen und wurde durch sie zu seinem „Manfred" angeregt. Doch ist der Einfluß Goethes im einzelnen darin viel weniger bedeutend, als es auf den ersten Blick erscheint. Noch geringer, obwohl deutlich erkennbar, ist derselbe in Byrons „Cain" und am geringsten in desselben Dichters „The Deformed Transformed". Nachdem Carlyle in den 20er Jahren wiederholt auf Goethes „Faust" nachdrücklichst hingewiesen hatte, entstanden in dem Zeitraum bis 1854 nicht weniger als 6 englische dramatische Dichtungen, die Goethes Faust zum Ausgangspunkte nahmen, und von denen 4 sich einen Platz in der Literatur erworben haben: Robert Brownings „Paracelsus" (1835), Ph. F. Baileys „Festas" (1839), A. H. Cloughs „Dipsychus" (1850) und S. Dobells „Balder" (1854). In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts fehlt es an englischen dramatischen Behandlungen des „Faust" auf Goethescher Grundlage keineswegs; aber dieselben stehen an Bedeutung gegen die besprochenen wesentlich zurück. Im Jahre 1908 hat man Goethes Werk in einer stark verwässerten englischen Bearbeitung in London aufgeführt. Reicher Beifall lohnte den formvollendeten, gedankenreichen Vortrag.

Den zweiten Festvortrag hielt der Kgl. Konrektor Dr. Th. Link (Lohr) über die „Fremdsprachen als ideale Bildungsmittel." Redner führte aus, daß auf keinem Gebiet das Wort „Ideal" eine größere Rolle spiele, als auf dem des Erziehungs- und Unterrichtswesens, daß aber auch nirgends die Anschauungen über das rechte Ideal so starken Wandlungen unterworfen seien wie gerade hier. Einigkeit herrsche bei allen zivilisierten Völkern und zu allen Zeiten nur darüber, daß die „Sprachen" bei der Ausbildung der Jugend einen hervorragenden Platz einzunehmen hätten. In der Tat hätten die alten Sprachen seit Jahrhunderten die Führerrolle übernommen. Aber es frage sich sehr, ob man nicht auch in den neueren Sprachen wahrhaft ideale Bildungsmittel erblicken könne. Redner führt diesen Nachweis, wobei er insbesondere betont, daß die neueren Sprachen den klassischen in formaler Beziehung nicht nachstünden, nach der idealen (d. h. ethischen und sachlichen) sowie nach der praktischen Seite hin aber ihnen überlegen seien. Um jedoch das den Neuphilologen

vorschwebende Ideal zu erreichen, müsse die Gesamtaufgabe des neusprachlichen Unterrichts im letzten Grund durch den Lesestoff gelöst werden. Aus dem Gesagten ergebe sich einerseits die Forderung, daß die Universitäten die Kandidaten mehr zu Lehrern und Pädagogen als zu Gelehrten heranbilden müßten und anderseits der dringende Wunsch, die maßgebenden Faktoren möchten für die schwebenden Fragen nicht bloß Wohlwollen, sondern tatkräftiges und verständnisvolles Entgegenkommen zeigen. Als Ideal-Anstalt, welche die Brücke von der Antike zur Moderne schlagen könne, sei ein neusprachliches Gymnasium zu bezeichnen. Auch diesem so zeitgemäßen Vortrag folgte anhaltender Beifall. Zum Schluß brachte der Vorsitzende auf den Prinzregenten, der ein leuchtendes Beispiel unermüdlicher Pflichterfüllung sei, ein begeistert aufgenommenes Hoch aus und brachte die Absendung einer Huldigungsdepesche an den allverehrten Leiter der Geschicke Bayerns in Vorschlag. Freudig stimmte die Versammlung dieser Anregung zu. Nachmittags 3½ Uhr fand die 1. Geschäftssitzung statt. Vor Beginn derselben führte Prof. Thudichum (Genf) Phonographen und Grammophone vor in Hinblick auf ihre Verwendbarkeit im Unterricht; als Hilfsmittel für letzteren sind sie bereits an einer Anzahl von Hoch- und Mittelschulen eingeführt, wo sie gute Dienste leisten. Die Vorführungen fanden allseitig Beifall und Anerkennung. Hierauf erstattete Prof. N. Martin einen eingehenden Bericht über die Tätigkeit der Verbandsleitung in der abgelaufenen Geschäftsperiode. Hinsichtlich des Anteils der Neuphilologen an den höheren Stellen des Mittelschul-Lehramts wurde u. a. an der Hand einer allgemeinen statistischen Übersicht geklagt, daß sie — trotz der ihnen sonst zugestandenen Ebenbürtigkeit mit den andern Lehrdisziplinen — in bezug auf leitende Stellen immer noch erheblich hinter jenen zurückstehen. Im Anschluß daran brachte Oberrealschul-Assistent Dr. Buckeley (Nürnberg) eine gesonderte Statistik des Lehrpersonals an den Real- und Oberrealschulen, aus der sich ergab, daß — bei einer Gesamtzahl von 745 Lehrstellen mit 241 Professuren — auf die neueren Sprachen 60 Professuren treffen sollten, während in Wirklichkeit nur 46 mit Neuphilologen besetzt seien. Nachdem Dr. Martin (Ansbach) und Dr. Riegel (Nürnberg) als Rechnungsprüfer aufgestellt worden waren, beschloß man, die Berichte der Ortsgruppen (wegen Mangel an Zeit) nicht zur Verlesung zu bringen, sondern in den Bericht über die Tagung aufzunehmen; ebenso wurde die Besprechung der Satzungsänderungen in die 2. Geschäftssitzung verlegt.

Da erhob sich Prof. Dr. Varnhagen und in kurzen aber zündenden Worten die großen Verdienste Prof. Breymanns um die neuphilologische Sache in Bayern feiernd, machte er den Vorschlag, den allseitig verehrten Gelehrten und Lehrer zum Ehrenmitgliede des Verbandes zu ernennen. Die Anwesenden bekundeten durch anhaltenden Beifall ihre einmütige Zustimmung zu diesem Vorschlage. Prof. Breymann wurde sofort telegraphisch von der beschlossenen Ehrung in Kenntnis gesetzt; er ist somit das erste Ehrenmitglied des Verbandes.

In der sich nun anschließenden ersten Allgemeinen Sitzung sprach Privatdozent Dr. L. Jordan (München) über „Erfahrungen in der französischen Abteilung des Seminars für Lehramtskandidaten."

Es ist den Leitern der fremdsprachlichen Abteilung des Seminars freie Hand für ihr Programm gelassen. Infolgedessen dürfte es von Interesse sein zu erfahren, wie der Einzelne hier arbeitet. Referent wählte als Hauptgegenstand: Übungen in der Interpretation von Stücken aus der Schullektüre. Neben der fremdsprachlichen soll auch hier die sachliche Seite gepflegt werden. So wurde das Hauptgewicht

auf die literarische, kulturhistorische und metrische Erklärung der Lesestücke gelegt, zugleich das laute Lesen derselben, gleichviel, ob es sich um Vers oder Prosa handelte, methodisch geübt. Einleitung und Anmerkungen von Schulausgaben wurden auf ihre Brauchbarkeit geprüft. Als zweiter Lehrgegenstand ergab sich ganz von selber die Phonetik, soweit sie in die Schule gehört. Hauptsächlich aber wurde praktische Phonetik getrieben, d. h. Aussprachefehler weniger imitativ verbessert als durch Verbesserung der Stellung der jeweilig schlecht artikulierenden Organe und zwar in einem von vornherein auf die Schule berechneten Umfang. Erst nach halbjähriger Übung sollen sich die Praktikanten aktiv an solchen Lautbesserungen beteiligen, während sie die Interpretation von Lesestücken schon nach wenigen Stunden übernahmen.

Es folgte hierauf ein Referat über die „Ausbildung der bayerischen Neuphilologen im pädagogischen Seminar" von Reallehrer Dr. Schiedermair (München). Die in Bayern nunmehr auch für die angehenden Lehrer der neueren Sprachen errichteten pädagogischen Mittelschul-Seminare sind als bemerkenswerte Anzeichen einer systematischen Inangriffnahme der bisher nicht in wünschenswerter Weise betonten praktischen Berufsausbildung der Mittelschullehrer zu betrachten. Die gegenwärtigen Einrichtungen sind weiterer Vervollkommnung fähig. Ihr Ausbau muß sich in der Weise vollziehen, daß nicht isolierte Fachseminare, sondern die Vereinigung von Vertretern verschiedener Fächer in einem Seminar anzustreben ist im Interesse einer allseitigen pädagogischen Ausbildung. Den Seminaren sollte als Hauptaufgabe nicht möglichste Vervollkommnung der Unterrichtstechnik im Einzelfach, sondern vor allem die Ausbildung von Erzieherpersönlichkeiten gestellt werden. Das Seminarjahr ist für alle Gruppen von Mittelschullehrern obligatorisch zu machen; die durch die Seminarleitung erteilte Qualifikation sollte Einfluß gewinnen auf die Anstellung und Beförderung der Lehramtspraktikanten. Besondere Beachtung verdient die Fortbildung der an den pädagogischen Seminaren verwendeten technischen Leiter. An beide mit sichtlichem Interesse aufgenommenen Referate schloß sich eine längere Debatte; die 1. der von Dr. Schiedermair aufgestellten Thesen fand Annahme, während die Beschlußfassung über die 2. These auf die nächste Sitzung verschoben wurde. |

Die zweite Allgemeine Sitzung (Sonnabend, 2. April, 9 Uhr) eröffnete ein Referat des Kgl. Konrektors Dr. R. Ackermann (Nürnberg) über die „Trennung von Französisch und Englisch in der bayerischen Lehramtsprüfung."

Referent legt dar, daß diese Trennung das Ergebnis einer historischen Entwicklung ist, die sich ebenso wie an den Hochschulen so auch für den neusprachlichen Schulunterricht von selbst ergeben muß. Er geht zurück auf das Auftauchen dieser Forderung schon bei früheren Neuphilologen-Kongressen und begründet die vorliegende Formulierung der These, die im Interesse einer gründlichen Durchbildung des Neuphilologen, im Interesse seiner möglichen Leistungsfähigkeit gegenüber den gesteigerten Anforderungen eines intensiven Unterrichtes in der neueren Zeit, im Interesse der Einführung des bewährten Klassenordinariats-Systems an den realistischen Schulen, zu einer zwingenden Notwendigkeit geworden ist. Er begründet die Wahl des Deutschen als zweiten Unterrichtsfaches des Neuphilologen, das mit dem Studium desselben innerlich verbunden ist, und weist darauf hin, daß die neue Gruppierung auch für die Hebung und Festigung der zu vereinigenden Disziplinen nicht ganz ohne Bedeutung ist. Analog der Tätigkeit des Altphilologen wäre der Unter-

richt in der Geschichte anzugliedern, zur Vereinigung der sprachlich-historischen Unterrichtsfächer gegenüber den mathematisch-naturwissenschaftlichen mit Geographie. Vorläufig sei für die Übergangszeit auch eine andere Kombination der Fächer neben der neuen zu gestatten. Die Trennung sei zu begrüßen im Interesse der Schule und auch als erster Schritt zu einer gegenseitigen Annäherung betreffs des Prüfungsmodus in Bayern und im übrigen Deutschland. Im unmittelbaren Anschluß daran brachten unter eingehender Begründung Universitätsprofessor Dr. H. Varnhagen (Erlangen) und Kgl. Reallehrer Dr. M. Degenhart (München) neue Vorschläge zur „Reform der bayerischen neuphilologischen Prüfungsordnung."

Es sollen 2, ev. 3 Prüfungen stattfinden. Ob eine dritte Prüfung nötig, bleibe dahingestellt, wenn jedoch zum Nachweis der pädagogischen Ausbildung ein eigenes Examen erforderlich erscheint, so soll dieses unter keinen Umständen mit der wissenschaftlichen Prüfung zusammengeworfen oder mit ihr gleich bewertet werden. Als Voraussetzung zur Zulassung zur ersten Prüfung ist mindestens vierjähriges Universitätsstudium nachzuweisen, das natürlich nur nach Besuch einer neunklassigen Mittelschule angetreten werden kann. Es scheint immerhin, solange die zwangsweise Kombination „Französisch-Englisch" besteht, angezeigt, eines der Examina nach 3 Jahren ablegen zu lassen, unter keinen Umständen aber beide. Der zweite Abschnitt der Prüfung soll unter allen Umständen obligatorisch bleiben und seinen vorwiegend wissenschaftlichen Charakter behalten, im Gegensatz zu Bestrebungen, die daraus ein pädagogisches Examen machen wollen, im Interesse der Schule und des Mittelschullehrerstandes, der nur durch eine gediegene wissenschaftliche Ausbildung sich als gleichberechtigt neben den andern akademischen Berufen behaupten kann. Wenn dann so die wissenschaftlich-berufliche Ausbildung des angehenden Lehrers zu einem gewissen Abschluß gekommen ist, so folge die pädagogische im einjährigen Seminarkurs. Für den Fall einer Trennung der Fächer „Englisch und Französisch" und einer neuen Kombination ist besonders darauf zu sehen, daß auch bei der zweiten wissenschaftlichen Prüfung die Kenntnisse des Kandidaten auf dem Gebiete der französischen, bezw. englischen Philologie festgestellt werden, gleichgültig, ob seine wissenschaftliche Abhandlung der Geschichte, der germanischen oder englischen, Sprach- oder Literatur-Geschichte entnommen ist. Die sich an die 3 unmittelbar aufeinander folgenden Referate anschließende Diskussion gestaltete sich äußerst lebhaft; handelte es sich doch darum, dabei die Ansichten und Wünsche kennen zu lernen, welche die neusprachlichen Lehrer Bayerns hinsichtlich der bevorstehenden Umgestaltung der Prüfungsordnung hegten, um sie der obersten Schulbehörde übermitteln zu können. Außer Reg.-Rat Dr. Steinmüller war auch Reg.-Rat Dr. Döberl (Referent der realistischen Fächer im Kultusministerium) erschienen. Dr. Ackermanns 1. These wurde angenommen, seine 2. und 3. These jedoch durch eine von Univ.-Prof. Dr. Hartmann gemeinschaftlich mit mehreren Kollegen verfaßte These ersetzt: Es sei in der künftigen bayer. Prüfungsordnung die wahlfreie Verbindung mehrerer Fächer in der zu bildenden realistisch-neusprachlichen Gruppe erwünscht.

Von den durch Varnhagen-Degenhart aufgestellten Thesen wurde These I (unter Streichung des 3. Prüfungsabschnittes) angenommen; These II durch folgende von Hartmann vorgeschlagene Fassung ersetzt: Der Abschluß des 1. Prüfungsabschnittes setzt ein mindestens 4 jähriges Universitätsstudium voraus.

These III und IV wurden angenommen; These V lautet jetzt: Spätestens 2 Jahre nach dem Bestehen des 2. Prüfungsabschnittes

folgt der ein Jahr dauernde Besuch eines pädagogisch-didaktischen Seminars. These VI erhielt folgende Fassung: Aus den Noten der 2 Prüfungsabschnitte und der im Seminarjahre erworbenen Qualifikationsnote wird eine Gesamtnote festgestellt. Nach Maßgabe dieser Gesamtnote erhält der Kandidat seinen Platz in der amtlichen Konkursliste des betr. Jahres. Von den Nebenthesen wurde These VII angenommen, die Thesen VIII—XI kommen als Material in den Bericht; Schiedermair zog seine 2. These zurück. Die Besprechung dieser hochwichtigen Gegenstände hatte den ganzen Vormittag in Anspruch genommen, so daß Nr. 3 und 4 der Tagesordnung auf den Nachmittag verschoben werden mußten. Auf diese anstrengende Sitzung folgte ein wohlverdienter Frühschoppen in der Ratstrinkstube, zu dem die Stadt München Wein aus ihren Kellern spendete, wofür Prof. Martin in warmen Worten dankte und ein Hoch auf die Stadtverwaltung ausbrachte.

Nachmittags 4 Uhr fand die dritte Allgemeine Sitzung statt. Zunächst sprach der Kgl. Gymnasialprofessor Dr. B. Herlet (Bamberg) über die „Erwerbung eines praktischen Wortvorrats im neusprachlichen Elementarunterricht."

Wenn man die Lehrbücher vom Gesichtspunkte der Wortschatzbehandlung aus durchmustert, so kann man sie in 3 Gruppen einteilen: a) die Lehrbücher nach der „Seidenstückerschen Methode (Ahn-Gruppe)", bei der die Beibringung der Wörter lediglich dem Zufall überlassen bleibt; b) diejenigen, nach der „direkten Methode (Reformer-Gruppe)", welche der Forderung planmäßigen Vorgehens bez. Beibringung des Wortschatzes mehr oder weniger gerecht zu werden versuchen. Manche gehen sogar noch einen Schritt weiter, indem sie sogar auf systematische Ergänzung des Wortmaterials bedacht sind; c) die der „vermittelnden Methode"; diese zeigen im ganzen keine Weiterentwicklung gegenüber der 2. Gruppe. Der Grund dieser Erscheinung ist in der herrschenden Unklarheit hinsichtlich der Wortschatz-Behandlung zu suchen. Nach Ansicht des Vortragenden liegt in der organischen Verbindung des Lehrbuchs mit einem systematisch geordneten Vokabular die Möglichkeit einer Fortschrittes in dieser Richtung. An ein Übungsbuch, das sich bezüglich des Wortschatzes in konzentrischen Kreisen vorwärts bewegt, hätte sich ein systematisch geordnetes Vokabular in der Weise anzuschließen, daß durch technische Mittel deutlich auseinandergehalten würde, was davon auf die einzelne Klasse (oder Stufe) entfiele. Im Anfange würde das Vokabular nur die im Übungsbuche enthaltenen Wörter der Begriffsreihe bringen, später aber allmählich auch solche, die, ohne im Übungsbuch Raum gefunden zu haben, aus praktischen Gründen notwendig erscheinen. Dadurch leichtere Erzielung einer beständigen (immanenten) Repitition, Beseitigung der Unsicherheit inbezug auf das, was schon da war oder nicht, endlich Entlastung des Schülers durch deutliche Unterscheidung zwischen nur zufälligen (verfrühten) Wörtern und Formen, die in die Fußnoten zu verweisen sind und nicht gelernt zu werden brauchen, und dem die Aufgabe der Klasse bildenden, im Vokabular enthaltenen Sprachstoff. Dadurch schließlich die Erreichung besserer praktischer Resultate ohne Überlastung des Schülers.

Dem beifällig aufgenommenen Vortrag folgten die Ausführungen des Kgl. Reallehrers Dr. Th. Prosiegel (München) „Zum Kapitel der logisch-formalen Schulung im fremdsprachlichen Unterricht an den bayer. Real- und Oberrealschulen."

Die logisch-formale Schulung kann bestehen in der grammatischen Schulung und in der sprachlich-logischen Schulung. Die erstere

bleibt beim Einzelworte und seiner Form stehen, also dem äußeren Gewand der Spracherscheinung, vermittelt ein gewisses Wissen, ist aber weder erziehungs- noch bildungsvermittelnd und ist als „grammatica militans" nur ein weiteres Moment der Überbürdungsfaktoren. Die zweite wirkt erzieherisch wie bildungsvermittelnd. Sie bleibt nicht bei den äußeren Erscheinungen der Sprachformen stehen, sie dringt in den Sprachgeist als solchen ein, sucht die grammatischen Funktionen, die Verbindung von Wort mit Wort, Gedanken mit Gedanken zu erschließen; sie sucht ihre Aufgabe in der Lösung des Sprachgefühls; ihr materielles Hauptkapitel ist die Aneignung des Wortschatzes, ihr Hauptarbeitsfeld liegt im intensivsten Lektürebetrieb, ihre Früchte sind zu suchen in der heilsamen Förderung muttersprachlichen Kennens und Könnens durch die Übersetzung aus der fremden in die deutsche Sprache.

Im Anschluß daran begründete Konrektor Dr. Ackermann (Nürnberg) in überzeugender Weise die vorgelegten Thesen hinsichtlich der Vermehrung der französischen Stunden in der IV. Klasse des Reform-Realgymnasiums, sowie hinsichtlich eines zeitgemäßen Ausbaues des Realgymnasiums zu einem neusprachlichen Gymnasium; dem Französischen und Englischen müsse hierbei eine erheblich größere Stundenziffer zugewiesen werden, um die in der Eigenart einer solchen Anstalt liegenden Bildungswerte entsprechend zur Geltung bringen zu können. Die beiden von ihm aufgestellten Thesen fanden Annahme.[1])

In der darauffolgenden II. Geschäftssitzung kamen zur Behandlung: a) der Rechenschaftsbericht des Kassenwarts und der beiden Rechnungsprüfer, die vorschlugen, dem Kassenwart Entlastung zu erteilen; b) verschiedene Wünsche und Anregungen aus der Mitte der Versammlung; c) die von Gymnasialprofessor Dr. Gg. Buchner entworfenen und ausführlich begründeten Satzungsänderungen; sie fanden einstimmig Billigung und Annahme.

Als Ort und Zeit der nächsten (7.) Hauptversammlung wurde Erlangen, Ostern 1912, bestimmt, nachdem Prof. Dr. Varnhagen tatkräftige Unterstützung durch die dortige neugegründete Ortsgruppe und bereitwilliges Entgegenkommen der Stadtverwaltung zugesichert hatte. Bei der nun folgenden Neuwahl des Ausschusses wurde der bisherige Ausschuß auf Vorschlag Prof. Dr. Rosenbauers hin durch Zuruf einstimmig wiedergewählt.

Nun ergriff Prof. Martin nochmals das Wort und dankte den Anwesenden für ihr zahlreiches Erscheinen, ihre rege Teilnahme bei den Vorträgen und Diskussionen, und für ihr wackeres Ausharren trotz der vorgerückten Stunde; insbesondere dankte er Herrn Reg.-Rat Dr. Steinmüller, der allen Sitzungen angewohnt und dadurch seine Teilnahme an den wichtigen, die bayer. Neuphilologen tief berührenden Fragen bekundet hatte. Dann wandte er sich an die Mitglieder des Ausschusses und der Vorstandschaft der Ortsgruppe München und dankte ebenfalls in herzlichen Ausdrücken für die prompte und gewissenhafte Erledigung der ihnen zugewiesenen nicht geringen Arbeiten, wodurch allein es ihm möglich gewesen sei, die Verhandlungen zu einem so gedeihlichen Abschluß zu bringen.

Nachdem noch Prof. Rosenbauer auf den unermüdlichen gewissenhaft seines anstrengenden Amtes waltenden 1. Vorsitzenden ein freudig aufgenommenes Hoch ausgebracht hatte, erklärte letztere die Tagung für beendet und schloß sie mit dem Wunsche auf ein fröhliches, gesundes Wiedersehen in zwei Jahren in Erlangen!

[1]) Der ausführliche Bericht über die 6. Hauptversammlung, der auch sämtliche Thesen etc. im Wortlaut enthält, kann von Prof. Martin (München, Augustenstr. 16) bezogen werden.

Mit der Tagung war eine umfangreiche Lehrmittelausstellung verbunden. Sowohl die bayerischen als auch viele namhafte deutsche Verlagsfirmen hatten die Neuerscheinungen der letzteren Jahre auf neusprachlichem Gebiete ausgelegt; die von Dr. Schiedemair geschickt arrangierte Ausstellung erfreute sich daher stets eines außerordentlichen regen Besuches seitens der Interessenten.

München. Gg. Buchner.

Zu Zeitschrift XXXVI[1], S. 274.

In meiner Abhandlung, Bd. XXXVI[1], S. 274 ff. dieser Zeitschrift, unterließ ich, S. 274 aus Versehen als Beispiel von Dichtungen, welche Motive dem *Atre perillos* entnommen haben, auch den Roman *Escanor* des Girart d'Amiens zu nennen, dessen Name schon auf den ersten Teil unseres Romans weisen würde. —

Zu den Lesefehlern des Herausgebers ist noch nachzutragen, daß in der Handschrift richtig v. 1364 vor v. 1363 steht, welche Umstellung schon A. Tobler, *Verm. Beiträge* III[2] S. 95, verlangt hat.

Wolfram v. Zingerle.

Novitätenverzeichnis.

(Abgeschlossen am 1. Oktober 1910.)

1. Bibliographie und Handschriftenkunde.

Beaulieux, C. Manuscrits et Imprimés en France, XVe et XVIe siècles. Paris, H. Champion. 1910. In-4, 14 p. [Mélanges offerts à M. Emile Chatelain, membre de l'Institut, par ses élèves et ses amis, 15 avril 1910.]

Bonnerot, J. En marge du manuscrit français 147 de la B. N. Paris, H. Champion. 1910. In-4, 20 p. [Mélanges offerts à M. Emile Chatelain, membre de l'Institut, par ses élèves et ses amis, 15 avril 1910.]

Chastel de Labour, Le livre du. Par *J. Bruyant.* A description of an illuminated manuscript of the fifteenth century, belonging to *George C. Thomas*, Philadelphia, with a short account and synopsis of the Poem. Printed for private circulation only. 55 S. 8⁰. (Vgl. Romania XXXIX, 419 f.)

Deville, E. Les manuscrits de l'ancienne bibliothèque de l'abbaye de Bonport (Suite et fin) [In: Rev. des Bibliothèques XX, 4—6. S. 137—155.]

Durrieu, P. Découverte de deux importants manuscrits de la ,,Librairie" des ducs de Bourgogne [In: Bibl. de l'École des Chartes LXXI, p. 58—71].

Martin, H. Notes sur les écrivains au travail [In: Mélanges Chatelain p. 535—544.] (Betrifft Miniaturen, welche die Schriftsteller an der Arbeit zum Gegenstand haben).

Meyer, P. Le Salut Notre Dame, la Lettre de Prêtre Jean (Fragment appartenant à la Bibliothèque Sainte-Geneviève) [In: Romania XXXIX, 268—276].

Sturel, René. A propos d'un manuscrit du Musée Condé [In: Mélanges Chatelain p. 575—583]. (Zwischen 1545 und 1548 geschriebene Handschrift der ,,Tragœdie des Troades d'Euripide".)

Mornet, D. Les enseignements des Bibliothèques privées (1750—1780) [In: Rev. d'hist. litt. XVII, 3].

2. Enzyklopädie, Sammelwerke, Gelehrtengeschichte.

Festschrift zum 14. Neuphilologentage in Zürich 1910. Zürich 1910. VIII, 396 S. 8 [Darin u. a.: *E. Dick*, Chateaubriands Verhältnis zu Milton. *E. N. Baragiola*, Ein schweiz. Förderer des neusprachlichen Unterrichts. *J. Vodoz*, La lecture de Voltaire dans les classes supérieures des gymnases d'Allemagne et de la Suisse allemande est-elle indiquée? *E. Tappolet*, Die *e*-Prothese in den französischen

Mundarten. *A. Rossat*, Rondes enfantines, berceuses, jeux et empros en patois jurassien recueillis. *Ch. Luchsinger*, Die Aelplerfamilie in den romanischen Alpendialekten der Schweiz. *L. Gauchat*, Régression linguistique].

Mélanges offerts à M. Emile Chatelain, membre de l'Institut, directeur-adjoint à l'Ecole pratique des hautes études, conservateur de la Bibliothèque de l'Université de Paris, par ses élèves et ses amis. 15 avril 1910. Paris, H. Champion. 1910. In-4, XVI-669 p. avec fig.

Prinzipienfragen der romanischen Sprachwissenschaft. Wilhelm Meyer-Lübke zur Feier der Vollendung seines 50. Lehrsemesters und seines 50. Lebensjahres gewidmet. Teil I. Halle a. S. M. Niemeyer 1910 [Beiheft XXVI zur Zeitschr. f. rom. Philol.] (Inhalt: *K. v. Ettmayer* Benötigen wir eine wissenschaftlich deskriptive Grammatik? *Sextil Pusçariu* Zur Rekonstruktion des Urrumänischen. *E. Herzog* Das *to*-Partizip im Altromanischen. *M. Rösler* Das Vigesimalsystem im Romanischen.)

Revue Fénelon. Juin 1910 (no. 1): *A. Rébelliau* Fénelon et le P. Quirini. *E. Griselle* Lettres autographes de Fénelon à retrouver. *Documents*: le Procès de Mme Guyon (1695—1696). *E. G.* Un prétendu mensonge de Fénelon.

The Romanic Review a Quarterly Journal devoted to research, the publications of texts and documents, critical discussion, notes, news and comment, in the field of the romance languages and literatures edited by *Henry Alfred Todd* and *Raymond Weeks* published by the Columbia University Press. Subscriptionspreis 16 frcs. Vol. I. No. 1 January-March 1910. No. 2 April-June 1910.

Ebert. — *O. Knauer* Rede zur Ebert-Gedächtnisfeier, gehalten am 1. Juli 1910 (Eberts 20-jährigem Todestage) [In: Neuphilologische Blätter 17. Jahrg. Heft 11/12].

Littré. — La vérité sur la mort de Littré p. *H. Loyson* [In: la Grande Revue 10 août].

Tobler, Adolf und die Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen von *A. Risop* [In: Arch. f. n. Sprachen CXXIV, S. 237 ff.].

— Ein Lebensbild. Von *H. Morf* [In: Arch. f. n. Spr. CXXIV, S. 246 ff.].

— von *W. Meyer-Lübke* [In: German.-roman. Monatsschrift Juli 1910].

— *Lommatzsch, E.* Worte des Gedächtnisses für Adolf Tobler.

— Auf Toblers Tod von *Eugen Lerch* [In: Neuphilologische Blätter. Juni 1910. S. 358 f.].

3. Sprachgeschichte. Grammatik, Lexikographie.

Löfstedt, E. Zur Mulomedicina Chironis [In: Glotta III, 1. S. 19—32].

Walde, A. Lateinisches etymologisches Wörterbuch. 2. umgearbeitete Auflage. XXXI, 1044 S. 8⁰. Heidelberg 1910. C. Winter. Mk. 10.40 [Indogermanische Bibliothek].

de Josselin de Jong, J. P. B. De oorsprong van het grammatisch geslacht [In: Tijdschrift voor Nederlandsche Taal- en Letterkunde XXIX (1910), S. 21—84].

Bertoni, G. Sulla lingua del Roman des sept sages in versi (ediz. A. Keller, Tübingen 1836) [In: Studi romanzi editi a cura di E. Monaci VI].

Friedwagner, M. Zur Geschichte des vortonigen *e* im Altfranzösischen [Aus: Verhandlungen der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz, Herbst 1909. Leipzig, B. G. Teubner. 1900. S. 161 ff.]
Gierach, E. Synkope und Lautabstufung. Ein Beitrag zur Lautgegeschichte des vorliterarischen Französisch. Halle a. S., M. Niemeyer. X, 193 S. 8⁰. Mk. 7. Abonnementspreis Mk. 5,60. [Beiheft 24 der Zs. f. rom. Phil.]

Barbier, P. fils. Chronique étymologique des langues romanes [In: Rev. de dialectol. rom. II, 1/2 (à suivre)].
Burdach, C. Sinn und Ursprung der Worte *Renaissance* und *Reformation* [In: Sitzungsberichte der Kgl. preuß. Ak. der Wissenschaften. 1910. XXXII. S. 594—646].
Chabrand, E. Origine étymologique et Signification du nom du *piolet.* Grenoble, X. Drevet. 1910. Petit in-8, 4 p. [Bibliothèque du touriste en Dauphiné (Extrait du journal «le Dauphiné», février 1910).]
Davillé, L. Note sur le mot *patriote* [In: Rev. de Phil. et de littérat. franç. XXIV, 2. S. 150—153].
Meyer, R. M. Bedeutungssysteme. [In: Zs. f. vergl. Sprachforschung XLIII, 3. S. 352—368.]
Roth, Th. Die Völkernamen in ihrer Entwickelung zu Gattungsnamen. Ein Beitrag zur Entwickelung des französischen Wortschatzes. Progr. Friesland 55 S. 8⁰.
Souchon, P. L'origine du mot *félibre* [In: Mercure de France 16 sept. 1910. S. 360—363].
Thomas, A. Notes étymologiques et lexicographiques. Nouvelle série [In: Romania XXXIX, 184—267].
Vising, J. Deux étymologies français: 1. *Wivre guivre.* 2. *Guêtres* [In: Minnesskrift utgifven af Filologiska Samfundet i Göteborg på Tioårsdagen af dess stiftande den 22. Oktober 1910].
Westerblad, C. A. baro et ses dérivés dans les langues romanes. Thèse. Upsal 1910. 146 S. 8⁰.

Frank, C. D. The French locution *à la queue leu leu* [In: Romanic Review I, 1].
Hamilton, G. Sur la locution „sa main à sa maissele" [In: Zs. f. rom. Phil. XXXIV, 571].

Brandes, A. Die Stellung der Adverbien im französischen Satze. Progr. des städtischen Realgymnasiums mit höherer Handelsschule zu Aachen. Ostern 1910.
Clédat, L. Futur dans le passé et Conditionnel [In: Rev. de Phil. franç. et de Littérat. XXIV, 2. S. 141—149].
Hénaut, J. de. Le Genre des substantifs français. Paris, C. Delagrave. 1910. In-16, IX-53 p. 2 fr. 50.
Kalepky, Th. Zur französischen Syntax XV—XVII [In: Zs. f. rom. Phil. XXXIV, 523—529] (XV. Noch einmal *tel* „ohne *que*" im Vergleichsatze. XVI. Pleonastischer Gebrauch von *avoir à.* XVII. Auf Analogieeinflüssen beruhendes *à ce que*).
Porteau, P. Mais [In: Rev. de phil. franç. et de littérature XXIV, 2. S. 98—105].
Richters, O. Zur historischen Syntax von interrogativem *quel.* Diss. Göttingen 1910. 130 S. 8⁰.

Counson, A. Le nom de Belgique. Essai de philologie nationale. Bruxelles 1910. 28 S. 8⁰ [Extr. de la Revue Générale. Juillet 1910].

Feller, J. L'état des études toponymiques en Belgique [Fédération archéol. et histor. de Belgique. Annales du XXIe congrès. II (2me fascicule) p. 831—853].
Gallois, L. L'origine du nom de *Faucilles* [In: Annales de géographie 15 jan. 1910].
Livingston, A. A. The suffixes *-aster*, *-ignus* in Nouns of Relationship [In: Romanic Review I, 1].

Albrey, J. d'. L'orthographe et l'étymologie. Paris, Sansot. 1910. 226 S.
Laughlin, J. M. Nouveau Vocabulaire contenant tous les mots usuels avec leur prononciation figurée. Français-Anglais. Paris, Garnier frères. Petit in-16 à 2 col., 362 p. [Vocabulaires Garnier.]
Schröer, A. Einheitlichkeit bei der phonetischen Transscription [In: German.-roman. Monatsschrift. Juli 1910].

Baldensperger, F. Notes lexicologiques (suite) [In: Rev. de Philol. franç. et de littérature XXIV, 2. S. 106—117].
Blondheim, D. S. Contribution à la lexicographie française d'après des sources rabbiniques [In: Romania XXXIX, 129—183].
Klatt, H. Dictionnaire allemand-français des mots techniques employés en photographie; Paris, C. Mendel. Petit in-8 à 2 col., 32 p.

4. Metrik, Stilistik, Poetik. Rhetorik.

Horák, Venc. Le vers alexandrin en français. Bruxelles, F. Huet. 1 fr.
Nyrop, Kr. Fransk Verslære i. Omrids. Copenhagen. Gyldendal. 1910. Pr. 2 Kr.
Tobler, A. Vom französischen Versbau alter und neuer Zeit. Zusammenstellung der Anfangsgründe. Fünfte Auflage. Leipzig, S. Hirzel, 1910.

Bollin, J. L. Le Secret des grands écrivains. Essai de rhétorique moderne avec préface de M. Emile Faguet. Paris, H. Falque. 1910. In-16, III-212 p. 2 fr. 50.

Küchler, W. Literaturwissenschaft und Poetik 1906—1907. [Aus: Romanischer Jahresbericht. Bd. X].

5. Moderne Dialekte und Volkskunde.

Gauchat, L. Sprachforschung im Terrain [In: Bull. de dialectol. rom. II, 1/2].
Godin, E. Le fonografe et les patois de France [In: Rev. du Traditionnisme XI, 117 f.]. (Wiederabdruck eines Artikels des *Courrier du Soir* von 1880, in dem Godin die Nutzbarmachung des Phonographen für die Aufzeichnung der Patois anregte.)
Hrkal, Ed. Grammaire historique du patois picard de Démuin [In: Rev. de Phil. franç. et de litt. XXIV, 2. S. 118—140 (à suivre)].
Huber, J. Zur Methodik der Mundartenforschung. Innsbruck. Im Selbstverlag des Verfassers. 1910 [Sonderabdruck aus: Progr. der k. k. Oberrealschule in Innsbruck für das Studienjahr 1909/10].
Kleinhans, E. Berichtigungen zu dem Aufsatz: Sprachgeograph. Untersuchungen V. Franz. *aune* „Erle“ (Arch. CXXIV, 83—108) [In: Arch. f. n. Spr. CXXIV, 358].
Lecomte, C. Le Parler dolois. Etude et Glossaire des patois comparés de l'arrondissement de Saint-Malo suivi d'un relevé des locutions et dictions populaires. Paris, H. Champion. 1910. In-8, VI-242 p. [Contribution à l'étude des littératures orales. T. 1er.]

Millardet, G. Petit Atlas linguistique d'une région des Landes. Contribution à la dialectologie gasconne. Paris, A. Picard et fils. 1910. Petit in-8, LXIV-644 p. avec fig. et carte. [Bibliothèque méridionale publiée sous les auspices de la Faculté des lettres de Toulouse. 1re série. T. 13.]

— Etudes de dialectologie landaise. Le Développement des phonèmes additionnels. Toulouse E. Privat. Paris, A. Picard et fils. 1910. Petit in-8, 224 p. [Bibliothèque méridionale publiée sous les auspices de la Faculté des lettres de Toulouse. 1re série. T. 14.]

— Un exemple de sélection morphologique: l'indicatif présent de facere dans le gascon des Landes [In: Rev. de dialectol. rom. II, 1/2].

Panconcelli-Calzia, G. Le applicazioni degli apparecchi fonautoglifici (fonografo e grammofono) nella linguistica [In: Bull. de dialectol. rom. II, 1/2].

Sadoul, Ch. Patois et folklore de la Lorraine [In: Idées modernes. Nov.-décembre 1909].

Schädel, B. Über Schwankungen und Fehlergrenzen beim phonetischen Notieren [In: Bull. de dialectol. rom. II, 1/2].

Urtel, H. Lothringen. Kritischer Überblick bis 1908 [In: Rev. de dial. rom. II, 1/2. S. 131—148 (à suivre)].

Aubanel, Thdr. Der halbgeöffnete Granatapfel. Das Buch der Liebe. Aus dem Provenzal. v. Franziska Steinitz. (59 S.) Lex. 8°. Leipzig, Xenien-Verlag '10. 3.00 Mk.

Lemonnier, Camille, Anatole Bahier u. *Jean Dubois.* Der Wilderer. (Un mâle.) Volksstück. Aus dem Wallon. (rouchi-français) v. Aug. Kellner. Bühneneinrichtung nach der Aufführung am Stadttheater zu Heidelberg. (95 S.) [In: Universal-Bibliothek. Leipzig, Ph. Reclam jun. No. 5210].

Animaux (les) dans la légende, dans la science, dans l'art, dans le travail, leur utilisation et leur exploitation par l'homme. Ouvrage publié avec la collaboration de MM. le lieutenant *Chollet*, 116e régiment d'infanterie, *Armand Dayot*, inspecteur général des beaux-arts, *Henri Neuville*, du Muséum national d'histoire naturelle, *A. Schalck de la Faverie*, bibliothécaire à la Bibliothèque nationale, *docteur Behring*, professeur à l'Université de Marbourg, etc., etc. T. 2. (Sans nom d'imprimeur.) Paris, Bong et Cie, édit. In-4, XIII-502 p. avec planches hors texte et illustrations dans le texte.

Beauquier, C. Faune et Flore populaires de la Franche-Comté. T. 2: Flore. Paris, E. Leroux. 1910. In-18, 413 p. 5 fr. [Collection de traditions populaires. T. 33.]

Cosquin, E. Étude de Folk-Lore comparé. Le Comte de „la Chaudiére bouillante et la feinte Maladresse" dans l'Inde et hors de l'Inde. Rennes 1910 [Estrait de la Revue des Traditions populaires (janvier-avril 1910)].

Désormaux, J. Quelques chansons historiques. I La Chanson du Duc de Savoie. II. Panavo. III. Deux chansons histor. de 1814 et 1815. [In: Rev. savoisienne 1910. S. 119—132].

Desparmet, J. Contes populaires sur les ogres, recueillis à Blida et traduits par J. Desparmet. T. 1er. Paris, E. Leroux. 1909. In-18, 446 p. Le tome 1er, 5 fr. [Collection de contes et de chansons populaires. T. 35.]

Guyon, C. Légendes d'Alsace. Poitiers, Société française d'impr. et de libr. Paris, libr. de la même société, 15, rue de Cluny. Petit in 8, 108 p.

Lambert, L. Chansons populaires du Midi de la France. IV. Cris des rues [In: Rev. d. l. rom. LIII, 5—25 (à suivre)].

Ledieu, A. Blason populaire de la Picardie. Dictons et Sobriquets. Contes et Légendes, Usages, Coutumes et Traditions, recueillis par Alcius Ledieu. T. 2. Paris, H. Welter. 1910. Petit in-8, 340 p.
Rolland, E. Flore populaire. T. VIII. Paris 1910. 218 S. 8⁰.
Servettaz, C. Vieilles Chansons savoyardes (Chansons de moissons; Chansons de bergères; Chansons d'amour), recueillies, notées et commentées. Paris, E. Leroux, 1910. In-8, XXXI-256 p. avec illustrations de M. Marius Tissot.
van Gennep, H. Légendes, chansons, jeux, contumes et croyances de la Haute-Savoie [In: Mercure de France 1er et 16 sept. 1910].

6. Literaturgeschichte.

a) Gesamtdarstellungen.

Fournel, V. Curiosités théâtrales anciennes et modernes, françaises et étrangères. Nouvelle édition, revue, corrigée et très augmentée. Paris, Garnier frères. In-18 jésus, XII-419 p.
Küchler, W. Literaturwissenschaft und Poetik. S. oben p. 314.

Bardenwerper, K. Die Anwendung fremder Sprachen und Mundarten in den französischen Mysterien des Mittelalters. Dissertation Halle 1910. 86 S. 8⁰.
Barth, Bruno. Liebe und Ehe im altfranzösischen Fablel und in der mittelhochdeutschen Novelle. (IX, 273 S.) Berlin 1910. 7,80 Mk.
Barto, P. S. Studies in the Tannhäuserlegend [In: The Journal of English and Germanic Philology IX, 3. S. 293—320] (Die Legende vom Venusberg ist nach der Ansicht des Verfassers ,,nothing more nor less than an outgrouth of the legend of the Holy Grail").
Bédier, J. Richard de Normandie dans les Chansons de geste [In: Romanic Review I, 2].
Brunel, C. Randon protecteur des troubadours [In: Romania XXXIX, 297—304].
Carnaham, D. H. The Opening Diablerie of the unpublished Mystère de Saint-Martin, by Andrieu de la Vigne [In: Romanic Review I, 2].
Cohen, G. Le plus ancien document connu du théâtre liégeois d'après un manuscrit inédit du XVe siècle. 1909 [Extrait des Annales de la Fédération archéologique et historique de Belgique. — XXIe session. Congrès de Liège 1909].
Curdy, A. E. Arthurian Literature [In: Romanic Review I, 2].
Dike, F. The breviary of St. Louis (Arsenal Ms. 1186) and the Central Portal of the Cathedral of Bourges [In: Romanic Review I, 1].
Evers, H. M. Two traces of the Cycle de Guillaume d'Orange in the Old Spanish Romances [In: Romanic Review I, 2].
Hertel, Ad. Verzauberte Örtlichkeiten und Gegenstände in der altfranzös. erzählenden Dichtung. Göttinger Dissert. 79 S. 8⁰.
Hilka, Alfons. Das Leben und die Sentenzen des Philosophen Secundus des Schweigsamen in der altfranzösischen Literatur nebst krit. Ausgabe der lateinischen Übersetzung des Willelmus Medicus, Abtes v. Saint-Denis. [Aus: ,,Jahresber. d. schles. Gesellsch. f. vaterl. Cultur".] (42 S.) gr. 8⁰. Breslau, G. P. Aderholz '10.
— Studien zur Alexandersage. I. Die Liegnitzer ,,Historia Alexandri Magni" . 71 S. 8⁰ [Aus: Romanische Forschungen XXIX].
Jacobsen, J. P. La comédie en France au moyen âge (suite et fin) [In: Revue de Phil. franç. et de littérature XXIV, 2.]
Kluckhohn, P. Ministerialität und Ritterdichtung [In: Zs. f. deutsches Altertum LII, 1/2. S. 135—168].

Ludwig, Fr. Zur „modalen Interpretation" von Melodien des 12. und 13. Jahrhunderts [In: Zs. d. internat. Musikgesellschaft XI, 12. S. 379—382]. (Vgl. oben p. 182 f.)

Paris, G. Mélanges de Littérature française du Moyen Age p. p. *Maria Roques.* Première Partie: La littérature française au moyen age. L'épopée. Le roman. Paris 1910. 336 S. 8⁰.

Söderhjelm, W. La Nouvelle française au XVe siècle. Paris. H. Champion 1910. XII, 237 S. 8. Pr. 7,50. [Bibliothèque du XVe siècle XII].

Stuart, D. Cl. Stage decoration in France in the Middle Ages. New York. The Columbia University Press 1910. IX, 230 S. 8⁰.

Thomas, A. Le Dauphin Louis, fils de Charles VI, amateur du théâtre [In: Romania XXXIX, 373—375].

Walker. Die altfranzösischen Dichtungen vom Helden im Kloster. Dissertat. Tübingen. XII, 122 S. 8⁰.

Young, K. Observations on the origin of the Mediæval passion-play [In: Publ. of the Mod. Lang. Assoc. of America XXV, 2. S. 309 bis 354].

Babbit, I. The New Laokoon. An essay on the confusion of the arts. London, Constable & Co. Boston and New York, Houghton Mifflin Company. 1910. XIV, 260 S. 8⁰.

Bertaut, J. La jeune fille dans la littérature française. Paris, L. Michaud. 320 S. 3 fr. 50.

Brédif, L. Mélanges. Les Comédies de Voltaire. — Épicure. — Deux hommes de lettres au Bagne d'Alger. — Racine et Port-Royal. — Mémoires de Madame. — François de Sales. — Franklin. — Les contes de Perrault. — L'esprit littéraire chez J.-J. Rousseau. — Questions de Morale. — L'honnête homme au XVIIe siècle. — L'ancienne université de Poitiers. — Pensées et réflexions sur l'enseignement. Un volume in-16, Paris, Hachette et Cie. 3 fr. 50.

Baldensperger, F. Études d'histoire littéraire, deuxième série. La société précieuse de Lyon au XVIIe siècle. — Les théories de Lavater dans la littérature française. — Chateaubriand et l'émigration royaliste à Londres. — Esquisse d'une histoire de Shakespeare en France. Un volume in-16, broché. Paris, Hachette et Co. 3 fr. 50.

Burdach, C. Sinn und Ursprung der Worte Renaissance und Reformation. S. oben p. 313.

Cherbuliez, V. Le roman français. [In: Rev. d. deux mondes 1er mai, 1er juillet et 1 sept. 1910] (IV. L'homme de qualité et l'aventurier: Gil Blas. — VI. La sensitive et l'homme de bonne compagnie. — La Marianne. — VII. L'amant de la nature. — Paul et Virginie).

Faguet, E. Le pessimisme chez de Vigny et Leconte de Lisle [In: Rev. des cours et conférences XVIII, 26].

Gazier, A. La comédie de J. J. Rousseau et de Palissot [Revue des cours et conférences XVIII, 30].

— Le théâtre de Saint-Foix, Sedaine et Mercier [Rev. des cours et conférences XVIII, 34].

Gerig, J. L. Barthélemy Aneau: a Study in Humanism [In: Romanic Review I, 2].

Got, M. Journal de Edmond Got, sociétaire de la Comédie-Française (1822-1901). Préface de *Henri Lavedan*, de l'Académie française. T. 1er. Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1910. In-16, VIII-347 p. et portrait. 3 fr. 50.

Gulyás, P. Les drames scolaires français d'un Jésuite hongrois [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XVII, 2. S. 366—371].

Joussain, A. Romantisme et religion. Paris, F. Alcan. 2 fr. 50.

Lefranc, A. Les définitions de la Renaissance [Revue des cours et conférences XVIII, 28].
— La civilisation intellectuelle en France à l'époque de la Renaissance: Les Origines: les rapports intellectuels du Moyen-Age et de la Renaissance [Revue des cours et conférences XVIII, 33].
Mellier, Ét. Honoré d'Urfé et Balthazar Baro. Un oublié [In: Rev. du Dauphiné et du Vivarais I, p. 32—46].
Moréas, J. Variations sur la vie et les livres. Mme de La Fayette. La Vallée aux loups. L'Epitaphe de Rabelais. La Morts et l'Amitié. Le Comédien. Gœthe et Shakespeare. Voltaire et la Tragédie. Paris, «Mercure de France», 26, rue de Condé. 1910. In-18 jésus, 317 p. 3 fr. 50.
Mouchy, G. de. Bossuet et Fénelon. L'édition de leur correspondance (suite) [In: Bulletin du Bibliophile. Avril-mai 1910].
Ott, K. Französisches Sittenbild im Anfang des 19. Jahrhunderts nach den Komödien Picards. Heidelberger Diss. 95 S. 8⁰.
Pilon, E. Portraits tendres et pathétiques. Mme de Brézé. La Dame du Louvre. La Vie de M. Pomme. Virginie des Maldives. La Seconde Madame Danton. Balzac et Peytel. Paris, «Mercure de France», 26, rue de Condé. 1910. In-18 jésus, 379 p. 3 fr. 50.
Pinvert, L. Sur l'opinion que le XVIIe siècle a eue du XVIe. Paris, H. Leclerc. 1910. In-8, 16 p. [Extrait du Bulletin du bibliophile».]
Renier, R. Svaghi critici. Bari, Laterza. 1910. 566 S.
Vézinet, F. Le XVIIe siècle jugé par lui-même. Saint Cloud, impr. Belin frères. Paris, libr. de la même maison. 1910. In-18 jésus, 175 p. 1 fr 50.

b) Einzelne Autoren.

Balzac, par *Alphonse Séché* et *Jules Bertaut.* 42 portraits et documents. Paris, Louis-Michaud. In-16, 192 p. 2 fr. 25. [La Vie anecdotique et pittoresque des grands écrivains.]
— *Fred Lawton.* Balzac. London, Richards. 400 S. 8⁰. 15.—.
— *Balzac* et Mme Girardin, documents inédits, p. *L. Séché* [In: Annales Romantiques VII, 1910. S. 161—178]. (Vgl. unter Girardin.)
— S. oben *Pilon.*
Baudelaire, Charles par *Alphonse Séché* et *Jules Bertaut.* 40 portraits et documents. Paris, Louis-Michaud. In-16, 192 p. 2 fr. 25. [La Vie anecdotique et pittoresque des grands écrivains.]
Baro s. oben *Mellier.*
Bernardin de Saint-Pierre p. le Lieutenant-colonel *Langemain* [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XVII, 2. S. 374—394].
Beyle. — *H. Martineau* Les pseudonymes de Henri Beyle [In: Mercure de France. 1er sept. 1910. S. 182—186] (In Veranlassung von P. Léautaud's Choix des plus belles pages de Stendhal. Paris, Mercure de la France).
Bossuet. — *G. Lambin* Les rapports de Bossuet avec l'Angleterre (fin) [In: Bulletin du Biblophile. Févr. 1910].
— S. oben *Mouchy.*
Bourget. — *Fr. Hübner* Paul Bourget als Psycholog. Dresden 1910. Holze & Pahl, vorm. E. Pierson. 83 S. 8⁰.
Boylève. — *C. Ballu* Curiosités poétiques du XVIe siècle: Marin Boylève [In: Rev. de la Renaissance XII, 92—95].
Chateaubriand s. oben p. 317 Baldensperger.
— *Chateaubriands* Verhältnis zu Milton s. oben p. 311 *Festschrift.*
— *Chateaubriand* à White-Hall p. *M. Duchemin* [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XVII, 2].
— *A. Le Braz* La première traversée de Chateaubriand [In: Journal des Débats. 28 janv. 1910].

Chateaubriand. — *E. Melchior de Vogué* Une «inconnue» de Chateaubriand [In: Rev. du Dauphiné et du Vivarais I, p. 6—11].
— *A. Beaunier* Les Costumes de M. de Chateaubriand [In: La Revue de Paris. 15 sept. 1910].
— Trois amies de Chateaubriand; par *André Beaunier*, Paris, E. Fasquelle. 1910. In-18 jésus, 366 p. 3 fr. 50.
— *G. Rabizziani* Chateaubriand [In: Rivista bibliografica italiana XV, 8].
— Pour la Vallée-aux-loups [In: Annales Romantiques VII, 1900. S. 148—151) (Aus: Le Temps 27 déc. 1909).
— *Chateaubriand* et Rosalie de Constant s. *H. Cordier* [In: le Correspondant, 25 avril 1910].

Condillac. Sa vie. Sa philosophie. Son influence; par le comte *Baguenault de Puchesse.* Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1910. In-16, VI-285 p. 3 fr. 50.

Desmarets de Saint-Sorlin. Sein Leben und seine Werke von *A. Reibetanz.* Diss. Leipzig 1910. 95 S. 8^0.

Drouyn, Jehan, Le poète. Par *É. Picot* [In: Romania XXXIX, 375 f.].

Du Bellay, Joachim et Olive de Sévigné; par l'abbé *A. Bourdeaut* Angers, G. Grassin. 1910. In-8. 56 p. [Extrait des «Mémoires de la Société nationale d'agriculture, sciences et arts d'Angers» (année 1910).]
— *L. Séché.* La famille de J. du Bellay [In: Rev. de la Renaissance XII, 105 f.].

Eggis. — *J. des Cognets.* Notes sur Etienne Eggis (1830—1867) [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XVII, 2].

Fénelon et ses amis p. *A. Delplanque.* Paris, *V. Lecoffre.* 3 fr. 50.
— A propos de Fénelon, M. Jules Lemaître et les Protestants; par *John Viénot.* Paris, 83, boulevard Arago. 1910. In-18 jésus, 39 p. 25 cent.
— S. oben p. 318 *Mouchy.* und p. 312.

Flaubert. — Lettres inédites d'Alfred Le Poittevin à Gustave Flaubert, p. p. *R. Descharmes* [In: Annales Romantiques VII, 1910.].

Girardin, Mme de. — *L. Séché.* Muses Romantiques. Delphine Gay. Madame de Girardin dans ses rapports avec Chateaubriand, Lamartine, Victor Hugo, Balzac, Eugène Sue, Jules Sandeau, A. Dumas, G. Sand, Rachel etc. (Documents inidits). Paris, Mercure de France. 7 fr. 50.

Hauteroche. — *R. Seibt.* Mrs. Centlivre und ihre Quelle Hauteroche. Progr. der siebenten Städtischen Realschule zu Berlin. 1910.

Hugo, V. — *Chabert.* Virgile et l'œuvre de Victor Hugo (suite et fin) [In: Annales de l'Université de Grenoble. XXII, 1].
— *Hugo, V.* et „Le Monde" de Rocoles [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XVII, 3].

La Fayette, Mme de. — S. oben p. 318 *Moréas.*

Lamartine. — Lamartine et Mme de Girardin, documents inédits p. L. Séché [In Annales Romantiques VII, 1910. S. 1—45]. (Vergl. unter *Girardin.*)
— *L. Séché.* „Le manuscrit de ma mère". Le mariage de Lamartine. Les lettres d'Elvire [In: Annales Romantiques VII, 1910. S. 143 bis 147].

Lamennais et Gerbet p. *P. Harispe.* Paris, Soc. d'édition française et étrangère.
— *A. Roussel.* Lamennais à la Chênaie. Téqui, libraire-editeur.

La Mothe le Vayer. — Le second mariage de La Mothe le Vayer [In: L'Amateur d'autographes et de documents histor. Février 1910].

La Sale. — Antoine de La Sale et Simon de Hesdin. Une restitution littéraire; par *Marcrel Lecourt.* Dijon, impr. Darantière. Paris, H. Champion. 1910. In-4, 15 p. [Mélanges offerts à M. Emile Chatelain, membre de l'Institut, par ses élèves et ses amis, 15 avril 1910.]

Leconte de Lisle. S. oben p. 317 *Faguet.*

Le Goffic, C. et *G. M. Gatti.* La Littérature française au XIXe siècle. Tableau général. 76 portraits. Littérature italienne; 23 portraits, dont 4 hors texte. Paris, Larousse. Petit in-8. Littérature française, 254 p.; Littérature italienne, 94 p.

Lesage. — Essai bibliographique sur les œuvres d'Alain-René Lesage; par *Henri Cordier.* Paris, H. Leclerc. 1910. Petit in-4, 353 p.

Mellin de Saint-Gelays (1490?—1558). Etude sur sa vie et sur ses œuvres (thèse); par l'abbé *H. J. Molinier.* Rodez, impr. Carrère. 1910. In-8, XXXII—616 p. avec grav.

Molière. — *P. Toldo.* L'œuvre de Molière et sa fortune en Italie. Turin, E. Loescher. 1910. 578 S. 8^0^.

Montaigne pamphletaire p. *L. Séché* [In: Rev. de la Renaissance XII, 107—112] (In Veranlassung von Armaingaud *Montaigne pamphletaire, l'énigme du Contr'un.* Paris, Hachette. Vgl. auch *H. Hauser* Revue Critique. 7 juillet 1910. p. 1 ff.].

— *G. H. Monod.* Lâcheté de Montaigne [In: Rev. de la Renaissance XII, 87—91].

— *P. Villey.* Note sur la Bibliothèque de M. [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XVII, 2].

— *L. Kellner.* Shakespeare und Montaigne [In: Deutsche Rundschau. April 1910] (In Veranlassung von *John M. Robertson* Montaigne and Shakespeare, and other Essays on Cognate Question. London 1909).

— *M. Schiff.* La Fille d'alliance de Montaigne : Mademoiselle de Gournay. Paris. H. Champion.

Montesquieu. — *P. Bonnefon.* Quelques inédits de ou sur Montesquieu [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XVII, 2].

Moreau. — *L. Séché* Hégésippe Moreau, à propos du centenaire de sa naissance, d'après des documents inédits [In: Annales Romantiques VII, 1910. S. 81—110].

Musset. — Lettres inédites d'Alfred de Musset [In: Annales Romantiques VII, 1910. S. 111—132].

Nivelle de la Chaussée p. *A. Gazier* [In: Rev. des cours et conférences XVIII, 26].

Pascal, Blaise. Etudes d'histoire morale; par *Victor Giraud.* La Philosophie de Pascal. Une légende de la vie de Pascal : l'accident du pont de Neuilly. Pascal et nos contemporains. Pascal et les [«Pensés». Pascal a-t-il été amoureux? Un nouveau manuscrit du «Discours sur les passions de l'amour». Une héroïne cornélienne: Jacqueline Pascal. L'Evolution religieuse de Pascal. Ouvrage orné d'un portrait de Jacqueline Pascal. Paris, Hachette et Cie. 1910. In-16, VI-336 p. 3 fr. 50.

Piron, sa vie et son œuvre p. P. Chaponnière. Paris, Fontemoing. 7 fr. 50.

Rabelais. — S. oben p. 318 *Moréas.*

— *V. Buonanno.* Fischart e Rabelais [In: Studi di Filologia Moderna III, 1 2].

Rachel. — *V. Thomson* La vie sentimentale de Rachel. Paris, Calmann Lévy. 1 vol. in 18.

— Les derniers jours de Rachel p. *Taverny.* [In: Annales Romantiques VII, 1910. S. 152—155] (Aus: Le Figaro 8 janvier 1910).

Racine et Port-Royal s. oben p. 317 *Brédif.*

— *G. Truc.* Le cas Racine [In: Rev. d'Hist. litt. de la France XVII, 2] (I. Racine à Uzès).

Régnier, H. de, Le Poète et le Romancier p. *H. Berton.* Paris, B. Grasset. 156 S. 16⁰. fr. 2.

Ronsard. — *Cyrille Gabillot.* Le Prieuré de Ronsard [In: La Revue de Paris 15 août 1910].

Rousseau, J. J. s. oben p. 317 *Brédif.*

— Le Centenaire de Jean-Jacques, roman; par *Louis Dumur.* Illustré de 64 dessins par *Gustave Wendt.* Paris, «Mercure de France», 26, rue de Condé. In-16, 171 p. 3 fr. 50.

— Mme d'Épinay et J.-J. Rousseau p. *G. Charlier* [In: la Revue de Belgique. Oct. et nov. 1909].

— *G. Th. Richter* Zu Rousseaus Ehrenrettung [Monatshefte der Comenius-Gesellschaft 19, 3].

— *E. Faguet.* Les ennemis de J.-J. Rousseau [In: le Correspondant 25 avril 1910].

Sainte-Beuve. — *J. Troubat* La salle à manger de Sainte-Beuve. Paris, Mercure de France. 3 fr. 50.

Sales, Fr. de. S. oben p. 317 *Brédif.*

Sand, George; por *Alfonso Séché* y *Julio Bertaut.* 42 retratos y documentos. Versión española de Joaquin Gallardo. Paris, Louis-Michaud. In-16, 190 p. 2 fr. 25. [Vida anecdotica y pintoresca de los grandes escritores.]

— *Gribble* George Sand and her Lovers. London, Nash. 303 S. 8⁰.

— *L. Buis.* Les théories sociales de George Sand. Préface de M. René Doumic. Paris, A. Pedone, 1910. 208 S. 8⁰.

Scarron. — *J. Frank* Scarroniana (zu Paul Scarrons Geburtstag, der anfangs Juli 1910 zum 300. Mal wiederkehrt) [In: Arch. f. n. Sprachen CXXIV, 318—331].

Sévigné, Madame de, par *Emile Faguet.* Paris, Edition d'art et de littérature, en vente à la libr. Nilsson, 7, rue de Lille. In-16, 210 p. avec portraits. [Les Femmes illustres.]

— Lettre inédite d'un gentilhomme de Provence à une dame de Rennes en 1737, au sujet de Mme de Sévigné et du chevalier de Perrin [In: Bulletin histor. et philol. du Comité des travaux hist. et scientif. 1909. S. 267—272].

Simon de Hesdin. S. oben p. 320 *La Sale.*

Staël, Madame de. — *Souriau* Les idées morales de Madame de Staël. Paris Bloud et Cie. 1910. 119 S. 16⁰. [Philosophes et Penseurs].

Urfé H. d'. S. oben p. 318 Mellier.

Viau, Théophile de, p. *E. Faguet.* [In: Rev. d. deux Mondes 15 août 1910.]

Vigny, A. de. S. oben p. 317 *Faguet.*

— *Vigny, A. de* et Brizeux (D'après des documents inédits) p. *E. Dupuy.* [In: Rev. des deux mondes. 15 sept. 1910. S. 325—362].

Voltaire. — S. oben p. 318 *Moréas.*

— *W. Marcus* Choiseul et Voltaire [Progr. des Gymnasiums zu Ratibor. Ratibor 1910].

— *E. Pilon* Un amour de jeunesse de Voltaire [In: Rev. bleue 30 juillet 1910].

7. Ausgaben, Erläuterungsschriften, Übersetzungen.

Cartulaires des abbayes d'Aniane et de Gellone publiés d'après les manuscrits originaux. Cartulaire d'Aniane; par l'abbé *Cassan. E. Meynial.* Tables des noms de personnes et des noms de lieux (2e et dernier fascicule des tables). Montpellier, Impr. générale du Midi. 1910. In-4 à 2 col., p. 549 à 688. 2 fr. 50. [Société archéologique de Montpellier].

Faral, E. Mimes français du XIII[e] siècle (Textes, notices et glossaire). Thèse complémentaire . . . Paris, H. Champion, 1910.

Järnström, Edw. Recueil de Chansons pieuses du XIII[e] siècle. I. Helsinski 1910. 176, IV S. 8⁰ [Annales Academiae Scientiarum Fennicae. Ser. B. Tom. III. No. 1].

Mettensia VI. Chronique et Chartes de l'abbaye de Saint-Mihiel, publiées par *André Lesort.* Paris, C. Klincksieck. 1909. In-8, 146 p. [Mémoires et Documents publiés par la Société nationale des antiquaires de France. Fondation Auguste Prost. Fascicule 1[er].]

Recueil de fabliaux. Corbeil, impr. Crété. Paris, J. Gillequin et C[ie]. In-16, 203 p. [Tous les chefs-d'œuvre de la littérature française].

Shepard, W. P. The weawers' inscription in the Cathedral of Chartres [In: Mod. lang. Notes XXV, 6].

Adamsspiel, das altfranzösische. (Mysterium aus d. 12. Jahrh.) Übers. v. *Elisab. Grahl-Schulze* m. e. Geleitwort v. *Gust. Körting.* (47 S.) 8⁰. Kiel, W. G. Mühlau '10. 0,75 Mk.

Äsop, der lateinische, des Romulus u. die Prosa-Fassungen des Phädrus. Kritischer Text m. Kommentar u. einleit. Untersuchgn. v. Geo. Thiele. (CCXXXVIII, 360 S. m. 2 [1 Doppel-) Taf.) 8⁰. Heidelberg, Carl Winter '10. 20 Mk.

Alexander s. oben p. 316 Hilka.

— Kleine Texte zum Alexanderroman: Commonitorium Palladii, Briefwechsel zwischen Alexander und Dindimus, Brief Alexanders über die Wunder Indiens. Nach der Bamberger Handschrift herausgegeben von *Fr. Pfister.* Heidelberg 1910, C. Winter. [Sammlung vulgärlat. Texte 4.]

Alexis. — *F. Rechnitz* Sur le vers 213 de la *Vie de Saint Alexis* [In: Romania XXXIX, 369 f.].

Andrieu de la Vigne Mystère de Saint-Martin. S. oben p. 316 *Carnaham.*

Arnaut Daniel, Les poésies d', p. p. *R. Lavaud* (suite) [In: Annales du Midi XXII, p. 300—339].

Aucassin und Nicolette von *W. Meyer-Lübke* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXIV, 513—522].

Ballade adressée à Charles VII contre Arthur de Richemont, connétable de France p. p. *G. Raynaud* [In: Bull. de la soc. des anciens textes français 1910 No. 1].

Bonifacio Calvo. — *G. Bertoni* Nuove correzioni ai testi di Bonifacio Calvo [In: Rev. d. l. rom. LIII, 99—100].

Bruyant, J. Le livre du Chastel de Labour. S. oben p. 311.

Commines, s. unten *Villehardouin.*

Deguileville. — *St. L. Galpin* On the sources of Guillaume de Deguileville's Pèlerinage de l'âme [In: Publ. of the Mod. Lang. Assoc. of America XXV, 2. S. 275—308].

Deschamps. — *J. L. Lowes* The Chaucerian 'Merciles Beaute' and three poems of Deschamps. [In: The Mod. Lang. Rev. V, 1. S. 33—39].

Eide. — The Scribe of the Oaths of Strassburg: What was his Nationality? by *John M. Burnam* [In: Romanic Review I, 1].

Étienne de Fougères. — Quelques commentaires sur la plus ancienne Chanson d'États française, le Livre des Manières d'Étienne de Fougères par *Kerstin Hård af Segerstad.* Uppsala, Akademiska Bokhandeln (C. J. Lundström) [Uppsala Universitets Årsskrift 1907. Filosofi, Språkvetenskap och historiska vetenskaper. 1.].

Le *fablel dou Dieu d'Amors* p. p. *I. C. Lecompte* [In: Modern Philologg VIII, 1. July 1910].

Flamenca. — *H. J. Harvitt* A Parallel between *Le Roman de Flamenca* and Dante's *Purgatorio* (IV, 1—13) [In: Romanic Review I, 1].

Folquet de Marseille, Le troubadour. Édition critique précédée d'une étude biographique et littéraire et suivie d'une traduction, d'un commentaire historique, de notes, et d'un glossaire p. *St. Stronski.* Cracovie, Ac. des sciences. XIII, 285 S. 8°.

Froissart, s. unten *Villehardouin.*

Gaucelm Faidit. — *V. Crescini* Canzone francese d'un trovatore provenzale. Padova 1910. [Aus: *Atti* der Academie Padua XXVI].

Gautier de Coincy s. oben p. 311 *P. Meyer* Le salut Notre Dame.

Gilles de Paris. — *H.-Fr. Delaborde* Note sur le Carolinus de Gilles de Paris [In: Mélanges Chatelain (s. oben p. 312) S. 195—203].

Guillebert de Lannoy. — Ballades de Guillebert de Lannoy et de Jean de Werchin p. p. *A. Piaget.* [In: Romania XXXIX, 324—368].

Jean de Werchin. S. oben *Guillebert de Lannoy.*

Joinville, s. unten *Villehardouin.*

La Sale, A. de. Le Petit Jehan de Saintré. Paris, J. Gillequin et Cie. In-16, 239 p. [Tous les chefs-d'œuvre de la littérature française.]

Lettre de Prêtre Jean, s. oben p. 311 P. Meyer.

Mulomedicina Chironis. — Proben aus der sogenannten Mulomedicina Chironis (Buch II und III) hrsgb. von *Max Niedermann.* Heidelberg 1910, C. Winter. [Sammlung vulgärlateinischer Texte, hrsgb. von Heraeus und Morf 3.] (Vgl. oben p. 312 *Löfstedt*).

Ogier le Danois and the Abbey of St. Faro of Meaux by *Barry Cerf* [In: Romanic Review I, 1].

Pathelin. — *Th. E. Oliver*, Some analogues of Maistre Pierre Pathelin. Reprinted from the Journal of American Folk-Lore Vol. XXII. Oct.-Dec. 1909. No. LXXXVI.

Plaintes de la Vierge. — *Artur Långfors* Contributions de la Bibliographie des Plaintes de la Vierge [In: Rev. d. l. rom. LIII, 58—69] (I. Une cinquième traduction française du tractatus de planctu beatae Mariae Virginis; Bibl. nat. fr. 24. 433. II. Une Plainte inédite en douzains. Ms. Cambrai, 812].

Rambaut de Vaqueiras. — *Schultz-Gora.* Über einige Stellen bei R. de V. [In: Zs. f. rom. Phil. XXXIV, 4. S. 458—473].

Raoul de Cambrai. — *J. Acher* Notes sur Raoul de Cambrai [In: Rev. d. l. rom. LIII, 101—160].

Renard. — *H. Class* Auffassung und Darstellung der Tierwelt im franz. Roman de Renard. Diss. Tübingen XIV, 133 S. 8°.

Roland. — Chanson (la) de Roland. Traduction nouvelle d'après les textes originaux. Paris, J. Gillequin et Cie. In-16, 149 p. [Tous les chefs-d'œuvre de la littérature française.]

Seerecht von Oléron. — *Zeller, H. L.* Das Seerecht von Oléron nach der Handschrift Haag O. 154. Diplomatischer Abdruck mit Einleitung, ergänzendem Glossar und einer Handschriftprobe. Berlin, in Kommission bei R. L. Prager 1910. Pr. 1 Mk.

Sept Sages. S. oben p. 312 *Bertoni.*

Giovanni, S. — *G. Bertoni* Una traduzione francese della vita di S. Giovanni [In: Studi romanzi editi a cura die E. Monaci VI].

Tristan. — *G. Schoepperle* The love-potion in *Tristan and Isolt* [In: Romania XXXIX, 277—296].

— *R. Zenker.* Die Tristansage und das persische Epos von Wîs und Râmîn. Erlangen. Junge. [S. A. aus: Rom. Forsch. XXIX, 2].

— *Tristan et Iseult*; par Thomas. Traduit par *Jules Herbomez. Rémy Beaurieux.* Paris, J. Gillequin et Cie. In-16, 107 p. [Tous les chefs-d'œuvre de la littérature française.]

Villehardouin, Froissart, Joinville, Commines. Les Chroniqueurs français. Œuvres choisies. Paris, J. Gillequin et Cie. In-16, 200 p. [Tous les chefs-d'œuvre de la littérature française.]

Wace. — *Ch. Bémont* Wace et la bataille de Hastings. Correction au vers 7816 du *Roman de Rou* [In: Romania XXXIX, 370—373].

Anthologie des écrivains français. Prose (XIXe siècle), 1850-1900, publiée sous la direction de *Gauthier-Ferrières.* T. 1er (1800-1850), 20 portraits, dont 4 hors texte, 19 autographes; t. 2 (1850—1900), 25 portraits, dont 4 hors texte, 20 autographes. Paris, Larousse. 2 vol. petit in-8. T. 1er, 160 p.; t. 2, 152 p. Chaque 1 fr.

Anthologie de prosateurs français contemporains. T. 1er: les Romanciers (1850 à nos jours); par *Georges Pellissier.* Villefranche-de-Rouergue, Sociéte anonyme d'impr. Paris, Delagrave. In-18, XXII—564 p. avec fac-similé. 3 fr. 50. [Collection Pallas.]

B[onnefon] P. A travers les autographes [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XVII, 2. S. 398—401] (Enthält: Un billet de Benjamin Constant. Deux lettres de Marceline Desbordes-Valmore. Les incarnations d'Arsène Houssaye).

Chansonniers (les) gaillards. Anthologie de chansons légères du XVe siècle à nos jours. Choix, préface et notes par Georges Normandy. Illustré de gravures anciennes. Paris, Louis-Michaud. In-16, XI—148 p. 1 fr.

Conteurs galants du XVIIIe siècle. Introduction et notices par Ad. Van Bever. 30 illustrations d'après les estampes de l'époque. Couverture de Géo Dorival. Paris, Louis-Michaud. 1910. In-16. 288 p. 3 fr. 50. [Les Mœurs légères au XVIIIe siècle.]

Extraits des autographes de la Bibliothèque de Reims. Lettres diverses du XVIe au XIXe siècle, suivies du Registre de famille de Simon Deperthes, annotées et publiées par *Henri Jadart.* Reims, L. Michaud. 1910. In-8, 169 p.

Petits (les) Poètes du XVIIIe siècle. J. B. Rousseau. Lefranc de Pompignan. Houdar de La Motte. Bernis. Piron. Saint-Lambert. Thomas. Gresset. Dorat. Lebrun. Ecouchard. Gilbert. Roucher. Paruy. Delille. Moreaux choisis. Paris, J. Gillequin et Cie. In-16, 217 p. [Tous les chefs-d'œuvre de la littérature française.]

Tragœdie des Troades d'Euripide. — S. oben p. 311 *Sturel.*

Asselineau. — Des vers de Charles Asselinean p. *R. Martineau* [In: Annales Romantiques VII, 1910. S. 46—55].

Augier. — Le texte des effrontés (Étude critique) p. *H. Gaillard.* Paris, Grasset, 1910.

Balzac's, Honoré de, menschliche Komödie. 8⁰. Leipzig, Insel-Verlag. Jeder Bd. 4 Mk. 11. Das Chagrinleder. Das unbekannte Meisterwerk. Sarrasine. (Übertr. v. Hedw. Lachmann u. Fel. Paul Greve.) 415 S. 1910.

— Eugénie Grandet. Illustrations de G. Dupuis. Paris, P. Lafitte et Cie. 1910. In-8 à 2 col., 123 p. 95 cent. [Idéal-Bibliothèque. Collection illustrée. No. 14.]

Baudelaire's, Charles, Werke. Deutsche Ausg. v. Max Bruns. V. Bd. 1. u. 3. Tl. (Schluß.) Paralipomena. (Ein Nachtrag zu Bd. I—IV.) Übers. u. hrsg. v. Max Bruns. — Tagebücher. Kritischer Anh. 111 S. u. S. 161—247. 8⁰. Minden, J. C. C. Bruns. 1910. Mk. 1.75.

Beaumarchais. — *A. Seligmann.* „Figaros Hochzeit" von B. und die deutsche Literatur. Sonderabdruck aus dem Jahresberichte des k. k. Staats-Gymnasiums mit deutscher Unterrichtssprache in Troppau. Troppau 1910. 41 S. 8⁰.

— *M. Rouff.* Un opéra politique de Beaumarchais [In: La Révolution française 14 sept. 1910].

— *Aulard, A.* Proscription des pièces anticléricales et du „Mariage de Figaro" en l'an II [In: La Révolution franç. 14. Sept. 1910].

Beyle. — *v. Stendhal-Henry Beyle.* Ausgewählte Werke. Hrsg. von Fr. v. Oppeln-Bronikowski. 8⁰. Jena, E. Diederichs. 4. Bd. Die Äbtissin v. Castro. Renaissance-Novellen. 2. verb. u. erweit. Aufl. Deutsch von Max Frhr. v. Münchhausen u. Fr. v. Oppeln-Bronikowski. (XXXII, 297 S. m. 1 Bildnis.) 1910. Mk. 4.—.

Bossuet, Correspondance de. Nouvelle édition augmentée de lettres inédites et publiée avec des notes et des appendices par *Ch. Urbain* et *L. Levesque.* T. III (1684—1688). Paris, Hachette. Fr. 7.50.

Brieux. — *W. Küchler.* Das französische Theater der Gegenwart IV. Eugène Brieux [In: Germ.-rom. Monatsschrift 1910. S. 484—504].

Chénier, A. — *A. Cherel.* Une source française d'André Chénier: le XIIe livre de „Télémaque" [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. XVII, 2. S. 372 f.].

Coppée. — *A. Snowacki.* Exposé du quatrième état dans les poèmes de Français Coppée [2. Jahresber. des Kgl. Progymnasiums i. E. zu Rybnik O.-S. Schuljahr 1909—1910].

Corneille, P. et le poème „le Champignon" p. *F. Lachèvre* [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. XVII, 3. S. 612 f.].

Cyrano Bergerac, Savinien de. L'autre monde on Histoire comique des états et empires de la lune. Illustrations de Robida. Première publication intégrale d'après le manuscrit 4558 de la Bibliothèque Nationale. Paris, Maurice Bauche [Collection Bauche. Édition illustrée des chefs-d'œuvre de la littérature].

Daudet. — *L. A. Ashleman.* La société française d'après l'Œuvre d'Alphonse Daudet. Thèse pour le doctorat d'Université. Éditions de la „Mutuelle des Auteurs". Paris 1910.

Delille. — *L. Maigron.* Un manuscrit inédit de Remard sur Delille. Remarques sur les „Notes" des „Géorgiques" [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. XVII, 3. S. 620—633 (à suivre)].

Diderot, D. Philosophie. Romans et Contes. Théâtre. Critique d'art. Les Salons. Correspondance. Biographie, bibliographie et notes; par *Charles Simond.* Avec portraits. Paris, Louis Michaud. In-16, XIII-146 p. 1 fr. [Les Prosateurs illustres français et étrangers.]

— *A. Gazier.* Le théâtre de Diderot [Rev. des cours et conférences XVIII, 32].

Flaubert. — Petites notes vétilleuses sur „Madame Bovary" p. *H. L.* [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. XVII, 2. S. 395—397].

— *L. Bertrand.* Les Carnets de Gustave Flaubert [In: Rev. de deux mondes. 15 juillet 1910].

Florian. — Von Florians „*Les deux billets*" zu Goethes „Bürgergeneral". Von *S. Schöppel* [Progr. d. deutschen Staats-Gymnasiums in Laibach 1909].

Fontaines. — *H. Boivin.* Deux pamphlets antiacadémiques de l'Abbé des Fontaines, 1735 [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XVII, 2].

Fontenelle. — *E. Ritter.* Deux lettres de F. [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XVII, 2].

Fontenelle et *Vauvenargues.* — Œuvres choisies de Fontenelle et Vauvenargues. Paris, J. Gillequin et Cie. In-16, 233 p. [Tous les chefs-d'œuvre de la littérature française.]

Garnier, B. — *Georgin, B.* Les imitations de R. Garnier dans la tragédie des „Juives" [In: Rev. d. l. rom. LIII, 70—98].

Gresset. — *A. Gazier.* Le théâtre de Gresset [In: Revue des cours et conférences XVIII, 28].

Guérin (Maurice et Eugénie de). Œuvres choisies. Avec une introduction biographique et critique, des notes bibliographiques, par *Ernest Gaubert.* Paris, Nouvelle libr. nationale, 85, rue de Rennes. 1910. In-16, 359 p. 3 fr. 50.

Heredia, José Maria de, et l'Anthologie grecque p. *E. Zilliacus* [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XVII, 2].

Héroet, A. Œuvres poétiques. Edition critique publiée par *Ferdinand Gohin.* Paris, E. Cornély et Cie. 1909. In-16, LXIX-176 p. 6 fr. [Société des textes français modernes.]

Hugo, V. ,,Torquemada" unter vergleichender Berücksichtigung der übrigen Dramen des Dichters von *Fr. Behr.* Abhandlung zum Jahresberichte des Weimarischen Gymnasiums. Weimar 1910.

— France et Belgique. Alpes et Pyrénées. Voyages et Excursions. Paris, Ollendorff. 1910. Grand in-8, 627 p. avec grav. [Œuvres complètes de Victor Hugo. En voyage. II.]

— La Bible dans Victor Hugo, d'après de nombreux tableaux de concordance; par *Claudius Grillet.* Lyon, E. Vitte. Paris, libr. de la même maison. 1910. In-8, VI-456 p.

Ingres. — *H. Lapauze.* Le roman d'amour de M. Ingres, d'après des documens inédits [In: Rév. des deux Mondes 1er mai 1910].

Lamartine, A. de. Méditations poétiques. Compositions de H. Guinier gravées à l'eau-forte par C. Coppier. Paris, Société des amis des livres. 1910. Grand in-8, 141 p.

— *A. Cherel.* Un souvenir de ,,L'homme des champs" dans les ,,Méditations" [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. XVII, 3. S. 617 f.].

Malezieu. — L',,Iphygénie" de Malezieu p. *P. B.* [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. XVII, 3. S. 581—611].

Marivaux. — *A. Gazier* Le théâtre de Marivaux [In: Rev. des cours et conférences XVIII, 25].

Mercier s. oben p. 317 *Gazier.*

Mérimée, Pr. — *A. Paupe* Seize lettres inédites de Prosper Mérimée à Sutton Sharpe [In: Mercure de France 16 sept. 1910].

Montaigne's, Michel de, gesammelte Schriften. Historisch-kritische Ausg., m. Einleitgn. u. Anmerkgn. unter Zugrundelegg. der Übertragg. v. Joh. Joach. Bode hrsg. v. Otto Flake u. Wilh. Weigand. 5. Bd. Essays III. Buch. 1—9. Kapitel. (341 S.) 8⁰. München, G. Müller '10. 5 Mk.

Montesquieu. Vgl. oben 320.

— Choix de textes et introduction par *Paul Archambault.* Préface de *H. Berthelemy,* 12 grav. et portraits. Paris, Louis-Michaud. In-16, 224 p. 2 fr. [Les Grands Philosophes français et étrangers.]

Musset, A. de. Comédies et Proverbes, T. 1er. Paris, Larousse. Petit in-8, 197 p. 1 fr.

Molière. — *Max J. Wolff.* Die Familie bei Molière [In: German.-roman. Monatsschrift. März 1910].

— *Jaccod, Th.* Les femmes chez Molière étudiées dans la pièce *Les femmes savantes.* Torino, tip. Subalpina 1910. 10 S. 8⁰.

Palissot. S. oben p. 317 *Gazier.*

Perrault, Les Contes de. S. oben p. 317 *Brédif.*

Picard. — S. oben p. 318 *Ott.*

Piron. — *A. Gazier* Le théâtre de Piron [In: Revue des cours et conférences XVIII, 27].

Quinet. — *H. Monin.* Étude critique sur le texte des ,,Lettres d'exil" d'Edgar Quinet (fin) [In: Rev. d'Hist. litt. de la France XVII, 3].

Rabelais. Fac-similé d'un exemplaire de l'édition originale des grandes et inestimables chroniques du grand et énorme géant Gargantua, avec éclaircissements par Seymour de Ricci. Nogent-le-Rotrou, impr. Daupeley-Gouverneur. 1910. In-8, 40 p. [Tirage à part, à 100 exemplaires numérotés.]

Racine. — *Th. Büsch.* Des Euripides Hippolyt und Racines Phädra. Beilage zum Jahresber. des Kgl. Gymnasiums zu Münstereifel 1909/10.

Racine. — *N. M. Bernardin* Le théâtre de Racine: Athalie [Revue des cours et conférences XVIII, 31].

— *C. Latreille.* Une inscription latine de Racine [In: Rev. d'Hist. litt. de la France XVII, 3. S. 614 f.].

Rousseau, J. J. Œuvres complètes. T. 10. Paris, Hachette et Cie. 1910. In-16, 399 p. 1 fr. 25. [Les Principaux Ecrivains français.]

— *A. Schinz.* ,,La profession de foi du Vicaire Savoyard" et le livre ,,De l'Esprit" [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XVII, 2].

— S. oben p. 317 *Gazier.*

Saint-Foix s. oben p. 317 *Gazier.*

Saint-Simon, de. Mémoires complets et authentiques du duc de Saint-Simon sur le siècle de Louis XIV et la Régence, collationnés sur le manuscrit original par *M. Chéruel* et précédés d'une notice par *M. Sainte-Beuve.* T. 4 et 12. Paris, Hachette et Cie. 1910. 2 vol. in-16. T. 4, 478 p.; t. 12, 450 p. Le volume, 1 fr. 25.

Sedaine s. oben p. 317 *Gazier.*

Ségur et ses mémoires par le vicomte *E. Melchior de Vogüé* [In: Rev. des deux Mondes 1er mai 1910].

Staël, Madame de. — Ungedruckte Briefe von Madame de Staël an Fauriel hrsgb. von *Andreas C. Ott* [In: Arch. f. n. Spr. CXXIV, p. 352—356].

Taine. — *A. Albert-Petit* Deux conceptions de l'histoire de la Révolution. Taine et M. Aulard [In: Rev. d. deux mondes 1er sept. 1910].

Tillier, Claude. Belle-Plante et Cornélius. (184 S.) ('10.) [In: Bibliotheca romanica. 112—114].

— Mon oncle Benjamin. Préface de Lucien Descaves. Nouvelle édition, augmentée d'un portrait de Claude Tillier hors texte. Paris, A. Bertout. 1910. In-16, XXIV-283 p. 2 fr. 50.

Vauvenargues, s. oben *Fontenelle.*

Vigny, Note sur un vers de, p. *G. Dalmeyda* [In: Rev. d'Hist. litt. de la France XVII, 3. S. 619].

Villiers de l'Isle-Adam. Tribulat Bonhomet. Deutsch v. Hanns Heinz Evers. (Der gesammelten Werke 3. Bd.) (IV, 266 S.) 8⁰. München, G. Müller '10. 3,50 Mk.

— Geschichten vom Jenseits. Deutsch v. Hanns Heinz Evers. 3. Aufl. (Der gesammelten Werke 2. Bd.) (IV, 301 S.) 8⁰. München, G. Müller '10. 4 Mk.

— Grausame Geschichten. Deutsch v. Hanns Heinz Evers. (Der gesammelten Werke 1. Bd.) 2. Aufl. (IX, 331 S.) 8⁰. München, G. Müller '09. 4 Mk.

Villon. — *Le Pileur, L.* Les maladies de Vénus dans l'œuvre de François Villon avec un document nouvellement interprété. Paris, H. Champion 1910. 16 S. 8. [Extrait du Journal de Médécine de Paris, No. 24. Juin 1910].

— Œuvres. Petit Testament. Grand Testament. Poésies diverses. Le Jargon, ou Jobelin. Notices biographique et bibliographique par *Alphonse Séché*, avec un autographe de François Villon et 7 illustrations. Paris, Louis-Michaud. In-16, XIX-140 p. 1 fr. [Bibliothèque des poètes français et étrangers.]

Voltaire et la Tragédie. S. oben p. 318 *Moréas.*

— Les comédies de Voltaire. S. oben p. 317 *Brédif.*

— *A. Gazier* Les comédies de Voltaire [Rev. des cours. et conférences XVIII, 29].

8. Geschichte und Theorie des Unterrichts.

Aymanns, J. Das Französische im Ersatzunterrichte der Mittelklassen von Gymnasien. Progymnasium Ahrweiler. Neuenahr. (Mit Ersatzunterricht für das Griechische). Ahrweiler 1910.

Baumann. Gedächtnisforschung und Sprachunterricht. (Schluß) [In: Zs. für franz. u. engl. Unterricht. IX, 3. S. 193—211].

Büttner, Herm. Die Muttersprache im neusprachlichen Unterricht. (VIII, 120 S.) gr. 8°. Marburg. N. G Elwerts Verl. '10. 2,50 Mk.

Ehrke, Karl. Mehr Englisch u. Französisch! (IV, 28 S.) 8°. Marburg, N. G. Elwerts Verl. '10. 0,50 Mk.

Faguet, É. La crise du français et l'enseignement littéraire à la Sorbonne [In: Rev. des deux mondes 15 sept. 1910. S. 287—301] (Vgl. zu dem gleichen Thema auch Remy de Gourmont Mercure de France 16 sept. 1910. S. 319—321].

Lederer, M. Über den Bildungswert des neusprachlichen Unterrichts [In: Zs. f. d. Realschulwesen XXXV, 449—458].

Meier, U. Das höhere Schulwesen Deutschlands und Österreichs nach dem Urteile Professor H. Bornecques [In: Neue Jahrbücher 1910 II. S. 409—428].

Stimming, A. Geschichte des Unterrichts in den romanischen Sprachen an der Universität zu Göttingen. Von den Anfängen bis 1908 [In: Roman. Jahresber. X. IV, 116—141].

Stürmer, Fr. Gedanken und Wünsche für die Einrichtung von Schulwörterbüchern [In: Zs. f. die österreich. Gymnasien LXI, 4].

Thiergen, Osc. Methodik des neuphilologischen Unterrichts. 2. Aufl. (VIII, 159 S. m. 4 Abbildgn.) gr. 8°. Leipzig, B. G. Teubner '10. 3 Mk.

Wehrmann, K. Der neusprachliche Unterricht auf der Oberstufe der Oberrealschule. Jahresber. der Städt. Oberrealschule zu Bochum. Bochum 1910.

9. Lehrmittel für den französischen Unterricht.

a) Grammatiken, Übungsbücher etc.

Apy, A. Petite grammaire française pratique. Peu de règles: beaucoup d'exercises. 3. éd., revue et corrigés d'après les données de l'arrêté ministériel du 26. II. 1901, cité aux dernières pages du livre. (64 S.) 8°. Gebweiler, J. Boltze '10. 0,80 Mk.

Augé, C. Deuxième livre de grammaire. Règles. Exceptions. Remarques. Syntaxe. Exemples. Questionnaires. 600 exercices. 200 dictées ou poésies. Analyse grammaticale. Analyse logique. Synonymes. Antonymes. Homonymes. Dérivation. Périphrases. Proverbes, etc. Narrations. Rédactions d'après l'image. Lettres. Livre du maître. Illustré de 170 grav. Paris, Larousse. In-12, 396 p. 2 fr.

— Troisième livre de grammaire. Dérivation. Parties du discours. Analyse. Syntaxe. Réductions. Littérature française. 1400 exercices. 120 grav. Livre de l'élève. Paris, Larousse. In-12, 408 p. 1 fr. 50.

Boerner, Otto. Lehrbuch der französischen Sprache f. höhere Mädchenschulen. Nach den preuß. Bestimmgn. f. das höhere Mädchenschulwesen vom 18. VIII. 1908 völlig neu bearb. v. Schulvorsteherin Margar. Mittell. (Boerners französ. Unterrichtswerk.) III. Tl. Klasse V. Mit 5 ein- und 3 mehrfarb. Taf., 1 Textabbildg., 3 Plänen und Karten sowie 1 Münztaf. (V, 220 S.) 8° Leipzig, B. G. Teubner 1910. 2,40 Mk.

Boerner, Otto. Dasselbe. I. Tl. Klasse VII. 2., fast unveränd. Aufl. (VI, 148 S. m. 8 Abbildgn.) 8⁰. Ebd. 1,40 Mk.

— u. *R. Dinkler*, Lehr- u. Lesebuch der französischen Sprache. Mit besond. Berücksicht. der Übgn. im mündl. u. schriftl. freien Gebrauch der Sprache. Ausg. f. preuß. Mittelschulen, unter Mitarbeit v. *Herm. Heller* neu hrsg. I. Tl. 1. Aufl. der Neubearbeitg. (Boerner's französ. Unterrichtswerk.) (VI, 142 S. m. 3 Abbildgn. u. 1 Vollbild.) 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner '10. 1,50 Mk.

Breuil, E. Leçons illustrées de français (Méthode active et expérimentale). Vocabulaire en action. Grammaire pratique. Orthographe d'usage et d'accord. Préparation à la composition française. Education générale. 120 tableaux. Paris, Larousse. Petit in-8, 192 p. 1 fr. 20.

Buckeley, Jos. Prüfungs-Aufgaben f. das Lehramt der neueren Sprachen in Bayern. II. Tl.: Diktate u. Übersetzgn. aus den fremden Sprachen Gesammelt u. hrsg. (III, 117 S.) 8⁰. Nürnberg, C. Koch ('10). 1,50 Mk.

Caleb, R. Praktischer Lehrgang der französischen Geschäftssprache und Einführung in die französische Handelskorrespondenz zum Gebrauch an Handelsschulen und zum Selbstunterricht für Kaufleute. Berlin u. Leipzig. Walther Rothschild 1910. IV, 438 S. 8⁰.

Cours intermédiaire d'orthographe, ou Dictées et Exercices en rapport avec l'Extrait de la grammaire française; par Une réunion de professeurs. Tours, Mame et fils. Paris, libr. Vᵉ C. Poussielgue; chez les principaux libr. In-12, 196 p. [Collection d'ouvrages classiques rédigés en cours gradués conformément aux programmes officiels.]

Dubislav, Geo u. *Boek, Paul.* Methodischer Lehrgang der französischen Sprache f. höhere Lehranstalten. Französisches Übungsbuch. Ausg. A. Für Sekunda u. Prima der Gymnasien, sowie f. Obertertia u. Sekunda der Realprogymnasien. Mit 1 Karte von Frankreich u. 1 Plane von Paris (in Farbdr.). VIII, 139 S. 8⁰. Berlin, Weidmann. 1910. Mk. 1.80.

— dasselbe. Ausg. A. u. B. Für Sekunda u. Prima der Gymnasien, sowie f. Obertertia, Sekunda u. Prima der Realgymnasien. Mit 1 Karte von Frankreich u. 1 Plan von Paris (in Farbdr.). 2. verb. und verm. Aufl. XI, 286 S. 8⁰. Ebd. 1910.

Ducotterd-Stehling. Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache. Für höhere Mädchenschulen auf Grund der Bestimmungen vom 18. August und 12. Dezember 1908 bearbeitet von *Wilhelm Gall.* Teil I: Klasse VII. Fünfte, der Neubearbeitung erste Auflage. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1910. Mk. 1.80.

Ducotterds Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache. Vollständig neu bearbeitet von *J. Stehling.* Teil I, 1. Vierte, der Neubearbeitung erste Auflage. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1910. Geb. Mk. 1.80.

Duval, P., E. Brémond et *D. Moustier.* Grammaire et Composition française. Cours moyen et supérieur. Paris, E. André fils. 1910. In-8, 255 p. avec grav. Cartonné, 1 fr. 50. [Le Français à l'école primaire.]

Fetter, Joh. u. *Ullrich, Karl.* La France et les Français. Lehrgang der französ. Sprache f. Mädchenlyzeen u. verwandte Lehranstalten. 1. Tl. Mit 9 Abbild. u. 1 farb. Karte von Frankreich. 4., umgearb. Aufl. von Fetter u. Alscher, französ. Übungs- u. Lesebuch für Mädchenlyzeen I. V, 119 S. Gr. 8⁰. Wien, A. Pichlers Wwe & Sohn. 1910. Mk. 1.40.

Irmer, K. Lehrbuch der französischen Sprache f. Mittelschulen und verwandte Anstalten. Nach den „Bestimmungen über die Neuordnung des Mittelschulwesens in Preußen" vom 3. II. 1910 abgef. I. Tl.: Klassen V und IV (resp. III u. II). XII, 133 S. mit 7 Abbildungen. 8⁰. Flensburg, A. Westphalen. 1910. Mk. 1.60.

Johannesson, Max. Französisches Übungsbuch. Mittelstufe. 2. Tl.: Übungsstoff. 2. (erweit.) Aufl. (XVI, 151 S. gr. 8⁰. Berlin, E. S. Mittler & Sohn 1910. Mk. 2.25.

Kittkewitz, Geo. L'apprenti. Französisches Lehrbuch f. Handels-, Gewerbe-, Bürger- u. kaufmänn. Fortbildungsschulen. Ausg. A in 2 Tln. I. Tl. 3. Aufl. 112 S. 8⁰. Leipzig, F. Hirt & Sohn. 1910. Mk. 1.—.

Kühn, K., Thiel, R. u. *Schwarzhaupt, W.* Lehrbuch der französischen Sprache f. Mittelschulen. 2 Tle. 8⁰. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Mk. 3.80. 1. Tl. 2. Aufl. Bearb. nach den Lehrplänen f. Mittelschulen vom 3. II. 1910. XXII, 195 S. 1910. Mk. 2.00. — II. Tl. X, 167 S. 1910. Mk. 1.80.

Kühne, H. Französisches Wiederholungsbuch im Anschluß an Ploetz-Kares, Elementarbuch. 2. Aufl. VIII, 100 S. 8⁰. Berlin, H. A. Herbig. 1910. Mk. 1.30.

Lagarde, Louis, Ozanne, Fernand, Pommeret, Léon. Conversations françaises de la vie pratique. La visite — Le déjeuner — En wagon A l'hôtel. Disque pour gramophones. 3 S. gr. 8⁰. Stuttgart, W. Violet. 1910. Mk. —.10.

— Französische Gespräche aus dem täglichen Leben. En wagon — Le déjeuner — La visite — A l'hôtel. Auf einer Sprechmaschinenplatte gesprochen. Text m. Aussprachebezeichnung der Methode Schliemann und deutscher Übertragung. 7 S. gr. 8⁰. Stuttgart, W. Violet. 1910. Mk. —.10.

Langenscheidts Sprachführer. Toussaint-Langenscheidt, der kleine. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonet. System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Französisch. Zur schnellsten Aneignung der Umgangssprache durch Selbstunterricht. Reisesprachführer, Konversationsbuch, Grammatik und Wörterbuch, Gespräche, auch zur Anwendung f. Sprechmaschinen. Verf. von Lyz.-Prof. A. Gornay. (VII, CCCXX, 218 und 284 S. m. farb. Karte u. farb. Münztaf.) kl. 8⁰. Berlin-Schöneberg, Langenscheidts Verlag. 1910. Geb. Mk. 3.—.

Leçons de langue française; par Une réunion de professeurs. Cours élémentaire. Tours, A. Mame et fils. Paris, Ve C. Poussielgue et chez les principaux libr. In-12, 148 p. [Collection d'ouvrages classiques rédigés en cours gradués, conformément aux programmes officiels.]

Le Bihan, J. Premier livre du cours pratique de Français, Grammaire, conversation, correspondance. Praktischer französ. Kursus. Grammatik, Konversation, Korrespondenz. XI, 89 S. kl. 8⁰. Berlin, O. Dreyer. 1910. Mk. 1.50.

Maynial, E. Cent sujets de narrations françaises à l'usage de l'enseignement secondaire. Premier cycle. Saint-Cloud, impr. Belin frères. Paris, libr. de la même maison. 1910. In-12, 72 p. 75 cent.

Morgenroth, Eduard. Die Stammformen der französischen Verben. 31 S. gr. 8⁰. Berlin, Weidmann. 1910. Mk. —.60.

Oberländer, Siegm., u. *Werner, Alex.* Lehrbuch der französischen Sprache f. Realschulen u. Realgymnasien. II. Tl. 3., nach den neuen Lehrplänen umgearb. Aufl. 137 S. 8⁰. Wien, F. Tempsky. 1910. Mk. 2.20.

Peltier, C. et *Gay, P. H.* Cours de langue française à l'usage des écoles primaires élémentaires. Cours moyen et supérieur. Grammaire et Exercices préparatoires à la composition française, Lectures, Dictées et Récitations, Sujets de composition et Descriptions sur images. Livre du maître. Paris, C. Delagrave. Petit in-8, 266 p. 2 fr. 80.

Ploetz, Karl. Voyage à Paris. Sprachführer f. Deutsche in Frankreich. Praktisches Handbuch der französ. Umgangssprache. 18. verm. und verb. Aufl., bearb. von Rich. Ploetz, u. D. Gust. Ploetz. VIII, 175 S. kl. 8⁰. Berlin, F. A. Herbig. 1910. Mk. 1.30.

b) Literaturgeschichte, Realien, Schulausgaben, Lesebücher.

Bornecque, Henri et *Benno Röttgers.* Commentaire littéraire du Recueil de morceaux choisis d'auteurs français. Livre de lecture consacré plus spécialement au XIXme siècle et destiné à l'enseignement inductif de la littérature française moderne et contemporaine. 2. éd., revue et corrigée. IV, 154 S. 8⁰. Berlin, Weidmann. 1910. Mk. 3.80.

— La France d'aujourd'hui. 258 S. m. 101 Abbild., 2 farb. Karten, 1 Plan u. 1 Münztaf. 8⁰. Vienne 1910. Wien, F. Tempsky. — Leipzig, G. Freytag. Mk. 4.—.

Boewe, Heinr. et *Aug. Delauney.* Manuel de lectures courantes. 116 S. 8⁰. Leipzig, Dürrsche Buchh. 1910. Mk. 1.40.

Engwer, Thdr. Impressions de France. 40 S. m. Abbildgn. 8⁰. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1910. Mk. —.60.

Gerhards französische Schulausgaben. k. 8⁰. Leipzig, R. Gerhard. Nr. 25. Mariéton, Paul. La terre provençale. Journal de route. Für das ganze deutsche Sprachgebiet allein berechtigte Schulausgabe von *Hans Weiske.* 1. Tl.: Notices biographiques et littéraires. Text. Anmerkungen. VIII, 144 S. m. 1 Karte. 1910. Geb. 1.70; 2. Tl. Wörterbuch. 48 S. Mk. —.50.

Juranville, Mlle C. et *Mme P. Berger.* Le Bagage littéraire de la jeune fille. Livre de lecture (cours supérieur). Ouvrage comprenant: 1⁰ les pages les plus remarquables de nos grands écrivains, toutes commentées et analysées: 2⁰ de nombreux morceaux choisis, chefs-d'œuvre de notre littérature, groupes par genres et présentant de curieuses monographies. 168 grav. Ouvrage adopté pour les écoles publiques du département de la Seine. Paris, Larousse. In-12, 387 p. 1 fr. 50.

Littérature, la, par les textes. Collection publiée par H. Matthey et P. Roches. 3 Nrn. 8⁰. Basel, Helbing & Lichtenhahn. Mk. 1.50. Nr. 1. Montesquieu: Pages choisies. 42 S. 1910. Mk. —.40. Nr. 2 Voltaire: Pages choisies. 60 S. 1910. Mk. —.60. Nr. 3: Rousseau, J. J.: Pages choisies. 51 S. 1910. Mk. —.50.

Metzger, Fr. und *Ganzmann, O.* Lehrbuch der französischen Sprache auf Grundlage der Handlung und des Erlebnisses. Unter Mitwirkung von *K. Martin.* Mit Zeichnungen von *Hellmut Eichrodt.* Ausgabe B. Für Bürger-, Töchterschulen (Mittelschulen) und erweiterte Volksschulen. 1. Stufe (für das 1. und 2. Jahr). Sechste, durchgesehene Auflage. Berlin, Reuther & Reichard 1910. Geb. 1,60 Mk.

Morceaux choisis des auteurs français des XVIe, XVIIe, XVIIIe et XIXe siècles. Premier cycle (Section A); par *Gustave Chatel.* Avec une préface de *Gabriel Compayré,* notices biographiques et bibliographiques, notes et questionnaires. Paris, H. Paulin et Cie. 1910. In-18 jésus, CVIII-641 p. 4 fr.

Schriftsteller, englische u. französische, der neueren Zeit. Für Schule u. Haus hrsg. v. J. Klapperich. (Neue Aufl.) 8⁰. Berlin, C. Flemming. 15. Bdchn. Lebrun, A. Quinze jours à Paris. Für den Schulgebrauch hrsg. v. Dr. Philipp Rossmann. Mit 10 Abbildgn. u. 1 Plan v. Paris. 4., verb. Aufl. (VII, 85 S.) '10. Geb. 1,50 Mk.

Schulbibliothek, französische u. englische. Hrsg. v. Otto E. A. Dickmann. Reihe B. Wörterbuch. 8⁰. Leipzig, Renger. 22. Bd. Augier et Sandeau: Le gendre de Monsieur Poirier. Wörterbuch. (24 S.) ('10.) 0,25 Mk. 164. Bd. Pressensé, Mad. E. Rosa. Im Auszuge f. den Schulgebrauch bearb. v. Mädchensch.-Dir. *E. Kluth.* Autoris. Ausg. (VII, 112 S.) '10. Geb. 1,20 Mk.

— französischer u. englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit. Mit besond. Berücksicht. der Fordergn. der neuen Lehrpläne hrsg. v. L. Bahlsen u. J. Hengesbach. I. Abtlg.: Französische Schriften. (Neue Aufl.) 8⁰. Berlin, Weidmann. 44. Bdchn. Gade, Heinr. Histoire de France. II: Depuis l'avènement de Henri IV jusqu'à nos jours (1589—1871.) Für den Schulgebrauch bearb. u. m. Anmerkgn. hersg. 2. verb. Aufl. (VIII, 127 S.) '10. Geb. 1,40 Mk.

— dasselbe. Wörterbücher. 8⁰. Ebd. 48. Bdchn. L'Empire 1805 bis 1809. L'Allemagne Napoléonienne. Zusammengestellt v. Thdr. Haas. (46 S.) '10. 0,40 Mk.

— dasselbe. (Neue Aufl.) 8⁰. Ebd. 40. Bdchn. Conteurs contemporains. Zusammengestellt v. J. Hengesbach. 3. Aufl. (52 S.) '10. 0,40 Mk.

Schülerbibliothek, französische. I. Serie. kl. 8⁰. Paderborn, F. Schöningh. 11. Bdchn. Courville, Ctesse L. de: Amitiés d'enfants. Mit Anmerkgn. (u. Wörterbuch) zum Schulgebrauch versehen v. F. Mersmann. (85, 21 u. 20 S.) ('10.) 1,20 Mk. 12. Bdchn. Petri, H.: Prose célèbre du XIXe siècle. (VIII, 271 S.) ('10.) 1,80 Mk.

Textausgaben französischer und englischer Schriftsteller für den Schulgebrauch. Dresden, Verlag von Gerhard Kühtmann 1910. Einsprachige (Reform) Ausgabe No. 7. L'éloquence française depuis la Révolution jusqu'à nos jours. Édition classique publiés avec des notices et des notes par *F. J. Wershoven* et *J. Jouchoux.*

Weidmannsche Sammlung französischer und englischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1910. Auswahl aus *Alfred de Musset.* Mit biographischer Einleitung und Anmerkungen versehen von *F. W. Bernhardt.* Mit einem Porträt.







